gegenüber wagte Lord Granville nicht, mit Gambetta allein zu gehen, zumal dessen chauvinistische Neigungen ihm bekannt waren, das Prestige desselben bedenklich erschüttert war und Niemand wissen konnte, wie lange er Minister bleiben würde. Er lehnte daher dessen Vorschlag ab, den er selbst später erfolglos wiederholt hat, und dies war weit mehr als der Eigensinn, mit dem Gambetta nochmals auf dem scrutin de liste bestand, der Grund seines raschen Falles. Mit seinem Nachfolger Freycinet trat die vollendete Planlosigkeit ein, er führte das Parlament nicht, sondern wollte nur dessen gehorsamer Diener sein, er erklärte in der Kammer, Frankreich müsse seine privilegirte Stellung in Aegypten aufrecht halten und kein französisches Ministerium könne einer bewaffneten Intervention der Pforte zustimmen; wenige Wochen nachher aber empfahl er dieselbe mit den anderen Mächten. Als er dann durch Say und Ferry gedrängt, wenigstens soweit auf Englands Antrag einer gemeinsamen Intervention einzugehen Willens schien, daß er einen Credit von 10 Mill. Frs. forderte, um den Suezcanal zu besetzen, benutzte der Haß Gambetta's und Clemenceau's diese Gelegenheit ihn zu stürzen, und so hatte der französische Parlamentarismus es richtig dahin gebracht, Frankreich in Aegypten auszustreichen und England, das dringend um seine Mitwirkung nachsuchte, aber schließlich durch den Druck des öffentlichen Unwillens über Gladstone's Politik gezwungen war, allein zu handeln, zum Gebieter Aegyptens zu machen. Bisher hatte dort ein westmächtliches Condominium bestanden, das England einseitig weder aufheben konnte noch wollte; Frankreich selbst entband es seinen Verpflichtungen, indem die Parteiintriguen über die Staatsinteressen siegten. Hätte Frankreich sich auch nur mit dem kleinsten Contingent an der ägyptischen Intervention betheiligt, so hätte England stets mit ihm rechnen müssen und konnte keinen Schritt zur Reorganisation ohne seine Zustimmung thun; statt dessen haben die französischen Führer England gezeigt, daß mit einem Lande eine Allianz unmöglich ist, in dem zufolge persönlicher Nebenbuhlereien die Ministerien kaleidoskopisch wechseln. Und während so Frankreich eine wichtige Stellung aufgab, die Niemand ihm streitig machte und Englands Achtung verscherzte, stürzte es sich gleich darauf in Tonkin und Madagascar in Abenteuer, welche es mit den Interessen Englands derart in Conflict bringen, daß auch den franzosenfreundlichsten aller englischen Ministerien es unmöglich ist, seinen Sympathien zu folgen. Fürst Bismarck aber ließ, als er Englands Entschluß, zu handeln, sah, dasselbe nicht nur ruhig gewähren, sondern hat ihm auch bei den Verhandlungen mit der Pforte nach Kräften geholfen und ist unschuldig an der wohlfeilen und thörichten Entrüstung, welche mehrere deutsche Blätter gegen Englands Vorgehen in Scene setzten. Ihn beschäftigten damals freilich andere Fragen mehr; der italienische Minister-Präsident Depretis zeigte im Herbste 1881 mehr Neigung, sich an Gambetta anzuschließen, als Deutschland lieb sein konnte und zugleich auffallende Nachsicht gegen die Agitationen der Irredentisten. Hier schien, wenn nicht ein kalter Wasserstrahl, doch eine abkühlende Warnung angezeigt; zunächst äußerten sich Graf Andrassy und Hr. v. Kallay, sicher nicht ohne Inspiration von Berlin, in der ungarischen Delegation (6. Novbr.) ziemlich unhöflich über Italien, schossen dabei freilich so über das Maß hinaus, daß Graf Andrassy sich damit nur um die Nachfolger-

schaft des plötzlich verstorbenen Baron Haymerle brachte, da Kaiser Franz Joseph derartige Aeußerungen unmittelbar nach dem Besuch des italienischen Königspaares in Wien als eine Verletzung des Gastrechts empfand. Sodann aber äußerte der Kanzler selbst in seiner Rede vom 29. November sich dahin, daß in Italien der Schwerpunkt von Ministerium zu Ministerium immer mehr nach links geglitten sei, so daß er, ohne ins republikanische Gebiet zu fallen, nicht mehr weiter nach links fallen könne. Endlich fand im December die „Post" plötzlich angezeigt, die Frage der Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes zu erörtern, dessen gegenwärtige Stellung unerträglich sei; es war auch die Rede davon, demselben den bischöflichen Palast in Fulda zur Verfügung zu stellen. Schwerlich nahm die Curie diese Plänkeleien des „unabhängigen aber ergebenen" Blattes ernsthaft und verspürte sicher noch weniger Lust, das Exil von Avignon in der alten Bonifaciusstadt zu erneuern; aber die unangenehmen Dinge, die so der italienischen Regierung gesagt waren, wurden doch ebenso beifällig im Vatican aufgenommen, als sie peinlich im Quirinal berührten. Depretis fühlte, daß der Kanzler Italien doch sehr unbequem werden konnte, und änderte seine Haltung demgemäß; sobald somit die beabsichtigte Wirkung erzielt war, traf eine Depesche an Hrn. v. Keudell ein, welche die Auslegung bestätigte, die der Minister Mancini jenen Aeußerungen des Kanzlers vom 29. November gegeben und bemerkte, daß Niemand an Deutschlands Sympathien für Italien und dessen erlauchtes, dem deutschen so befreundetes Herrscherhaus zweifeln könne.

Nachfolger des am 10. October 1881 plötzlich gestorbenen auswärtigen Ministers Baron Haymerle war der österreichische Botschafter am russischen Hofe Graf Kalnoky geworden, derselbe, der in einer durch Indiscretion im „Egyetertes" veröffentlichten Depesche vom 15. September aus Petersburg gemeldet hatte, daß bei der Danziger Begegnung „die Weisheit und unerwartete Mäßigung der Sprache des Fürsten Bismarck sowohl auf den Czar wie auf Hrn. v. Giers einen guten Eindruck gemacht, und sie darüber beruhigt, daß er nach keiner Richtung andere als friedliche Absichten verfolge". Dasselbe ungarische Blatt brachte den Wortlaut eines überaus herzlichen Telegramms des Czaren an Kaiser Franz Joseph mit dem Schluß: „Ich bin sehr glücklich gewesen, den Kaiser Wilhelm wiederzusehen, unsern verehrten Freund, mit dem uns gemeinsame Bande der herzlichsten Zuneigung verknüpfen". Die österreichische deutsch-freundliche Presse folgerte hieraus eine Verschiebung der Beziehungen der drei Kaiserreiche und dem Grafen Kalnoky, der in Petersburg persona grata war, wurde die Neigung zugeschrieben, mit Rußland selbständig nähere Fühlung zu suchen. Derselbe hat dies sowie jede Trübung des deutsch-österreichischen Einvernehmens in der ungarischen Delegation in Abrede gestellt, jedenfalls fand der Kanzler für eine mögliche Eventualität dieser Art das richtige Correctiv in dem Eintritt Italiens in das österreichisch-deutsche Bündniß, nachdem Depretis und Mancini sich immer freundlicher zu Deutschland gestellt hatten und auf dessen Rath auch die Theilnahme an der englischen Intervention in Aegypten ablehnten. Hinter Oesterreich gestellt, hinderte Italien dieses, zurückzuweichen und deckt andererseits in der Eventualität eines Conflicts seine Flanken; denn Oesterreich kann im Orient nicht vorgehen, ohne der Neutralität Italiens sicher zu sein. In einem Kampfe, der seine ganze Kraft in An-

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band XXXVIII.

(Januar — Februar — März 1884.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Louis Jenke's Buchh. — Boston, Carl Schoenhof. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchh. — Budapest, C. Grill's Hofbuchh. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Sotschek & Co. — Capstadt, J. H. Rose. Michaelis & Braun. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Philipp K. Theobald. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Konstantinopel, Lorentz & Keil. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — Liverpool, Charles Scholl. — London, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Gutthoff'sche Buchhandlung. — Neapel, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, W. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — Petersburg, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandl. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Reval, Ferd. Wassermann. — Riga, J. Deubner. R. Kymmel's Buchh. — Rio de Janeiro, H. Laemmert & Co. — Rom. Loescher & Co. — Rotterdam, W. J. van Hengel. — San Francisco, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Wilhelm Frick. H. Manz. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Inhalts-Verzeichniß

zum

Achtunddreißigsten Bande (Januar — März 1884).

(Fortsetzung umstehend.)

Die Hochzeit des Mönchs.

Novelle

von

Conrad Ferdinand Meyer.

(Schluß.)

„Während die mindern Glocken in Padua die Vesper läuteten, versammelte sich, was von den zwölf Geschlechtern übrig geblieben war, in dem Festsaale der Vicedomini: Männer, Edelweiber, Jünglinge und Signorine, den Eintritt des Hausherrn erwartend. Der Saal hatte gleiche Länge, Tiefe und Höhe, doch die Balken seiner Decke trugen Säulen von ungleicher Herkunft und aus verschiedenen Jahrhunderten, die einen von plumper und barbarischer Mache, andere von reiner, andere von entarteter Kunst. Ein leises Geschwätz lief um. Die Männer beredeten ernst und gründlich die politische Seite der Vermählung zweier großer städtischer Geschlechter. Die Jünglinge scherzten unter der Stimme über den heirathenden Mönch. Die Frauen bekreuzten sich, trotz dem Breve des Papstes, vor dem Sacrilegium, welches nur die von knospenden Töchtern umringten Matronen milder beurtheilten, mit dem Zwang der Umstände entschuldigten oder aus der Herzensgüte des Mönches erklärten. Die Mädchen waren lauter Erwartung.

Die Anwesenheit der Olympia Canossa erregte Verwunderung und Unbehagen, denn sie war in auffallendem, fast königlichem Staate, als ob ihr bei der bevorstehenden Feier eine Hauptrolle zustünde, und redete mit unheimlicher Zungenfertigkeit in Antiope hinein, welche die Mutter auf alle Weise zu beschwichtigen suchte. Madonna Olympia hatte sich schon auf den Treppen gewaltig geärgert, wo sie — Herr Burcardo beschäftigte sich eben mit dem Empfange zweier anderer hoher Herrschaften — von Gocciola, der eine neue rothe Kappe mit silbernen Schellen in der Hand hielt, ehrfürchtig willkommen geheißen wurde. Jetzt mit den Andern im Kreise stehend, belästigte oder ängstigte sie durch ihr maßloses Geberdenspiel ihre Standesgenossen. Mit Augenwinken und Kinnheben wurde auf die Aermste gedeutet. Keiner hätte sie an des Mönches Statt geladen und Jeder machte sich darauf gefaßt, sie werde diesem einen ihrer Streiche spielen.

Burcardo meldete den Hausherrn. Astorre hatte sich von den Germanen leicht losgemacht, war auf die Brücke zurückgeeilt, ohne dort den Ring noch die Frauen mehr zu finden, und davon beunruhigt, obschon im Grunde nur der Zufall anzuklagen war, hatte er in der ihm bis zur Vesper bleibenden Stunde den Entschluß gefaßt, in Zukunft immerdar überlegt und besonnen zu handeln. Mit diesem Vorsatze trat er in den Saal und in die Mitte der Versammelten. Der Druck der auf ihn gerichteten Aufmerksamkeit und die so zu sagen in der Luft fühlbaren Formen und Forderungen der Gesellschaft belehrten den weltunkundigen und lautern Menschen ohnehin, daß er nicht die Wirklichkeit der Dinge sagen dürfe, nackt und energisch und mitunter häßlich wie sie ist, sondern ihr eine gemilderte und gefällige Gestalt geben müsse. So hielt er sich unwillkürlich in der Mitte zwischen Wahrheit und schönem Schein und redete untadelig.

„Herrschaften und Standesbrüder," begann er, „der Tod hat eine reiche Ernte unter uns Vicedomini gehalten. Wie ich in Schwarz gekleidet vor Euch stehe, trage ich Trauer um den Vater, drei Brüder und drei Neffen. Daß ich, von der Kirche freigelassen, den Wunsch eines sterbenden Vaters, in Sohn und Enkel fortzuleben, nach" — hier verhüllte sich seine Stimme — „ernster Erwägung und gewissenhafter Prüfung vor Gott, nicht glaubte ungewährt lassen zu dürfen, dieses werdet Ihr verschieden beurtheilen, billigend oder tadelnd, nach der Gerechtigkeit oder Milde, die Euch innewohnt. Darüber aber werdet Ihr einig gehen, daß es mir bei meiner Vergangenheit nicht angestanden hätte zu zaudern und zu wählen, und daß hier nur das Nächstliegende und Ungesuchte Gott gefällig sein konnte. Wer aber stand mir näher, als die schon mit mir durch die trostlose Trauer um meinen letzten Bruder vereinigte jungfräuliche Wittib desselben? Dergestalt ergriff ich über einem frommen Sterbebette diese Hand, wie ich sie jetzt ergreife" — er führte Diana, welche sich bei Vater und Bruder hielt, in die Mitte — „und ihr den Trauring um den Finger lege." So that er. Der Ring paßte. Diana that dasselbe, indem sie dem Mönch einen goldenen Reif anlegte. „Es ist der meiner Mutter," sagte sie, „die ein wahrhaftes und gehorsames Weib war. Ich gebe Dir einen Ring, der Treue gehalten hat." Ein feierlich gemurmelter Glückwunsch aller Anwesenden beschloß die ernste Handlung, und der alte Pizzaguerra, ein würdiger Greis — denn der Geiz ist ein reinliches Laster und läßt zu Jahren kommen — weinte die übliche Thräne.

Madonna Olympia sah ihr Traumschloß auflodern und brennen mit sinkenden Säulen und krachenden Balken. Sie that einen Schritt vorwärts, als wolle sie ihre Augen überführen, daß sie sich betrügen, dann einen zweiten in wachsender Wildheit, und jetzt stand sie dicht vor dem Ehepaare, die grauen Haare gesträubt, und ihre rasenden Worte rannten und stürzten, wie ein Volk in Aufruhr.

„Elender!" schrie sie. „Gegen Deinen Ring an dem Finger dieser Diana zeugt dieser andere und zuerst gegebene." Sie riß Antiope, welche ihr in Herzensangst, mit den flehendsten Geberden gefolgt war, hinter sich hervor und hob die Hand des Mädchens. „Diesen Ring hier hast Du meinem Kinde heute vor nicht einer Viertelstunde auf der Brücke bei dem Florentiner an den Finger gestreift!" So hatte ihr eine falsch spielende Einbildungskraft den Vorgang verkleidet und

verwandelt. „Ruchloser Mensch! Ehebrecherischer Mönch! Oeffnet sich die Erde nicht, Dich zu verschlingen? Hängt den Bruder Pförtner, der im Rausche schnarchte und Dich Deiner Zelle entspringen ließ! Deinen Lüsten wolltest Du fröhnen, aber Du durftest Dir eine andere Beute wählen, als eine ungerecht verfolgte, rathlose Wittib und eine unbeschützte Waise!"

Die Marmordiele öffnete sich nicht und in den Blicken der Umstehenden las die Unglückliche, die einem gerechten Mutterzorne arme und schwache Worte zu geben glaubte, den hellen Hohn oder ein Mitleid anderer Art, als sie es zu finden hoffte. Sie vernahm hinter sich das verständlich geflüsterte Wort: „Närrin!" und ihr Zorn schlug in ein wahnsinniges Gelächter um. „Ei, seht mir einmal den Thoren," hohnlachte sie, „der so dumm zwischen diesen Beiden wählen konnte! Ich mache Euch zu Richtern, Herrschaften, und Jeden, der Augen im Kopfe hat. Hier das herzige Köpfchen, die schwellende Jugend" — das Uebrige vergaß ich," unterbrach sich Dante — „aber ich weiß Eines: alle Jünglinge im Saale Vicedominis — und mehr als einer unter ihnen mochte locker leben — alle Jünglinge, die enthaltsamen und die es nicht waren, wendeten Ohr und Auge ab von den empörenden Worten und Halbgeberden einer Mutter, welche Zucht und Scham unter die Füße trat vor dem Kinde, das sie geboren, und dieses preisgab wie eine Kupplerin.

Alle im Saale bemitleideten Antiope. Nur Diana, so wenig sie an der Treue des Mönchs zweifelte, empfand ich weiß nicht welchen dumpfen Groll über die ihrem Bräutigam frech gezeigte Schönheit.

Antiope mochte es verschuldet haben dadurch, daß sie den unseligen Reif am Finger behielt, um die sich selbst bethörende Mutter nicht zu reizen, in dem Glauben, diese werde, durch die Wirklichkeit enttäuscht, aus dem Hochmuth, nach ihrer Art, in plötzlichen Kleinmuth verfallen und es bei ein paar gemurmelten Worten und rollenden Augen bewenden lassen. Oder dann hatte Antiope selbst eine Fingerspitze in den sprudelnden Märchenbrunnen getaucht. Wäre ihre Erkiesung durch den Mönch wunderbarer gewesen, als ein gebrochenes ewiges Gelübde?

Jetzt erlitt sie die grausamste Strafe. Soweit es eine zügellose Rede vermag, beraubte sie die eigene Mutter der schützenden Hüllen.

Eine dunkle Röthe und dann eine noch dunklere fuhr ihr über Stirn und Nacken. Darauf begann sie in der allgemeinen Stille bitterlich zu weinen.

Selbst die graue Mänade lauschte bestürzt. Dann zuckte ihr ein entsetzlicher Schmerz über das Gesicht und verdoppelte ihre Wuth. „Und diese Andere!" Sie zeigte auf Diana. „Dieses kaum aus dem Rohen gehauene breite Stück Marmor! Diese verpfuschte Riesin, die Gott Vater stümperte, als er noch Gesell war und kneten lernte! Pfui über den plumpen Leib ohne Leben und Seele! Wer hätte ihr auch eine gespendet? Die Bastardin ihre Mutter? Die stupide Orsola? Oder der dürre Knicker dort? Nur widerstrebend hat er ihr ein karges Almosen von Seele verabfolgt!"

Der alte Vicedomini blieb gelassen. Mit dem klaren Verstande der Geizigen vergaß er nicht, wen er vor sich hatte. Seine Tochter Diana aber vergaß es. Schon über die Vergleichung ihres großen Wuchses mit dem schlankern Antiope's unmuthig, schwer unmuthig, zog sie die Brauen zusammen. Jetzt verlor sie das

Kaltblut, da die Närrin ihre Eltern ins Spiel zog, ihr die Mutter im Grabe beschimpfte, ihr den anwesenden Vater, dem sie in möglicher Ehrerbietung zugethan war, an den Pranger stellte. Ein jäher Zorn packte und übermannte sie.

„Hündin!" schrie sie, ballte die Faust und schlug — in Antiope's Angesicht; denn das verzweifelnde und beherzte Mädchen hatte sich unversehens zwischen Diana und die Mutter gedrängt. Antiope stieß einen Jammerlaut aus, der den Saal und alle Herzen erschütterte.

Nun drehte sich das Rad in dem Kopfe der Thörin vollständig um. Die höchste Wuth ging unter in unsäglichem Jammer. „Sie haben mir mein Kind geschlagen!" stöhnte sie, fiel schluchzend auf die Kniee und rief: „Gibt es keinen Gott mehr im Himmel?"

Jetzt war das Maß voll. Es wäre schon früher überlaufen, hätte sich das Unheil nicht rascher begeben, als mein Mund es erzählte; so rasch, daß weder der Mönch noch der nahestehende Germano den gewaltthätigen Arm Diana's ergreifen und aufhalten konnten. Ascanio umschlang die Thörin, ein anderer Jüngling faßte sie bei den Füßen, die sich kaum Sträubende wurde fortgetragen, in ihre Sänfte gehoben und von den Zweien nach Hause begleitet.

Noch stunden sich Diana und Antiope gegenüber, eine bleicher als die andere, Diana reuig und zerknirscht nach schnell verrauchtem Jähzorn, Antiope nach Worten ringend; sie konnte nur nicht stammeln, sie bewegte lautlos die Lippen.

Wenn jetzt der Mönch Antiope's Hand ergriff, um der von seinem verlobten Weibe Mißhandelten das Geleite zu geben, so erfüllte er damit nur eine ritterliche und die gastwirthliche Pflicht. Alle fanden es selbstverständlich. Besonders Diana mußte wünschen, das Opfer ihrer rohen Handlung aus den Augen zu verlieren. Auch sie entfernte sich dann mit Vater und Bruder. Die versammelten Gäste aber hielten es für das Zarteste, gleichfalls bis auf die letzte Ferse zu verschwinden.

Es klingelte unter dem mit Amarellen und Cyperwein bestellten Kredenztisch. Eine Narrenkappe kam zum Vorschein und Gocciola kroch auf allen Vieren aus seinem leckern Verstecke hervor. Alles war köstlich verlaufen nach seiner Ansicht; denn er hatte jetzt die volle Freiheit, wie sie ihm sonst nicht zu Theil geworden wäre, Amarellen zu naschen und ein Gläschen um das andere zu leeren. So vergnügte er sich eine Weile, bis er nahende Schritte vernahm. Er wollte entwischen, aber einen Blick nach dem Störer werfend, erachtete er jede Flucht für unnöthig. Es war der Mönch, der zurückkehrte, und der Mönch war ebenso frohlockend und ebenso berauscht wie er; denn der Mönch —"

„— liebte Antiope," unterbrach den Erzähler die Verwandte des Fürsten mit einem krampfhaften Gelächter.

„Du sagst es, Herrin, er liebte Antiope," wiederholte Dante in tragischem Tone.

„Natürlich!" „Wie anders?" „Es mußte so kommen!" „So geht es gewöhnlich!" scholl es dem Erzähler aus dem ganzen Hörerkreise entgegen.

„Sachte, Jünglinge," murrte Dante. „Nein, so geht es nicht gewöhnlich. Meinet Ihr denn, eine Liebe mit voller Hingabe des Lebens und der Seele sei etwas Alltägliches, und glaubet wohl gar, so geliebt zu haben oder zu lieben? Enttäuschet Euch! Jeder spricht von Geistererscheinungen, doch Wenige haben

derlei gesehen. Ich will Euch dafür einen unverwerflichen Zeugen bringen. Es schleppt sich hier im Hause ein modisches Märenbuch herum. Darin mit vorsichtigen Fingern blätternd, habe ich unter vielem Wuste ein wahres Wort gefunden. „Liebe," heißt es an einer Stelle, „ist selten und nimmt meistens ein schlimmes Ende." Dieses hatte Dante ernst gesprochen. Dann ging er in einen spottenden Ton über. „Da Ihr alle in der Liebe so ausgelernt und bewandert seid und es überdies mir nicht dienen kann, einen von der Leidenschaft überwältigten Jüngling aus meinem zahnlosen Munde reden zu lassen, überspringe ich das verrätherische Selbstgespräch, das der zurückkehrende Astorre mit sich führte, und sage kurz: als es der verständige Ascanio belauschte, erschrak er und predigte ihm Vernunft."

„Wirst Du Deine rührende Fabel so kläglich verstümmeln, mein Dante?" wendete sich die Verwandte des Fürsten leidenschaftlich gegen den Florentiner. „Laß den Mönch reden, daß wir theilnehmend erfahren, wie er sich abwendete von einer Rohen zu einer Zarten, einer Kalten zu einer Fühlenden, von einem steinernen zu einem schlagenden Herzen —"

„Ja, Florentiner," unterbrach die Fürstin in tiefer Bewegung und mit dunkel erröthender Wange, „laß Deinen Mönch reden, damit wir staunend vernehmen, wie es kommen konnte, daß Astorre, so unerfahren und täuschbar er war, ein edles Weib verrieth für eine Verschmitzte — hast Du nicht gemerkt, Dante, daß Antiope eine Verschmitzte ist? Du kennst die Weiber wenig! In Wahrheit, ich sage Dir" — sie hob den kräftig gebildeten Arm und ballte die Marmorfaust — „auch ich hätte geschlagen, nicht die arme Thörin, sondern wissentlich die Arglistige, die sich um jeden Preis vor das Angesicht des Mönches bringen wollte!" Und sie führte den Schlag in die Luft.

Cangrande, welcher die zwei Frauen, denen er jetzt gegenüber saß, nicht aufhörte zu betrachten, bewunderte seine Fürstin und freute sich ihrer Leidenschaft. In diesem Augenblicke fand er sie unvergleichlich schöner, als die kleinere und zarte Nebenbuhlerin, welche er ihr gegeben hatte, denn das Höchste und Tiefste der Empfindung erreicht seinen Ausdruck nur in einem kräftigen Körper und in einer starken Seele.

Dante für sein Theil lächelte zum ersten und einzigen Mal an diesem Abende, da er die beiden Frauen so heftig auf der Schaukel seines Märchens sich wiegen sah. Er brachte es sogar zu einer Neckerei. „Herrinnen," sagte er, „was verlangt Ihr von mir? Selbstgespräch ist unvernünftig. Hat je ein weiser Mann mit sich selbst gesprochen?"

Nun erhob sich aus dem Halbdunkel ein muthwilliger Lockenkopf und ein Edelknabe, der hinter irgend einem Sessel oder einer Schleppe kauernd in traulichem Verstecke mochte gelauscht haben, rief herzhaft: „Großer Meister, wie wenig Du Dich kennst oder zu kennen vorgibst! Wisse, Dante, Niemand spricht geläufiger mit sich selbst als Du, in dem Grade, daß Du, mit Dir plaudernd, nicht nur uns dumme Buben übersiehst, sondern selbst das Schöne dicht an Dir vorübergehen lässest, ohne es zu begrüßen."

„Wirklich?" sagte Dante. „Wo war das? Wo und wann?"

„Nun, vorgestern auf der Etschbrücke," lächelte der Knabe. „Du lehntest

am Geländer. Da ging die reizende Lucrezia Nani an Dir vorüber, Deine Toga streifend. Wir Knaben folgten ihr bewundernd, und ihr entgegen schritten zwei feurige Kriegsleute, nach einem Blicke aus ihren sanften Augen haschend. Sie aber suchte die Deinigen: denn nicht Jeder hat mit heiler Haut in der Hölle gelustwandelt! Du, Meister, betrachtetest eine rollende Welle, welche in der Mitte der Etsch daherfuhr, und murmeltest etwas."

„Ich ließ das Meer grüßen. Die Woge war schöner als das Mädchen. Doch zurück zu den zwei Thoren! Horch, sie sprechen mit einander! Bei allen Musen aber, fortan unterbreche mich Keiner mehr, sonst findet uns Mitternacht noch am Märchenherde.

Als der Mönch, der Antiope heimgeführt, seinen Saal wieder betrat — doch ich vergaß zu sagen, daß er Ascanio nicht begegnete, obwohl dieser mit der Sänfte, und Madonna Olympia darin, denselben Weg gemacht hatte. Denn der Neffe, nachdem er die gänzlich Vernichtete ihrer Dienerschaft übergeben, eilte zu seinem Ohm dem Tyrannen, um diesem frisch aus dem Ofen Alles und Jedes zu erzählen. Er hinterbrachte Ezzelin lieber eine tolle Stadtgeschichte als einen staatsgefährlichen Anschlag.

Ich weiß nicht, ob der Mönch so wohlgestaltet war, wie der Spötter Ascanio ihn genannt hatte. Aber ich sehe ihn, der wie der blühendste Jüngling schreitet. Mit beflügelten Füßen durchschwebt er den Saal, als trüge ihn Zephyr oder führte ihn Iris. Seine Augen sind voller Sonne und er murmelt Laute aus der Sprache der Seligen. Gocciola, der viel Cyperwein geschluckt hatte, fühlte sich gleichfalls beherzt und verjüngt. Auch unter seinen Sohlen löste sich der Marmorboden in weißes Gewölk auf. Er verspürte einen unbesiegbaren Durst, das Gemurmel auf den frischen Lippen Astorre's, wie man sich über eine Quelle beugt, zu belauschen, und begann neben demselben die Länge des Saales zu durchmessen, bald mit gespreizten, bald mit hüpfenden Schritten, das Narrenscepter unter dem Arme.

„Dasselbe zärtliche Haupt, das sich für den Vater bot, hat sich auch für die Mutter geboten und gegeben!" lispelte Astorre. „Das schamhafte! Wie es brannte! Das geschlagene! Wie es aufschrie! Das mißhandelte! Wie es wehklagte! Hat es mich je verlassen, seit es auf dem Blocke lag? Es folgte mir geistig. Es begleitete mich allgegenwärtig, schwebte in meinem Gebete, strahlte in meiner Zelle, bettete sich auf mein Kissen! Lag das herzige Haupt nicht neben dem des heiligen Paulus —"

„Des heiligen Paulus?" kicherte das Tröpfchen.

„Des heiligen Paulus auf unserm Altarbilde —"

„Mit dem schwarzen Kraushaar und dem ziegelrothen Halse und dem beilschwingenden Römer daneben?" Gocciola verrichtete bei den Franciscanern zeitweilig seine Andacht.

Der Mönch nickte. „Sah ich lange hin, so regte sich der Arm des Römers, das Beil zuckte, siehe, darunter lag das schmale, dünne Hälschen und ich erbebte. Habe ich es nicht dem Prior gebeichtet?"

„Und was sagte der Prior?" examinirte Gocciola.

„Mein Sohn," sagte er, „was Du sahest, war ein vorausgeeiltes Kind des

himmlischen Triumphzuges. Fürchte nichts! Dem ambrosischen Hälschen geschieht kein Leid!"

„Aber," reizte der böse Narr, „das Kind ist gewachsen, so hoch!" Er hob die Hand. Dann mit dem Zeigefinger einen weiblichen Wuchs in die Luft zeichnend, senkte er sie und hielt sie über dem Boden. „Und die Kutte Euer Herrlichkeit," grinste er, „liegt so tief!"

Das Gemeine konnte den Mönch nicht berühren. Ein schöpferisches Feuer war aus der Hand Antiope's in die seinige hinübergeronnen und begann, zuerst zart und sanft, dann immer wärmer und schärfer brennend, in seinen Adern zu fließen. „Gepriesen sei Gott Vater," frohlockte er plötzlich, „der Mann und Weib geschaffen hat!"

„Die Heva?" fragte der Narr.

„Die Antiope!" antwortete der Mönch.

„Und die Andere? die Große? Was fängst Du mit der an? Schickst Du sie betteln?" Und Gocciola wischte sich die Augen.

„Welche Andere?" fragte der Mönch. „Gibt es ein Weib, das nicht Antiope wäre?"

Dies war selbst dem Narren zu stark. Er glotzte den Mönch verblüfft an, wurde aber von einer Faust am Kragen gepackt, gegen die Pforte geschleppt und auf den Flur gesetzt. Dieselbe Hand legte sich dann auf Astorre's Schulter.

„Erwache, Traumwandler!" redete der zurückgekehrte Ascanio, welcher die letzte schwärmerische Rede des Mönches belauscht hatte. Er zog den Verzückten auf eine Fensterbank nieder, heftete fest Augen auf Augen, und: „Astorre, Du bist von Sinnen!" rief er ihn an.

Dieser wich zuerst den prüfenden Blicken wie geblendet aus, dann begegnete er ihnen mit den seinigen, die noch voller Jubel waren, um sie schen niederzuschlagen. „Wunderst Du Dich?" sagte er dann.

„So wenig als über das Lodern einer Flamme," versetzte Ascanio. „Aber da Du kein blindes Element, sondern eine Vernunft und ein Wille bist, so tritt die Flamme aus, sonst frißt sie Dich und ganz Padua. Muß Dir das Weltkind Gebot und Gesetz predigen? Du bist vermählt! So redet dieser Ring an Deinem Finger. Wenn Du, wie erst Dein Gelübde, jetzt Dein Verlöbniß brichst, brichst Du Sitte, Pflicht, Ehre und den Stadtfrieden. Wenn Du Dir den Pfeil des blinden Gottes nicht rasch und heldenmüthig aus dem Herzen ziehst, ermordet er Dich, Antiope und noch ein paar Andere, wen es gerade treffen wird. Astorre! Astorre!"

Ascanio's muthwillige Lippen erstaunten über die großen und ernsten Worte, welche er in seiner Herzensangst ihnen zu reden gab. „Dein Name, Astorre," sagte er dann halb scherzend, „schmettert wie eine Tuba und ruft Dich zum Kampfe gegen Dich selbst!"

Astorre ermannte sich. „Man hat mir ein Philtrum gegeben!" rief er aus. „Ich rase, ich bin ein Wahnsinniger! Ascanio, ich gebe Dir Macht über mich, feßle mich!"

„An Dianen will ich Dich fesseln," sagte Ascanio. „Folge mir, daß wir sie suchen!"

„War es nicht Diana, die Antiope schlug?“ fragte der Mönch.

„Das hast Du geträumt! Du hast Alles geträumt! Du warst Deiner Sinne nicht mächtig! Komm! Ich beschwöre Dich! Ich befehle es Dir! Ich ergreife und führe Dich!“

Wenn Ascanio dem Mönche die Wirklichkeit ausreden wollte, so brachte sie ihm der klirrende Schritt des nahenden Germano zum Bewußtsein. Mit einem entschlossenen Gesichte trat der Bruder Dianens vor den Mönch und faßte seine Hand. „Ein gestörtes Fest, Schwager!“ sagte er. „Die Schwester schickt mich — ich lüge, sie schickt mich nicht. Denn sie hat sich in ihre Kammer eingeschlossen und drinnen flennt sie und verflucht ihren Jähzorn — heute ersaufen wir in Weiberthränen! Sie liebt Dich, nur bringt sie es nicht über die Lippen — es ist in der Familie: ich kann es auch nicht. An Dir hat sie keinen Augenblick gezweifelt. Es ist einfach: Du hast irgendwo einen Ring verschleudert — wenn es der Deinige war, den die kleine Canossa — wie heißt sie doch? richtig: die Antiope! — am Finger trug. Die närrische Mutter fand ihn und hat daraus ihr Märchen gesponnen. Antiope ist natürlich an alledem unschuldig wie ein neugeborenes Kind — wer es anders meint, hat es mit mir zu thun!“

„Wahrlich nicht ich!“ rief Astorre. „Antiope ist rein wie der Himmel! Der Ring wurde von einem Zufall gerollt!“ und er erzählte mit fliegenden Worten.

„Aber auch der Schwester, die zufuhr, darfst Du es nicht anrechnen, Astorre,“ versicherte Germano. „Ihr schoß das Blut zu Haupte, sie sah nicht, wen sie vor sich hatte. Sie glaubte die Närrin zu treffen, die ihr die Eltern verhunzte, und schlug die liebe Unschuld. Diese aber muß vor Gott und Menschen wieder zu Ehren und Würden gezogen werden. Laß das meine Sache sein, Schwager! Ich bin der Bruder. Es ist einfach.“

„Du sagst immer dasselbe und bleibst doch dunkel, Germano! Was gibst Du, wie vergütest Du es der Aermsten?“ fragte Ascanio.

„Es ist einfach,“ wiederholte Germano. „Ich biete Antiope Canossa meine Hand und mache sie zu meinem Weibe.“

Ascanio griff sich an die Stirn. Die Ueberraschung betäubte ihn. Als er dann aber, schnell sich besinnend, näher zusah, fand er das heroische Mittel gar nicht so übel; doch warf er einen geängstigten Blick auf den Mönch. Dieser, seiner selbst wieder mächtig, hielt sich mäuschenstille und lauschte aufmerksam. Das Ehrgefühl des Kriegers scholl wie ein heller Ruf durch die Wildniß seiner Seele.

„So treffe ich zwei Fliegen mit einem Schlage, Schwager,“ erläuterte Germano. „Das Mädchen wird in ihren Züchten und Ehren hergestellt. Den möchte ich sehen, der hinter meinem Weibe flüsterte! Dann stifte ich Frieden zwischen Euch Eheleuten. Diana braucht sich nicht länger vor Dir und sich selbst zu schämen und ist daneben von ihrem Jähzorne gründlich geheilt. Ich sage Dir: sie ist davon genesen, zeitlebens!“

Astorre drückte ihm die Hand. „Du bist brav!“ betonte er. Der gute Wille, seine Lust, ob sie himmlisch oder irdisch sei, tapfer zu überwinden, erstarkte in dem Mönche. Doch dieser Wille war nicht frei und diese Tugend nicht selbstlos; denn sie klammerte sich an einen gefährlichen Sophismus: nicht anders als ich selbst eine Ungeliebte umarmen werde, tröstete sich Astorre, wird auch

Antiope von einem Manne sich umfangen lassen, welcher sie kurzerdinge gefreit, um das Unrecht einer Schwester gut zu machen. Wir verzichten Alle! Entsagung und Kasteiung in der Welt wie im Kloster!

„Was geschehen muß, verschiebe ich nicht," drängte Germano. „Sonst würde sie sich schlummerlos wälzen." Ich weiß nicht, meinte er Diana oder Antiope. „Schwager, Du begleitest mich als Zeuge: ich thue es in den Formen."

„Nein, nein!" schrie Ascanio erschreckt. „Nicht Astorre! Nimm mich!"

Germano schüttelte den Kopf. „Ascanio, mein Freund," sagte er, „dazu eignest Du Dich nicht. Du bist kein ernsthafter Zeuge in Ehesachen! Auch wird der Mönch, mein Schwager, es nicht sich nehmen lassen, für mich zu werben. Es ist ja zum großen Theile seine eigene Angelegenheit. Nicht wahr, Astorre?" Dieser nickte. „So bereite Dich, Schwager. Mache Dich hübsch! Hänge Dir eine Kette um!"

„Und," scherzte Ascanio gezwungen, „wenn Du über den Hof gehst, tauche den Kopf in den Brunnen! Du selbst aber, Germano, trägst Panzer? So kriegerisch? Schickt sich das zur Freite?"

„Ich bin lange nicht aus den Riemen gekommen und sie kleiden mich. Was betrachtest Du mich von Kopf zu Füßen, Ascanio?"

„Ich frage mich, woher dieser Gepanzerte seine Sicherheit nimmt, nicht mitsammt der Sturmleiter seiner plötzlichen Werbung in den Graben geworfen zu werden?"

„Das kann nicht in Frage kommen," versetzte Germano seelenruhig. „Wird sich eine Beschämte und Geschlagene einem Ritter verweigern? Da wäre sie eine noch größere Närrin als ihre Mutter. Das ist doch sonnenklar, Ascanio. Komm, Astorre."

Während der Zurückbleibende mit verschlungenen Armen diese neue Wendung der Dinge bedachte, zweifelnd, ob dieselbe auf einen grünen Spielplatz blühender Kinder seiner Jugendfreunde, oder auf ein Camposanto führe, schritten diese den nicht langen Weg zu dem Palaste Canossa.

Der wolkenlose Tag verglomm in einem reinglühenden Abendgolde, und horch! es läutete Ave. Der Mönch sprach innerlich seine Gewohnheitsgebete und sein etwas erhöht liegendes Kloster verlängerte zufällig das vertraute Geläute um ein paar friedlich wehmüthige Schläge, welchen die andern Stadtglocken den Luftraum nicht länger streitig machten. Auch der Mönch wurde des allgemeinen Friedens theilhaft.

Da traf sein Blick das Gesicht des Freundes und ruhte auf den wetterharten Zügen. Sie waren hell und freudig, von erfüllter Pflicht ohne Zweifel, aber doch auch von dem unbewußten oder unbewachten Glück, unter dem von Ehre geschwellten Segel einer ritterlichen Handlung den Port einer seligen Insel zu erreichen. „Die süße Unschuld!" seufzte der Krieger.

Rasend schnell begriff der Mönch, daß der Bruder Dianens sich selbst täuschte, wenn er sich für uneigennützig hielt, daß Germano Antiope zu lieben begann und sein Nebenbuhler war. Seine Brust empfand einen scharfen Biß, dann einen zweiten noch schärfern, daß er hätte aufschreien mögen. Und jetzt wühlte und wimmelte schon ein ganzes Nest grimmiger Schlangen in seinem Busen. Herrschaften, Gott möge uns Alle, Männer und Weiber, vor der Eifersucht behüten!

Sie ist die qualvollste der Peinen, und wer sie leidet, ist unseliger als meine Verdammten!

Mit verzogenem Gesichte und gepreßtem Herzen folgte der Mönch dem selbstbewußten Freier die Treppen des erreichten Palastes hinauf. Dieser stand leer und verwahrlost. Madonna Olympia mochte sich eingeschlossen haben. Kein Gesinde und alle Thüren offen. Sie durchschritten ungemeldet eine Reihe schon dunkelnder Gemächer: vor der Schwelle der letzten Kammer verhielten sie sich stille, denn die junge Antiope saß am Fenster.

Sein in den Umriß eines Kleeblattes endigender Bogen war voller Abendglorie, welche die liebreizende Gestalt im Halbkreise von Brust zu Nacken umfing. Ihre gezauste Haarkrone ähnelte den Spitzen eines Dornenkranzes und die schmachtenden Lippen schlürften den Himmel. Das geschlagene Mädchen lag müde unter dem Druck der erduldeten Schande, mit zugefallenen Augendeckeln und erschlafften Armen; aber in der Stille ihres Herzens frohlockte sie und pries ihre Schmach, denn diese hatte sie mit Astorre auf ewig vereinigt.

Und entzündet sich nicht heute noch und bis ans Ende der Tage aus tiefstem Mitleide höchste Liebe? Wer widersteht dem Anblicke des Schönen, wenn es ungerecht leidet? Ich lästere nicht und kenne die Unterschiede, aber auch das Göttliche wurde geschlagen und wir küssen seine Striemen und Wunden.

Antiope grübelte nicht, ob Astorre sie liebe. Sie wußte es. Da war kein Zweifel. Sie war davon überzeugter als von den Athemzügen ihrer Brust und den Schlägen ihres Herzens. Keine Silbe hatte sie mit Astorre gewechselt vom ersten Schritt des Weges an, den sie zusammengingen. Die Hände hielten sich nicht fester beim letzten: sie verwuchsen, ohne sich zu drücken. Sie durchdrangen sich, wie zwei leichte geistige Flammen, und waren doch beim Scheiden wie die Wurzel aus der Erde kaum auseinander zu lösen.

Antiope vergriff sich an fremdem Eigenthum und beging Raub an Dianen fast in Unschuld, denn sie hatte weder Gewissen mehr noch auch nur Selbstbewußtsein. Padua, das mit seinen Thürmen vor ihr lag, Mutter, des Mönches Verlöbniß, Diana, die ganze Erde, alles war vernichtet: nichts als der Abgrund des Himmels, und dieser gefüllt mit Licht und Liebe.

Astorre hatte von der ersten zur letzten Stufe der Treppe mit sich gerungen und meinte den Sieg erkämpft zu haben. Ich werde das Opfer vollbringen, prahlte er gegen sich selbst, und Germano bei seiner Werbung zur Seite stehen. Auf dem obersten Tritte rief er noch alle seine Heiligen an, voraus Sanct Franciscus, den Meister der Selbstüberwindung. Er griff in die Brust und glaubte, durch den himmlischen Beistand stark wie Herkules, die Schlangen erwürgt zu haben. Aber der Heilige mit den vier Wundmalen hatte sich abgewendet von dem untreuen Jünger, der seinen Strick und seine Kutte verschmähte.

Der daneben stehende Germano entwarf indessen seine Rede, konnte aber nicht über die zwei Argumente hinauskommen, welche ihm gleich anfänglich eingeleuchtet hatten. Uebrigens war er guten Muthes — hatte er doch schon öfter im Reiterkampfe seine Germanen angeredet — und fürchtete sich nicht vor einem Mädchen. Nur das Warten ertrug er ebensowenig als vor der Schlacht. Er klirrte leis mit dem Schwert an den Panzer.

Antiope schrak zusammen, blickte hin, erhob sich rasch und stand, den Rücken gegen das Fenster gewendet, mit dunkelndem Antlitz den sich im Dämmerlichte vor ihr verbeugenden Männern gegenüber.

„Sei getrost, Antiope Canossa!" redete Germano. „Ich bringe Dir diesen mit, Astorre Vicedomini, welchen sie den Mönch nennen, den Gatten meiner Schwester Diana, als gültigen Zeugen: siehe, ich bin gekommen, Dich — ohne Vater wie Du bist und bei einer solchen Mutter — von Dir selbst zum Weibe zu begehren. Meine Schwester hat sich gegen Dich vergangen" — er sträubte sich, ein stärkeres Wort zu brauchen und damit Dianen, die er verehrte, preiszugeben — „und ich, der Bruder, bin da, gut zu machen, was die Schwester schlecht gemacht hat. Du an meiner und Diana an der Hand Astorre's, so Euch entgegenkommend, werdet Ihr Weiber Euch leicht versöhnen."

Der athemlos lauschende Mönch stieß sich an dieser rohen Gleichstellung der Schlagenden und der Geschlagenen, der Schuldigen und der Schuldlosen — oder krümmte sich eine Natter? „Germano, so wirbt man nicht!" raunte er dem Gepanzerten zu.

Dieser vernahm es und da zugleich die dunkle Antiope mäuschenstille blieb, verstimmte er sich. Er fühlte, daß er weicher reden sollte, und sprach barscher. „Ohne Vater und mit einer solchen Mutter," wiederholte er, „bedürfet Ihr einer männlichen Hut! Das konntet Ihr heute lernen, junge Herrin. Ihr werdet nicht zum andern Male vor ganz Padua beschämt und geschlagen werden wollen! Gebet Euch mir, wie Ihr seid, und ich schirme Euch vom Wirbel zur Zehe!" Offenbar dachte Germano an seinen Panzer.

Astorre fand diese Werbung von empörender Härte: Germano, so schien ihm, behandelte Antiope wie eine Kriegsgefangene — oder zischte die Schlange? „So wirbt man nicht, Germano!" keuchte er. Dieser wendete sich halb. „Wenn Du es besser verstehest," sagte er verdrießlich, „wirb Du für mich, Schwager." Er trat raumgebend bei Seite.

Da näherte sich Astorre, das Knie gebogen, hob die Hände mit sich einander berührenden Fingerspitzen und seine flehenden Blicke befragten das dunkle Haupt auf dem blassen Goldgrunde. „Findet Liebe Worte?" stammelte er. . . . Dämmerung und Schweigen . . .

Endlich lispelte Antiope: „Für wen wirbst Du, Astorre?" „Für diesen hier, meinen Bruder Germano," preßte er hervor. Da barg sie das Antlitz mit den Händen.

Jetzt ging Germano die Geduld aus. „Ich werde deutsch mit ihr reden," grollte er, und: „Kurz und gut, Antiope Canossa," ließ er das Mädchen rauh an, „wirst Du mein Weib oder nicht?"

Antiope schaukelte das kleine Haupt sanft und sachte, aber trotz der wachsenden Nacht mit deutlicher Verneinung.

„Ich habe meinen Korb," sprach Germano trocken. „Komm, Schwager!" und er verließ den Saal mit eben so festen Schritten, als er ihn betreten hatte. Der Mönch aber folgte ihm nicht.

Astorre verharrte in seiner flehenden Stellung. Dann ergriff er, selbst zitternd, Antiope's zitternde Hände und löste sie von dem Antlitz. Welcher

Mund den andern suchte, weiß ich nicht, denn die Kammer war völlig finster geworden.

Auch wurde es darin so stille, daß, wäre ihr Ohr nicht voll stürmischen Jubels und seliger Chöre gewesen, die Liebenden leicht die in einem anstoßenden Gelasse unter der Stimme gemurmelten Sätze einer Seelenmesse hätten vernehmen können. Das verhielt sich so: neben Antiope's Kammer, einige Stufen tiefer, lag die Hauskapelle, und heute jährte sich zum dritten Male der Tod des Grafen Canossa.

Ebenso wenig hatten sie die schlurfenden Pantoffeln der Madonna Olympia vernommen, welche die Tochter gesucht hatte und nun bei dem spärlichen Scheine der Hausleuchte, die sie in der Hand trug, das Liebespaar still und aufmerksam betrachtete. Daß die frechste Lüge einer ausschweifenden Einbildungskraft vor ihren Augen in diesen zärtlich verschlungenen Gestalten zu That und Wahrheit wurde, darüber wunderte sich Madonna Olympia nicht; aber, es sei der Thörin zum Lobe gesagt, ebenso wenig kostete sie einen Genuß der Rache. Sie weidete sich nicht an dem der gewaltthätigen Diana bevorstehenden bittern Leiden, sondern es überwog die einfache Zärtlichkeit und mütterliche Freude, ihr Kind zu seinem Preise gewerthet, begehrt und geliebt zu sehen.

Da jetzt, von einem scharfen Strahl aus ihrer Leuchte getroffen, die Beiden verwundert aufblickten, fragte sie mit einer weichen und natürlichen Stimme: „Astorre Vicedomini, liebst Du die Antiope Canossa?"

„Ueber Alles, Madonna!" antwortete der Mönch.

„Und vertheidigst sie?"

„Gegen eine Welt!" rief Astorre verwegen.

„So ist es recht," begütigte sie, „aber nicht wahr, Du meinst es redlich? Du verstoßest sie nicht, wie Dianen? Du närrst mich nicht? Du machst eine arme Thörin, wie sie mich nennen, nicht unglücklich? Du lässest mein Kindchen nicht wieder zu Schanden kommen? Du suchst keine Ausflüchte noch Aufschübe? Du gibst den Augen die Gewißheit und führst die Antiope gleich, als ein frommer Christ und wackerer Edelmann, zum Altar? Auch hast Du nicht weit nach dem Pfaffen zu gehen. Hörst Du es murmeln? Da unten kniet einer."

Und sie öffnete eine niedrige Thür, hinter welcher ein paar steile Stufen in das häusliche Heiligthum hinabführten. Astorre wagte einen Blick: unter dem plumpen Gewölbe vor einem kleinen Altar bei dem ungewissen Lichte weniger Kerzen wurde Messe gelesen von einem Barfüßer, welcher ihm an Alter und Gestalt nicht unähnlich war und auch die Kutte und den Strick des heiligen Franciscus trug.

Ich glaube, daß dieser Barfüßer hier und gerade zu dieser Stunde durch göttliche Schickung knieen und murmeln mußte, um Astorre zum letzten Male zu erschrecken und zu warnen. Doch in seinen lodernden Adern wurde die Arznei zum Gifte. Da er die Verkörperung seines Klosterlebens erblickte, kam ein trotziger Geist des Frevels und der Sicherheit über ihn. „Mit gleichen Füßen habe ich über mein erstes Gelübde weggesetzt," lachte er innerlich, „und siehe, die Schranke verflüchtigte sich unter meinem Sprunge — warum nicht die zweite, dritte, vierte? Meine Heiligen haben mich unterliegen lassen! Vielleicht retten

und beschützen sie den Sünder!" Der Verwildernde bemächtigte sich Antiope's und trug sie mehr, als daß er sie führte, die Stufen hinunter; Madonna Olympia aber, die sich nach einem kurzen lichten Momente wieder verwirrte, schlug hinter dem Mönch und ihrem Kinde die schwere Thüre zu, wie hinter einem gelungenen Fange, einer gehaschten Beute, und lauschte durch das Schlüsselloch.

Was sie sah, bleibt ungewiß. Nach der Meinung des Volkes hätte Astorre den Barfüßer mit gezogenem Schwerte bedroht und vergewaltigt. Das ist unmöglich, denn Astorre hat niemals mehr den Leib mit einem Schwerte gegürtet. Der Wahrheit näher mag es kommen, daß der Barfüßer — traurig zu sagen — ein schlechter Mönch war und der Beutel unter seine Kutte wanderte, den Astorre zu sich gesteckt hatte, da er die Ringe kaufen ging.

Daß sich aber der Priester anfänglich gesperrt hat, daß die zwei Mönche mit einander rangen, daß das schwere Gewölbe eine häßliche Scene verbarg — solches lese ich in dem gequälten und verzerrten Gesichte der Lauscherin. Donna Olympia verstand, daß da unten ein Frevel begangen wurde, und daß sie als die Anstifterin und Mitschuldige desselben der Strenge des Gesetzes oder der Rache einer Verrathenen sich preisgebe, und da sich heute die Hinrichtung des Grafen ihres Gemahles jährte, glaubte sie auch ihr thörichtes Haupt dem Beile unrettbar verfallen. Sie wähnte den leisen Tritt Ezzelins zu vernehmen: da floh sie und schrie: „Hilfe! Mörder!"

Die Geängstigte stürzte auf den Flur und an das in den engen innern Hof blickende Fenster. „Mein Maulthier! meine Sänfte!" rief sie hinunter, und lachend über den doppelten Befehl — das Maulthier war für das Land, die Sänfte für die Stadt — erhob sich das Gesinde der Thörin langsam und bequem aus einem Winkel, wo es bei einer Kürbislaterne trank und würfelte. Ein alter Stallmeister, welcher allein der unglücklichen Herrin Treue hielt, sattelte bekümmert zwei Maulthiere und führte sie durch den Thorweg auf den an der Gasse liegenden Vorplatz des Palastes: er hatte Donna Olympia schon auf mancher Irrefahrt begleitet. Die Andern folgten witzereißend mit der Sänfte.

Auf der großen zum Palastthore führenden Treppe stieß die flüchtige Thörin, welche der auch bei den Unseligen übermächtige Trieb der Selbsterhaltung sogar ihr geliebtes Kind vergessen ließ, gegen den behenden Ascanio, der in Sorge um das Ende der Werbung Germano's auf Kundschaft ausgegangen war.

„Was ist geschehen, Signora?" fragte er eilig.

„Ein gräßliches Unglück!" krächzte sie wie ein auffliegender Rabe, rannte die Treppe hinab, saß auf ihrem Thier, stachelte es mit rasender Ferse und verschwand im Dunkel.

Ascanio suchte durch die finstern Gemächer bis in die von dem stehen gebliebenen Licht der Madonna Olympia erhellte Kammer Antiope's. Eintretend sah er zwei schöne Gespenster aus dem Boden steigen. Er erbebte. „Astorre, Du bist mit ihr vermählt!" Der schallvolle Name dröhnte im Echo des Gewölbes wie die Tuba jenes Tages. „Und Du trägst Dianens Ring am Finger!"

Astorre riß ihn ab und schleuderte ihn.

Ascanio stürzte an das offene Fenster, durch welches der Ring gesprungen

war. „Er ist in eine Spalte zwischen zwei Quadern geglitscht," sprach es nach einer Weile aus der Gasse herauf. Ascanio erblickte Turbane und Eisenkappen. Es waren die Leute des Vogtes, welche ihre nächtliche Runde begannen.

„Auf ein Wort, Abu Mohammed!" rief er, rasch besonnen, einen weißbärtigen Greis, der höflich erwiderte: „Dein Wunsch ist mir Befehl!" und mit zwei andern Sarazenen und einem Deutschen im Thore des Palastes verschwand.

Abu-Mohammed-al-Tabîb überwachte nicht nur die Sicherheit der Straße, sondern betrat auch das Innerste der Häuser, um Reichsverräther — oder was Ezzelin so benannte — zu verhaften. Kaiser Friedrich hatte ihn seinem Schwiegersohne dem Tyrannen geschenkt, damit er diesem eine sarazenische Leibwache werbe, und an deren Spitze war er in Padua verblieben. Abu Mohammed war eine feine Erscheinung und hatte gewinnende Formen. Er nahm Antheil an dem Schmerze der Familie, deren Glied er in den Kerker oder zum Blocke führte, und tröstete die betrübte in seinem gebrochenen Italienisch mit Sprüchen arabischer Dichter. Ich glaube, daß er seinen Beinamen „al Tabîb", d. i. der Arzt, wenn er auch einige chirurgische Kenntnisse und Griffe besitzen mochte, zuerst und voraus gewissen ärztlichen Manieren verdankte: ermuthigenden Handgeberden, beruhigenden Worten, wie z. B.: „Es geht vorüber," oder: „Es thut nicht weh," womit die Jünger Galens eine schmerzliche und gefährliche Operation vorzubereiten pflegen. Kurz, Abu Mohammed behandelte das Tragische gelinde und war zur Zeit meiner Fabel trotz seines strengen und bittern Amtes in Padua keine verhaßte Persönlichkeit. Später, da der Tyrann eine Lust daran fand, menschliche Leiber zu martern, woran Du nicht glauben kannst, Cangrande! verließ ihn Abu Mohammed und kehrte zu seinem Kaiser zurück.

Auf der Schwelle des Gemaches winkte Abu Mohammed seinen drei Begleitern, stehen zu bleiben. Der Deutsche, der die Fackel trug, ein trotzig blickender Geselle, verharrte nicht lange. Er hatte heute zur Vesperstunde Germano nach dem Palaste Vicedomini begleitet und dieser ihm zugelacht: „Laß mich jetzt! Ich verlobe hier mein Schwesterchen Diana dem Mönche." Der Germane kannte die Schwester seines Hauptmanns und hatte eine Art stiller Neigung zu ihr, ihres hohen Wuchses und ihrer treuen Augen halber. Da er nun den Mönch, welchem er heute Mittag zur Seite geritten, Hand in Hand mit einem kleinen und zierlichen Weibe sah, das ihm, neben dem großen Bilde Dianens, als eine Puppe erschien, witterte er Treubruch, schmiß erzürnt die lodernde Fackel auf den Steinboden, wo sie der eine der Sarazenen behutsam aufhob, und eilte davon, den Verrath des Mönches Germano zu melden.

Ascanio, der den Deutschen errieth, bat Abu Mohammed, ihn zurückzurufen. Dieser aber weigerte sich. „Er würde nicht gehorchen," sagte er sanft, „und mir zwei oder drei meiner Leute niederhauen. Mit welchem andern Dienste, Herr, bin ich Dir gefällig? Verhafte ich diese blühenden Jugenden?"

„Sie wollen uns trennen!" schrie Antiope und suchte Schutz in den Armen des Mönches. Jetzt da sie vor dem Altar an Diana gefrevelt, hatte sie mit einer schuldlosen Seele auch einen Theil ihrer natürlichen Beherztheit eingebüßt. Der Mönch, welchen seine Schuld vielmehr verwilderte und begeisterte, that einen Schritt gegen den Sarazenen und riß ihm unversehens das Schwert aus der

Scheide. „Vorsichtig, Knabe, Du könntest Dich schneiden," warnte dieser gutmüthig.

„Laß Dir sagen, Abu Mohammed," erklärte Ascanio, „dieser Rasende ist der Gespiele meiner Jugend und war lange Zeit der Mönch Astorre, den Du sicherlich auf den Straßen Paduas gesehen hast. Der eigene Vater hat ihn um sein Klostergelübde geprellt und mit einem ungeliebten Weibe vermählt. Vor wenigen Stunden wechselte er mit ihr die Ringe, und jetzt, wie Du ihn hier siehst, ist er der Gatte dieser Andern."

„Verhängniß!" urtheilte der Sarazene mild.

„Und die Verrathene," fuhr Ascanio fort, „ist Diana Pizzaguerra, die Schwester Germano's! Du kennst ihn. Er glaubt und traut lange, sieht und greift er aber, daß er ein Getäuschter und Betrogener ist, so spritzt ihm das Blut in die Augen und er tödtet."

„Nicht anders," bestätigte Abu Mohammed. „Er ist von der Mutter her ein Deutscher und diese sind Kinder der Treue! Nicht alle jedoch: es gibt einen Schlauen unter ihnen."

„Rathe mir, Sarazene. Ich weiß nur eine Auskunft: vielleicht eine Rettung. Wir bringen die Sache vor den Vogt. Ezzelin mag richten. Inzwischen bewachen Deine Leute den Mönch in seinem eigenen festen Hause. Ich eile zum Ohm. Diese aber bringst Du, Abu Mohammed, zu der Markgräfin Cunizza, der Schwester des Vogts, der frommen und leutseligen Domina, die hier einige Wochen Hof hält. Nimm die hübsche Sünderin! Ich anvertraue sie Deinem weißen Barte." „Du darfst es," versicherte Mohammed.

Antiope aber umklammerte den Mönch und schrie noch kläglicher, als das erste Mal: „Sie wollen mich von Dir trennen! Laß mich nicht, Astorre! Keine Stunde! keinen Augenblick! Oder ich sterbe!" Der Mönch hob das Schwert.

Ascanio, der jede Gewaltthat verabscheute, blickte den Sarazenen fragend an. Dieser betrachtete die sich umschlungen Haltenden mit väterlichen Augen. „Laß die Schatten sich umarmen!" sagte er dann weichgestimmt, sei es, daß er ein Philosoph war und das Leben für Schein hielt, sei es, daß er sagen wollte: vielleicht verurtheilt sie morgen Ezzelin zum Tode, gönne den verliebten Faltern die Stunde!

Ascanio zweifelte nicht an der Wirklichkeit der Dinge; desto zugänglicher war er dem zweiten Sinne des Spruches. Nicht allein als der Leichtfertige der er war, sondern auch als ein Gütiger und Menschlicher zauderte er, die Liebenden auseinander zu reißen.

„Astorre," fragte er, „kennst Du mich?"

„Du warst mein Freund," antwortete dieser.

„Und bin es noch. Du hast keinen treuern."

„Trenne mich nicht von ihr!" flehte jetzt der Mönch in einem so ergreifenden Tone, daß Ascanio nicht widerstand. „So bleibet zusammen," sagte er, „bis Ihr vor das Gericht tretet." Er flüsterte mit Abu Mohammed.

Dieser näherte sich dem Mönche, entwand ihm sachte das Schwert, Finger um Finger von dem Griffe lösend, und ließ es in die Scheide an seiner Seite zurückfallen. Dann trat er ans Fenster, winkte seiner Schar, und die Sarazenen

bemächtigten sich der auf dem Vorplatze stehen gebliebenen Sänfte Madonna Olympia's.

Durch eine finstere Gasse bewegte sich die schleunige Flucht: Antiope voran, von vier Sarazenen getragen, ihr zur Seite der Mönch und Ascanio, dann die Turbane. Abu Mohammed schloß den Zug.

Dieser eilte an einem kleinen Platz und einer beleuchteten Kirche vorüber. In die enge dunkle Fortsetzung der Gasse einmündend, stieß er in hartem Anprall mit einem ihm entgegenkommenden andern, ebenfalls von zahlreichem Volke begleiteten Zuge zusammen. Heftiges Geschrei erhob sich. „Raum der Sposina!" rief die Menge. Chorknaben brachten aus der Kirche lange Kerzen herbei, deren wehende Flämmchen sie mit vorgehaltener Hand schützten. Der gelbe Schimmer zeigte eine geneigte Sänfte und eine umgestürzte Bahre. La Sposina war ein gestorbenes Bräutchen aus dem Volke, das zu Grabe getragen wurde. Die Todte blieb unendlich ruhig und ließ sich gelassen wieder auf ihre Bahre legen. Das versammelte Volk aber erblickte den Mönch, der die aus der Sänfte gesprungene Antiope schützend umfing, und es wußte doch, daß der Mönch heute mit Diana Pizzaguerra sich vermählt hatte. Abu Mohammed schaffte Ordnung. Ohne weitern Unfall erreichte man den Palast.

Astorre und Antiope wurden von der Dienerschaft mit bestürzten und entsetzten Blicken empfangen. Sie verschwanden im Thore, ohne von Abu Mohammed und Ascanio Abschied genommen zu haben. Dieser wickelte sich in sein Kleid und begleitete noch einige Schritte weit den Sarazenen, welcher die Stadtburg, die er bewachen sollte, umging, ihre Thore zählend und mit dem Blicke die Höhe ihrer Mauern messend.

„Ein gefüllter Tag," sagte Ascanio.

„Eine selige Nacht," erwiderte der Sarazene, den sternbesäten Himmel betrachtend. Die ewigen Lichter, ob sie nun unsere Schicksale beherrschen oder nicht, wanderten nach ihren stillen Gesetzen, bis ein junger Tag, der jüngste und letzte Astorre's und Antiope's, die göttliche Fackel schwang.

In einer Morgenstunde desselben lauschte der Tyrann mit seinem Neffen durch ein kleines Rundbogenfenster seines Stadtthurmes auf den anliegenden Platz hinunter, den eine aufgeregte Menge füllte, murmelnd und tosend wie die wechselnde Meereswoge.

Die gestrige Begegnung der Sänfte mit der Bahre und der daraus entstandene Tumult hatte blitzschnell durch die ganze Stadt verlautet. Alle Köpfe beschäftigten sich wachend und träumend mit nichts anderm mehr, als mit dem Mönche und seiner Hochzeit: nicht nur dem Himmel habe der Ruchlose sein Gelübde gebrochen, sondern jetzt auch der Erde, seine Braut habe er verrathen, seinen Reif verschleudert, in rasend raschem Wechsel mit einmal aufgeloderten Sinnen ein neues, fremdes Weib gefreit, ein fünfzehnjähriges Mädchen, die Blüthe des Lebens, und aus der zerrissenen Kutte sei ein gieriger Raubvogel aufgeflattert. Aber der gerechte Tyrann, der kein Ansehen der Person kenne, lasse das Haus, das den Verbrecher und die Verbrecherin verberge, von seinen Sarazenen bewachen; er werde heute, bald, jetzt die Missethat der zwei Vornehmen — denn die junge Sünderin Antiope sei eine Canossa — vor seinen Stuhl ziehen,

der keuschen Diana ihr Recht schaffen und dem durch das schlechte Beispiel eines verdorbenen Adels beleidigten tugendhaften Volke die blutenden Köpfe der zwei Schuldigen durch das Fenster zuwerfen.

Der Tyrann ließ sich, während er einen beobachtenden Blick auf die gährende Masse warf, von Ascanio das Gestrige berichten. Die Verliebung rührte ihn nicht, nur der zugerollte Ring beschäftigte ihn einen Augenblick als eine neue Form des Schicksals. „Ich lobe," sagte er dann, „daß Du sie bewachst! Ich tadle, daß Du sie gestern nicht auseinander gerissen hast. Das Verlöbniß mit Diana besteht zu Recht. Das mit dem Schwert erzwungene oder mit dem Beutel gekaufte Sacrament ist so nichtig als möglich. Der Pfaffe, der sich erschrecken oder bestechen ließ, verdient den Galgen und, wird er eingefangen, so baumelt er. Noch einmal: warum tratest Du nicht zwischen den Unmündigen und das Kind? Warum zerrtest Du nicht einen Taumeluden aus den Armen einer Berauschten? Jetzt sind sie Gatten."

Ascanio, welcher sich wieder hell und leichtfertig geschlafen hatte, verbarg ein Lächeln. „Epikuräer!" strafte ihn Ezzelin. Er aber schmeichelte: „Es ist geschehen, gestrenger Ohm. Wenn Du den Fall in Deinen Machtkreis ziehst, ist Alles gerettet! Beide Parteien habe ich vor Deinen Richterstuhl beschieden auf diese neunte Stunde." Ein gegenüberstehender Campanile schlug sie. „Wolle nur, Ezzelin, und Deine feste und kluge Hand löst den Knoten spielend. Liebe verschwendet und Geiz kennt Ehre nicht. Der verliebte Mönch wird dem niederträchtigen Geizhals, als welchen wir Alle diesen würdigen Pizzaguerra kennen, hinwerfen, was er verlangt. Germano freilich wird das Schwert ziehen, aber Du heißest es ihn in die Scheide zurückstoßen. Er ist Dein Mann. Er knirscht, aber er gehorcht."

„Ich frage mich," erwiderte Ezzelin, „ob ich recht thue, den Mönch dem Schwerte meines Germano zu entreißen. Darf Astorre länger leben? Kann er es, jetzt da er nach verschlenderter Sandale auch den angezogenen ritterlichen Schuh zur Schlarpe getreten hat und der Cantus firmus des Mönches zum Gassenhauer entartet ist? Doch — was an mir liegt — friste ich dem Treubrüchigen und Werthlosen das Leben. Allein ich vermag nichts gegen sein Schicksal. Ist Astorre dem Schwerte Germano's verfallen, so kann ich diesen es senken heißen, jener rennt doch hinein. Ich kenne das. Ich habe das erfahren." Und er verfiel in ein Brüten.

Scheu wandte Ascanio den Blick seitwärts. Er wußte eine grausame Geschichte:

Einst hatte der Tyrann ein Castell erobert und die Empörer, die es gehalten hatten, zum Schwerte verurtheilt. Der erste beste Kriegsknecht schwang es. Da kniete, um den Todesstreich zu empfangen, ein schöner Ephebe, dessen Züge den Tyrannen fesselten. Ezzelin glaubte die seinigen zu erkennen und fragte den Jüngling nach seinem Ursprunge. Es war der Sohn eines Weibes, das Ezzelin in seiner Jugend sündig geliebt hatte. Er begnadigte den Verdammten. Dieser, von der eigenen Neugierde und den Sticheleien der neidischen Andern, welche ihre Söhne durch jenes Bluturtheil eingebüßt hatten, gereizt und verfolgt, ruhte nicht, bis er das Räthsel seiner Bevorzugung löste. Er soll den Dolch gegen die eigene

Mutter gezückt und ihr das böse Geheimniß abgepreßt haben. Seine enthüllte unehrliche Geburt empörte ihn dann und nagte an seinem jungen Herzen. Er verschwur sich von neuem gegen den Tyrannen, überfiel ihn auf der Straße und wurde von demselben Kriegsknechte, der zufällig der Erste war, Ezzelin zu Hilfe zu eilen, und mit demselben Schwerte niedergestoßen.

Der Tyrann brütete eine Weile über dem Schicksale seines Sohnes, dann erhob er langsam das Haupt und fragte gedehnt: „Was aber wird aus Diana?"

Ascanio zuckte die Achseln. „Diana hat einen Unstern. Zwei Männer hat sie verloren, den einen an die Brenta, den andern an ein lieblicheres Weib. Und dazu der karge Vater! Sie geht in ein Kloster. Was bliebe ihr sonst?"

Jetzt erhob sich drunten auf dem Platze ein Murren, ein Schelten, ein Verwünschen, ein Drohen. „Mordet den Mönch!" reizten einzelne Stimmen, aber ehe sie in einen allgemeinen Schrei sich vereinigten, ging der Volkszorn auf die seltsamste Weise in ein erstauntes und bewunderndes „Ach!" über. „Ach, wie schön ist sie!" Der Tyrann und Ascanio konnten durch ihr Fenster den Aufritt der Sarazenen mit ihren schlanken Berbern, in deren Mitte der Mönch Astorre und sein junges Weib auf Maulthieren saßen, bequem beobachten. Die Vicedomini ritt verschleiert. Aber da die tausend Fäuste des Volkes sich gegen den Mönch ihren Gemahl ballten, hatte sie sich vor ihn geworfen. Die leidenschaftliche Geberde zerriß den Schleier. Es war nicht der Liebreiz ihres Antlitzes allein, noch die Jugend ihres Wuchses, sondern das volle Spiel der Seele, das gestaltete Gefühl, der Athem des Lebens, was die Menge entwaffnete und hinriß, wie gestern den Mönch, der jetzt als ein blühender Triumphator ohne die leiseste Furcht, denn er glaubte sich durch die Liebe gefeit, mit seiner warmen Beute einherzog.

Ezzelin betrachtete diesen Sieg der Schönheit fast verächtlich. Er wandte sein Auge theilnehmend gegen einen zweiten Aufritt, welcher aus der entgegenliegenden Gasse auf den Thurmplatz mündete. Drei Vornehme, wie Astorre und Antiope von einer zahlreichen Dienerschaft begleitet, suchten Bahn durch die Menge. In der Mitte ein schneeweißes Haupt: die würdige Erscheinung des alten Pizzaguerra. Ihm zur Linken Germano. Dieser hatte gestern schrecklich gezürnt, als ihm sein Deutscher die Kunde des Verrathes brachte, und stürzte spornstreichs zur Rache, wurde aber von dem Sarazenen ereilt, welcher ihn, den Vater und die Schwester auf die nächste Frühstunde in den Thurm Ezzelin's und vor das Gericht des Vogtes lud. Er hatte dann der Schwester den Verrath des Mönches geoffenbart, welchen er ihr lieber bis nach genommener Rache verheimlicht hätte, und sich über ihre Fassung gewundert. Diana ritt zur Rechten des Vaters, keine andere als sonst, nur daß sie den breiten Nacken um einen Gedanken tiefer als gestern trug.

Die Menge, welche die Gekränkte und ihr Recht Fordernde eine Minute früher mit zürnendem Jubel begrüßt hätte, begnügte sich jetzt, das Auge noch geblendet von dem Glanze Antiope's und den Frevel des Mönches begreifend und mitbegehend, der Gedrückten ein mitleidiges: „Arme! Aermste! Immer Geopferte!" zuzumurmeln.

Jetzt standen die Fünfe vor dem Tyrannen, welcher in einem schlichten

nackten Saale auf einem nur um zwei Stufen über dem Boden erhöhten Stuhle saß. Vor ihm standen Kläger und Verklagte sich gegenüber: hier die beiden Pizzaguerra und, ein wenig bei Seite, die große Gestalt Diana's, dort, Hand in Hand geschlungen, der Mönch und Antiope, alle in Ehrfurcht, während Ascanio an den hohen Sessel des Tyrannen lehnte, als wolle er seine Unparteilichkeit und die Mitte wahren zwischen den zwei Jugendgespielen.

„Herrschaften," begann Ezzelin, „ich werde Euern Fall nicht als eine Staatssache, wo gebrochene Treue Verrath, und Verrath Majestätsverbrechen ist, behandeln, sondern als eine läßliche Familienangelegenheit. In der That, die Pizzaguerra, die Vicedomini, die Canossa sind ebenso edeln Blutes als ich, nur daß die Erhabenheit des Kaisers mich zu ihrem Vogte in diesen ihren Ländern gemacht hat." Ezzelin neigte das Haupt bei der Nennung der höchsten Macht; er konnte es nicht entblößen, da er dasselbe, wenn er es nicht mit dem Streithelm bedeckte, überall, selbst in Wind und Wetter, nach antiker Weise baar trug. „So bilden die zwölf Geschlechter eine große Familie, zu der auch ich durch mehr als eine meiner Ahnfrauen gehöre. Aber wie sind wir zusammengeschmolzen in Folge unseliger Verblendung und strafbarer Auflehnung Einiger unter uns gegen das höchste weltliche Amt! Wenn Ihr mir glaubet, so sparen wir nach Kräften zusammen, was noch vorhanden ist. In diesem Sinne halte ich die Rache der Pizzaguerra gegen Astorre Vicedomini auf, obwohl ich sie ihrer Natur nach eine gerechte nenne. Seid Ihr," er wendete sich gegen die Pizzaguerra, „mit meiner Milde nicht einverstanden, so höret und bedenket Eines: ich, Ezzelino da Romano, bin der erste und darum der Hauptschuldige. Hätte ich mein Roß nicht an einem gewissen Tage und zu einer gewissen Stunde längs der Brenta jagen lassen, Diana wäre standesgemäß vermählt und Dieser hier murmelte sein Brevier. Hätte ich meine Deutschen nicht zur Musterung befohlen an einem gewissen Tage und zu einer gewissen Stunde, so hätte mein Germano den Mönch nicht unzeitig auf einen Gaul gesetzt und dieser der Frau, welche er jetzt an der Hand hält, den ihr von seinem bösen Dämon —"

„Von meinem guten!" frohlockte der Mönch.

„— von seinem Dämon zugerollten Brautring wieder vom Finger gezogen. Darum, Herrschaften, begünstigt mich, indem Ihr mir die verwickelte Sache schlichten und beilegen helfet; denn besteht Ihr auf der Strenge, muß ich mich selbst zuerst verurtheilen!"

Dieser unerwartete Eingang brachte den alten Pizzaguerra keineswegs aus der Fassung, und als ihn der Tyrann anredete: „Edler Herr, Euer ist die Klage," sagte er kurz und karg: „Herrlichkeit, Astorre Vicedomini verlobte sich öffentlich und ganz nach den Gebräuchen mit meinem Kinde Diana. Dann aber, ohne daß Diana sich gegen ihn vergangen hätte, brach er sein Verlöbniß jäh, unbegründet, ungesetzlich, kirchenschänderisch. Diese That wiegt schwer und verlangt, wo nicht Blut, welches Deine Herrlichkeit nicht vergossen sehen will, eine ebenso schwere Sühne," und er machte die Geberde eines Krämers, der Gewichtstein um Gewichtstein in eine Wagschale legt.

„Ohne daß Diana sich vergangen hätte?" wiederholte der Tyrann. „Mich dünkt, sie verging sich. Hatte sie nicht eine Wahnsinnige vor sich? Und Diana

schalt und schlug! Denn Diana ist jähzornig und unvernünftig, wenn sie sich in ihrem Rechte verkürzt glaubt."

Da nickte Diana und sprach: „Du sagst die Wahrheit, Ezzelin."

„Das ist es auch," fuhr der Tyrann fort, „warum Astorre sein Herz von ihr abgekehrt hat: er erblickte eine Barbarin."

„Nein, Herr," widersprach der Mönch, die Verrathene von neuem beleidigend, „ich habe Diana nicht angeschaut, sondern das süße Antlitz, das den Schlag empfing, und mein Eingeweide erbarmte sich."

Der Tyrann zuckte die Achseln. „Du siehst, Pizzaguerra," lächelte er, „der Mönch gleicht einem sittsamen Mädchen, das zum erstenmal einen starken Wein geschlürft hat und sich danach geberdet. Wir aber sind alte, nüchterne Leute. Sehen wir zu, wie die Sache sich austragen läßt."

Pizzaguerra erwiderte: „Viel, Ezzelin, thäte ich Dir zu Gefallen, wegen Deiner Verdienste um Padua. Aber, läßt sich beleidigte Hausehre anders sühnen als mit gezogenem Schwerte?" So redete der Vater Dianens und machte mit dem Arm eine edle Bewegung, welche aber in eine Geberde ausartete, die einer geöffneten, wo nicht hingehaltenen Hand zum Verwechseln ähnlich sah.

„Biete, Astorre!" sagte der Vogt mit dem Doppelsinne: biete die Hand! oder: biete Geld und Gut!

„Herr," wendete sich jetzt der Mönch offen und edel gegen den Tyrannen, „wenn Du einen Haltlosen, ja einen Sinnberaubten in mir erblickst, ich zürne Dir es nicht, denn ein starker Gott, den ich leugnete, weil ich sein Dasein nicht ahnen konnte, hat sich an mir gerächt und mich überwältigt. Noch jetzt treibt er mich wie ein Sturm und jagt mir den Mantel über den Kopf. Muß ich mein Glück — bettelhaftes Wort! armselige Sprache! — muß ich das Höchste des Lebens mit dem Leben bezahlen: ich begreife es und finde den Preis niedrig gestellt! Darf ich aber leben und mit dieser leben, so markte ich nicht." Er lächelte selig: „Nimm meine Habe, Pizzaguerra!"

„Herrschaften," verfügte der Tyrann, „ich bevormunde diesen verschwenderischen Jüngling. Unterhandeln wir zusammen, Pizzaguerra. Du hörtest es: ich habe weite Vollmacht. Was denkst Du zu den Bergwerken der Vicedomini?"

Der ehrbare Greis schwieg, aber seine nahe zusammen liegenden Augen glitzerten wie zwei Diamanten.

„Nimm meine Perlfischereien dazu!" rief Astorre, aber Ascanio, der die Stufen heruntergeglitten kam, verschloß ihm den Mund.

„Edler Pizzaguerra," versuchte jetzt Ezzelin den Alten, „nimm die Bergwerke! Ich weiß, die Ehre Deines Hauses geht Dir über Alles und steht um keinen Preis feil, aber ich weiß ebenfalls, Du bist ein guter Paduaner und thust dem Stadtfrieden etwas zu Liebe."

Der Alte schwieg hartnäckig.

„Nimm die Minen," wiederholte Ezzelin, der das Wortspiel liebte, „und gib die Minne!"

„Die Bergwerke und die Fischereien?" fragte der Alte, als wäre er schwerhörig.

„Die Bergwerke, sagte ich. Damit gut! Sie ertragen viele tausend Pfunde.

Würdest Du mehr fordern, Pizzaguerra, so hätte ich mich in Deiner Gesinnung betrogen und Du setztest Dich dem häßlichen Verdachte aus, um Ehre zu feilschen."

Da der Geizhals den Tyrannen fürchtete und nicht mehr erlangen konnte, verschluckte er seinen Verdruß und bot dem Mönche die trockene Hand. „Ein schriftliches Wort, Lebens und Sterbens halber," sagte er dann, zog Stift und Rechenbüchlein aus der Gürteltasche, entwarf mit zitternden Fingern die Urkunde „coram domino Azzolino" und ließ den Mönch unterzeichnen. Dann verbeugte er sich vor dem Vogt und bat, ihn zu entschuldigen, wenn er, obwohl einer aus den Zwölfen, Altersschwäche halber der Hochzeit des Mönches nicht beiwohne.

Germano hatte seine Wuth verbeißend neben dem Vater gestanden. Jetzt löste er den einen seiner Eisenhandschuhe. Er schlenderte ihn dem Mönch ins Gesicht, hätte ihm nicht eine Herrschergeberde des Tyrannen Halt geboten.

„Sohn, gedenkst Du den öffentlichen Frieden zu brechen?" verbot jetzt auch der alte Pizzaguerra. „Mein väterliches Wort enthält und verbürgt auch das. Bei meinem Fluche! Bei Deiner Enterbung!" drohte er.

Germano lachte. „Kümmert Euch um Eure schmutzigen Händel, Vater!" warf er verächtlich hin, „und auch Du, Ezzelin, Herr von Padua, darfst es mir nicht verbieten! Es ist Mannesrecht und Privatsache. Verweigere ich dem Kaiser und Dir, seinem Vogte, den Gehorsam, so enthaupte mich; aber Du hinderst mich nicht, gerecht wie Du bist, diesen Mönch zu erwürgen, der meine Schwester geäfft und mich beheuchelt hat. Wäre Untreue straflos, wer möchte leben? Es ist des Platzes auf der Erde zu wenig für den Mönch und mich. Das wird er selbst begreifen, wenn er wieder zu Sinnen kommt."

„Germano," gebot Ezzelin, „ich bin Dein Kriegsherr. Morgen vielleicht wird die Tuba tönen. Du bist nicht Dein eigen, Du gehörst dem Reich!"

Germano erwiderte nichts. Er befestigte den Handschuh wieder. „Vor Zeiten," sagte er dann, „unter den blinden Heiden gab es eine Gottheit, welche das gebrochene Gelübde rächte. Das wird sich mit dem Glockengeläute nicht geändert haben. Ihr befehle ich meine Sache!" Rasch erhob er die Hand.

„So steht es gut," lächelte Ezzelin. „Heute Abend wird im Palaste Vicedomini Hochzeit mit Masken gefeiert, ganz wie gebräuchlich. Ich gebe das Fest und lade Euch ein, Germano und Diana. Ungepanzert, Germano! Mit kurzem Schwerte!"

„Grausamer!" stöhnte der Krieger. „Kommt, Vater! Wie möget Ihr den Herrschaften länger das Schauspiel Eurer Schande geben?" und er riß den Alten mit sich fort.

„Und Du, Diana?" fragte Ezzelin, da er vor seinem Stuhle nur noch diese und die Neuvermählten sah. „Begleitest Du nicht den Vater und den Bruder?"

„Wenn Du es gestattest, Herr," sagte sie, „hätte ich ein Wort mit der Vicedomini zu reden." An dem Mönche vorüber blickte sie fest auf Antiope.

Diese, deren Hand Astorre nicht losgab, hatte an dem Gerichte des Tyrannen einen leidenden aber tief erregten Antheil genommen. Bald erröthete das liebende Weib. Bald entfärbte sich eine Schuldige, die unter dem Lächeln und der Gnade Ezzelin's sein wahres und ein sie verdammendes Urtheil entdeckte. Bald jubelte

ein der Strafe entronnenes Kind. Bald regte sich unmerklich das erste Selbstgefühl der jungen Herrin, der neuen Vicedomini. Jetzt, von Diana ins Gesicht angeredet, warf sie ihr scheue und feindselige Blicke entgegen.

Diana ließ sich nicht beirren. „Schau her, Antiope!“ sagte sie. „Dieser mein Finger“ — sie streckte ihn — „trägt noch den Ring Deines Gatten. Den darfst Du nicht hier stecken lassen. Ich bin nicht abergläubischer als Andere, aber an Deiner Stelle wäre mir schlimm zu Muthe! Schwer hast Du Dich gegen mich vergangen, doch ich will sanft und milde sein. Heute Abend feierst Du Hochzeit mit Masken nach den Gebräuchen. Ich werde Dir erscheinen. Nahe Dich reuig und demüthig und ziehe mir den Ring vom Finger.“

Die einst so beherzte Antiope stieß einen Schrei der Angst aus und klammerte sich an ihren Gatten. Dann, in seinen Armen geborgen, redete sie leidenschaftlich: „Ich soll mich erniedrigen? Was befiehlst Du, Astorre? Meine Ehre ist Deine Ehre! Ich bin nichts mehr als Dein Eigenthum, Dein Herzklopfen, Dein Athemzug und Deine Seele. Wenn Du willst und Du gebietest, dann!“

Astorre sprach, sein Weib zärtlich beruhigend, gegen Diana: „Sie wird es thun. Möge Dich ihre Demuth versöhnen! und die meinige! Sei mein Gast heute Nacht und bleibe meinem Hause günstig!“ Er wendete sich zu Ezzelin, dankte ihm ehrerbietig für Gericht und Gnade, verneigte sich und entführte sein Weib. Auf der Schwelle aber wandte er sich noch fragend gegen Diana: „Und in welcher Tracht wirst Du erscheinen, daß wir Dich kennen und Dir Ehre bezeigen?“

Diese lächelte verächtlich: „Ich verkehre mit keinem Treubrüchigen.“ Sie wendete sich gegen Antiope. „Kommen werde ich als die, welche ich mich nenne und welche ich bin: die Unberührte, die Jungfräuliche!“ sagte sie stolz. Dann wiederholte sie: „Antiope, vergiß nicht: reuig und demüthig!“

„Meinst Du es ehrlich, Diana? Führst Du nichts im Schilde?“ zweifelte der Tyrann, als ihm die Pizzaguerra allein gegenüberstand.

„Nichts,“ erwiderte sie, jede Betheuerung verschmähend.

Ezzelin glaubte ihr. „Und was wird aus Dir, Diana?“ fragte er.

„Ezzelin,“ antwortete sie, „vor diesem Deinem Richtstuhle hat mein Vater die Ehre und Rache seines Kindes um ein paar Erzklumpen verschachert. Ich bin nicht werth, daß mich die Sonne bescheine. Für solche ist die Zelle!“ Und sie verließ den Saal.

„Allervortrefflichster Ohm!“ jubelte Ascanio. „Du vermählst das seligste Paar in Padua und verwandelst eine schlimme Geschichte in ein reizendes Märchen, womit ich einst, als ein ehrwürdiger Greis, meine Enkel und Enkelinnen am Herdfeuer ergötzen werde!“

„Idyllischer Neffe!“ spottete der Tyrann. Dann trat er ans Fenster und blickte auf den Platz hinunter, wo die Menge noch in fieberhafter Neugier Stand hielt. Ezzelin hatte Befehl gegeben, die vor ihm Erschienenen durch eine Hinterpforte zu entlassen.

„Paduaner!“ redete er jetzt mit gewaltiger Stimme und Tausende schwiegen wie eine Einöde. „Ich habe den Handel untersucht. Er war verwickelt und die Schuld getheilt. Ich vergab, denn ich bin zur Milde geneigt jedesmal,

wo die Majestät des Reiches außer Spiel ist. Heute Abend halten Hochzeit mit Masken Astorre Vicedomini und Antiope Canossa. Ich, Ezzelin, gebe das Fest und lade Euch Alle. Lasset es Euch schmecken, ich bin der Wirth! Euch gehören Schenke und Gasse! Den Palast Vicedomini aber betrete noch gefährde mir Keiner, sonst, bei meiner Hand! — und jetzt kehre ruhig Jeder in das Seinige, wenn Ihr mich lieb habet!"

Ein unbestimmtes Gemurmel drang empor. Dann verrieselte und verrann es.

„Wie sie Dich lieben!" scherzte Ascanio.

Dante schöpfte Athem.

„Nachdem der Tyrann sein Gericht gehalten hatte, verritt er zu noch nicht später Stunde nach einem seiner Castelle, wo er baute. Er begehrte Abends rechtzeitig nach Padua zurückzukehren, um die vor Diana sich demüthigende Antiope zu betrachten.

Aber gegen Voraussicht und Willen wurde er auf der mehrere Miglien von der Stadt entfernten Burg festgehalten. Denn dorthin kam ihm ein staubbedeckter Sarazene nachgesprengt und überreichte ihm ein eigenhändiges Schreiben des Kaisers, das umgehende Antwort verlangte. Die Sache war von Bedeutung. Ezzelin hatte vor Kurzem, eigenmächtig genug, eine kaiserliche Burg im Ferraresischen, in deren Befehlshaber, einem Sicilianer, sein Scharfblick den Verräther argwöhnte, nächtlicherweile überfallen, eingenommen und den zweideutigen kaiserlichen Burgvogt in Fesseln gelegt. Nun verlangte der Staufe Rechenschaft über diesen klugen, aber gewaltthätigen Eingriff in seinen Machtkreis. Die arbeitende Stirn in die Linke gelegt, ließ Ezzelin die Rechte über das Pergament gleiten und sein Stift zog ihn vom Ersten zum Zweiten und vom Zweiten zu einem Dritten. Gründlich unterhielt er sich mit dem erlauchten Schwiegervater über die Möglichkeiten und Ziele eines bevorstehenden oder wenigstens in Aussicht genommenen Feldzuges. So verschwand ihm Stunde und Zeitmaß. Erst als er sich wieder zu Pferde warf, erkannte er aus dem ihm vertrauten Wandel der Gestirne — sie blitzten in voller Klarheit —, daß er Padua kaum, oder nicht mehr vor Mitternacht erreichen werde. Wie ein verspätetes Gespenst flog er mit flatterndem Mantel über das nächtige Feld. Aber er beachtete seinen Weg wohl, und umritt selbst vorsichtig einen wenig tiefen Graben, über welchen der kühne Reiter an einem andern Tage spielend gesetzt hätte: er suchte das Schicksal zu verhindern, seinen Hengst zu stürzen und seine Fahrt zu bedrohen.

Während der Renner in gestrecktem Laufe den Raum verschlang und Padua's Lichter immer noch nicht schimmern wollten" — so endigte in raschen Sätzen Dante seine Fabel — „schwärzte sich die breite Stadtfeste der Vicedomini in der rasch wachsenden Dämmerung. Zügellose wechselten mit possierlichen Scenen auf dem nicht großen Platze. In der gedrängten Menge gohr eine wilde, zornige Lust, ein bacchantischer Taumel, welchem die ausgelassene Jugend der Hochschule ein Element des Spottes und Witzes beimischte.

Jetzt ließ sich eine schleppende Cantilene vernehmen, in der Art einer Litanei, wie unsere Landleute zu singen pflegen. Es war ein Zug Bauern, alt und jung, aus einem der zahlreichen Dörfer im Besitze der Vicedomini. Dieses

arme Volk, welches in seiner Abgelegenheit nichts von der Verweltlichung des Mönches, sondern nur in unbestimmten Umrissen die Vermählung des Erben erfahren, hatte sich vor Tagesanbruch mit den üblichen Hochzeitsgeschenken aufgemacht und erreichte nun sein Ziel nach einer langen Wallfahrt im Staube der Landstraße. Es hielt und duckte sich zusammen, langsam über den wogenden Platz vorrückend, hier ein lockiger Knabe, fast noch ein Kind, mit einer goldenen Honigwabe, dort eine scheue, stolze Dirne, ein blökendes bebändertes Lämmchen in den sorglichen Armen. Alle verlangten sie sehnlich nach dem Angesichte ihres neuen Herrn.

Nun verschwanden sie nach und nach in der Wölbung des Thores, wo rechts und links die eben angezündeten Fackeln in den Eisenringen zu lodern begannen und mit der letzten Tageshelle stritten. Im Thorwege befahl Ascanio, als Ordner des Festes, er der sonst so freundliche, mit einer schreienden und gereizten Stimme.

Von Stunde zu Stunde wuchs der Frevelmuth des Volkes, und als jetzt die vornehmen Masken anlangten, wurden sie gestoßen, dem Gesinde die Fackeln entrissen und auf den Steinplatten ausgetreten, die Edelweiber von ihren männlichen Beschützern abgedrängt und von den Studenten lüstern gehänselt, eine Frechheit, welche diese an gewöhnlichen Abenden sofort mit einem Schwertstiche gebüßt hätten.

Dergestalt kämpfte unweit des Palastthores ein hohes Weib in der Tracht einer Diana mit einem immer enger sich schließenden Ringe von Klerikern und Schülern niedersten Ranges. Ein hagerer, abgelebter Mensch ließ seine mythologischen Kenntnisse glänzen. „Nicht Diana bist Du," näselte er verbuhlt, „sondern die der Salzfluth Entstiegene! Hier sitzt Dein Täubchen!" und er zeigte auf den silbernen Halbmond über der Stirne der Göttin. Diese aber schmeichelte nicht wie Aphrodite, sondern zürnte wie Artemis. „Weg, Schweine!" schalt sie. „Ich bin eine reinliche Göttin und bemenge mich nicht mit Klerikern!" „Gurr, gurr!" girrte die Hopfenstange und tastete mit den Knochenhänden, stieß aber in demselben Augenblicke einen durchdringenden Schrei aus. Der Bestrafte hob eine blutige Hand und zeigte dem Volke wimmernd seinen Schaden. Diese war durch und durch gestochen wie die durchbohrte eines Crucifixus: das muthige Weib hatte hinter sich in den Köcher gelangt — den entwendeten Jagdköcher ihres Bruders — einen Pfeil ergriffen und die ekle Hand gezüchtigt.

Aber schon wurde der Auftritt von einem andern ebenso grausamen, wenn auch unblutigen verdrängt. Eine alle erdenklichen Mißtöne und Widersprüche vereinigende Musik, die einem rasenden Streite der Verdammten in der Hölle glich, brach sich Bahn durch die betäubte und ergötzte Menge. Das niederste und schlimmste Volk — Beutelschneider, Kuppler, Dirnen, Betteljungen — blies, kratzte, pfiff, paukte, meckerte und grunzte vor und hinter einem seltsamen Paare. Ein großes, verwildertes Weib von zerstörter Schönheit ging Arm in Arm mit einem trunkenen Mönche in zerrissener Kutte. Dieses war der Klosterbruder Serapion, der, von dem Beispiele Astorre's aufgestachelt, nächtlicherweile aus der Zelle entsprungen war und sich seit einer Woche in der gemeinsten Lust wälzte. Vor einem aus der finstern Palastmauer vorspringenden erhellten

Erker machte die Horde Halt, und mit einer durchdringenden Stimme und der Geberde eines öffentlichen Ausrufers schrie das Weib: „Kund und zu wissen, Herrschaften: Heute Nacht schlummert der Mönch Astorre neben seiner Gattin Antiope!“ Ein gellendes Gelächter begleitete diese Verkündigung.

Jetzt nickte aus dem schmalen Bogenfenster des Erkers die läutende Schellenkappe Gocciola's und ein melancholisches Gesicht zeigte sich der Gasse.

„Gutes Weib, sei stille!“ klagte der Narr weinerlich auf den Platz hinunter. „Du beleidigest meine Erziehung und verletzest mein Schamgefühl!“

„Guter Narr,“ antwortete die Schamlose, „stoße Dich nicht daran! Was die Vornehmen begehen, dem geben wir den Namen. Wir setzen die Titel auf die Büchsen der Apotheke!“

„Beim Daumen des Papstes,“ johlte Serapion, „das thuen wir! Bis Mitternacht soll die Hochzeit meines Brüderchens auf allen Plätzen Paduas ausgeschellt und hell verkündigt werden. Vorwärts, marsch. Hopsasa!“ und er hob das nackte Bein mit der Sandale aus den hangenden Fetzen der besudelten Kutte.

Dieser von der Menge wüthend beklatschte Schwank verscholl an den steilen Mauern der nächtigen Burg, deren Fenster und Gemächer zum großen Theile gegen die innern Hofräume gingen.

In einem stillen, geschützten Gemache wurde inzwischen Antiope von ihren Zofen, Sotte und einer andern, gekämmt und geschmückt. Astorre, welcher den nicht endenden Schwarm der Gäste oben an den Treppen empfing, hatte sie für eine Weile verlassen. Sie schaute in ihre eigenen ängstlichen Augen, die ihr aus einem Silberspiegel begegneten, welchen die Unterzofe mit einem gleichgültigen oder neidischen Gesicht in nackten frechen Armen hielt.

„Sotte,“ flüsterte das junge Weib bange, „Du ähnelst mir und bist ungefähr von meinem Wuchs: wechsle mit mir die Kleider, wenn Du mich lieb hast! Gehe hin und ziehe ihr den Ring vom Finger! Reuig und demüthig! Geschwind! Verbeuge Dich mit gekreuzten Armen vor der Pizzaguerra, wie die letzte Sklavin! Falle auf die Kniee! Wälze Dich am Boden! Wirf Dich ganz weg! Meinetwegen. Nur nimm ihr den Ring! Ich lohne fürstlich!“ und da sie Sotte zaudern sah: „Behalte alles Gewand und Geschmeide, was Du, Dich vor jener verneigend, auf dem Leibe tragen wirst!“ flehte die Herrin, und dieser Versuchung widerstand die eitle Sotte nicht.

Astorre, welcher der Pflicht des Wirthes einen Augenblick entwendete, um sein Liebstes zu besuchen, fand im Gemache zwei sich umkleidende Frauen. Er errieth. „Nein, Antiope!“ schalt er. „So darfst Du nicht durchschlüpfen. Es muß Wort gehalten werden! Ich verlange es von Deiner Liebe. Ich befehle es Dir!“ Indem er diesen gestrengen Spruch mit einem Kuß auf den ungehorsamen Nacken zu einem Koseworte machte, wurde er weggerissen von dem herbeieilenden Ascanio, welcher ihm vorstellte, seine Bauern wünschen ihm ihre Gaben ohne Verzug zu überreichen, um in der Kühle der Nacht den Heimweg anzutreten. Da sich Antiope wendete, um den Gatten wiederzuküssen, küßte sie die Luft.

Jetzt ließ sie sich rasch fertig kleiden. Selbst die leichtfertige Sotte erschreckte die Blässe des Angesichtes im Spiegel. Nichts lebte darin als die Augen und

der Schimmer der durch ein unheimliches Lachen halb entblößten Zähnchen. Der Schlag Dianens wurde auf Antiope's Stirne sichtbar.

Nach beendigtem Putze erhob sich das Weib Astorre's mit fiebernden Pulsen und hämmernden Schläfen, verließ die sichere Kammer und durcheilte die Säle, Dianen suchend. Sie wurde getrieben von dem Muthe der Furcht und wollte jubelnd mit dem zurückeroberten Ringe ihrem Gatten entgegeneilen, dem sie den Anblick ihrer Buße erspart hätte.

Sie unterschied bald aus den Masken die hochgewachsene Göttin der Jagd, erkannte in ihr die Feindin und folgte, bebend und zornige Worte murmelnd, der gemessen Schreitenden, welche den Hauptsaal verließ und sich gnädig in eines der schwach beleuchteten und nur halb so hohen Nebengemächer verlor. Die Göttin schien nicht die öffentliche Demüthigung der Schuldigen, sondern die Demuth des Herzens zu verlangen.

Jetzt neigte sich im Dämmerlicht Antiope vor Diana. „Gib mir den Ring!" bat sie hastig und tastete an dem kräftigen Finger.

„Demüthig und reuig?" fragte Diana.

„Wie anders, Herrin?" preßte das junge Weib mit kreischendem Tone hervor. „Aber Du treibst Dein Spiel mit mir, Grausame! Du biegst Deinen Finger, jetzt krümmst Du ihn!"

Ob Antiope es sich einbildete? Ob Diana wirklich dieses Spiel trieb? Ich halte sie dessen für unfähig. Genug, die Vicedomini hob den geschmeidigen Leib und rief, die flammenden Augen auf die strengen der Pizzaguerra gerichtet: „Neckst Du eine Frau, Mädchen?" Dann bog sie sich wieder und suchte mit beiden Händen der Göttin den Ring gewaltsam zu entreißen — da durchfuhr sie ein Blitz. Ihr die linke Hand überlassend, hatte die strafende Diana mit der Rechten den Pfeil aus dem Köcher gezogen und Antiope getödtet. Diese sank zuerst auf die linke, dann auf die rechte Hand, drehte sich halb und lag den Pfeil im Nacken, auf die Seite gewendet.

Der Mönch, der jetzt nach Verabschiedung seiner ländlichen Gäste zurückgeeilt kam und sein Weib suchte, fand eine Entseelte. Dem Pfeile, welchen er aus dem weißen Nacken zog, folgte ein spritzender Blutstrahl. Er auch verlor die Sinne.

Als er aus seiner Betäubung erwachte, stand Germano vor ihm mit gekreuzten Armen. „Bist Du der Mörder?" fragte der Mönch.

„Ich morde keine Weiber," antwortete der Andere traurig. „Es ist meine Schwester, die ihr Recht gesucht hat."

Astorre tastete nach dem Pfeile und fand ihn. Aufgesprungen in einem Satze und das lange Geschoß mit der blutigen Spitze wie eine Klinge handhabend, fiel er in blinder Raserei den Jugendgespielen an. Der Krieger schauderte leicht vor dem schwarzgekleideten fahlen Gespenste mit den gesträubten Haaren und dem blutigen Pfeil in der Faust.

Er wich um einen Schritt. Das kurze Schwert ziehend, welches der Ungepanzerte heute trug und den Pfeil damit festhaltend, sagte er mitleidig: „Geh in Dein Kloster zurück, Astorre, das Du nie hättest verlassen sollen!" Da gewahrte er plötzlich den Tyrannen, der, gefolgt von dem ganzen Feste, welches

dem längst Erwarteten bis ans Thor entgegengestürzt war, ihm gerade gegenüber durch die Thüre trat.

Ezzelino streckte die Rechte, Friede gebietend, und Germano senkte seine Waffe vor dem Kriegsherrn. Der Mönch aber ergriff den Augenblick und stieß dem Ezzelin Entgegenschauenden den Todespfeil durch das Herz mit einer solchen Gewalt, daß er selbst in das von dem Berührten blitzschnell wieder gehobene Schwert stürzte.

Germano war still zurückgesunken, während der Mönch, von Ascanio gestützt, noch einige wankende Schritte that, um sich neben sein Weib betten zu lassen, Mund gegen Mund.

Die Hochzeitsgäste umstanden schweigend die todten Vermählten. Der Tyrann betrachtete sie ohne Ueberraschung, dann ließ er sich auf ein Knie nieder und drückte erst Antiope, darauf Astorre die Augen zu. Durch ein ins Freie gehendes offenes Fenster scholl eine mißtönige Musik herein. Dann wurden durch die Stille der Nacht ausgerufene Worte vernehmbar. Von einem großen Zwischenraume gedämpft, aber noch deutlich, Silbe um Silbe, wie eine weiland begegnete Geschichte, wie der Inhalt einer Grabschrift, lautete es: „Jetzt schlummert der Mönch Astorre neben seiner Gattin Antiope.“ Dann ein fernes Gelächter.

Dante erhob sich. „Ich habe meinen Platz am Feuer bezahlt,“ sagte er, „und suche nun den Frieden des Schlummers. Er beglücke uns Alle!“ Er wendete sich und schritt durch die Pforte, welche ihm der Edelknabe behende geöffnet hatte. Aller Augen folgten ihm, der die Stufen einer im Hintergrunde liegenden fackelhellen Treppe langsam und ermüdet emporstieg.

Die auswärtige Politik Deutschlands.

Von * * *

Wenn wir an Frankreich ein trauriges Beispiel haben, wie die auswärtige Politik eines großen Staates nicht geführt werden sollte, so ist es für eine deutsche Zeitschrift eine um so angenehmere Aufgabe, durch eine Beleuchtung unserer eigenen Politik zu zeigen, wie durch eine wahrhaft staatsmännische Leitung unser Vaterland auf der Höhe der Stellung erhalten ist, welche die unvergleichlichen Erfolge unserer Waffen errangen.

Als Herr von Bismarck ins Ministerium trat, fand er eine Lage vor, welche für die Verwirklichung seiner großen Pläne so ungünstig wie möglich war. Der Natur der Sache nach waren alle Großmächte der Einigung Deutschlands, welche dasselbe zur ersten Militärmacht emporheben mußte, entgegen, vielleicht mit Ausnahme Englands, von dem aber keine Unterstützung zu hoffen war, schon weil das Ministerium Bismarck durch den Verfassungsconflict dort sehr unpopulär war; mit Oesterreich stand Preußen ganz schlecht, mit Frankreich kühl, nur Rußland war freundlich gesinnt. Die Hauptaufgabe war nun, Oesterreich für den bevorstehenden Entscheidungskampf zu isoliren; dazu mußten die Beziehungen mit Rußland gestärkt und Frankreich für die Neutralität gewonnen werden. Beides erleichterte Oesterreich durch seine Fehler. Der Aufstand in Polen verleitete die Westmächte zu einem diplomatischen Feldzug gegen Rußland, welchem sich unbegreiflicher Weise auch Oesterreich anschloß. Bismarck's realpolitischer Blick durchschaute sofort die Hohlheit dieser Coalition; er wußte, daß Rußland hier nicht nachgeben werde, daß Oesterreich gar nicht handeln könne, vielmehr die Rancüne des Grafen Rechberg sich nur für Rußlands Haltung in der italienischen Frage rächen wollte, daß England nicht handeln wolle und Frankreich allein nicht handeln werde. Er lehnte es daher nicht bloß ab, sich an den Vorstellungen der drei Mächte zu betheiligen, sondern unterstützte Rußland in dem kritischen Augenblicke, wo man in Petersburg selbst den Kopf verloren zu haben schien, auf das Wirksamste. Der Erfolg rechtfertigte diese Berechnung vollständig: binnen sechs Monaten war die Coalition der drei aufgelöst, ohne anderes Ergebniß, als daß dieselben unter sich gründlich entzweit waren und jeder dem anderen die

Schuld des Mißerfolges zuschob. Die seit 1856 von Frankreich und Rußland angestrebte Allianz, welche Bismarck's Plänen so sehr im Wege stand, hatte gegenseitiger Entfremdung Platz gemacht und Preußen sich Rußlands Erkenntlichkeit gesichert. So ging der preußische Minister allein mit einem soliden Gewinn aus dieser Angelegenheit hervor. Um die Niederlage in der polnischen Sache voll zu machen, unternahm Oesterreich den Frankfurter Fürstentag, der durch die einfache Weigerung des Königs von Preußen, sich daran zu betheiligen, mit vollständigem Fiasco endete. Durch diese Erfahrung endlich darüber belehrt, daß ohne und gegen Preußen in Deutschland nichts zu erreichen sei, ging Oesterreich darauf ein, mit Preußen gemeinsame Sache zu machen, als die Frage der Herzogthümer zur Krisis kam. Daß Bismarck von Anfang an die Einverleibung Schleswig-Holsteins ins Auge gefaßt, kann schwerlich behauptet werden; aber da die nationale Erregung ihn zwang, zu handeln, sicherte er sich durch die österreichische Allianz gegen die Intervention des Auslandes und trennte Oesterreich von den Mittelstaaten, indem es mit Preußen dem Bunde den Rücken kehrte und denselben in voller Ohnmacht erscheinen ließ. Unbegreiflich bleibt es gleichwohl, daß Oesterreich den Frieden mit Dänemark unterzeichnete, ohne die Zukunft der Herzogthümer gesichert zu haben und damit die Sache aus der Hand gab. Daß es Bismarck bei seinem Besuche in Wien im Herbste 1864 gelang, Graf Rechberg dazu zu bestimmen, indem er die österreichisch-preußische Allianz als die einzige Sicherheit gegen die Revolution hinstellte, war ein Meisterstück; jeden Morgen fürchtete er, Rechberg mit einem Protokoll eintreten zu sehen, durch welches Oesterreich und Preußen sich verpflichten sollten, keine Separatvortheile bei der Regelung der Frage zu suchen. Als er Wien im Rücken hatte, ohne sich gebunden zu haben, hatte er Großes erreicht.

Noch schwieriger war es, Frankreich zum Aufgeben seiner traditionellen Intervention in deutschen Fragen zu bewegen. Zunächst stimmte der preußische Minister Napoleon günstig, indem er den deutsch-französischen Handelsvertrag trotz des Widerspruches der Mittelstaaten (mit Ausnahme Sachsens) und Oesterreichs unterzeichnete; dann faßte er den Kaiser bei seinem Verlangen, sein italienisches Programm, frei bis zur Adria, zu verwirklichen und gewann ihn persönlich so, daß derselbe Italien zur Allianz mit Preußen bewog, weil er Preußens militärische Kraft gänzlich unterschätzte. Im letzten Augenblicke drohte das ganze mühsam aufgerichtete Gebäude zu stürzen, als Napoleon in einem Augenblick des Schwankens sich von England bewegen ließ, einen Congreß vorzuschlagen. Preußen konnte nicht ablehnen; aber kam derselbe zu Stande, so waren die Herzogthümer verloren. Oesterreich, das die Einladung bereits angenommen, rettete Bismarck durch einen neuen Fehler, indem es nachträglich die Bedingung stellte, daß keine Territorialveränderungen auf dem Congreß erörtert werden sollten, wodurch dieser gegenstandslos wurde.

So war das Deck klar zum Kampfe, der mit Königgrätz endete. Die Geschichte der Verhandlungen von Nikolsburg ist zu bekannt und zu verwickelt, um sie hier auch nur in ihren Hauptpunkten zusammenzufassen; ein französischer Diplomat, M. Rothan, hat in seinem wahrheitsgetreuen Werke: „La politique française en 1866“ dem deutschen Staatsmann den unverdächtigsten Tribut der

Bewunderung gezollt. Ebenso wenig ist es nöthig, auf den französisch-deutschen Krieg einzugehen; die schwierigste Aufgabe des nunmehrigen Reichskanzlers begann, als es galt, die errungene Stellung Deutschlands zu behaupten. Er löste dieselbe ihrer Natur entsprechend, da es nicht mehr galt zu erobern, sondern das Gewonnene zu behaupten, durch einen vollkommenen Wandel seiner Politik. Der Mann, der die Welt durch unerhörte Offenherzigkeit überrascht, ehe er sie durch seine Erfolge staunen machte, ward der Einsiedler von Varzin, der nur sehr selten öffentlich über auswärtige Verhältnisse sprach und nur dann und wann aus der Wolke des Schweigens, die ihn umhüllte, einen Blitz oder einen kalten Wasserstrahl sandte, über dessen Bedeutung die Leute sich dann die Köpfe zerbrachen. An die Stelle der „Blut- und Eisens-" trat eine entschiedene Friedenspolitik, welche jede auswärtige Verwicklung Deutschlands vermied. Aber im Dienste des deutschen Friedens entfaltete Fürst Bismarck eine erstaunliche diplomatische Thätigkeit, die Berlin zum Mittelpunkte der europäischen Politik machte. Das erste Mittel dazu war der Dreikaiserbund. Frankreich erholte sich von den Folgen seiner beispiellosen Niederlagen wirthschaftlich in einer Weise, die alle Berechnung täuschte und alle Welt staunen ließ. War es nun auch auf Jahre hinaus nicht im Stande, allein einen erfolgreichen Krieg gegen Deutschland zu führen, um das Verlorene wieder zu gewinnen, so ging doch, seit der Herzog Decazes die auswärtige Politik leitete, sein ganzes Bestreben dahin, die russische Allianz zu gewinnen. Diese war also die Gefahr der Zukunft für Deutschland um so mehr, als Rußland keineswegs Grund hatte, mit seiner Stellung nach dem Kriege zufrieden zu sein. Vom russischen Gesichtspunkte war es sehr zweifelhaft, ob die preußenfreundliche Politik des Fürsten Gortschakow, welche wesentlich aus dessen Haß gegen Oesterreich entsprang, richtige Ziele verfolge. Die Gespaltenheit Deutschlands war für Rußland so vortheilhaft wie für Frankreich; wie Olmütz bewies, lag bei jedem Streite zwischen Oesterreich und Preußen die Entscheidung in der Hand Oesterreichs, und bei den Mittelstaaten war sein Einfluß maßgebend: 1851 verlieh Kaiser Nicolaus dem bayrischen Minister v. d. Pfordten einen hohen Orden „wegen seiner Verdienste um die Erhaltung des traditionellen Besitzstandes in Deutschland". Es war daher gewiß ein Bruch mit der traditionell-russischen Politik, daß das Petersburger Cabinet Preußen in den Herzogthümern freie Hand ließ, wo es letzteres 1848 und 1850 so rücksichtslos zum Rückzug gezwungen; russisches Interesse war es nicht, eine derartige Verstärkung der preußisch-deutschen Ostseestellung zuzulassen. Und um sie zu hindern, brauchte Rußland keine Compagnie marschiren zu lassen: sobald es im Vereine mit Frankreich und England oder nur mit letzterem auf der Londoner Conferenz erklärte, es werde die Zerreißung des Londoner Protokolls von 1852, seines eigensten Werkes, nicht zulassen, so stand Preußen vor einem Widerstand, den es nicht durchbrechen konnte, Oesterreich wäre sofort zu seinen Gegnern getreten und König Wilhelm hätte nie dem vereinten Europa den Handschuh hingeworfen. Als dann Fürst Gortschakow 1866 Preußen freie Hand gegen Oesterreich ließ, hatte er wohl eine Demüthigung des letzteren im Auge, war aber nicht weniger als Napoleon III. durch Königgrätz überrascht und bestürzt und ließ durch Herrn von Oubril in Berlin erklären, daß er alle Abmachungen als non-avenues be-

trachte, so lange nicht durch einen europäischen Congreß darüber entschieden sei. Der Kaiser Napoleon, der mit beiden Händen hätte zugreifen müssen, unterstützte diese Forderung nicht, weil er noch hoffte, von Preußen eine besondere Compensation für Frankreich zu erhalten. Graf Bismarck aber beseitigte die russische Forderung, indem er durch General von Manteuffel in Petersburg Napoleon's Pläne auf Belgien enthüllen und gleichzeitig andeuten ließ, daß bei dem voraussichtlich unvermeidlichen Kriege mit Frankreich Rußland Gelegenheit haben werde, sich von den Fesseln des Pariser Friedens zu befreien. Das that denn der Fürst Gortschakow auch durch seine einseitige Lossagung von der Neutralisirung des Schwarzen Meeres, die er durchsetzen konnte, weil von den drei Garanten des Pariser Friedens, welche dessen Verletzung durch den Vertrag vom 15. April 1856 zum Kriegsfall erklärt hatten, Frankreich sich nicht widersetzen konnte, England nicht wollte und Oesterreich allein ohnmächtig war. Gleichwohl darf man sehr bezweifeln, ob dieser immerhin bescheidene Gewinn ausreichend war, um die deutschfreundliche Haltung der russischen Politik im französischen Kriege zu rechtfertigen. Katharina II. oder Nikolaus hätten sicher nicht dem Siege des „Oheims, des tüchtigen Kerl's“, bei Sedan zugejubelt, sondern marschiren lassen, um die Aufrichtung einer neuen, Frankreich überlegenen, Rußland nicht mehr bedürftigen Macht zu hindern. Es war nicht Interessenpolitik, welche Alexander II. zu seiner Haltung bewog, sondern Politik der persönlichen Sympathie, durch die er wett machte, was einst Friedrich Wilhelm III. und IV. darin für Rußland geleistet; daß die Strömung in national-russischen Kreisen im schärfsten Gegensatz dazu stand, hat uns der Verfasser des Buches „Berlin und Petersburg“ durch hinreichende Belege gezeigt und wer kann behaupten, daß sie von russischem Gesichtspunkte Unrecht hatte? Denn das Resultat des Krieges war doch, daß Rußland statt des getheilten Deutschlands die erste Militärmacht des Festlandes zum Nachbarn bekam, die zwar damals sich durchaus freundlich gesinnt zeigte, aber keine Bürgschaft gab, daß ihre Freundschaft stets dauern werde.

Fürst Bismarck aber benutzte die Gefühlspolitik des Kaisers Alexander nicht nur geschickt, um das gute Verhältniß mit Rußland aufrecht zu halten und so Frankreichs Liebeswerben zu vereiteln, sondern seine Diplomatie brachte auch das Kunststück fertig, die beiden sich entfremdeten Mächte Rußland und Oesterreich so weit zu versöhnen, daß sie mit Deutschland sich für die Erhaltung des damaligen Territorialbestandes verbanden, so daß jeder Versuch Frankreichs, daran zu rütteln, auf einen unübersteiglichen Widerstand stoßen mußte. Daß dieser Bund nicht auf dauernd gemeinsamen Interessen beruhte, sondern nur ad hoc Dienste leisten konnte, daß der unlösliche Antagonismus Rußlands und Oesterreichs im Orient früher oder später zum Conflict führen mußte, entging seinem Scharfblick keinen Augenblick. Hatte er doch schon in seiner vertraulichen Depesche vom 14. April 1867 an Herrn v. Werther, bei Gelegenheit der Sendung des Grafen Tauffkirchen, in dieser Beziehung nichts weiter sagen zu können geglaubt, als daß er „nicht ohne Hoffnung sei, für einen beschränkten Zeitraum Rußlands Zustimmung zu einer Aufrechterhaltung des status quo in den türkischen Grenzländern zu gewinnen.“ Um so weniger konnte er 1872 hoffen, daß sich dieser status quo auf unbeschränkte Zeit erhalten lasse, wo die Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel

zusehends unhaltbarer wurden. Aber für Deutschland hatte der Orient nur secundäres Interesse; Rußland und Oesterreich waren die Nächstbetheiligten, und so lange zwischen ihnen kein Zwiespalt sich erhob, kam es darauf an, sie für die Erhaltung des europäischen Friedens im Westen zu interessiren und so die französische Gefahr abzuwenden. Nach dieser Seite hin hat das Dreikaiserverhältniß seine volle Wirksamkeit geübt.

Die Episode des „Kriegs in Sicht" war der Anlaß, daß das Verhältniß sich löste. Dieser Vorgang ist noch nicht hinreichend aufgeklärt und wir halten es nicht im Interesse der deutschen Politik, den Schleier zu lüften. So viel steht indeß fest, daß dabei die Bedeutung der Machtstellung Rußlands sehr auffällig hervortrat. Mochte auch die Eitelkeit Gortschakow's sich ein Verdienst zuschreiben, das schließlich doch nur der Friedensliebe des Kaisers Wilhelm zu verdanken war, so stellte sich doch Rußland offen auf Frankreichs Seite. Gortschakow erklärte, als er im Mai 1875 in Berlin als Friedensstifter erschien, Rußlands Interesse verbiete eine weitere Minderung der Machtstellung Frankreichs und der Kaiser Alexander sagte beim Empfang des diplomatischen Corps zu dem französischen Botschafter: „Comptez sur moi, si quelque danger sérieux vous menaçait, je serais le premier à vous en avertir." Der russische Kanzler hatte zwar wiederholt in Paris erklären lassen, er habe wohl die Annexion Elsaß-Lothringens gemißbilligt und widerrathen, aber Frankreich könne keineswegs auf Rußlands Unterstützung für einen Revanchekrieg rechnen. Indeß eine Allianz der beiden Mächte blieb immerhin möglich, wenn Frankreich in seiner Wiedererstarkung weitere Fortschritte machte. Um dieser Gefahr zu begegnen, öffnete der deutsche Kanzler die Pandorabüchse der orientalischen Frage. Fürst Gortschakow verfolgte in derselben die vom russischen Gesichtspunkte unstreitig richtige Politik, nicht aggressiv gegen die Pforte vorzugehen und dadurch den Widerstand Europas herauszufordern, sondern einerseits die russische Herrschaft in Asien immer weiter auszudehnen, die Türkei so von dieser Seite zu umklammern und wenn der kritische Augenblick gekommen, in Afghanistan und Persien auf England einen Druck auszuüben, der diesem verbot, der Pforte wirksam zu Hilfe zu kommen, andererseits die Herrschaft derselben in Europa in der Stille zu untergraben, eine Aufgabe, die Ignatiew und russisches Gold auf das Beste besorgten.

Aber diese Politik, bei der Rußland langsam, doch ohne Opfer seine Ziele im Orient erreichen konnte, war nicht im deutsch-österreichischen Interesse. Ein großer Krieg Rußlands gegen die Pforte dagegen legte auch ersterem große Opfer auf, störte seine innere Erstarkung, die namentlich in finanzieller Beziehung bis zur Beseitigung des Deficits gediehen war, und doch konnte Europa, vor allem England, nicht zugeben, daß Rußland von dem Kriege entsprechende Früchte ernte. Der Erfolg hat diese Voraussicht vollauf gerechtfertigt. Fürst Gortschakow hatte selbstgefällig von Berlin in die Welt hinaustelegraphirt, daß der Friede gesichert sei und zugleich durch sein Vorgehen den deutschen Kanzler tödtlich beleidigt. Wenige Wochen nachher erhob sich im Orient ein Wölkchen, das sich langsam aber unaufhaltsam vergrößerte, bis es zum gewaltigen Gewittersturm wurde. Die Franzosen haben behauptet, der deutsche Kanzler habe den Aufstand hervorgerufen und Fucheval-Clarigny führt in der „Revue des deux mondes" als Be-

weis dafür an, die Herzegowinesenen hätten plötzlich ihre Waffenkäufe in Ragusa mit Zwanzigmarkstücken bezahlt; das ist auf Rechnung der Einbildungskraft unsrer Nachbarn zu schieben, welche überall die Hand ihrer bête-noire sieht, wo etwas geschieht, was ihnen unbequem ist. Der Ausgangspunkt dürfte vielmehr in der dalmatinischen Reise des Kaisers Franz Joseph im Frühjahr 1875 zu suchen sein, welcher seinen südslawischen Unterthanen warme Worte gewidmet hatte, die in der Bevölkerung des Nachbarlandes auf empfänglichen Boden gefallen waren und so aufgefaßt wurden, daß man auf Oesterreichs Unterstützung rechnen könne. Aber gewiß ist es, daß der Kanzler den Conflict sich entwickeln ließ; bald durch meisterliche Unthätigkeit, bald durch wirksames Eingreifen. Nichts ist unbegründeter als sein bekanntes Wort „das bischen Herzegowina“ dafür anzuführen, daß er die Bedeutung der heraufziehenden Verwickelung verkannt hätte. Damals galt es die Lawine ins Rollen zu bringen, und dazu mußte er die Miene der Gleichgültigkeit und Geringschätzung annehmen, um so mehr, als Gortschakow von dem Ausbrechen des Aufstandes sehr unliebsam überrascht war und auf seiner Rückreise im October in Berlin daraus kein Hehl machte, daß man die Sache nicht zu einem neuen Ausbruch der orientalischen Frage auswachsen lassen dürfe, vielmehr suchen müsse, durch gemeinsame Maßregeln, die er selbst als Flickwerk (replâtrage) bezeichnete, den Brand zu ersticken. Deutschland sah also gleichmüthig zu, wie sich die Elemente des Conflicts vergrößerten und die andern Mächte leisteten dabei treffliche Dienste. In England war Beaconsfield am Ruder, der, im Gegensatz zu Gladstone's schwacher auswärtiger Politik, die auswärtigen Interessen lebhaft betonte. Auf dem Bankett im Mansion-House (9. November 1875) erklärte er, England habe im Orient, wenn nicht so unmittelbare, doch ebenso bedeutende Interessen wie andre Mächte und die Regierung werde diese zu wahren wissen. Er hatte dabei die öffentliche Meinung, welche die Niederlagen seines Vorgängers bitter empfunden, auf seiner Seite; aber, abgesehen von dem geschickten Ankauf der Suez-Actien, dem Fürst Bismarck lebhaften Beifall zollte, wußte er seinen Absichten keinen Nachdruck zu geben. Nach seiner Rückkehr vom Berliner Congreß, sagte er, habe er dort die Ueberzeugung gewonnen, daß wenn England fest gesprochen hätte, der Krieg vermieden worden wäre; aber er hat nicht gesagt, weshalb er denn nicht fest sprach, da doch England alles Interesse hatte, den Krieg vermieden zu sehen. Orientirte Engländer meinten, hieran sei wesentlich seine wankende Gesundheit Schuld gewesen; er ward auch gelähmt durch seine Collegen, von denen Lord Salisbury, Lord Carnarvon, Sir Stafford Northcote und Herr Croß glaubten, durch Entgegenkommen eine Verständigung mit Rußland erzielen zu können. Wahrhaft unbegreiflich aber war es, daß er lediglich aus persönlichen und Parteirücksichten zum auswärtigen Minister Lord Derby nahm, der sich schon in der Luxemburger Frage mit Schmach bedeckt hatte, indem er erklärte, der soeben geschlossene Garantievertrag binde England nicht, wenn er von einem der Garanten verletzt würde. Lord Derby ist kein unbedeutender Mann und besitzt viel common sense, aber seine Talente liegen auf dem Gebiete der inneren Politik; er würde ein guter Präsident des Handelsamtes oder home secretary sein, von auswärtigen Dingen verstand er nichts, sprach nicht einmal geläufig französisch und hatte

keinen andern Gedanken; als England vor jeder Verbindlichkeit und jeder Verwickelung zu bewahren, welche zum Kriege führen konnte. So wußte er keine der Gelegenheiten, welche unerwartete Wendungen mehrfach auftauchen ließen, zur wirklichen Erhaltung des Friedens zu benutzen, weil er nicht entschlossen war, denselben eventuell auch zu erzwingen. Daher konnte die augenblickliche Stauung des Stromes nur dazu dienen, die ursprünglichen Gegensätze zu steigern, und die Hinausschiebung der Entscheidung mußte die Wucht derselben nur verstärken.

Zunächst griff man zu dem beliebten Verlegenheitsmittel, der Pforte Reformen in den aufständischen Provinzen zu empfehlen, welche, an sich schon schwer auszuführen, bei den thatsächlich herrschenden Zuständen ganz unmöglich waren. Die Pforte ging um so bereitwilliger darauf ein, als es sich nur um Wiederversprechung dessen handelte, was schon so oft zugesagt und nie gehalten war, und erließ einen Irade für das ganze Reich, der eine wahre Fülle von öffentlichen Freiheiten versprach, den alten Mißbräuchen der Verwaltung ein Ziel setzen und das Vertrauen vollkommen herstellen sollte. Thatsächlich war damit nicht das Mindeste geändert, die Consuln richteten daher bei den Aufständischen nichts aus und die Andrassy'sche Note über die in den insurgirten Provinzen einzuführenden Reformen war ein Schlag ins Wasser. Dagegen handhabte der notorisch slawenfreundliche Statthalter von Dalmatien, General Rodich, die Grenzcontrole der Art, daß der Zufuhr von Waffen und Munition so wenig ernste Hindernisse in den Weg gelegt wurden, als dem Zuzug von Freiwilligen, und die Aufnahme der Flüchtigen in Oesterreich erleichterte gleichfalls die Fortdauer des Aufstandes. Gleichzeitig zeigten sich Symptome eines bemerkenswerthen Umschwungs in Rußland. General Ignatiew stimmte keineswegs mit seinem Kanzler darin überein, daß man die Sache möglichst rasch beenden müsse; bereits im October 1875 hatte er gegen dessen Ansicht bei einem Besuch in Livadia eine Erklärung im „Regierungsanzeiger" durchgesetzt, daß Rußland dem Einvernehmen mit seinen Alliirten nicht seine Sympathien für die slawischen Christen opfern werde. Er bewog sodann die Pforte zur Einstellung der Zahlung ihrer Schuldzinsen, was große Mißstimmung gegen dieselbe bei den zahlreichen englischen Gläubigern hervorrief. Die Begünstigung des Aufstandes durch Montenegro und Serbien ward immer offener, und als der energische Kriegsminister Hussein Avni Pascha demselben den Krieg erklären wollte, wußte Ignatiew nicht nur dies zu hintertreiben, sondern denselben zu stürzen, sodaß nun sein Werkzeug, Mahmud Pascha, allein regierte.

Bisher waren mit dem Kanzler auch der Kaiser, der Hof und das höhere Beamtenthum schon deshalb gegen den Krieg, weil sie die Probe scheuten, auf welche durch denselben die neugeschaffenen Staatseinrichtungen gestellt werden mußte; weil sie voraussahen, daß für letztere Sieg wie Mißerfolge verhängnißvoll sein könnten, und der Krieg jedenfalls die finanzielle Kraft des Reiches auf lange brach legen mußte. Aber Rußland ist nicht mehr das des Kaisers Nicolaus. Unter der äußern Form der Autokratie haben sich mächtige Strömungen gebildet, und da dieselben nicht in Institutionen Ausdruck finden können, haben sich Leute ihrer bemächtigt, die reden und schreiben, als seien sie der Ausdruck

der öffentlichen Meinung. Slawophilen wie Nihilisten arbeiteten für den Krieg, letztere in der Zuversicht, daß Sieg wie Niederlage ihre Ziele finden müßten, erstere weil die Befreiung der Südslawen ihr Ziel war. Fast alle Minister waren gegen die slawische Agitation; in Hofkreisen sprach man mit Verachtung und Unwillen von Tschernajew und Fadejew, aber die slawischen Comités setzten ihr Werk fort, und Gortschakow, um seine Popularität nicht zu verlieren, gab mehr und mehr nach. Er ließ es geschehen, daß ihr Agent Wesselitzky Bozidorowich mit großen Summen zur Unterstützung der Insurgenten nach Bosnien ging, ja daß der russische Consul in Ragusa dieselben offen begünstigte. Inzwischen fand vom 10.—12. Mai 1876 eine Conferenz der leitenden Minister der Ostmächte in Berlin statt, welche in einem Memorandum erheblich weitergehende Forderungen aufstellten, denen beizutreten jedoch England ablehnte. Nun aber folgte eine Krisis in Constantinopel selbst. Die Aufregung der muselmännischen Bevölkerung über ihre eigene unfähige Regierung, die ganz in Händen Ignatiew's war, stieg auf das höchste; als verlautete, Mahmud Pascha zeige sich dem Vorschlag des Botschafters geneigt, eine russische Besatzung zum Schutze Constantinopels einrücken zu lassen, einigten sich einige energische und entschlossene Männer, die längst von der Nothwendigkeit eines Umschwungs an höchster Stelle überzeugt waren, Abdul-Aziz zu entfernen. Wollte die englische Regierung den Frieden erhalten, so mußte sie jetzt das Eisen schmieden, wo die Pforte zu allen billigen Concessionen bereit war; aber sie that nichts, sondern meinte, man müsse den neuen Ministern Zeit lassen. So brach der bulgarische Aufstand aus, der Gladstone zu seiner thörichten Agitation veranlaßte, welche die schwache Hand der Regierung vollständig lähmte. Serbien ward in den Krieg gezogen, die Zuzüge der russischen Freiwilligen begannen, welche die Regierung nicht mehr zu hemmen wagte, sondern als angebliches Sicherheitsventil gewähren ließ; der russische Consul in Belgrad feierte in öffentlicher Rede am 11. September diese Waffenbrüderschaft, Rußland trat für das geschlagene Serbien mit einem Ultimatum ein, welches einen Waffenstillstand verlangte und durchsetzte, und schlug die Bildung autonomer und tributpflichtiger Staaten vor. Daran war zwar nicht zu denken; aber unter dem Eindruck des bulgarischen Entrüstungsmeetings und um die von Gortschakow vorgeschlagene Besatzung Bosniens durch Oesterreich, Bulgariens durch Rußland abzuwenden, ließ sich Lord Derby bewegen, ein ungemein vages Reformprogramm für die aufständischen Provinzen aufzustellen, welches durch eine Conferenz der Mächte in Constantinopel weiter ausgeführt werden sollte. Kaum aber waren die Bedenken anderer Mächte, namentlich Oesterreichs, dagegen überwunden, so kam die Nachricht von der Moskauer Rede des Kaisers Alexander, welche die feste Absicht aussprach, allein zu handeln, wenn man in einer Conferenz der sechs Mächte nicht zu einer Verständigung kommen und Rußland nicht wirkliche Garantieen für die Ausführung dessen, was es ein Recht habe von der Pforte zu verlangen, erhalte. Am 17. November wurde die Mobilisirung von sechs Armeecorps befohlen, und Fürst Gortschakow erklärte offen den Pariser Vertrag, der die Integrität und Unabhängigkeit der Türken anerkennt, für unhaltbar.

Die Aufgabe der nunmehr zusammentretenden Conferenz war so abnormer

Natur, daß kaum ein Vorgang dafür zu finden sein wird. Die Vertreter von sechs Mächten sollten Reformen der Verwaltung eines fremden Staates feststellen, die sonst überall eine rein innere Angelegenheit sind, und der Artikel 9 des Pariser Friedens untersagte ausdrücklich jede Einmischung in innere türkische Fragen. Diese Vertreter waren Diplomaten, welche, bei aller unbezweifelten Fähigkeit in ihrem Fache, schwerlich mit administrativen Schwierigkeiten sehr vertraut waren, und von denen wohl kaum Einer die aufständischen Provinzen aus eigner Anschauung kannte. Diese selbst hatten keine Vertreter, die Pforte mußte sich ihrerseits jedem Eingriff in ihre Souveränetät nach Kräften widersetzen. Dazu kamen nun die abweichenden Interessen Rußlands, Oesterreichs und Englands, und ersteres nahm sofort einen Anlauf weit über das englische Reformprogramm hinauszugehen, indem es die Forderungen von Vasallenstaaten aufstellte, welche durch das Programm ausdrücklich ausgeschlossen waren. Allgemein erwartete man lebhafte Kämpfe in der Conferenz, vor allem zwischen England und Rußland; aber die Welt sollte in dieser Beziehung überrascht werden. Lord Salisbury gehörte, wie erwähnt, zu den Mitgliedern des Cabinets, welche glaubten, eine Verständigung mit Rußland sei durch Entgegenkommen zu erreichen; seine Wahl für die Conferenz fand selbst Gladstone's Beifall, und auf der Durchreise durch Paris äußerte er, man müsse Rußland eine goldene Brücke bauen, dann werde es sich befriedigt zurückziehen. In dieser Anschauung wurde er nun sehr bestärkt durch die Besprechungen, die er mit Fürst Bismarck hatte, welcher eigens von seinem Landsitz nach Berlin kam, um den Marquis zu sehen. Dem Scharfblick des Kanzlers entging es natürlich keinen Augenblick, daß auf diesem Wege der Friedensgedanke nur unter der Voraussetzung einer Schwäche der Pforte, welche sich selbst aufgab, Erfolg haben konnte, daß davon aber keine Rede sei, da die türkischen Staatsmänner einsahen, schlimmere Bedingungen, als Ignatiew sie auf der Conferenz forderte, könne kaum ein unglücklicher Feldzug der Türkei auferlegen. Sobald die Pforte sich durch ihre Isolirung nicht einschüchtern ließ, war die Conferenz zum Mißlingen verurtheilt und Rußland durch die Nichterfüllung seiner Forderungen der Art bloßgestellt, daß es zum Schwerte greifen mußte. Somit mußte Lord Salisbury's Brückenbau den Russen nicht zum Rückzug, sondern zum Vormarsch über den Pruth dienen, von dem die englische Versöhnlichkeit sie entfernen wollte. Gerade aber weil Bismarck den Krieg wollte, bestärkte er den Lord in seinen Absichten; die Erregung der öffentlichen Meinung, sagte er ihm, mache es Rußland unmöglich, ohne ein bedeutendes Ergebniß aus der Conferenz zu kommen, die Pforte werde nur unter starkem Druck nachgeben, aber werde es thun, wenn sie sehe, daß sie nicht auf Englands Beistand rechnen könne. So erlebte die Welt das Schauspiel, den Staatssecretär für Indien am goldenen Horn Arm in Arm mit einem Manne gehen zu sehen, der dort „der Vater der Lüge" hieß, und dessen Name einer der verhaßtesten für den Islam war. Da Lord Salisbury so wirksam das Spiel des Kanzlers spielte, konnte der deutsche Bevollmächtigte sich auf der Conferenz der größten Zurückhaltung befleißigen und sich darauf beschränken, Vorschläge zu beseitigen, welche entweder unpraktisch waren, oder Deutschland gebunden hätten; so namentlich den russischen Antrag eines Protokolls, durch welches die sechs Mächte sich an das Programm

der Conferenz binden sollten. Noch bestimmter weigerte er das gewünschte Mandat zur zwangsweisen Ausführung desselben. Rußland hatte somit nichts erreicht als die Einsicht, daß England es nicht hindern werde das Schwert zu ziehen und dies beeilte sich Lord Derby zu bestärken, indem er im Parlament erklärte, die Regierung Ihrer Majestät könne die Pforte nicht vor den Folgen ihrer Mißregierung und Halsstarrigkeit schützen. Bald darauf verkündete er, der Friede sei das höchste Interesse für England, was unter den Umständen hieß, daß Rußland England nicht zu fürchten brauchte, und Lord Salisbury verspottete die eingebildeten Gefahren von Rußlands asiatischer Stellung für Indien mit den Worten, daß die Alarmisten nicht genügend große Karten brauchten. Noch schwankte die Wage einen Augenblick in Petersburg; ein Druck in der Wilhelmstraße ließ sie für den Krieg sinken. Kaiser Alexander wünschte denselben noch zu vermeiden und suchte nach einem annehmbaren Auswege; der deutsche Kanzler aber sagte dem russischen Botschafter, Herrn von Oubril: „Ich höre, daß Ihr Kaiser schwanke. Ich kenne Rußland, er ist verloren, wenn er zurückzieht, er hat keine andre Wahl als Krieg". Am 24. April 1877 benachrichtigte ein Circular Gortschakow's die Mächte, daß sein erhabener Gebieter sich entschlossen habe, das zu unternehmen, was in Gemeinschaft mit ihm zu thun Se. Majestät die Großmächte eingeladen; am selben Tage erschien das Kriegsmanifest.

So war Rußland gebunden und der Sommerfeldzug zeigte nur zu sehr, daß Fürst Bismarck nicht zu viel gesagt, wenn er behauptete es zu kennen; die Unfähigkeit der Heeresleitung, der Leichtsinn, mit dem man glaubte die Türkei überrennen zu können, die grauenhafte Corruption der Verwaltung, die Wirthschaft des kaiserlichen Hauptquartiers in Bucharest, die Orgien der Großfürsten, während die Soldaten hungerten, die Niederlage von Plewna, die ohne die Hilfe Rumäniens zur Vernichtung der russischen Armee geführt hätte, zeigten der Welt, auf wie thönernen Füßen der russische Koloß stehe. Man konnte damals eher fürchten, daß die Türken zu siegreich würden, zumal Oesterreich die Freiheit seiner Action bewahrt hatte. Eine Begegnung mit Graf Andrassy in Salzburg zeigte indeß dem deutschen Kanzler, daß die österreichische Regierung zu gutmüthig oder zu kleinmüthig sei, Rußlands Niederlagen auszunutzen. Der Fall von Plewna brachte dann einen Umschwung nach entgegengesetzter Seite zu Wege und ward der Stein, der die Lawine ins Rollen brachte, die nun über die Pforte hereinbrach. Der Kanzler konnte nicht übersehen, daß wenn Europa Rußland vor Constantinopel die Friedensbedingungen dictiren ließ, dieses Herr des Orients werde, daß die Errichtung slawischer Fürstenthümer unter russischem Protectorat auf die verwandten Nationalitäten Oesterreichs einen auflösenden Einfluß üben müsse, daß eine solche Steigerung der Macht Rußlands auch Deutschland bedrohe und seine Allianz für Frankreich nur um so wünschenswerther mache. Die Maßlosigkeit der Russen, die sich im Glück eben so übermüthig, als im Unglück kleinmüthig zeigten, kam ihm zu Hilfe, um ihnen den besten Theil der Kriegsbeute zu entreißen, ohne daß er die Knochen eines preußischen Grenadiers aufs Spiel zu setzen oder nur die Rolle des „ehrlichen Maklers" mit der eines Schiedsrichters zu vertauschen brauchte. Der Friede von San Stefano zeigte, was von Rußlands Versprechungen in seinem Kriegs-

manifest zu halten war: „Wir ziehen nicht auf Eroberungen aus, sondern um unsere unterdrückten Brüder zu befreien und eine Humanitätsmission zu erfüllen"; derselbe war der Art, daß weder Oesterreich noch England seine Ausführung gestatten konnten. Es ist behauptet worden, ersteres sei damals bereit gewesen, das Schwert zu ziehen, wenn letzteres eine Subsidie von 30 Mill. £ hätte geben wollen, daß aber Lord Beaconsfield nicht gewagt habe, eine so unpopuläre Maßregel vor das Parlament zu bringen. Lassen wir dahingestellt, ob dies begründet, obwohl es klar ist, daß England, welches keine Armee hat, die den festländischen gegenüber in Betracht kommt, nur durch die Rückkehr zu dem Pitt'schen System der Subsidien wirksam in Europa eingreifen kann. So viel ist gewiß, daß die öffentliche Meinung in England damals in einer Erregung war, welche das Ministerium zu handeln zwang. Der kläglichste aller auswärtigen Minister, die in Downing-Street regiert, der sich durch seine Gemahlin von Graf Schuwalow gängeln ließ und so weit gegangen war, Depeschen zu unterdrücken, die im Cabinet beschlossen waren, mußte sich vor dem Sturm des Unwillens zurückziehen, der im Parlament ausbrach, als er sich der Einfahrt der englischen Flotte in die Dardanellen widersetzte; es ward damals in der Lobby selbst das Wort impeachment ausgesprochen, von dem Sir R. Peel gesagt, es gehöre der Vergangenheit an. Das Circular seines Nachfolgers, Lord Salisbury's, vom 1. April 1878 sprach Englands Entschluß aus, die Ausführung des Friedens von San Stefano nicht zu gestatten, die Rüstungen wurden mit fieberhafter Eile betrieben und zum ersten Male wurde ein Contingent der indischen Armee eingeschifft, um in Europa verwendet zu werden. Hätte aber England den Krieg erklärt, so wäre Oesterreich gefolgt; nicht umsonst hatte der Kriegsminister Graf Bylandt in den Delegationen von 1876 und 77 ein solches Gewicht auf die Herstellung der kostspieligen Befestigungsarbeiten in Krakau, Przemysl und in Siebenbürgen gelegt, d. h. auf der Rußland und Rumänien (welches letztere die Russen damals besetzt hielten) zugekehrten Front. Rußland war finanziell wie militärisch nicht in der Lage, einen neuen Krieg auch nur mit einer Großmacht aufzunehmen und konnte doch nicht Englands Bedingungen ohne Schwertstreich acceptiren. So fehlte eine Basis der Vermittelung; sie ward erst gefunden, als plötzlich ein russischer Gesandter in Kabul auftauchte und der Vertrauensseligkeit Lord Salisbury's zeigte, was England für Indien zu fürchten habe. Jetzt gab er sein stolzes Circular preis und verständigte sich mit Schuwalow in dem geheimen Mai-Memorandum; der Botschafter aber unternahm es, diese Vereinbarung in Petersburg zur Annahme zu bringen und erfüllte damit eine patriotische Pflicht, die, wie er voraussehen mußte, ihn zum unpopulärsten Mann in Rußland machen würde. Er ward dabei von dem ganzen Einfluß des Fürsten Bismarck auf den Kaiser unterstützt; der Kanzler nahm jetzt die Vermittelung in die Hand und es gelang ihm die Formel zu finden, welche, obwohl von der englischen Forderung ausgehend, daß der ganze Vertrag von San Stefano discutirt werden solle, es Rußland möglich machte, ohne Demüthigung anzunehmen.

Auf dem Berliner Congreß vermochten sich die Mächte nur darüber zu verständigen, was nicht geschehen dürfe, wenn nicht für die eine oder die andere Macht der Kriegsfall eintreten sollte; es handelte sich darum, die gegenseitige Neben-

buhlerschaft in Schach zu halten, indem man sie theilweise befriedigte, und die für die Machterweiterung und den Einfluß Rußlands im Frieden von San Stefano gewonnene Stellung möglichst einzuschränken. Schon diese Aufgaben waren schwierig genug und es bedurfte der ganzen Geschicklichkeit und Energie des Fürsten Bismarck, durch die vielfachen Klippen hindurchzusteuern, welche sich einer Einigung entgegenstellten; um dies Ziel zu erreichen, mußte er manche Uebel in Kauf nehmen, wie z. B. die wortbrüchige Veraubung Rumäniens, dem Rußland seine Integrität bis Ausbruch des Krieges garantirt; die Türkei mußte dann die Kosten zahlen. Der Herrschaft der Pforte in Europa ward durch den Vertrag vom 18. Juli 1871 thatsächlich die Zukunft abgesprochen und die Linien der künftigen Theilung vorgezeichnet, so daß, wenn auch die Erbschaft noch nicht eröffnet ist, man doch alles vorbereitet hat, damit die präsumtiven Erben eventuell in Besitz treten können. Das nächste Interesse des Weltfriedens war, daß der stille Zerfall der osmanischen Herrschaft sich allmälig und ohne große Katastrophe vorbereite und zu hindern, daß nicht Rußland sich ein europäisches Mandat zur Execution der Türkei anmaßen konnte. Dies erreichte Fürst Bismarck, indem er mit Oesterreich und England Rußland nöthigte, die Besetzung Bosniens durch Oesterreich zuzugeben, so daß letzteres jene Provinzen nun nicht mehr aus der Hand Rußlands und nicht um den Preis einer militärischen Cooperation mit diesem, wie General Sumarokow 1876 beantragt hatte, sondern aus der Hand Europa's empfing.

Ueber die Bedeutung Oesterreichs für Deutschlands Interessen im Osten war der Kanzler sich vollständig klar; er war stets der Ansicht, daß nicht nur Europa in seiner Mitte einen so consolidirten Staat wie diese Monarchie verlange, sondern auch, daß der, welcher diese angreife, Deutschland sich gegenüber finden müsse. „Wir brauchen Oesterreich für den Orient," antwortete er in Nikolsburg denen, die den Sieg noch weiter ausbeuten wollten; bereits in der Depesche vom 14. April 1867 bot er ein dauerndes internationales Bündniß. Graf Beust lehnte dies ab, da sein ganzes Streben nur auf die Organisation der Revanche ging[1]); aber unbeirrt dadurch und obwohl Niemand die feindlichen Absichten des importirten Ministers bei Ausbruch des französischen Krieges besser kannte als Bismarck, bot er dem alten Gegner schon von Versailles aus die Hand, die diesmal wenigstens nicht abgelehnt ward. Mit Rußland stand es anders; damals waren freilich die Beziehungen beider Regierungen officiell sehr herzlich, aber Bismarck wußte, daß es bei günstiger Gelegenheit seine offensive Politik im Orient wieder aufnehmen werde und dafür auf Deutschlands stille Hilfe zähle. Die russischen Staatsmänner hatten stets einen Verbündeten gesucht, der ihnen im Orient freie Hand ließ und dem sie Gleiches im Westen erlaubten; je nach-

[1]) Es dürfte interessant sein zu sehen, wie Graf Beust in den Denkwürdigkeiten seines Lebens, an denen er jetzt arbeiten soll, diese Episode darstellen wird. Von der Bank, die für den künftigen Krieg mit dem Gelde des Kurfürsten von Hessen und Königs von Hannover gegründet ward, dürfte man dabei wohl so wenig hören, als von der Begründung der „Situation", dem von der Kaiserin Eugénie begünstigten Hrn. Grenier und der Vermittelung der Correspondenz zwischen dem Grafen und Napoleon durch Klindworth, den bekannten früheren geheimen Agenten Louis Philippe's.

dem hatten daher ihre Allianzen gewechselt. Als Karl X. bei dem Türkenkriege 1826—28 auf Rußlands Seite trat, war Kaiser Nicolaus bereit, ihm das linke Rheinufer zu überlassen; nach dem französischen Kriege schien dieser Verbündete in dem mit Frankreich tödtlich verfeindeten, England entfremdeten und von Oesterreich doch mißtrauisch angesehenen deutschen Reiche gefunden zu sein. Die Haltung in der Pontusfrage schien dafür zu sprechen, daß das schließliche Ende wäre, an Deutschland, welches im Orient uninteressirt ist, Westösterreich zu überlassen, während die östlichen Provinzen des Kaiserstaats dem Panslawismus ausgeliefert würden. Kurzsichtige deutsche Verehrer Bismarck's glaubten, dies sei wirklich auch sein Ziel und arbeiteten damit denen in die Hände, welche am Wiener Hofe die Ansicht vertraten, Bismarck steuere unablässig auf Oesterreichs Auflösung hin und für dasselbe sei, seit dem Niedergange Frankreichs, Rußland die einzige Allianz. Selbst ein Mann, der gern das Wort als berufener Dollmetscher der Bismarck'schen Politik nimmt, Herr v. Treitschke, schrieb noch Mitte 1874 (Preuß. Jahrb. 34 S. 662 „Ein Wort über russische Kirchenpolitik"):

„Auf dem Bunde Deutschlands und Rußlands ruht heute der Friede der Welt und die neue Ordnung des Staatensystems — diese Freundschaft wurzelt in so tiefem Grunde, so tiefen Ueberlieferungen, daß selbst ein Thronwechsel in Petersburg, den die Feinde Deutschlands inbrünstig ersehnen, sie schwerlich stören würde. So weit wir heute in die Zukunft blicken, läßt schlechterdings sich kein Grund entdecken, der eine besonnene russische Politik zur Feindschaft gegen das friedliche Deutschland bewegen müßte. — Die nüchternen Köpfe am Petersburger Hofe wissen wohl, wie schwer sie die geistigen Kräfte ihres eigenen Staates schädigen würden, wenn sie dem fanatischen Rath radicaler Moskowiter folgen und die Privilegien der baltischen Ritterschaft, dies Bollwerk deutscher Gesittung an der Ostsee, aufheben wollten. (Was sagt der Verf. jetzt zur Mission des „revidirenden" Senators Manassein?) Auch die unselige Handelssperre wird nicht zu einer dauernden Entfremdung in beiden Nachbarstaaten führen, der freiere Geist, der heute unverkennbar am Petersburger Hofe waltet, muß vielmehr früher oder später der Erkenntniß Bahn brechen, daß unter dieser verkehrten Handelspolitik die russischen Westprovinzen ebenso leiden, wie unsere deutschen Grenzlande. (Seitdem hat Rußland seine Zölle stetig weiter erhöht!) Unter allen Schlägen, welche heutzutage den Weltfrieden treffen könnten, wäre der gräßlichste ein Krieg zwischen Deutschland und Rußland."

Treitschke gibt zwar zu, daß dieser Bund, seit er vor 72 Jahren in Memel begründet, stets rein dynastisch gewesen und das Verhältniß der Nationen kühl blieb, aber verlangt doch, daß wir die Russen als das politisch bestbegabte der slawischen Völker und die Berechtigung der despotischen Formen des russischen Staatswesens anerkennen, da durch Kaiser Alexander's Reformen dasselbe der europäischen Bildung um viele Schritte näher getreten sei. Er fordert andererseits, daß wir den Aberglauben an die englische Allianz aufgeben, da „wir mit England doch kaum anders stehen als nach dem siebenjährigen Kriege", weil es den französischen Krieg nicht gehindert und „der Krämersinn der englischen Waffenhändler den Kampf um einen blutigen Winter verlängert hat." (?) Und wenige Monate vor Ausbruch des Krieges gegen die Türkei behauptete derselbe Schriftsteller, daß seit den Reformen die frühere Eroberungspolitik Rußlands aufgegeben worden, während England nur noch der unverschämte Vertreter der Barbarei im Völkerrecht sei und seine Machtstellung einen offenbaren Anachronismus bedeute. Oesterreich aber wurde darüber belehrt, „daß es heut zu Tage in der Türkei nichts mehr erobern kann und darf", und daß es allein in „einem ehrlichen

Einvernehmen mit Rußland das Heil zu suchen habe" (Preuß. Jahrb. 37, Heft 5. 6).

Wie weit entfernt war der deutsche Kanzler von solchen Träumen seiner deutschen Freunde und österreichischen Gegner [1]). Gewiß, Rußlands Unterstützung hatte ihm unschätzbare Dienste geleistet, man wollte auch fernerhin mit ihm gut Freund bleiben; aber die Verwirklichung seiner orientalischen Pläne auf Kosten Oesterreichs konnte Deutschland nicht zulassen [2]), das dann zwischen dem übermächtigen Slawenreiche und Frankreich stand, und sobald der deutsch-freundliche Alexander verschwand, mußte voraussichtlich die Idee des französischen Bündnisses aufleben. Indeß der Kanzler wußte auch, daß Rußland noch keineswegs bereit zur Aktion, und daß demselben bis dahin Ruhe willkommen sei. Es galt also, das noch gute Verhältniß zu Petersburg zu benutzen, um eine Brücke nach Wien zu schlagen; mochten darin die österreichischen Gegner den Anfang einer russischen Allianz sehen, Fürst Gortschakow umgekehrt ein Mittel Oesterreich hinzuhalten, bis es über dasselbe verfügen konnte: der Kanzler war überzeugt, daß, wenn man erst einmal in Wien gelernt haben würde, seine Absichten für Oesterreich unbefangen zu würdigen, aus den gemeinsamen Interessen sich ein dauerndes Zusammengehen, eine wahre Allianz ergeben werde, welche zugleich Oesterreich jeder Versuchung entrücken würde, sich Frankreich zu nähern. Das Dreikaiserverhältniß entsprach also dem doppelten Zwecke, die drei Hauptmächte des Festlandes für die Erhaltung des status quo zu binden und das deutsch-österreichische Bündniß anzubahnen. Sehr zu statten kam es nun dem Kanzler für seine Zwecke, daß Beust durch Graf Andrassy ersetzt wurde. Dieser glänzende und geistreiche Cavalier ward von seinen Landsleuten vergöttert, der einstige revolutionäre Agent und Verbannte war nach der Versöhnung mit Oesterreich ungarischer Ministerpräsident und persona gratissima am Hofe geworden; aber diese Stellung genügte seinem Ehrgeiz nicht, und da Beust die Revanche verfolgte, so war dies Grund genug für ihn, sich auf die entgegengesetzte Seite zu schlagen, zumal die Ungarn von einem Kriege mit Deutschland, dessen Siegen sie die Wiederherstellung des Königreichs verdankten, nichts wissen wollten. So warf Andrassy beim Ausbruch des französischen Krieges in Hietzing sein ganzes Gewicht für die Neutralität in die

---

[1]) Als der österreichisch-ungarische Consul in Belgrad, B. v. Kallay, mit seinem dortigen deutschen Collegen einmal in nicht amtlicher Unterhaltung über die europäische Lage hinwarf, die deutschen Provinzen Oesterreichs ständen unter der Anziehungskraft der deutschen Einheit, erhielt er andern Tages ein „nicht amtliches" Telegramm Bismarck's, welches ihm versicherte, daß Deutschland an Erwerbungen auf Kosten jener Provinzen nicht entfernt denke.

[2]) Benedetti, sicher ein unverdächtiger Zeuge, wo es sich darum handelt, den Scharfblick des deutschen Kanzlers anzuerkennen, schrieb am 27. Januar 1870 seiner Regierung: „Rußland ist eine Karte in Bismarck's Spiel für die Ereignisse, die am Rhein oder in Süddeutschland auftauchen können, und er hält sehr darauf, die Rollen nicht zu tauschen und nicht selbst eine Karte in Rußlands Spiel zu werden." (Ma mission en Prusse, p. 285.) In der That hatte der Kanzler schon vorher wiederholt in London durch Graf Bernstorff erklären lassen, daß er durch keinerlei Verpflichtung hinsichtlich des Orients gegen Rußland gebunden sei, und trat der griechischen Begünstigung des candiotischen Aufstandes sehr zu Gortschakow's Mißvergnügen offen entgegen, indem er die Initiative zur Pariser Conferenz vom Januar 1869 nahm, welche diese Gefahr für den europäischen Frieden beseitigte.

Schale, siegte, und entschied damit auch den Anschluß Bayerns an Preußen. Der glänzende Erfolg der deutschen Waffen rechtfertigte diese Haltung vollkommen und die Militärpartei, die vorher über seinen Einfluß sehr erbittert gewesen war, mußte ihn hernach als den providentiellen Mann anerkennen, der die Monarchie vor einem verhängnißvollen Fehler bewahrt hatte. Andrassy mußte daher um so mehr dem deutschen Kanzler als der geeignete Mann erscheinen an die Spitze der Regierung in Wien berufen zu werden, als einerseits seine Popularität in Ungarn dort unbedingten Rückhalt sicherte, andererseits derselbe bei allem Geist, Ehrgeiz und Unternehmungsgeist keineswegs die soliden Eigenschaften eines wirklichen und unabhängigen Staatsmanns besaß, vielmehr das „Detail" der Geschäfte als zu langweilig verachtete, und eben deshalb von einem überlegenen Geiste leicht geleitet werden konnte; er vereinte eben, wie Franz Pulszky sagte, alle guten und schlechten Eigenschaften eines ungarischen Magnaten. Diese Auffassung wurde verstärkt, als die Begegnung des deutschen Kaisers mit dem österreichischen in Gastein im Herbst 1871 zur ersten persönlichen Berührung des Fürsten Bismarck mit dem Grafen Andrassy führte; und als Beust, um sich zu halten, das Maß seiner Fehler voll machte, sich Hohenwart's Compromiß mit dem Grafen anschloß, darüber aber fiel, war Andrassy der gegebene Nachfolger (14. November 1871). Am 3. September 1872 erschien er in Berlin mit seinem Souverän, dem die Reise nicht leicht geworden sein mag, zur Dreikaiserzusammenkunft. Daß Andrassy als auswärtiger Minister keine klare zielbewußte Politik verfolgt hat, wird nicht zu leugnen sein, wenn man seine Laufbahn als solcher unbefangen betrachtet; die dalmatinische Reise, deren Bedeutung oben erwähnt ist, wurde ohne ihn entschieden, und doch begleitete er den Kaiser in der Hoffnung, zu verhüten, daß dabei etwas vorfalle, was ihn eventuell compromittiren könne — man weiß, mit welchem Erfolge — und als nach Ausbruch des Aufstandes in der Herzegowina er in der Delegation interpellirt ward, versicherte er, daß demselben gar keine Bedeutung beizumessen sei, während die dalmatinischen Behörden doch in der Stille die Unterstützung der Insurgenten gewähren ließen. Gewiß entfaltete er als Minister glänzende Gaben: schlagende Worte, geschickte Wendungen, große Kunst die parlamentarische Vertretung zu behandeln, standen ihm zu Gebote; aber sein „von Fall zu Fall" war doch im Grunde nur der Ausdruck der Planlosigkeit, mit der er sich von den Ereignissen treiben ließ. Thatsächlich wurde sein Verhalten von Bismarck bestimmt, und nur wenn ihm Dinge zugemuthet wurden, von denen er wußte, daß selbst er sie Ungarn gegenüber nicht wagen konnte, wie die 1876 von General Sumarokow vorgeschlagene, von Berlin warm empfohlene, gleichzeitige Besetzung Bosniens und Bulgariens durch Oesterreich und Rußland — widerstand er, ließ aber gleichwohl Rußland freie Hand in Bulgarien. Von seiner unpraktischen Reformnote behauptete er noch zu Anfang der Conferenz von Constantinopel, schließlich werde doch nur sein Memorandum die Türkei retten. Als dann dieses Heilmittel doch nicht hinderte, daß Rußland den Pruth überschritt, sagte er, es möge nur in die Falle gehen, und bei der Niederlage von Plewna meinte er, man müsse böse Miene zum guten Spiele machen. Freilich, als durch den Frieden von San Stefano Rußland versuchte, doch ohne Europa der Türkei seine Bedingungen zu dictiren,

ward Graf Andrassy hochgradig nervös; aber nicht er war es, der Rußland hinderte, seine Ziele durchzusetzen, auf dem Berliner Congreß widersetzte er sich nicht der Beraubung Rumäniens, welche Rußland wieder zum Donauuferstaat machte, und nur Deutschland und England verdankte er das Mandat zur Besetzung Bosniens. Ihm allein dagegen fällt die Verantwortlichkeit für den Leichtsinn zu, mit dem er es unternahm, dies Mandat auszuführen, indem gegen den Rath erfahrener Generäle[1]) der Einmarsch mit ganz unzureichenden Kräften ausgeführt ward, und dann bei der Verwaltung der Provinz die beklagenswerthesten Mißgriffe geschahen.

Vom Gesichtspunkt des Fürsten Bismarck war die Besetzung durchaus richtig, gleichmäßig in Oesterreichs wie in Deutschlands Interesse. Und zwar handelte er dabei keineswegs, wie Gabriel Charmes meint (Rev. des deux Mondes Oct. 1. 1883) nach der Politik der Quadratmeilen, durch welche die Wiener Militärpartei, welche einen entsprechenden Ersatz für den Verlust der Lombardei und Venetiens in türkischem Gebiete suchet, gewonnen werden soll. Bei dem unaufhaltsamen Sinken der osmanischen Herrschaft in Europa muß eine Regierung eine Art Protectorat über die vorhandenen und sich bildenden Staaten übernehmen, welche ebenso unfähig sind, sich zu vereinigen, als allein zu stehen. Keiner dieser Staaten kann die anderen absorbiren, sie sind verschieden in Sprache, Race und Religion, sind also ohne Zusammenhang und deshalb ist Gladstone's Project einer Balkanconföderation eine Utopie. Jeder der drei Staaten Serbien, Bulgarien, Montenegro kann seine Ziele nur auf Kosten der anderen erreichen; schon Montenegro strebt nach der Einverleibung der Herzegowina und Dalmatiens, in Belgrad möchte man ein großserbisches Reich durch die Herrschaft über Bosnien begründen, Bulgarien wünscht mindestens Ostrumelien zu gewinnen. Isolirt aber haben diese Staaten bis jetzt nicht hinreichende Kraft, einem starken Angreifer zu widerstehen und doch macht die geographische Lage dieser Länder sie in politischer, militärischer und commerzieller Beziehung zu einem so begehrenswerthen Besitz, daß sie nicht sicher vor Angriffen sein können.

Es ist klar, daß dies Protectorat nicht von der Gesammtheit der Großmächte geübt werden kann, von denen die einen wenig, die anderen widerstreitende Interessen in diesem Punkte haben; es fragt sich nur, soll Oesterreich diese Macht sein oder Rußland? Vom deutschen wie vom allgemein europäischen Standpunkt spricht alles für Oesterreich. Die Fortschritte Rußlands im Osten sind stets Eroberung und Unterdrückung der unterworfenen Völkerschaften gewesen; mag diese Politik in Centralasien ihre Berechtigung haben, wo sie wenigstens Ordnung an die Stelle ewiger Kriege der muselmännischen Staaten untereinander setzt und die Sklaverei beseitigt: im europäischen Osten ist es anders. Was dort russisches Protectorat bedeutet, davon können die Donaufürstenthümer erzählen.

[1]) Freilich hat man im österreichischen Kriegsministerium damals nicht den Optimismus Andrassy's getheilt, welcher glaubte, die beiden türkischen Provinzen ohne Blut „mit einer Compagnie und einer Musikbande“ in seine Gewalt zu bekommen; aber man wollte die Hauptmacht nicht durch starke Abcommandirungen nach Bosnien schwächen, da man die Möglichkeit einer allgemeinen Mobilisirung gegen Rußland bei dessen Erbitterung gegen Oesterreich nicht für ausgeschlossen hielt.

Oesterreich dagegen ist die einzige Macht, welche sich fähig gezeigt, heterogene Racen in einem politischen Verbande zu erhalten, den Eroberungen und Revolutionen nicht haben erschüttern können. Beruhte es auf bloßer Zusammenschweißung sich hassender Stämme, wie seine Gegner sagen, so hätte es sich nicht in solchen Stürmen behaupten können, wie es zu Anfang des Jahrhunderts und wiederum seit 1848 gethan, wo ganz neue politische und sociale Kräfte sich geltend machten. Und auch für die Zukunft wird sich die Zähigkeit dieses Zusammenhaltens bewähren, durch welches Oesterreich so oft die Welt überrascht hat; das Vordringen der slawischen Elemente in der westlichen Reichshälfte ändert daran nichts, je mehr Freiheit der Bewegung und Bedeutung diese erreichen, desto weniger werden sie nach Rußland schielen, von dem sie übrigens auch Religion und Geschichte trennen, Polen spricht hier vernehmlich sein vestigia terrent. Schlimmsten Falles aber bleibt diese Monarchie ein Reich, in dem Deutsche und Magyaren so stark vertreten sind, daß es stets der Nebenbuhler Rußlands und der Hauptdamm gegen den Panslawismus sein wird. Oesterreich ist eben nicht ein nationaler, sondern ein dynastischer Staat, der eigene Zwecke hat, die mit denen keiner seiner einzelnen Stämme vollständig zusammenfallen. Eine ganz entsprechende Aufgabe aber, wie sie Oesterreich bisher erfüllt hat, wartet auf der Balkaninsel ihrer Lösung; es handelt sich um Staatswesen, welche ein autonomes Leben führen wollen und doch von anderer starker Hand geleitet und geschützt werden müssen. Oesterreich ist durch die neuesten Ereignisse definitiv eine Orientmacht geworden, das Programm dafür war bereits von Talleyrand entworfen; nach der Capitulation von Ulm legte er Napoleon den Plan vor, Oesterreich seine schwäbischen und venetianischen Besitzungen zu nehmen, um es außer Berührung mit Frankreichs Interessen zu bringen und es durch die Donaufürstenthümer, Bessarabien und Nordbulgarien zu entschädigen, wodurch Rußlands Ehrgeiz ein Damm vorgeschoben und die Türkei durch das Opfer von Provinzen, welche Rußland schon besetzt hatte, die Sicherheit der Zukunft für ihren übrigen Besitz erkaufen würde [1]). Napoleons Maßlosigkeit verwarf diesen staatsmännischen Plan, dessen Ausführung damals vollkommen möglich war und der Geschichte Europa's eine andere Gestalt gegeben hätte. Metternich und Gentz, welche allein unter den Staatsmännern ihrer Zeit die Ziele der russischen Orientpolitik durchschauten, konnten ihr nicht wirksam entgegentreten, weil Oesterreich durch Italien und Deutschland gebunden war; selbst nach den Ereignissen von 1848—50 wies die Verblendung der Wiener Hofburg einen Tausch der Lombardei für die Donaufürstenthümer ab, den Napoleon 1855 vorschlug. Schwarzenberg hätte dies nicht gethan, er bezeichnete vielmehr kurz vor seinem Tode in einer Denkschrift als Hauptaufgabe Oesterreichs im Orient die Erlangung des Hafens von Salonichi, schon weil dieser Hafen nach der Herstellung einer türkischen Eisenbahn Triest ruiniren würde, wenn sich die Linien von Oesterreich nach dem ägäischen Meere in anderen Händen befänden. Er hielt es daher für geboten, daß Oesterreich, wenn es in der Orientfrage in Action trete, nicht nur Bosnien und die Herzego-

---

[1]) Die von Straßburg datirte Denkschrift, die ganz von Talleyrand's Hand geschrieben, ist zum ersten Male in ihren Hauptzügen von Mignet 1839 in der Akademie mitgetheilt.

wina, sondern auch Macedonien erwerbe. Fürst Bismarck verwies sofort bei einem Eintritt ins Ministerium Oesterreich darauf, „seinen Schwerpunkt nach Osten zu verlegen“; man spottete in Wien über dies Wort, wie über andere Offenherzigkeiten, um schließlich nach schweren Opfern doch diesen Weg als den einzig richtigen einzuschlagen.

Ganz anders stellte sich aber damit natürlich das Verhältniß Deutschlands zu Rußland, welches auf den Dreikaiserbund nur mit dem Gedanken eingegangen war, Oesterreich seiner Zeit mit Hilfe Deutschlands matt zu setzen. Von dem Augenblick an, wo es klar wurde, daß Fürst Bismarck nicht durch Dick und Dünn mit Rußland gehen und ihm Oesterreichs Lebensinteressen preisgeben werde, war der innerliche Bruch zwischen Berlin und Petersburg vollzogen. Thiers' Wort vor dem Kriege „les Russes vaincus seront plus exigeants que les Russes victorieux“ hatte sich bewährt. So groß war die Erbitterung über die Niederlagen einer unfähigen Heeresführung, so tief wurden die ungeheuren Opfer gefühlt, welche der Krieg forderte, daß als endlich Rußland siegreich war, die öffentliche Meinung in dem Frieden von San Stefano nur ein sehr mäßiges Resultat sah und das Verlangen Europa's bei der Regelung mitzusprechen, als eine unbegründete Anmaßung empfand. Obwohl das rumänische Bessarabien, Batum und Kars sicherlich kein verächtlicher Preis eines Krieges waren, bei dessen Beginn die Absicht jeder Eroberung geleugnet war, so wurde doch allgemein in Rußland das Zurückweichen von dem Vertrage von San Stefano auf den von Berlin von der Nationalpartei als eine Niederlage aufgefaßt, die Gortschakow auf die Schultern des Mannes zu wälzen wußte, der allein den Muth hatte, dem Kaiser zu sagen, daß Unnachgiebigkeit eine europäische Coalition gegen Rußland zur Folge haben würde, mit der letzteres es aufzunehmen nicht im Stande war. Wie eine russische Zeitschrift uns kürzlich erzählte, schloß Gortschakow seinen Bericht an den Kaiser über den Berliner Vertrag mit den Worten: „Dies ist die traurigste Seite in meiner ganzen Laufbahn“. Alle Schalen des russischen Zornes aber ergossen sich über den falschen Freund, der die Zweitheilung Bulgariens und die österreichische Besetzung Bosniens unterstützt hatte. Selbst die maßvollste und westeuropäisch gesinnte Zeitschrift „Wesstnik Jewropy“ erklärte, das Erreichte stehe so wenig im Verhältniß zu dem, wozu Rußland berechtigt gewesen, Deutschland habe so wenig für letzteres gethan, was es hätte thun müssen, daß der Dreikaiserbund zu Ende sei; und als man auch die letzte Hoffnung getäuscht sah, an die man sich noch klammerte, Deutschland werde die Hand dazu bieten, daß Rußland um die Ausführung der Vertragsbestimmungen, betr. den Abzug der russischen Truppen aus Bulgarien, herumkomme und Oesterreich nicht bis Novi-Bazar vorrücke, da war der Bruch auch zwischen den Regierungen entschieden und der Versuch der Begütigung durch die Zusammenkunft der Souveräne in Alexandrowo konnte daran nichts ändern. Fürst Bismarck, der jener Begegnung fern geblieben war, sah, daß eine wirkliche Aussöhnung nicht möglich war ohne Oesterreichs und unsere Interessen preiszugeben und Rußlands Uebelwollen nicht dadurch zu begegnen sei, daß man demselben Zugeständnisse mache, sondern daß man ihm einen Damm entgegensetze, welchen es nicht überschreiten konnte. So beantwortete er die russische Aufkündigung der Freundschaft, indem er nach

Wien ging, das österreichisch-deutsche Defensivbündniß schloß und die Nothwendigkeit desselben durch Graf Stolberg in Baden-Baden so eindringlich darlegen ließ, daß nach langem Zögern Kaiser Wilhelm dasselbe genehmigte.

Es ist der maßgebende Factor der ganzen seitherigen Entwicklung der europäischen Politik geblieben und hat seine wohlthätigen Folgen nach allen Seiten immer ausgiebiger entfaltet. Zu einer wirklichen Umkehr konnte freilich Rußland durch die Reise des Kanzlers nach Wien nicht gebracht werden. Man fühlte es in Petersburg sehr wohl, daß dieselbe kein bloßer Schachzug sein sollte, um Rußland zum Wiedereinlenken in das frühere Verhältniß zu bestimmen, sondern das definitive Ende desselben sei und die Isolirung Rußlands bezwecke. Nicht einmal in Paris fand dasselbe Gehör, vergeblich waren die Liebeserklärungen, welche Fürst Gortschakow in Baden durch einen orleanistischen Journalisten Frankreich machte, vergeblich die Allianzwerbungen des Generals Obrutschew bei den französischen Manövern. Der damalige Minister des Aeußeren, Waddington, war beschäftigt, die von Deutschland und England erhaltene Erlaubniß auszubeuten, Frankreichs Machtgebiet in Nordafrika zu erweitern, daher nicht geneigt, sich in Abenteuer zu stürzen durch Allianz mit einem Reiche, dessen innere Auflösung immer deutlicher zu Tage trat. So offenbar war die diplomatische Niederlage Rußlands, daß man sich in Petersburg trotz aller Erbitterung entschließen mußte, einzulenken und wenigstens äußerlich ein erträgliches Verhältniß wieder herzustellen. General Ignatiew mußte das Feld räumen, Fürst Gortschakow's Nachfolger wurde der friedfertig gesinnte Hr. v. Giers und im September 1881 wurde durch die Begegnung der beiden Souveräne mit ihren Ministern in Danzig wenigstens ein modus vivendi wieder hergestellt. Ungünstige Wendungen für die deutsche Politik haben freilich auch in den letzten Jahren nicht gefehlt; keine Staatskunst kann solche verhindern, vielmehr zeigt sich der wahre Staatsmann in der Gabe, denselben die Spitze abzubrechen und seine Mittel der Art zu wechseln, daß er auf anderem Wege doch sein Ziel erreicht und dies hat Fürst Bismarck gethan. So aufrichtig war seine Friedensliebe, daß er stets für ein gutes Verhältniß zwischen Frankreich und England eintrat; er wußte, daß solange letzteres ersteres an seiner Seite hielt, die russisch-französische Allianz nicht zu fürchten sei. Von diesem Standpunkte war im Mai 1879 sein Vorgehen gegen Ismail-Pascha eingegeben; als man in England zögerte, den Aufforderungen Waddington's gemeinsam einzuschreiten zu folgen, ging er voran, sodaß nun England nicht zurückbleiben konnte. Aber dieses Verhältniß setzte den guten Willen Englands voraus. Bei Lord Beaconsfield war derselbe vorhanden und Lord Salisbury begrüßte das deutsch-österreichische Bündniß als good tidings of great joy, als den Kern einer mitteleuropäischen Coalition zum Schutz gegen die slawische Hochfluth. Mit dem Sturz des Toryministeriums war die Lage gründlich geändert. Der Grund dieses unvermutheten Scenenwechsels war nicht eine falsche Richtung der Politik Beaconsfield's, sondern, daß er nicht gewagt, den Stier bei den Hörnern zu fassen; auf den Freudentaumel, den die Besetzung von Cypern erregte, folgte bald eine starke Ernüchterung, als der afghanische Krieg ausbrach und zeigte, was es mit dem peace with honour auf sich hatte, mit dem er vom Berliner Congreß zurückzukehren glaubte. So gelang es der Agi-

tation Gladstone's, durch maßlose Angriffe und Versprechungen nach allen Seiten den unberechenbaren Wankelmuth der englischen Wählerschaft zu den Wahlen vom April 1880 hinzureißen. Mußte er nun auch, um in Downingstreet einzuziehen, dem österreichischen Botschafter in aller Form wegen seiner beleidigenden Sprache gegen dessen Regierung Abbitte thun, so war immerhin England aus einem Verbündeten ein Gegner geworden und die Verbissenheit seines leitenden Ministers war bekannt genug, um zu wissen, daß er innerlich Oesterreich gegenüber an seinem „hands off“ festhielt und für Rußlands civilisatorische Mission im Orient schwärmte; hatte es doch Bulgarien mit einer Verfassung nach dem Herzen der Radicalen beglückt und bedrohte Rußlands Industrie die englische doch nicht mit einer Concurrenz auf der Balkanhalbinsel, wie die österreichisch-deutsche. Das bisherige deutsche Interesse an einem guten Einvernehmen der Westmächte setzte sich in sein Gegentheil um und erfolgreich wußte zunächst der Kanzler Frankreich zu bestimmen, daß es alle Vorschläge Englands ablehnte in der Frage der montenegrinischen und griechischen Grenzregulirung sich auf Abenteuer einzulassen. Die Flottendemonstration vor Dulcigno beugte den Widerstand der Pforte nicht, da sie nur zu gut wußte, daß die Kanonen der Panzerschiffe nicht schießen würden und der Antrag Gladstone's, Smyrna zu blockiren, verfiel geradezu der Lächerlichkeit; lediglich der Einfluß Deutschlands bewog schließlich den Sultan, in den Grenzen des Möglichen nachzugeben. England mußte einsehen, daß es ohne Deutschland nicht vorwärts kann und diese Lehre trug nun wieder umgekehrt gegen Frankreich Frucht, als im November 1881 unser gefährlichster Gegner, Gambetta, ans Ruder kam. Freilich mit schon sehr geschwächten Kräften, denn die Ereignisse hatten ihm das Concept erheblich verrückt; statt die Präsidentschaft als Dictatur durch das scrutin de liste zu erreichen, führte die Verwerfung des letzteren dazu, daß er selbst ein Ministerium bilden mußte. Man darf es seinem Jünger J. Reinach aufs Wort glauben, wenn derselbe kürzlich erzählte, daß Gambetta alles Ernstes versucht habe, das „große“ Ministerium zu bilden, das man von ihm erwartete und das alle ersten Kräfte in sich vereinigen sollte; aber die L. Say, Freycinet, Ferry u. s. w. kannten ihn eben zu gut, um unter ihm Minister sein zu wollen und so mußte er sich mit einer Reihe Nullen begnügen. Für die auswärtige Politik war sein Grundgedanke die englische Allianz und diese galt es zunächst in Aegypten zu bewähren. Dies war vom französischen Gesichtspunkt durchaus richtig, wie sein Gegner Waddington im Senat offen anerkannte und Niemand kann bezweifeln, daß noch zu Anfang 1882 der Entschluß Englands und Frankreichs, gemeinsam am Nil Ordnung herzustellen, von Erfolg gewesen sein würde. „Wenn,“ sagte Gambetta am 15. December 1881 zu Lord Lyons, „es Jemand gelingen sollte, in der ägyptischen Angelegenheit seinen kleinen Finger zwischen England und Frankreich zu stecken, so wäre dies das Ende des Zusammengehens dieser beiden Mächte in jedem Theile der Welt“ (Egypt. Corresp. No. 24). Dieser Jemand war der deutsche Kanzler; den an sich richtigen Plan Gambetta's durchschauend, war er ihm in London mit der Erklärung zuvorgekommen, er sei mit Oesterreich und Italien darüber einig, daß wenn eine Intervention in Aegypten nothwendig werden sollte, diese der Türkei zufallen müsse. Dieser Kundgebung der drei Mächte

gegenüber wagte Lord Granville nicht, mit Gambetta allein zu gehen, zumal dessen chauvinistische Neigungen ihm bekannt waren, das Prestige desselben bedenklich erschüttert war und Niemand wissen konnte, wie lange er Minister bleiben würde. Er lehnte daher dessen Vorschlag ab, den er selbst später erfolglos wiederholt hat, und dies war weit mehr als der Eigensinn, mit dem Gambetta nochmals auf dem scrutin de liste bestand, der Grund seines raschen Falles. Mit seinem Nachfolger Freycinet trat die vollendete Planlosigkeit ein, er führte das Parlament nicht, sondern wollte nur dessen gehorsamer Diener sein, er erklärte in der Kammer, Frankreich müsse seine privilegirte Stellung in Aegypten aufrecht halten und kein französisches Ministerium könne einer bewaffneten Intervention der Pforte zustimmen; wenige Wochen nachher aber empfahl er dieselbe mit den anderen Mächten. Als er dann durch Say und Ferry gedrängt, wenigstens soweit auf Englands Antrag einer gemeinsamen Intervention einzugehen Willens schien, daß er einen Credit von 10 Mill. Frs. forderte, um den Suezcanal zu besetzen, benutzte der Haß Gambetta's und Clemenceau's diese Gelegenheit ihn zu stürzen, und so hatte der französische Parlamentarismus es richtig dahin gebracht, Frankreich in Aegypten auszustreichen und England, das dringend um seine Mitwirkung nachsuchte, aber schließlich durch den Druck des öffentlichen Unwillens über Gladstone's Politik gezwungen war, allein zu handeln, zum Gebieter Aegyptens zu machen. Bisher hatte dort ein westmächtliches Condominium bestanden, das England einseitig weder aufheben konnte noch wollte; Frankreich selbst entband es seinen Verpflichtungen, indem die Parteiintriguen über die Staatsinteressen siegten. Hätte Frankreich sich auch nur mit dem kleinsten Contingent an der ägyptischen Intervention betheiligt, so hätte England stets mit ihm rechnen müssen und konnte keinen Schritt zur Reorganisation ohne seine Zustimmung thun; statt dessen haben die französischen Führer England gezeigt, daß mit einem Lande eine Allianz unmöglich ist, in dem zufolge persönlicher Nebenbuhlereien die Ministerien kaleidoskopisch wechseln. Und während so Frankreich eine wichtige Stellung aufgab, die Niemand ihm streitig machte und Englands Achtung verscherzte, stürzte es sich gleich darauf in Tonkin und Madagascar in Abenteuer, welche es mit den Interessen Englands derart in Conflict bringen, daß auch den franzosenfreundlichsten aller englischen Ministerien es unmöglich ist, seinen Sympathien zu folgen. Fürst Bismarck aber ließ, als er Englands Entschluß, zu handeln, sah, dasselbe nicht nur ruhig gewähren, sondern hat ihm auch bei den Verhandlungen mit der Pforte nach Kräften geholfen und ist unschuldig an der wohlfeilen und thörichten Entrüstung, welche mehrere deutsche Blätter gegen Englands Vorgehen in Scene setzten. Ihn beschäftigten damals freilich andere Fragen mehr; der italienische Minister-Präsident Depretis zeigte im Herbste 1881 mehr Neigung, sich an Gambetta anzuschließen, als Deutschland lieb sein konnte und zugleich auffallende Nachsicht gegen die Agitationen der Irredentisten. Hier schien, wenn nicht ein kalter Wasserstrahl, doch eine abkühlende Warnung angezeigt; zunächst äußerten sich Graf Andrassy und Hr. v. Kallay, sicher nicht ohne Inspiration von Berlin, in der ungarischen Delegation (6. Novbr.) ziemlich unhöflich über Italien, schossen dabei freilich so über das Maß hinaus, daß Graf Andrassy sich damit nur um die Nachfolger-

schaft des plötzlich verstorbenen Baron Haymerle brachte, da Kaiser Franz Joseph derartige Aeußerungen unmittelbar nach dem Besuch des italienischen Königspaares in Wien als eine Verletzung des Gastrechts empfand. Sodann aber äußerte der Kanzler selbst in seiner Rede vom 29. November sich dahin, daß in Italien der Schwerpunkt von Ministerium zu Ministerium immer mehr nach links geglitten sei, so daß er, ohne ins republikanische Gebiet zu fallen, nicht mehr weiter nach links fallen könne. Endlich fand im December die „Post" plötzlich angezeigt, die Frage der Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes zu erörtern, dessen gegenwärtige Stellung unerträglich sei; es war auch die Rede davon, demselben den bischöflichen Palast in Fulda zur Verfügung zu stellen. Schwerlich nahm die Curie diese Plänkeleien des „unabhängigen aber ergebenen" Blattes ernsthaft und verspürte sicher noch weniger Lust, das Exil von Avignon in der alten Bonifaciusstadt zu erneuern; aber die unangenehmen Dinge, die so der italienischen Regierung gesagt waren, wurden doch ebenso beifällig im Vatican aufgenommen, als sie peinlich im Quirinal berührten. Depretis fühlte, daß der Kanzler Italien doch sehr unbequem werden konnte, und änderte seine Haltung demgemäß; sobald somit die beabsichtigte Wirkung erzielt war, traf eine Depesche an Hrn. v. Keudell ein, welche die Auslegung bestätigte, die der Minister Mancini jenen Aeußerungen des Kanzlers vom 29. November gegeben und bemerkte, daß Niemand an Deutschlands Sympathien für Italien und dessen erlauchtes, dem deutschen so befreundetes Herrscherhaus zweifeln könne.

Nachfolger des am 10. October 1881 plötzlich gestorbenen auswärtigen Ministers Baron Haymerle war der österreichische Botschafter am russischen Hofe Graf Kalnocky geworden, derselbe, der in einer durch Indiscretion im „Egyetertes" veröffentlichten Depesche vom 15. September aus Petersburg gemeldet hatte, daß bei der Danziger Begegnung „die Weisheit und unerwartete Mäßigung der Sprache des Fürsten Bismarck sowohl auf den Czar wie auf Hrn. v. Giers einen guten Eindruck gemacht, und sie darüber beruhigt, daß er nach keiner Richtung andere als friedliche Absichten verfolge". Dasselbe ungarische Blatt brachte den Wortlaut eines überaus herzlichen Telegramms des Czaren an Kaiser Franz Joseph mit dem Schluß: „Ich bin sehr glücklich gewesen, den Kaiser Wilhelm wiederzusehen, unsern verehrten Freund, mit dem uns gemeinsame Bande der herzlichsten Zuneigung verknüpfen". Die österreichische deutsch-freundliche Presse folgerte hieraus eine Verschiebung der Beziehungen der drei Kaiserreiche und dem Grafen Kalnocky, der in Petersburg persona grata war, wurde die Neigung zugeschrieben, mit Rußland selbständig nähere Fühlung zu suchen. Derselbe hat dies sowie jede Trübung des deutsch-österreichischen Einvernehmens in der ungarischen Delegation in Abrede gestellt, jedenfalls fand der Kanzler für eine mögliche Eventualität dieser Art das richtige Correctiv in dem Eintritt Italiens in das österreichisch-deutsche Bündniß, nachdem Depretis und Mancini sich immer freundlicher zu Deutschland gestellt hatten und auf dessen Rath auch die Theilnahme an der englischen Intervention in Aegypten ablehnten. Hinter Oesterreich gestellt, hinderte Italien dieses, zurückzuweichen und deckt andererseits in der Eventualität eines Conflicts seine Flanken; denn Oesterreich kann im Orient nicht vorgehen, ohne der Neutralität Italiens sicher zu sein. In einem Kampfe, der seine ganze Kraft in An-

spruch nehmen würde, darf es sich nicht der Gefahr aussetzen wie 1866 zwischen zwei Feuer zu kommen; zugleich aber sichert der Eintritt Italiens in das Bündniß Oesterreich gegen die irredentistischen Umtriebe in Triest und Wälsch-Tyrol. Dieser Eintritt konnte also seitens Deutschlands vielleicht gewisse Kreise in Wien erinnern sollen, welche Vortheile das Bündniß Oesterreich sichere, aber niemals eine feindliche Bedeutung gegen Oesterreich haben. Im Gegentheil, als nach dem Besuch, welchen der Minister von Giers im November 1882 in Varzin machte, dies russischerseits so ausgebeutet wurde, als ob unsere Beziehungen zu Rußland denjenigen zwischen unserer und der österreichischen Regierung gleichartig seien und als ob das Zweikaiserbündniß in ein Dreikaiserbündniß zu verwandeln sei, trat man dem deutscherseits sehr bestimmt entgegen und ließ durch officiöse Federn zum ersten Mal sagen, das deutsch-österreichische Bündniß sei „ein regelrecht und in aller Form abgeschlossenes, in Documenten niedergelegtes“, es sei auf fünf Jahre, also bis zum 15. October 1884, abgeschlossen, habe sich aber so bewährt und verspreche auch künftig eine so große Friedensbürgschaft für beide Reiche zu bleiben, daß man wohl auf dessen Verlängerung rechnen könne. Gegenüber den Anstrengungen, welche von verschiedenen Seiten gemacht wurden, Oesterreichs Stellung auf der Balkanhalbinsel zu erschweren, hielt man es für nothwendig, dessen Stellung zu stärken, indem man sein enges Verhältniß zu Deutschland aufs Neue betonte und seine südslawischen Feinde daran erinnerte, daß man eine Beeinträchtigung der österreichischen Orient-Interessen in Berlin nicht dulden werde. Die Wiener „Polit. Corresp.“ aber gab hierauf die Quittung durch die Erklärung, das Verhältniß zwischen beiden Staaten sei wegen des hohen Grades ihrer Interessengemeinschaft ein so enges, „daß keine dritte Macht zu den betheiligten Staaten in ein Verhältniß treten könne, welches der zwischen ihnen bestehenden Freundschaft an Intimität gleichkomme.“

In der That, Oesterreich hat sich bei diesem Bündniß nicht schlecht gestanden; sein Einfluß ist maßgebend in Serbien geworden, es hat den Anschluß der serbisch-bulgarisch-türkischen Bahnen an die seinigen in der conférence à quatre schließlich durchgesetzt und die Ratificationen des Vertrages sind soeben ausgetauscht. Im Herbste sind nun auch Serbien und Rumänien dem mitteleuropäischen Friedensbündniß beigetreten, wenn auch keine schriftlichen Abmachungen deshalb stattgefunden haben. Der Regierung des Königs Karl ist dies besonders hoch anzurechnen, da sie sich mit Recht über wenig freundliche Behandlung in der Juden- wie in der Donaufrage zu beklagen hat; aber der einsichtsvolle und tüchtige Fürst, der Rumänien aus einem mißhandelten und verwahrlosten Lande zu einem geordneten und wohlhabenden Königreich erhoben hat, ließ alle diese Bedenken zurücktreten, weil er weiß, daß Rußland diejenige Macht ist, welche die wesentlichste Gefahr für die ehrenvoll errungene Selbständigkeit Rumäniens ist; mit dessen Anschluß an das mitteleuropäische Bündniß ist Rußland der Landweg nach der Balkanhalbinsel verlegt, den es bisher für alle seine Angriffe gegen die Pforte benutzen konnte. Endlich zeigte die Sendung Muhktar-Pascha's, daß auch die Türkei, wenn nicht den Anschluß an das Bündniß, so doch Fühlung mit demselben sucht, und daß der Einfluß, welchen Deutschland sich am goldnen Horn errungen, in unveränderter Stärke besteht. Dagegen hat nun

allerdings Rußland verschiedene Gegenzüge versucht; es hat eine Aussöhnung seines Satrapen, des Fürsten von Montenegro, mit dessen Erbfeind, dem Sultan, durch eine Grenzregulirung vermittelt und ihn bewogen, seine Tochter mit dem serbischen Prätendenten Karageorgewitsch zu vermählen, der so als russischer Throncandidat gegen König Milan im Hintergrunde gehalten wird; auch hat Rußland allen seinen Einfluß aufgeboten, um bei den Wahlen zur Skupschtina das österreichisch gesinnte Ministerium Pirotschanatz zu stürzen. Das ist nun zwar gelungen, aber man würde irren, wenn man die Mehrheit der Versammlung als russisch gesinnt bezeichnen wollte; sie grollt dem gefallenen Minister wegen seiner finanziellen Abmachungen mit Bontoux und seines gewaltthätigen Vorgehens in der Kirchenfrage, nicht wegen des Eisenbahnvertrags mit Oesterreich, der für Serbien eine Nothwendigkeit war. Wegen der Ratification dieses Vertrages wird das Ministerium Christics keine parlamentarischen Schwierigkeiten zu befürchten haben, wenn es in jenen erwähnten inneren Angelegenheiten andere Bahnen einschlägt; Ristic, der russisch gesinnt ist, steht allein. Eine entscheidende Niederlage aber hat Rußland auf dem Boden erlitten, den es bisher wie seinen eigenen betrachten durfte. Bulgarien war bisher einfach von russischen Generalen regiert; aber allzu scharf macht schartig. Die Bulgaren haben von dem Regiment der Herren Sobolew und Kaulbars ebenso genug bekommen, wie der Fürst Alexander; die beiden Generale sind entlassen, und wenn vorläufig die Verwaltung des Kriegsministeriums noch einem russischen Obersten übertragen ist, so ist doch dieser auf die Verwaltung der Armee beschränkt, die Ausnahmestellung desselben, der Befreiung von aller constitutionellen Controle ein Ende gemacht und das Commando der Armee dem Fürsten übertragen. Alles Aufpochen, alle Intriguen des Staatsraths Jonin, eines der gelehrigsten Schüler Ignatjew's und bisherigen Vormunds des Fürsten Nikita, alle heftigen Artikel der censirten „Petersburger Presse" gegen den schnöden Undank und die Umtriebe Oesterreichs können nichts an der Thatsache ändern, daß bis auf weiteres Rußland sein Spiel in Bulgarien verloren hat und der Fürst auf die volle Zustimmung und Unterstützung des Landes rechnen kann, wenn er fest die Selbständigkeit des Landes wahrt. Russischerseits hat man nach der Sendung des Ministers Balabanow, der in Petersburg über das Treiben Jonin's Aufschlüsse gab, einlenken müssen. Die Regierung scheint entschlossen auf dem betretenen Wege zu beharren, das geht aus der Sprache der halbamtlichen „Bulgarie" hervor, die in maßvoller Form und bei aller Verehrung für den Czaren und die edle russische Nation, den entlassenen Generalen die bittersten Wahrheiten sagt und sehr unliebsame Thatsachen aufdeckt; der Anschluß auch Bulgariens an das deutsch-österreichische Bündniß scheint nur noch eine Frage der Zeit, die Genehmigung und Ratification der Eisenbahnconvention der conférence à quatre spricht deutlich dafür. Mögen nun die französischen Publicisten über die Pilgerfahrten der „rois de fraîche date, devenus dit-on indépendants" nach Gastein, Homburg und Wien spotten, mögen sie versuchen, das Verhältniß zwischen Deutschland und Oesterreich umzukehren und die Sache so darzustellen, als plane Deutschland einen großen Schlag gegen Rußland und wolle Oesterreich, das einen Gegensatz zwischen seinen und den russischen Interessen nicht anerkenne

zur Heeresfolge für den Kampf zwingen, indem der Kanzler Italien und Rumänien angeworben, eventuell den nöthigen Druck auf das Wiener Cabinet zu üben —, mögen sie suchen, letzteres damit zu reizen, daß sie ihm vorhalten, es habe alle Initiative verloren und folge nur der Leitung des Fürsten Bismarck: Alles das wird vergeblich sein und kann nur den Aerger über die vollendete Isolirung Frankreichs zeigen. Rußland, so erbittert es über seine Lage sein mag, zieht vor, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und sucht lieber durch die neue Reise des Herrn von Giers leidliche Fühlung mit Deutschland zu wahren. Die innere Zerrüttung, die kopflosen Abenteuer nach Außen, in welche das gewissenlose Treiben der Parteien das Land stürzt, machen Frankreich bündnißunfähig und ohnmächtig in Europa; in der Hauptstadt des Landes, das so gern glaubt an der Spitze der Civilisation zu stehen, wird der königliche Gast beschimpft, weil der Pöbel an ihm seinen Haß gegen Deutschland auslassen zu können meint, den man gegen uns officiell nicht zu zeigen wagt, und der Präsident weiß nicht einmal so viel Würde und Haltung zu bewahren, daß er seine Ohnmacht gesteht, derartiges zu hindern. Die Franzosen haben Fürst Bismarck nur Gelegenheit zu einem glänzenden Gegenzug gegeben; unmittelbar darauf traf sein Courier bei dem auf der Weinburg weilenden Kronprinzen mit einem Schreiben ein, welches die spanische Reise vorschlug, durch die der Erbe der deutschen Krone sich und uns dieselben Sympathien jenseit der Pyrenäen gewonnen hat, die er früher in Italien zu erwerben wußte. Das mitteleuropäische Bündniß bleibt die beherrschende Thatsache der Situation. Oesterreich hat die Probe bereits gemacht; in Wien weiß man es ganz genau, daß es nicht sowohl unmittelbar deutsche, als österreichische Interessen sind, die den Gegensatz zwischen Berlin und Petersburg bedingen, und daß Rußland Deutschland Alles bewilligen würde, wenn Fürst Bismarck seinen Entschluß aufgäbe, Oesterreichs europäische und orientalische Stellung zu schützen. Weil es feststeht, daß dies nie geschehen wird, weil überall Deutschland Oesterreichs Interessen im Orient vertheidigt und unterstützt hat, als ob es seine eigenen wären, weil nach diesem Vorgang jeder offene oder stille Theilhaber des Bündnisses in seinem Schutze Friede und Sicherheit für seine berechtigten Interessen findet, darum bleibt es der rocher de bronze, an dem die verbissene Feindschaft in Ost und West vergeblich nagen wird; vielmehr ist zu hoffen, daß, wenn schließlich das gegenwärtige britische Cabinet unter der Wucht seiner Fehler fallen wird, seine Nachfolger die Kette der Liga durch die Einfügung des letzten Ringes, der ersten Seemacht schließen werden. So darf Deutschland der Zukunft und den Stürmen, welche sie bringen wird, mit Ruhe und Zuversicht entgegensehen.

1. December 1883.

Ein Ausflug in den Norden Kleinasiens.

Von

Professor G. Hirschfeld in Königsberg i. Pr.

IV [1]).

Gleich hinter Kargy treten Höhen dicht an den Halys, nach wenigen Minuten entziehen sie den Ort den Blicken und lassen den Wanderer allein mit dem Flusse, der hier in unerforschtem Thale schnell und breit dahinströmt, bald dunkelbraungelb von Farbe, bald glänzend purpurschlammfarbig — wenn ich so sagen darf — Eigenheiten, welchen der heutige Name des „rothen Flusses“, Kyzil Irmak, verdankt wird. Fern im Grunde vor uns, wo der Fluß mit scharfer Wendung aus der östlichen in die Nordrichtung übergeht, hebt eine Bergmasse sich majestätisch bis zu kahlfelsigen Spitzen empor, der „Olivenberg“, in welchen eine stark bevölkerte Ebene, die „Olivenebene“, ansteigend sich hineinzieht. Bald zur rechten, bald zur linken Seite des Flusses treten die begrenzenden Berge etwas zurück, geben einer kleinen Ebene unmittelbar über dem Ufer Raum und einer Ansiedelung, welche von dem fruchtbaren Boden sich nährt. Dieser zeitigt Früchte von überraschender Güte, Pfirsiche, vor Allem Trauben in reichster Fülle, die theilweise frisch oder conservirt zu jedem Mahle gegessen, theilweise zu einem dicken Gelée eingekocht werden. Unaufhörlich, auf dem Marsche und bei der Rast, wurden wir mit den mannigfachen blauen und grünen, großen und kleinen, länglichen und runden Sorten beschenkt. Seine Gaben wiegt der Himmel in diesen Bergwinkeln durch eine außerordentliche Hitze gleichsam auf: übertreibend sprechen die Bewohner davon, wie die Gluth der Sommersonne stark genug sei, um Eier zu kochen!

Der Halys ist hier aber keineswegs in Steilfelsen eingesenkt, wie man gemeint hat — auf diese werden wir erst später stoßen — sondern beiderseits auf gebahnten Pfaden zu Rosse und zu Fuß verfolgbar; allerdings sind dieselben nicht unbedenklich an den vielen Stellen, wo sie die unmittelbar ans Wasser

[1]) Man vergl. Deutsche Rundschau 1883, Bd. XXXVI, Juliheft S. 49 ff., und Septemberheft S. 400 ff.

tretenden Bergfüße mühsam und stark gewunden überschreiten müssen, und durch Geröll schwierig oder auch durch langes Betreten glatt und schlüpfrig geworden sind.

Als wir gegen Ende des ersten Tagemarsches uns gerade der Olivenebene gegenüber befanden, hatten wir an unserer, der linken Flußseite einen solchen vorgebauten Felsen zu überschreiten, über dessen Fuß es hinein ging in ein stilleres Thal von zahmerem Charakter. Hier drehte sich unser Zabtieh herum und wies schweigend rückwärts, — wir konnten einen Ruf des Staunens nicht unterdrücken: aus hohem isolirtem Felsenblock, hart am Flußrande, sah uns ein gewaltiges, uraltes Felsengrab, das drei Säulen trugen, entgegen. Man hätte weiter reiten können, ohne es zu bemerken. Da es etwa erst zwölf Fuß hoch über dem Boden einsetzte, so riefen wir einen jungen Burschen um einen der gefällten Bäume an, mit denen er gerade am jenseitigen Ufer hantierte, legten den Baum an und befanden uns bald Alle in der Vorhalle und der anstoßenden kleinen Kammer des Grabes, die zum Theil mit Sand gefüllt war. Auf einer Stufe vor den Säulen lagerte, wie Alles aus dem lebendigen Felsen gemeißelt, inmitten wachthaltend ein Löwe, ihm kam der Vordertheil eines zweiten aus der rechten Ecke entgegen, in der linken folgte ein dritter. Im flach angelegten Giebel waren einander gegenüberstehende Thiere nur noch schwach und theilweise erkennbar. Alles Bearbeitete hatte schon längst wieder die altersgraue Verwitterungsfarbe der umgebenden unberührten Felsen angenommen.

War es bei dem ganzen Charakter dieses unbekannten Halysstückes undenkbar, daß dasselbe im Alterthum nicht sollte bewohnt worden sein, so gaben dies imposante Grab und die gebahnten Pfade auch die äußere Bestätigung. In einen ursächlichen Zusammenhang brachte diese beiden Elemente auch die Sage der Umwohner, deren Phantasie das einzige Monument wie die gebahnten Pfade in gleicher Weise beschäftigten, da auch diese der Fassungskraft des modernen Geschlechtes dort als Leistungen erscheinen müssen, die eine gleichsam übernatürliche Erklärung verlangen. Sehr originell war freilich das Märchen nicht: Es war einmal ein König, der hatte eine viel umworbene Tochter. Der König aber stellte den Freiern die Aufgabe, Pfade den Fluß entlang zu bahnen. Es müssen schließlich nur zwei Candidaten sich darauf eingelassen haben, da es heißt, die Tochter ward dem versprochen, an dessen Seite der Weg zuerst fertig würde. Das gelang dem Freier am linken Ufer, wo auch das Grab sich befindet. In diesem ward der alte König beigesetzt, der glückliche Gewinner erhielt mit der Tochter auch die Herrschaft — und die Hauptfactoren wenigstens: Grab, Pfade und eine begehrenswerthe Ebene am Flusse existiren noch heutigen Tages. Andere Köpfe verriethen freilich bei der Gelegenheit eine curiose Anschauung von der Vergangenheit: sie bezeichneten das Grab als „genuesisch" — der beliebte Ausdruck für alles mögliche Alte, gleichsam eine Art von Rumpelkammer — die Pfade als „griechisch", und „daher" seien diese jünger als das Grab.

Jedenfalls freuten wir uns über den unerwarteten Fund von Herzen und machten uns nichts daraus, daß wir unser Quartier auf halsbrechenden Wegen erst in tiefer Dunkelheit erreichten. Das ganze Dorf saß noch beim Licht von Kienspänen im Vorhof der Moschee und feilschte um ein paar Heller mit dem

Steuereinnehmer, der in Begleitung von ein paar stämmigen Bewaffneten den Frieden auch dieses stillen Thales zu stören gekommen war.

Die Versammelten, zu denen ich mich setzte, behandelten mich ohne Weiteres als ihren „Freund" und theilten mir bereitwillig von ihrem sehr beschränkten Wissen mit: der Fluß sollte noch eine ganze Strecke unmittelbar verfolgt werden können. So war es in der That: am nächsten Tage hielten wir erst nach fünf bis sechs Stunden in einem Dorfe über dem Halys nicht weit von der engen hohen Felsenpforte, in welche der Fluß alsdann eintritt. Von da an könne ihm kaum eine Ziege folgen; nur an ganz wenigen Stellen lockere sich der feste Gürtel der Felsen, bis der Fluß, noch etwa sechs Stunden vom Meere, endlich wieder befreit, in ebenem Boden dahinfließe, mit derselben bewegten und verhängnißvollen Vergangenheit, welche wir in kleineren Verhältnissen schon beim Devrikianflusse kennen gelernt haben.

Eine merkwürdige Erzählung hatte sich überall am Flusse erhalten: vor angeblich acht Jahren sollten fremde Männer vom Meere her in einem Boote den Fluß hinaufgeschwommen sein bis zu den Punkten, die wir eben berührten; Einige behaupteten, sie seien auf dem Rückwege verunglückt. Eine andere Sage datirte es etwa achtzig Jahre zurück, daß Fremde auf einem Floß, das sie gezimmert, durch den engen Felsencanal hinausgeschwommen seien zum Meere. Die Mitwirkung der Umwohnenden hätten sie dabei erreicht durch das Versprechen, den Fluß zu reguliren. Etwas mag daran sein und zwar an dem früheren Ereigniß: man weiß, daß etwa um die angegebene Zeit Agenten Napoleon's I. Kleinasien berührten. Jedenfalls würde solche Fahrt das einzige Mittel zur Klärung des nun noch unbekannt gebliebenen Flußlaufes sein und nach den Höhenverhältnissen ist so viel wenigstens unwahrscheinlich, daß Wasserfälle dabei irgend ein Hinderniß bereiten würden. Uns selber gelang es, auf etwas beschwerlichem Wege das erste große unsichtbare Stück des Flusses zu umgehen bis zu einer Oeffnung, deren frühere Bedeutung für den Verkehr die Reste einer antiken Brücke noch verriethen. Auf Pfaden, die im Alterthum viel betreten waren, befanden wir uns offenbar in jenen Halystagen.

Nachdem wir den Lauf soweit als möglich festgelegt, kehrten wir am rechten Ufer zurück bis zu einem Dorfe, das dem Felsengrabe gegenüber lag. Hierbei fiel mir besonders oft auf, wie sehr verschieden dieselbe Landschaft bei nur wenig verändertem Augenpunkt, ja nur bei anderer Tageszeit erscheint, so daß man diese eigentlich bei jedem empfangenen Eindruck anmerken sollte.

Wir zogen quer durch die Olivenebene und überstiegen auf unbekannten Wegen hohe Kämme des Olivenberges, die uns landeinwärts zu einem oberen Stücke des viel gewundenen Stromes führen sollten.

Beim Abstiege nahmen die umgebenden Felsen höchst auffällige Formen an; endlich bogen wir aus dem engen bizarren Felsentheater hinaus und betraten eine sich erweiternde Ebene um den rechts nach Westen hinausfließenden Halys, dem wir uns mehr und mehr näherten. Nur einzelne Felsen ragten noch wie emporgeworfene erstarrte dunkle Wellenkämme aus dem gleichmäßigen Boden empor, unmittelbar am Strom der höchste, der Berg mit der Burgruine von Osmandjik. Trotz der Hitze ritten wir froh darauf los, ich unterließ sogar, was

ich sonst aus Vorsicht für jede Eventualität immer that, eine Photographie des Ortes schon im Herankommen zu nehmen. Denn wir hatten ja nun vorläufig das Vilajet von Kastamuni verlassen und machten uns auf durchgehends bessere Aufnahme gefaßt —, obgleich mir in der Beziehung kleinere Orte mit geringeren Beamten unter allen Umständen immer sicherer sind als große. Auch dies Mal sollten wir nicht angenehm enttäuscht werden.

In der Mittagssonne ritten wir in den elenden Ort mit seinen 200 Lehmhäusern ein. Im geräumigen Kaffeehause am Fluß war kein Raum für uns, oder man mochte die Ungläubigen nicht aufnehmen. Das sogenannte Zimmer eines kleinen Chans war ein Lehmstall von sechs bis acht Fuß an jeder Seite, mit Löchern in den Wänden, in der Decke und im Boden. Es sah überhaupt nicht aus, wie eine ernst gemeinte Behausung, nicht einmal hier. Nach diesen Erfahrungen dirigirte ich den Zug auf den Konak zu, um mir vom Kaimakam ein Privatquartier anweisen zu lassen. Ich traf den Würdenträger mit einigen anderen Türken in seinem Geschäftsraum; es war ein jüngerer schwarzbärtiger Mann in Nationaltracht, einer von denen, welche nach dem letzten Kriege aus Rumelien in die Türkei gekommen sind. Er ließ sogleich für ein Quartier sorgen; wir unterhielten uns noch eine Weile, wobei seine Höflichkeit und Glätte mir schon von etwas fatalem Beigeschmack erschien. Ich verstand, daß er beiläufig noch einen auf mich bezüglichen Befehl ertheilte; dann verfügten wir uns in das angewiesene Haus, wo uns ein alter Herr in weitem weißen durchsichtigen Umwurf — dem Kennzeichen des muselmanischen Jerusalempilgers, — mit einer ganzen Schar robuster Diener sehr freundlich begrüßte. Er bat dann, ihn wieder in die Weingärten zu beurlauben, wo im Augenblick, in der Mitte des September, die allgemeine Lese stattfand, und wir setzten uns zu unserem einfachen Mahle, dessen Hauptbestandtheile das fast unvermeidliche Huhn, dicke Milch und Trauben waren.

Noch ehe wir geendet, drangen zwei Männer ins Zimmer, die sich als Polizeibeamte vorstellten, sich ohne Weiteres niederließen, ein Papier hervorholten und ungenirt begannen, mich nach mir selber auszufragen. Ich war erstaunt; ich hätte ja dem Kaimakam meine officiellen Papiere gezeigt, hier läge ein Irrthum vor, ich bäte die Herren, sich zu verabschieden. Sie verschwanden, aber nur um nach kurzer Zeit wieder zu kommen: der Kaimakam wüßte um ihr Vorgehen, es sei gesetzlich streng vorgeschrieben, daß ein Nationale von jedem fremden Ankömmling aufgenommen werde, daß man wisse, „was er nehmen, was er geben würde.“ Ich erwiderte, daß ich zum dritten Mal in Anatolien sei und Hunderte von Orten berührt hätte, ohne je durch solch Ansinnen belästigt worden zu sein. Ich würde nicht unterlassen, in Stambul dem Minister zu erzählen, daß Osmandjik der einzige Ort des Reiches sei, wo man seinen Empfehlungen nicht glaube.

Die zwei beharrten, nur fielen sie aus ihrer ursprünglichen Frechheit in einen einschmeichelnden Ton, wälzten alle Schuld auf Andere und baten endlich, daß ich meinem Diener gestatten solle, über mich die nöthige Auskunft zu geben. Das geschah denn; ich glaube, der Schelm bezeichnete mich als einen Pascha aus Deutschland; schließlich verlangten die Herren meine Unterschrift, wieder mit der

größten Dringlichkeit. Ich hatte nicht im mindesten Lust, Etwas zu unterschreiben, was ich nicht lesen konnte und warf die Herren, als sie zum dritten Mal kamen, definitiv hinaus, verlangte meine Pferde und hatte allen Ernstes vor, sofort die ungastliche Stadt, wenn auch nur auf eine kürzere Strecke zu verlassen. Da entstand ein wahrer Aufruhr unter den Dienern des Hauses; erst warfen sie ein, daß weder die nöthigen Eisen noch der Schmied an dem Tage aufzutreiben seien, dann trugen sie meine Stiefel fort, nahmen mir den Hut weg und flehten mich an, ihrem Herrn nur nicht diese Schmach anzuthun, er würde dann ohne Zweifel den Kaimakam ermorden. Inmitten des Wirrwarrs ließ dieser würdige Mann seinen Besuch ansagen. „Laß ihn nicht kommen!“ riefen die Diener. Ich hielt aber unter allen Umständen das Gegentheil für besser und alsbald trat er denn auch ein, begleitet vom Richter. Ich versäumte nicht, den Herren zunächst Kaffee und Cigaretten reichen zu lassen, dann nahm ich dicht neben ihnen Platz und fragte einfach und deutlich — das heißt also gänzlich untürkisch: „Kaimakam, was soll das bedeuten, daß Ihr mich hier wie einen Verbrecher verhören laßt; liegt irgend ein Verdacht gegen mich vor?“ Diese directe Ansprache schüchterte ihn ein: „o nein,“ sagte er; „aber die Ordnung will es so, es ist ein Befehl gekommen.“ „Seit wann?“ fragte ich. „Seit acht Tagen,“ behauptete er frisch, „und ist es bei Euch nicht ebenso?“ — Er war während des letzten Krieges einmal in Wien gewesen, anscheinend mit irgend einem Anliegen seiner Landsleute und mochte damals der Polizei allerdings nicht ganz klar erschienen sein. — „Ja wohl ist es so,“ erwiderte ich, „vorausgesetzt, daß der Fremde sich verdächtig gemacht hat; aber wenn Du einmal mit einer Empfehlung unserer Regierung bei uns herumreisen solltest, und man Dich so belästigt, wie mich hier, so kannst Du auf meine Verantwortung die Inquirenten hinauswerfen. Wenn solche Schreiben nicht mehr genügen, um uns zu legitimiren, so werden wir wohl nächstens Euren Padischah selber zu uns stecken müssen, sobald wir unter Euch reisen.“ „Wie kannst Du so sprechen,“ entgegnete er, „ein Verdacht gegen Dich, wie unmöglich! aber ein Befehl ist da . . .“ „Unsinn,“ fiel ich ein, „und daß Du damit auch gerade an mich kommen mußtest, der ich mich überall als den größten Freund Deiner Landsleute bekenne! Sollte ich übrigens Gelegenheit haben, den Sultan in Stambul zu sehen, so glaube ich, wird er sich wundern, daß dergleichen passiren konnte.“

Der Kaimakam war in Verzweiflung, ward blaß und roth und wendete sich zuletzt Hilfe flehend an seinen Begleiter: „nicht wahr, Richter, habe ich Dir nicht gleich gesagt, wie sehr das Gesicht dieses Fremden mir gefiel?“ Der Richter bestätigte mit Wärme. „Aber unsere Freundschaft bleibt doch bestehen?“ fuhr der Kaimakam bittend fort. Ich zuckte die Achseln, wünschte statt aller Antwort gerade unter seiner Begleitung die Stadt anzusehen und zwang ihn so — zu seiner innern Verzweiflung, glaube ich — bescheiden an meiner Seite durch die belebte Hauptstraße zu promeniren bis auf die große Brücke von fünfzehn Bogen, einem einzigen Prachtwerk, die Sultan Bayezid II. (1481—1512) unmittelbar unterhalb der Burg über den Halys geschlagen hat. Zu leicht vergißt man, wenn man es überhaupt weiß, daß Kleinasien außer seiner antiken auch eine

seldschukische und nach ihr noch eine türkische Blüthezeit gehabt hat, die allerdings längst vorüber ist.

Der schlammige Strom fließt unter der Brücke eilends und flach in breitem Bette fort; er treibt dabei eine große Anzahl von Rädern und pumpt auf diese Weise sein eigenes Wasser in die angrenzenden Gärten. Die verfallene Burg, so log der Kaimakam, sei unbetretbar. Ich hatte allmälig so heftigen Kopfschmerz bekommen, daß ich nicht auf Weiterem bestand, und ritt am anderen Morgen in der Frühe ab, auch ohne die erwünschten photographischen Aufnahmen gemacht zu haben, da ich fürchten mußte, dadurch aufs Neue Verdacht zu erregen und so kostbare Zeit zu verlieren. Der Kaimakam konnte sich einfallen lassen, sich erst an seinen nächsten Vorgesetzten in Amasia zu wenden, die erste Telegraphenstation war 10 Stunden entfernt; und wenn schon überall so können besonders in der Türkei die geringfügigsten Affairen unberechenbare Dimensionen annehmen, wenn man den Fehler begangen hat, sie nicht von vorn herein und schnell abzuthun, sondern Zeit gelassen zum Ueberdenken und Intriguiren.

Uebrigens war offenbar auch der Zabtieh, den der Kaimakam uns mitgab, angewiesen, uns scharf aufs Korn zu nehmen; mit demonstrativem Diensteifer hielt er sich fortwährend in unserer Nähe und genirte mich nicht wenig beim Croquiren. Der Schlaue behauptete, schon einmal einen „Pascha" begleitet zu haben, der es überaus aufmerksam gefunden hätte, daß er ihn fortwährend angestarrt habe. Mit Mühe und List gelang es Georgios, ihn wenigstens während der ersten Mittagsrast anderweitig zu beschäftigen, so daß ich einige in Osmandjik versäumte Arbeiten nachholen konnte.

Das Mahl, das uns der Eigenthümer unseres Ruhezimmers auftragen ließ, war auffallend splendide; auffallend auch, daß er das kleine Geldgeschenk, das sonst mit mehr oder weniger Gleichgültigkeit angenommen zu werden pflegt, entschieden zurückwies. „Heute," erklärte er, „ist gerade der Todestag meines verstorbenen Vaters; möchte doch Gott immer an diesem Tage mir die Gnade erweisen, mir Gäste zu bescheren, die ich bewirthen kann."

Auf den verbrannten Oeden, die wir am Vormittag noch nahe dem Halys durchzogen, hatten wir große Herden von Rindern — bräunlichen und hellen — Eseln, Pferden, Schafen und Ziegen getroffen; am Nachmittag stiegen wir in enge bewaldete Seitenschluchten, in denen es angeblich nicht immer geheuer war und blieben am Abend bei einem begüterten alten Landbauern, den wir wie einen Patriarchen auf seinen Feldern hockend fanden, wie er von fast gleichalten Knechten das Getreide in Säcke messen ließ. Ein junger Steuereinnehmer, der das Gastzimmer des Hauses schon vor uns besetzt hatte, überließ es uns sofort und schlief im Vorraum mit unseren Leuten.

Den folgenden Morgen kamen wir nahe an die hohen Ketten, die wir schon eine Woche vorher von der erhabenen Warte über dem Halys als die fernsten Höhen im Süden gesehen hatten. In brennender Gluth stiegen wir Nachmittags von den gefurchten sandigen Bergen steil abwärts in ein schmales Thal, das einer eingesenkten Sohle gleich nach Süden sich hinwand. Den klaren geschlängelten Bach faßten von beiden Seiten Gärten und Weinpflanzungen ein, deren volles Grün mit der fahlen Farbe der Berge stark contrastirte. Immer mehr lockerten

sich die Begrenzungen, das Thalband ward breiter, und mit einer gewissen Spannung erwarteten wir seine endliche Entwickelung. Aber siehe da, bei der letzten Wendung zeigt sich statt eines freien Ausganges eine hohe dunkele Felsenkappe, die abschließend und drohend zugleich emporsteigt und jeden Ausblick hindert; nur treten auf ihrer Höhe einzelne Häuser bestimmter hervor, während an ihrer linken Seite Bauten aller Art Häuser, Moscheen, Minarets von jenseits her gleichsam überzuquellen scheinen. Die unerwartete Burg war die Veste von Iskelib, unterhalb welcher die große Stadt im erweiterten Thale nach Süden sich hinlagert. Voller Besorgniß nach den letzten Erfahrungen, machte ich noch vor dem Einritt ein paar photographische Aufnahmen, um so vorsichtiger, da wir uns hier wieder in einem Zipfel des Vilajets Kastamuni befanden. Wir hielten im Hof eines geräumigen Chan, vor dessen Thor mehrere prächtige alte Türken kauerten im stillzufriedenen Genuß der Ruhe und der Wasserpfeife; es waren, wie sich gleich herausstellte, vornehme Leute, Mitglieder des Rathes.

Fast noch ehe ich aus dem Sattel gestiegen, näherte sich mir ein Sergeant der Feldgensdarmerie mit großer Höflichkeit: das Medjlis — eben der Rath — habe vernommen, daß ein Fremder angelangt und lasse mich bitten, wenn es mir beliebe, in das Amtsgebäude zu kommen. Ganz sicher ist man ja auch bei so ausgesuchter Höflichkeit nie, ob nicht doch irgend eine versteckte Absicht dabei im Spiele ist, etwa die, den Schein zu erwecken, als habe der Giaur sich zunächst gehörig zu legitimiren. Im Allgemeinen habe ich mich aber gut dabei befunden, nicht erst lange über solche etwaige Absichten zu grübeln, und so begaben wir uns auch dies Mal unverweilt in den Konak. Es war ein ganz stattlicher Bau in einem weiten Hofe, in den von allen Seiten die starren felsigen Höhen hineinschauten. Nachdem wir im Rathszimmer kurze Zeit gewartet, öffneten sich die Thüren, und herein schritten im feierlichen Aufzug etwa ein Dutzend Türken; die Aeltesten, Weißbärtigen an der Spitze, bewegten sich langsam auf die Divans zu und nahmen nach Alter und Würdigkeit Platz. Nie hatte ich bei derartigen Gelegenheiten so stark wie hier den Eindruck, bei einer theatralischen Vorstellung betheiligt zu sein. Nach Würde und Alter begannen sie auch die Begrüßung, stellten der Reihe nach die stereotype Frage, „ob wir viel auf der Reise gelitten?" und hießen uns in derselben stereotypen Weise willkommen.

Während der Versuche, das Gespräch langsam in Fluß zu bringen, erschien der Richter; schließlich der von Allen Erwartete, der Kaimakam, der beim Straßenbau noch zu thun gehabt. Das Auftreten des noch jugendlichen Mannes war frappant, nicht nur in Tracht, auch in Bewegungen war er so auffallend europäisch, daß ich nicht zweifeln konnte, einen sehr ausgeprägten Jungtürken vor mir zu haben. Schon vor Wochen hatte man ihn mir sehr gerühmt in einem kleinen Ort an der Küste, den er eine Zeit lang verwaltet hatte. Die Grüße, die ich ihm von dort zu bestellen hatte, wo man sich seiner noch so gern und lebhaft erinnere, nahmen ihn schon für uns ein. Leicht ward Alles geordnet, was auf eine ungestörte Besichtigung der Alterthümer des Ortes und auf sichere Fortsetzung unserer Reise Bezug hatte. Dabei wurde das Gespräch lebhafter: es kämen so selten Franken in den Ort, klagten sie. Das sei kein Wunder, wagte ich zu äußern, denn den Einzigen, der meines Wissens gekommen ist —

es war der Engländer Ainsworth — haben Eure Väter oder Großväter vor 40—50 Jahren so behandelt, daß er gewiß froh war, noch gut davongekommen zu sein." Unsere neuen Freunde waren sichtlich etwas betreten; aber sie waren liebenswürdig genug, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. In vertraulicher Aufwallung schlug mir der Kaimakam aufs Knie: „gib Acht," sagte er, „wir wollen Dich eines Besseren belehren; Zabtiehs habe ich im Augenblick ohnehin nicht hier. Du wirst auch morgen hier bleiben und unser Gast sein." Die Anwesenden nickten Beifall und sie hielten ihr Wort: unermüdlich waren die ersten Männer der Stadt, der Kaimakam an der Spitze, darin, uns zu den merkwürdigen Resten des Alterthums zu geleiten. Die wichtigsten waren auch hier Felsengräber mit säulengetragenen Vorhallen, welche dem Fuße des Burgberges eingearbeitet sind. Alle suchten in ihrer Erinnerung nach antiken Monumenten, was freilich bei der allgemeinen Theilnahmlosigkeit für die alten Ueberbleibsel kein besonderes Resultat haben konnte. Osman-Bey, der vornehmste Mann der Stadt, trug eigenhändig eine Leiter unter eine Brücke, wo eine antike Inschrift vermauert war. Schon um 10 Uhr Morgens genossen wir bei ihm ein vortreffliches Mahl, wie die Herren von Iskelib überhaupt als hervorragende Feinschmecker in ihrer Art sich auswiesen.

Ueber unser Erlebniß zu Osmandjik zeigten die Hiesigen eine lebhafte Entrüstung. Was ein thatkräftiger Mann auch hier vermag, ward uns bei unsern Gängen durch die Stadt klar: eine so außerordentliche Thätigkeit war mir noch nirgends im Innern begegnet. Da wurden Häuser errichtet, an Wegen gebaut, Straßen gebessert, da doch in der Türkei sonst leichter hundert neue Dinge ins Werk gesetzt, als ein fertiges älteres gebessert wird. Jeden Moment des Vorübergehens benützte der Kaimakam zu einem anfeuernden Wort: „vorwärts, meine Löwen! gut, meine Seelen!"

Am buntesten ging es im Hof des Konaks zu; es war ein Bild von biblischem Charakter. Der Kaimakam ließ da eine Schule errichten. Was nur in der Stadt tragen, karren und mauern konnte, war thätig; die Rathsmänner theilten sich in die Aufsicht, der Tschausch (Sergeant) ging mit einer kurzen Peitsche, die aber nur die Bedeutung eines Abzeichens hatte, wie ein Frohnvogt unter den wimmelnden Haufen umher. Der Kaimakam und wir saßen da eine lange Zeit und sahen dem Treiben zu; alle Augenblicke trat irgendwer heran, bat um Weisung, zeigte unbrauchbar gewordene Karren, brachte neue Instrumente oder Geräthe. „Sie erhalten für ihre Arbeit kein Geld," raunte der Kaimakam mir zu; „würde man das bei Euch für unrecht halten?" Ich beruhigte ihn, statt der körperlichen Leistung zahle man bei uns eben Geld.

Unter die Steinträger drängten sich auch Kinder, Knaben und Mädchen; in Anbetracht des Zweckes fanden wir das ganz in der Ordnung. Etwas sehr Türkisches war dann aber doch wieder dabei: im Erdgeschoß des Konaks fehlte auf eine Strecke jede Mauerfüllung des Fachwerks; und was befand sich in dem luftigen Raum dahinter? Das Gefängniß für die schweren Verbrecher, die mit rasselnden eisernen Ketten beladen ganz vergnügt dem Leben zuschauten, wie der Kaimakam und wir, der wir ihnen gerade gegenüber saßen.

Schließlich bat man mich, alle die würdigen Männer und die Arbeiter als

großes Gruppenbild zu photographiren. Als ich dann noch nach einem passenden Punkte suchte, um ein Panorama der Stadt aufzunehmen, war ein Rathsherr übermüthig genug, ein Minaret dazu vorzuschlagen. Der Kaimakam vertuschte schnell diesen tactlosen und auffällig untürkischen Einfall.

Fast nirgends sind die Türken im Gespräch so warm und zutraulich geworden wie hier; an andern Orten fehlte freilich vielleicht nur ein ebenso langer Aufenthalt. Es waren merkwürdig geweckte und in ihrer Art vorurtheilsfreie Leute; schon höher im Norden hatte ich öfter gehört, daß die Leute von Iskelib auch im Handel für besonders gewitzt galten.

Ruhig besprachen sie mit uns gewisse Ursachen des physischen Niederganges ihrer Nation, besonders der oberen Schichten; die drei Factoren, die ich nannte: Uebermaß im Genuß von Schnaps, Tabak und schwerem Essen erkannten sie an, setzten aber ohne Weiteres von selber hinzu, und „die Frauen".

Der Kaimakam war ein fanatischer Europäer. Wir fanden uns freilich zunächst einig in dem Gedanken, daß die europäische Presse im Allgemeinen ein Unglück für die Türken sei, da ihre Correspondenten, meist ohne Kenntniß von Land und Leuten, ihre ganze Weisheit in der verdorbenen Luft Constantinopels einsaugen, während doch der gute und brave Türke, das wahre Volk — wie überall — nicht in der Hauptstadt, sondern in Anatolien gesucht werden muß. Es sei mir bei dieser Gelegenheit eine kurze allgemeinere Bemerkung gestattet: in den größeren Städten des Orients — und vielleicht auch anderwärts — pflegen bei den fremden Ansiedlern bestimmte feste Anschauungen über die Eingesessenen zu existiren, deren Ursprung in unbekannte Zeit zurückreicht und die mit der Autorität eines Dogmas gewöhnlich jeden neuen Ankömmling überwältigen. So berechtigt einzelne der zu Grunde liegenden Urtheile im Anfang einmal gewesen sein mögen, so sind sie doch jetzt jedenfalls durch langen Gebrauch so abgegriffen, durch ununterbrochenes Nachplappern so verschoben, unlebendig und rein formelhaft geworden, daß man wohl sagen darf, es sei oft ein gewissenhafter Beobachter einiger Monate ungleich verläßlicher im Urtheil als ein Ansiedler, der ein viertel Jahrhundert im Lande verbracht hat. Lust und Geschick, dem Volke näher zu treten, und Fähigkeit, neue Eindrücke vorurtheilslos und ohne jede fremdartige Beimischung zu empfangen, sind die unerläßlichen Voraussetzungen einer zugleich treffenden und förderlichen Beurtheilung des Volkes.

Unser Kaimakam trat mit Lebhaftigkeit ein für die Ausbeutung der natürlichen Hilfsquellen; in Iskelib betrieb man sogar das verpönte Keltern der Trauben. Jedes Stück seiner Kleidung und derjenigen seiner Umgebung regte ihm den Gedanken der Hilflosigkeit seines Landes an, da so gut wie Alles vom Auslande komme. Diese Erregung war keineswegs eine künstliche, für den Europäer veranstaltete — wie das wohl auch vorkommt — sie ging ihm ans Herz. Es war ihm unverkennbar eine Wohlthat, in dem entlegenen Ort, in den er verschlagen war, sich einmal so ganz aussprechen zu können.

Und dennoch — am Abend waren wir bei ihm zum Nachtmahl, unter einem großen Nußbaum im Garten lagen Teppiche gebreitet und standen bequeme gestickte Hausschuhe bereit, in die wir schlüpfen mußten; — denn immer gilt es für höchst unanständig, irgend einen Wohnraum mit denselben Sohlen zu

berühren, welche die Straße betreten haben. — Ein paar Laternen hingen an den Zweigen, der Kaimakam saß zwischen uns im kostbaren geblümten weiten Hausrock von Seide, die Wasserpfeife stand vor ihm; es war ein durchaus orientalisches Bild. Es gab zuerst wunderschöne sehr große Pfirsiche, die der Kaimakam mit eigener Hand für uns eingekauft hatte; aber wir bekamen wenig davon, sein kleines Söhnchen biß sie fast sämmtlich an unter dem sehr schwachen Einspruch des Vaters, der in schlechter Erziehung des männlichen Sprossen sich ganz als Türke erwies. Etwas Ungezogeneres als solch ein türkischer Bube des mittleren oder höheren Standes kann nicht leicht gedacht werden. Ich weiß nicht, ob die Väter früher durch größere Strenge den jugendlichen Despoten zügelten, den das Haremsleben gestaltet. Jetzt kann man sich nur darüber wundern, wie eine zur zweiten Natur gewordene Gewohnheit und religiöser Einfluß in späteren Jahren dann doch noch eine Reihe menschlicher Tugenden zeitigt, unter welchen die Ehrfurcht vor den Eltern obenan steht.

Dann ein Anderes: vor der Mahlzeit kam, wie gewöhnlich, eine große Flasche mit Mastixschnaps auf das niedrige Tablet, um das wir kauerten. Unser Gastfreund leerte ganz beiläufig dreizehn Gläser. Natürlich war er danach bei Weitem nicht mehr so vernünftig wie vorher, er fragte einen der Zabtiehs, die gerade zurückkamen und sich meldeten, wohl ein Dutzendmal sehr vertraulich danach, welche Meinung der Mütisarif von Kastamuni über ihn geäußert hätte, den die Zabtiehs von Iskelib nach Tossia geleitet hatten, auch stand er keineswegs sehr fest auf den Beinen, als wir uns empfahlen. Am Schluß war er freilich noch so aufmerksam, uns mit einer der hübschen bunten Drechslerarbeiten von Iskelib und mit einer schönen alten Stickerei zu beschenken und fand auch hierbei wieder Anlaß, auf die Dürftigkeit einheimischer Erzeugnisse hinzuweisen, indem er Beides vor sich hinstellte und einmal über das Andere rief: „Das nimmst Du Deinem Sohn mit und sagst ihm, sieh, das ist die Türkei, so etwas können sie machen, mehr nicht!“ Aber der Eindruck blieb stark getrübt.

Am Morgen machten wir uns, nach dem üblichen Zank mit dem armenischen Chanwirth, früh auf den Weg, behielten unsere strict südliche Richtung bei, und überschritten nach einigen Stunden zum letzten Mal den noch immer hundert Schritt breiten Halys, der etwa neun Monate hindurch auch dort nur auf einem Fährboot zu kreuzen ist. Dann begannen wir langsam auf die gewellte, im Allgemeinen tausend Meter hohe Ebene emporzusteigen, von welcher die Wasser nach Westen zum Halys, nach Osten zum Iris, dem zweiten Strome des Landes ablaufen. Auch Erhebungen von bedeutender absoluter Höhe erscheinen von hier oben aus in der Ferne nur wie unwesentliche Unterbrechungen des einförmigen Horizontes. Tscherkessische Ansiedelungen fanden wir hie und da unter die türkischen gemischt; die letzteren schlossen sich mit ihren weißgetünchten Lehmhütten dem grausteinigen unebenen Terrain oft so an, daß man ganz ahnungslos auf ihre platten Dächer gerathen konnte. Für den Sommer räumten sie diese heißen niedrigen Gelasse, wanderten ein paar Schritte hinab auf ebeneren Boden, breiteten hier auf ein paar Stangen ein grobes braunes Gewebe als Schutzdach aus und umhegten den überdachten Raum mit aufgerichteten Strohmatten, eine überaus einfache und luftige Sommerwohnung. Als besonders merkwürdig fiel

mir hier wieder die Freude an bunten Farben und der Geschmack in der Auswahl auf; von bunten Karrenrädern und Hausbalken habe ich früher schon einmal gesprochen; hier sah man wundervolle gestickte längliche Kissen, Hauptstücke der Ausstattung, buntgestrickte Strümpfe, ja selbst die Säcke, in welche Getreide gesammelt wurde, waren mit bunten Wollfäden gestickt.

Nach zwei Tagen erreichten wir das Dorf Oejük auf einer regelmäßigen, künstlichen Anhöhung des Terrains, wie sie den Unterbau der alten Paläste des Mittelstromlandes zu bilden pflegt. Auch hier sind an einer Seite höchst alterthümliche und großartige Reste einer großen Baufront übrig, deren Eingangsthor zwei hohe sphinxartige Gebilde markiren, während der Sockel der daran stoßenden Wände, die wohl nach oben hin einst großentheils nur aus Lehm bestanden, Aufzüge roher Figuren in flachem Relief zeigt. Diese Reste sind seit noch nicht fünfzig Jahren bekannt, aber seitdem verhältnißmäßig viel besucht worden; der brave alte Aga beklagte sich, daß noch keiner der Besucher ihm eine Abbildung geschickt, da sie doch von ihm wie schon von seinem Vater immer gern und gut aufgenommen worden seien. Man hat geglaubt, hier den Palast eines Satrapen suchen zu dürfen aus der alten Zeit, da dieser Theil Kleinasiens vom weiteren Osten abhängig war. Ich halte das für möglich, beschränke mich aber hier auf die kurze Andeutung und behalte mir vor auch in dieser Zeitschrift einmal gelegentlich auf diese Reste zurückzukommen, ebenso wie auf die merkwürdigen Denkmäler von Bogazkjöi, welche wir eine kleine Tagereise südlich von Oejük aufsuchten, und von deren wichtigsten eben durch Humann Gipsabdrücke ins Berliner Museum gekommen sind. Zwischen zwei Schluchten zieht sich hier ein Bergfuß empor; oben sind in einer natürlichen Oeffnung und in einem versteckten Gange dahinter lange Aufzüge und einzelne bedeutsame Figuren in den lebendigen Felsen gehauen. Sicher ist hier nur zweierlei: daß hier ein Heiligthum war und daß diese Art felsenfester Monumente etwas specifisch Kleinasiatisches ist. Auch ist die Verwandtschaft mit den Sculpturen von Oejük unverkennbar. Andere bedeutende Reste von einem Prachtbau, von Befestigungen deuten auf die einstige Existenz einer großen Stadt. Auch ich glaube, daß hier Pterion lag: dann hat wohl die insignificante, etwas schläfrige Ebene dort zu unsern Füßen, aus der in der Ferne ein indirecter Zufluß zum Halys hinauseilt, die Schlacht gesehen, in welcher Cyrus den Crösus überwand, der, das Orakel mißdeutend, den Halys überschritten hatte.

Bei den persönlichen Eindrücken verweile ich, meiner augenblicklichen Absicht gemäß, auch hier etwas länger. Wir waren die Gäste eines mächtigen begüterten Mannes, Halilbey, der in einem weitläufigen Gebäude am Fuß der Bergzunge hauste und eine ausgedehnte Feldwirthschaft betreiben ließ. So bot auch der Gutshof, der bei uns zu Lande allerdings schon den Eindruck hoffnungslosen Verfalles gemacht haben würde, ein hier auffälliges und seltenes Bild von Thätigkeit und Leben. Bei Halilbey, der uns mit allen Ehren empfing, war gerade der ältere und bedeutendere Bruder zum Besuch, dessen Stimme seinem Namen Arslanbey, Bey Löwe, vollkommen entsprach. Von diesem gewaltthätigen Manne cursirten seltsame Geschichten: er hatte es für eine ganz aberwitzige Zumuthung gehalten, daß der Sultan einst auch von ihm, dem Sprößling eines

mächtigen „Thalfürsten“, wie sie früher hier fast unbeschränkt in ihren Bezirken geboten, die üblichen Steuern verlangte. Da der Sultan trotzdem beharrte, so that Arslanbey das Seinige, bot seine zahlreichen Anhänger auf, sperrte Handel und Wandel, und gab sich nicht eher zufrieden, als bis ihm — außer dem Erlaß der Steuern — auch noch ein bedeutendes Jahrgehalt bewilligt war. So wenigstens erzählten seine Mannen, hielten es also jedenfalls für möglich.

Zur Mahlzeit am Abend war noch der Richter des Bezirkes und ein christliches Rathsmitglied aus der nächsten größeren Stadt anwesend. Die Herren erkundigten sich angelegentlich nach der Gastfreundschaft in Europa, worauf ich ihnen freilich fast nur mit der Schilderung von Hotelbräuchen antworten konnte. Auf gewisse Formen unserer Geselligkeit ging ich dabei in unserm eigenen Interesse nicht weiter ein; für Speisung um der Speisung willen und für Feste, die gegeben werden, um sie hinter sich zu haben, hätte ich doch schwerlich Verständniß gefunden.

Die Herren benahmen sich durchaus gebildet, trugen aber doch nicht das mindeste Bedenken, in meiner Gegenwart unsern Georgios nach der Höhe seines Lohnes und nach meiner eigentlichen Stellung im Vaterlande auszufragen, obgleich sie wußten, daß ich Alles das ganz gut verstand. In Bezug auf die Stellung wurde ich ihrer Fassungskraft am meisten angenähert, als Georgios mich als ein Rathsmitglied für Unterricht in einer größeren Stadt Deutschlands bezeichnete, die der Sitz eines Vali sei.

In dem geräumigen Saale, der uns angewiesen war, fanden wir treffliche Lagerstätten mit seidenen Decken, bronzene Leuchter von einem Meter Höhe standen an den Kopfenden. Aber es contrastirte seltsam zu der Pracht, daß wir uns am Morgen alle gemeinsam in dem großen unbehaglichen Vorflur wuschen, wobei die Utensilien an Dürftigkeit nichts zu wünschen übrig ließen. Was Teppiche, Decken, Stickereien, Täfelung, auch etwa Metallgeräthe noch gut machen können, geschieht im türkischen Haushalt; aber nichts ist ärmlicher als die meisten Geräthe gewöhnlichen Gebrauches, besonders soweit — etwa auch weil? — sie aus fremder Sitte hervorgegangen sind wie Schränke, Commoden, Truhen u. a. Die kostbarsten Lagerstätten sind, wenn sie nicht überhaupt an der Erde liegen, auf Bretterpodien gebreitet, die auf Böcken stehen von der Art, wie sie bei uns zu provisorischen Festtafeln verwendet zu werden pflegen.

Nachmittags — wir blieben einen ganzen Tag — führte uns Halilbey in seinen Harem, um eine kranke Frau zu untersuchen, d. h. zu sehen. Der Harem war wie gewöhnlich in großem Haushalt ein Bau für sich, um einen Hof gruppirt, der mit dem andern Hause nur durch eine Thür in Verbindung stand. Als wir in den großen Vorraum traten, auf den viele Thüren gingen, schlüpften neugierige kleine Mädchen in den langen, entstellenden, gelben oder rothen Schleppkleidern an uns vorüber, andere blickten verstohlen um die Ecken, Tauben girrten in großen Käfigen, die von der Decke hingen, ein starker, warmer Geruch aus verbranntem Weihrauch schlug uns entgegen. Die kranke alte Dame hockte in ihrem Zimmer auf einem Divan wie eine Pagode, ganz umhüllt von leichten, weißen Stoffen, sie gab übrigens sehr verständige Antworten und stand bei ihrem

Gatten nach seinem ganzen Benehmen offenbar in hoher Achtung. Ihr Leiden war Gelenkrheumatismus.

Später setzte sich Halilbey lange zu uns, und bat um Aufschluß über die Religionen im ferneren Asien: Indien und China. Ich sagte, was ich wußte; er hörte gespannt und mit dem größesten inneren Antheil zu, dem inneren Antheil, den diese Leute glücklicherweise denn doch noch oft an der Religion nehmen. „Aber das ist Heidenthum," brach er los, „nichts Anderes!" „Ich gebe das zu," antwortete ich; „aber meinst Du nicht, daß Gottes Barmherzigkeit unendlich über all' diesen Dingen steht, und daß vor ihm die Gerechten aller Völker Gnade finden werden?" — „Nie und nimmermehr," rief er heftig; „das ist unmöglich!" Der Gedanke war ihm unfaßbar, wie den allermeisten seiner Glaubensgenossen, — und etwa bloß diesen?

Mit Spannung hörten zwei gerade anwesende griechische Kaufleute zu; es war ihnen offenbar recht, daß einmal ein Giaur da war, der solche Gespräche mit dem vornehmen Türken wagen durfte. Später schalt unser Gastfreund auf sie, daß sie nichts von ihrer Sprache wüßten und nichts von den Werken ihrer Ahnen, über die wir auch gesprochen hatten. Ungern füge ich hinzu, daß die beiden Hellenen schamlos genug waren, aus Liebedienerei ihren Stamm fast zu verleugnen: geringschätzig warfen sie hin, daß ja ihre Sprache und ihre Voreltern ihnen in ihrem jetzigen Beruf nichts nützten. Gott sei Dank, daß das Erwachen der Nation nicht mehr von solchen Leuten abhängig ist, und daß es — in Anbetracht der menschlichen Schwäche — jetzt Stätten gibt, wo der Grieche sich ungescheut bekennen darf; aber kann man sich unter solchen Umständen noch wundern, wenn die Türken im Laufe langer Jahrhunderte in der Verachtung der Giaurs nur bestärkt worden sind.

Einmal ist es mir begegnet, daß auch ein türkischer Zabtieh sich dadurch — in übrigens völlig verfehlter Weise — bei mir zu insinuiren suchte, daß er mir empfahl, am Abend in einem armenischen Dorfe einzukehren und nicht bei Türken, die keine guten Menschen seien. „Und was ist Dein Glaube?" fragte ihn sofort scharf und unbekümmert um die Trinkgeldschancen ein sonst sehr friedfertiger und sehr schweigsamer Begleiter: „was ist Dein Glaube, daß Du Dich nicht schämst, so etwas zu sprechen?"

Wir hatten zufällig gehört, daß der Vali von Angora, in dessen Grenzen wir uns befanden, zufällig in Geschäften in Jysgat sei, das etwa sieben Stunden von uns entfernt war und so recht im Herzen von ganz Kleinasien liegt. Wir beschlossen daher, unser Empfehlungsschreiben an ihn, das wir sonst offen den Unterbehörden vorzuweisen pflegten, persönlich zu überreichen und gegen einen Geleitsbrief einzutauschen und ritten nach Jysgat. Unter kahlen Höhen in heißer Senkung liegen die 5000 Häuser der Stadt, welche jungen Datums ist und unter einer einheimischen Dynastie der Tschapanoglu bis in den Beginn dieses Jahrhunderts einer ungewöhnlichen Blüthe sich erfreute. Die ganze Jugend des Ortes zog aufgeregt und johlend hinter uns her, was das Reiten auf dem fatalen Pflaster nicht gerade erleichterte. Jysgat ist der Sitz eines Regierungspräsidenten, Mütisarif, an den zuerst mich zu wenden ich für correct hielt. Er ließ um unsern Besuch bitten. Als wir den Hof des Regierungsgebäudes betraten, sagte

ich meinem Reisegefährten: „ich habe die Ahnung, dieser Mütisarif ist ein alter Bekannter von mir.“ Wir traten in das kleine Bureau; ein starker, älterer Herr erhob sich und reichte uns die Hand. „Erlauben Sie,“ sagte ich, „waren Sie nicht vor acht Jahren Mütisarif in Aidin — im vorderen Kleinasien — und erinnern Sie sich an einen deutschen Reisenden, den Sie damals auf deutsch fragten: lebt Papa Wrangel noch? diesmal müßte ich das leider verneinen.“ Der alte Herr fand das Zusammentreffen ebenfalls sehr merkwürdig; gern erinnerte er sich auch dieses Mal an die paar Jahre, die er vor langer Zeit einmal bei der türkischen Gesandtschaft in Berlin zugebracht hatte.

Unsere Anliegen wurden schnell erledigt, ich mußte ihm noch mancherlei erzählen und zum Schluß fragte er mich, ob er nicht noch irgend etwas für uns thun könnte. Ich bat ihn, uns auf unserm Gange durch die Straßen einen Zabtieh mitzugeben, der uns vor dem schmeichelhaften, aber etwas lästigen Interesse der Schuljugend von Jysgat schützte.

Dann gingen wir zum Vali: ein Herr mittleren Alters von einem angenehmen Ausdruck in fränkischer Kleidung, mit goldener Brille, kam uns artig entgegen. Seine Liebenswürdigkeit ließ uns nur noch einmal empfinden, wie schlecht wir in Kastamuni behandelt worden waren. Wir bereuten nicht den kleinen Umweg nach Jysgat, der uns übrigens auch im weiteren Verlauf eine Richtung aufzwang, welche zur Klärung geographischer Verhältnisse wesentlich beitrug. Das Buyuruldu, das der Vali uns bereits nach einer Stunde zuschickte, war in den wohlwollendsten Ausdrücken abgefaßt und ist uns oft recht nützlich gewesen.

Wir gingen mit unserm Zabtieh hinüber in den christlichen Stadttheil, besuchten — es war gerade ein Sonntag — die Kirche der Armenier, die man hier auf 1500 Häuser veranschlagt, und die der Griechen, welche nur 200 zählen. Schließlich geriethen wir ganz zufällig auch in den Bet- und Schulraum einer protestantischen Gemeinde, welche lediglich aus Armeniern zu bestehen schien und durch die amerikanische Mission gebildet worden war. Der Gottesdienst war eben vorüber; ein würdiger Alter begrüßte uns mit Herzlichkeit. Die jüngeren Elemente, ich kann es nicht verhehlen, machten einen etwas selbstzufriedenen Eindruck, und einer derselben, der uns später besuchte, stellte uns in ernstem Eifer zur Rede, weshalb wir auch am Sonntag gereist seien. Mein Einwand, daß bei derartigen Touren die Rücksicht auf das Gefundene, auf Leute und Pferde Ruhetage verlange, die nicht immer mit einem Sonntag zusammenfallen könnten, war ihm unverständlich. Es mag die starke Beimischung von Fanatismus in diesen neu Bekehrten ein sehr wichtiger erhaltender und ausbreitender Factor sein; unvermeidlich ist er gewiß. —

Vier Tagereisen trennten uns vom nordöstlichen Amasia; sie halfen uns eine große Wasserader klären, den Skylax der Alten, dessen Gebiet bis dahin in arger Verwirrung gewesen war. Auf dem leichten Terrain waren viele Stücke der Straße Samsun-Sivas in Angriff genommen, eine Strecke, für welche der im Eingang erwähnte Rappott sogar eine Eisenbahn plant. Die Arbeiter bettelten uns regelmäßig um Tabak an, der seit der Einführung der Regie für den Armen unerschwinglich geworden und doch bis dahin sein einziger Genuß gewesen ist.

Da wir nur geringe Quantitäten für unsere Leute mit uns führten, so konnten wir die Ansprüche nicht immer befriedigen; eine Horde Arbeiter hatte daher nicht übel Lust, über uns herzufallen, und wurde nur dadurch abgeschreckt, daß auf ein Pfeifensignal unsere etwas zurückgebliebene Begleitung herbeikam.

Auf den weiten gewellten Flächen trieben die zahlreichen Ortschaften Ackerbau, soweit ihr Bedarf das verlangte. Nach gewissen Anzeichen hat dort auch im Alterthum, besonders aber in byzantinischer Zeit ein ruhiges Geschlecht von Ackerbauern in vergänglichen Hütten gehaust, während nur die Kirchen in soliderer Ausführung feste und beständigere Mittelpunkte bildeten. Da gab es kaum eine Ansiedelung, in der uns die Bewohner nicht gebeten hätten zu bleiben und etwas anzunehmen. Ich konnte mir schließlich nicht anders helfen, als daß ich den guten Menschen in Aussicht stellte, ich würde einmal expreß eine Reise machen, um alle Einladungen anzunehmen, denn dann dürfte man überhaupt keine anderen Zwecke haben. Das wollte freilich nie Jemandem in den Kopf, daß ich zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Orte sein müßte. Und vorwärts trieb es uns; mit Freude erblickten wir am dritten Tage fern am Ausgange des Flußthales, dem wir folgten, die bläulichen hohen Bergmassen hinter Amasia.

Nach den Anstrengungen der letzten Wochen verspürten wir den entschiedenen Wunsch nach ein paar angenehmen Ruhetagen; in Amasia winkte uns ein deutsches Viceconsulat; darauf hofften wir und brachen aus dem letzten Rastorte schon vor Tagesanbruch auf, um nur bei guter Zeit in Amasia einzurücken. Wir folgten noch bis gegen Mittag unserm Flusse und rasteten bei großer Hitze in einem Tscherkessendorf vor der armseligen Oda, in welcher wir einen schwer Kranken liegen fanden.

Kurz vor unserm Aufbruch sahen wir einen Arabah vorüberjagen, in dem wir ein paar europäisch gekleidete Männer zu bemerken glaubten; hinterdrein ritten ein paar gut bewaffnete Tscherkessen.

Als wir quer über die Ebene auf die Stelle zuritten, wo der aus einem großartigen Thale von Osten her herabströmende Iris, mit unserm Flusse vereint, in eine nordöstliche Enge eintritt, gesellte sich ein Bäuerlein auf einem Esel zu uns. Nachdem er mit der Neugier des Griechen unsere Nationalität ermittelt, fragte er: „Habt Ihr nicht eben Eures Consuls Bruder an Euch vorüberfahren sehen? Ja,“ fuhr er fort, „der muß nun Alles allein besorgen, denn der Consul ist todt.“ Wir trauten unseren Ohren nicht. „Wann starb er?“ „Nun, vor drei oder vier Wochen.“ So lange hatten wir allerdings nichts davon hören können. Wir waren stark niedergedrückt; mit der Erholung in Amasia war es nun wohl nichts. Etwas theilnahmlos ritten wir in die immer großartigere Engschlucht, wo zwischen hohen röthlichen und grauen Felsen der Strom sich seine Bahn erzwungen hat; hart an seinen Rand drängte sich die fahrbare belebte Straße. Zuletzt entschlossen wir uns kurz, ließen das Gepäck zurück und jagten voraus, um wenigstens noch die Briefe aus der Heimath, die an den Consul dirigirt waren, an dem Tage zu erhalten. Es kam viel besser, als wir geglaubt hatten. Der Viceconsul Arved Krug war allerdings leider gestorben, und seine junge Wittwe stand im Begriff, mit zwei kleinen Knaben in

ihre Heimath, die Schweiz, zurückzukehren; aber der jüngere Bruder hieß uns nichts destoweniger willkommen, und wir verlebten ein paar schöne Tage der Ruhe in dem Hause, das auch nach solchem Unglück auf die Ausübung einer weitgehenden Gastfreundschaft nicht verzichten mochte. Hierzu kam, daß ich in einer verwandten alten Dame eine ältere Bekannte wiederfand, deren Sohn ich einmal vor 11 Jahren von Smyrna mit mir nach Athen genommen hatte, wo er damals die Buchhandlung erlernen sollte.

Mit wahrer Lust genossen wir so schöne europäische Einrichtungen, wie Stühle, Tische, Betten es sind. Dank der unermüdlichen Fürsorge der deutschen Postverwaltung in Constantinopel fanden wir unsere heimische Correspondenz lückenlos vor.

Unser Aufenthalt war in jeder Beziehung beneidenswerth. Der Iris bricht zwischen zwei Felsen hindurch, von welchen der linke steil und gewaltig emporsteigt und oben mit den malerisch verfallenen Resten einer ausgedehnten und lang benutzten Burg bekrönt ist. Mäliger steigt die andere Seite empor, an ihr klimmt die Stadt noch aufwärts, die im Uebrigen unten beide Seiten des Flusses eng besetzt hält. An dieser Seite hoch oben lag unser Wohnhaus, ganz Amasia zu unsern Füßen, mit seinem bunten Häusermeer, seinen großen alten Moscheen und Minarets, dem hohen auffälligen Uhrthurm; vor uns stand majestätisch die Burg; nur die großartigen Felskammern, welche die pontischen Könige nach uralter kleinasiatischer Gewohnheit in jene Felsen hatten graben lassen, entzogen sich hier unsern Blicken.

Etwas über dem Hause lag ein Friedhof, auf welchem neben seinen Eltern und anderen Deutschen auch der jugendliche Viceconsul bestattet worden war. Amasia hat unter allen Städten im Innern Kleinasiens, ja ich glaube unter allen außer Smyrna, die größte deutsche Colonie. Der Vater der Herren Krug war im Auftrage des Hauses Metz in Freiburg vor Jahren hinausgegangen zugleich mit einer Anzahl deutscher Handwerker. Es war die Absicht gewesen, den Betrieb von Handel und Gewerbe mit einer gewissen Missionsthätigkeit durch vorbildliches Leben und Lehre zu verbinden. Dieser idealere Gesichtspunkt ist dann vor dem andern zurückgetreten; doch gibt es einige protestantische Armenier in Amasia. Die etwa vorhandenen dreißig Deutschen arbeiten, wenn mir recht ist, alle im Anschluß an das Haus Krug entweder in der Fabrik oder als Müller, welche die mannigfachen Wasserkräfte der Stadt und der Umgegend ausnützen. Ein Ueberbleibsel der älteren Generation, ein Schuhmacher, bekleidet jetzt das ehrsame Amt eines Nachtwächters in der Fabrik. Hier werden Zündhölzchen gemacht, wobei zahlreiche armenische Mädchen in türkischem Kostüm beschäftigt sind; es wird Mehl gemahlen unter Aufsehern aus Süddeutschland, demjenigen Theil unseres Vaterlandes, der zur eigentlichen Colonisation überhaupt mehr Neigung und Geschick zu haben scheint, als der Norden. Früher ward in der deutschen Fabrik auch Seide gesponnen, jetzt werden die Cocons einfach versendet.

Außer den Resten des Alterthums ziehen in Amasia mehrere ausgezeichnete, aber ganz vernachlässigte Bauten der Seldschuckenzeit die Blicke auf sich: Schulen — Medreses —, ein Chan, eine Armenküche — Imaret. Hier sind

Schätze zu heben und mit leichter Mühe, wenn man nur aufhören wollte, Kleinasien lediglich als antikes Land zu durchforschen. —

Im Anfang des October ritten wir unter strömendem Regen ab. Der Herbst hatte auch hier auf dem 41. Breitengrad definitiv eingesetzt; die herrliche und mannigfaltige Färbung des reichen verwelkenden Laubes gab der Landschaft einen neuen Reiz.

In den späteren Stunden des zweiten Tages erblickten wir endlich in einer Ebene vor uns die Vereinigung des Iris mit seinem letzten und größten Nebenflusse, dem Lykus, die von Westen nach Osten einander entgegenfließen, nachdem ihr Lauf vorher ein Landstück von der Form eines Trapezes umklammert hat, das der Klärung außerordentlich bedurfte. Der geeinte starke Fluß theilt das Schicksal seiner Genossen: er tritt in eine unheimliche, dunkle, felsenstarrende Enge, die er erst wenige Stunden oberhalb des Meeres wieder verläßt. Wir ritten auf den Lykus zu, wo in der Niederung der Hauptort Herek hingebreitet liegt. Der vorausgesandte Zabtieh nahm uns am Eingang wieder in Empfang und brachte uns vor den Konak des Kaimakam, wo wir zu unserem Erstaunen absteigen sollten. Wir wurden in das Schreibzimmer des Landraths hinaufgenöthigt, der gleich erscheinen werde. Er kam auch bald, aber wir trauten kaum unsern Augen: ein junger Mann von höchst civilisirtem Aussehen in einem modischen hellen Sommerüberzieher trat ins Zimmer; ohne den Fez würden wir ihn etwa für einen preußischen Assessor gehalten haben. Ich konnte mein Erstaunen nicht verbergen und fragte ihn, als es irgend angängig war: „Aber Sie gehören doch nicht in das elende Herek?" „Ganz richtig," sagte er, etwas melancholisch lächelnd; „ich gehöre auch eigentlich nicht hierher. Aber — ich war ein Freund des Sultan Murad" — bekanntlich Abdul Hamid's älterer Bruder, von dem Einige behaupten, daß er noch lebe — „wurde mit ihm zusammen erzogen und bin nun nach seinem Sturz aus der Hauptstadt verbannt." Beiläufig bemerke ich, daß wir schon im Mütisarif von Amasia einen solchen Mann kennen gelernt hatten; auch er machte einen höchst angenehmen Eindruck.

Unser Gastfreund gewann bei näherer Bekanntschaft immer mehr; er war viel umhergekommen, im Gefolge des Sultans Abdul Aziz in den Hauptstädten Europa's gewesen, und ohne die charakteristisch armselige Umgebung hätten wir glauben können, uns noch mit ihm dort zu befinden. Er bemerkte meine Lust, noch das südlich gelegene Tokat zu sehen und erbot sich ohne Weiteres, uns zu begleiten; unser Gepäck wollte er inzwischen unter Bedeckung nach Niksar vorausschicken. Der Ausflug hätte unter andern Umständen zu viel Zeit gekostet. Mit Freuden nahm ich sein Anerbieten an. Am nächsten Morgen war er im elegantesten Reitkostüm; auf dem schönen Pferde lag ein ganz neuer englischer Sattel. Wir ritten freilich nicht ab, ohne daß er uns vorher noch zu Mastixschnaps geladen hätte.

Ueber die mehrfachen Bergschranken, auf deren Klärung es mir ankam, ritten wir so schnell wie möglich nach Süden. Unser Gastfreund war auf dem ganzen langen Ritte die Rücksicht selber; auch er hielt große Stücke auf gute Beziehungen zu Deutschland. Bei diesem Ritt erfuhr ich übrigens auch zufällig, was unsern türkischen Leuten an uns vor Allem imponirte: Ali rühmte dem Kai-

makam, wir seien höchst eigenthümliche und in unserer Art ausgezeichnete Leute; wir hätten Briefe der Hohen Pforte und könnten daher einfach Alles requiriren, was wir brauchten, aber — es sei ganz merkwürdig — wir zahlten Alles: Eier, Hühner, Mehl, Pferdefutter u. s. f. Andererseits hatte ich auch einmal gehört, daß eben unsere Leute solchen, die uns unter Berufung auf die Freigebigkeit türkischer Beamter überfordern wollten, ruhig antworteten: „Aber diese unsere Herren stehlen auch das Geld nicht."

Gegen Abend lag das große Tokat jenseits des Iris in einer Bergöffnung hingebreitet vor uns, rechts daneben die scharfe Höhe mit der zertrümmerten Burg. Durch die schmutzigen Straßen ritten wir zu einem neu erbauten Holzhause, wo uns ein Gastfreund unseres Kaimakams empfing, ein sehr alter Herr, dessen ältester Sohn auch kein Kind mehr war, aber nach Landessitte vollkommen zurücktrat, so lange der Vater gegenwärtig war. Eine gewisse neumodische Eleganz, welche freilich im Vergleich zu früherer stilvollerer Ausstattung immer den Charakter der Dürftigkeit hat, war nicht zu verkennen: in die weiß getünchten Wände des Hauptzimmers waren ein paar Spiegelstücke eingelassen und einige Consolen angemauert, auf welche am Abend die Lampen gestellt wurden, wirkliche Petroleumlampen, wenn auch geringer Art.

Der alte Herr war unermüdlich in seiner Unterhaltung; auch er betonte die Freundschaft Deutschlands, von der seine Landsleute ein Wunder für ihr Vaterland erwarteten, ohne freilich recht zu wissen, welches? Er meinte, daß 100,000 türkische Soldaten von hundert deutschen Officieren geführt noch heute die Welt in Schrecken setzen würden, wie ehedem. Einige verfängliche Aeußerungen, die er in aller Harmlosigkeit über die protestantische — amerikanische — und die neuere jesuitische Mission in Tokat machte, fing der Kaimakam geschickt auf und machte sie unschädlich, ehe sie zur Discussion kommen konnten. —

Am Abend ließ uns der Mütisarif um unsern Besuch bitten.

Wer in orientalischen Städten bei der Dunkelheit keine eigene Straßenbeleuchtung mitnimmt, findet überhaupt keine, und läuft außerdem Gefahr, mit der Polizei zusammen zu gerathen. Zwei Laternenträger gingen daher unserm Zuge voran, in der Nähe des Konaks erwarteten uns schon ein paar andere. Im Hausthor und unten an der Treppe drängte sich Volk, um einen Blick auf uns zu erhaschen. Oben an der Thür des Saales eilte der Mütisarif uns entgegen, ein angenehmer Herr, der zu unserem Empfange die Spitzen der Bevölkerung entboten, den ganzen Saal splendide erleuchtet und einen großen Tisch mit sehr seltsamen künstlichen Blumen hatte schmücken lassen. Auch hier war das bewegende Thema Aegypten, dann das gute Verhältniß der Türkei zu Deutschland; wir hatten eine lange und behagliche Unterhaltung, beklagten auch hier gemeinsam die Unkenntniß Europa's über das wahre Wesen des türkischen Volkes. Ich gestand, daß ich, der ich nun zum dritten Male Anatolien besuchte, dem Volke immer näher komme und es lieber gewinne. Der Mütisarif hielt das bescheiden für einen theilweis individuellen Eindruck: nicht Jeder werde solche Erfahrung machen, denn nicht jedem Reisenden merke man sofort an, daß er ein Herz für die Bevölkerung habe. —

Nach einer guten, also ausnahmsweisen Nacht, klomm ich auf die Burg und fand dabei noch ein paar Spuren einer antiken Niederlassung, die man hier nicht angenommen hatte. Später durchstreifte ich den Bazar, wo besonders Gefäße aus getriebenem Kupfer eine Specialität bilden, Teller, Schüsseln, Scherbetbehälter, Becher mit frommen Inschriften, einfachen Blattornamenten und gradlinigen Verzierungen. Seit langer Zeit werden in Tokat Kupfererze geschmolzen, die man auffallender Weise aus weiter Entfernung, aus Argana, dahin bringt. Erst seit 12—15 Jahren ist eine Fabrik modernen Zuschnitts für den Schmelzproceß eingerichtet, für welche das Brennmaterial zehn Stunden weit her den Fluß herabgeschwommen kommt, vor der Stadt aufgefangen und um nicht ganz 40 Pfennige für die Eselslast zur Fabrik gebracht wird.

Bei dem Leben und Treiben in Tokat, das zu zwei Fünfteln, nämlich in zwei Tausend Häusern, von Armeniern bewohnt wird, hatte ich gar nicht den Eindruck, außerhalb Europa's zu sein. Die unmittelbare Umgebung der Stadt ist fruchtbar, die Gärten bringen ganz einzige Pfirsiche und Trauben in solcher Fülle, daß das Kilo in bester Zeit etwa auf einen halben Pfennig kommt. Der Hauptort der ganzen Gegend lag aber im Alterthum eine gute Stunde weiter aufwärts und am jenseitigen, rechten Ufer des Flusses, den dort eine Brücke auf antiken Bögen überschreitet: es war die alte Stadt Komana Pontica, von der auf einer kleinen Anhöhe und der daranstoßenden Ebene späte unansehnliche Reste umherliegen. Hier führte unser Weg vorüber, als wir uns definitiv nach Norden zur Rückkehr wendeten. Wir rasteten in dem ausgedehnten armenischen Kloster von Bizeri, in dessen Kirche gerade ein Fest stattfand, zu welchem die christliche Bevölkerung der ganzen Umgegend zusammengeströmt war. Der stattliche Abt empfing uns im Thor, das zugleich zu einem Hof mit umfänglichen Nebenbauten, wie zu dem Platze leitete, auf welchen Kirche und Hauptbau ausgingen. Der ganze Complex glich einem Castell. Vor der Kirche wurde eben ein dunkler Hammel geschlachtet, dessen Blut man, wie für Tiresias, in die Erde durch die Oeffnung einer Steinplatte fließen ließ. Der Abt, mit dem wir uns — wie mit den Armeniern und auch Griechen des Inneren überhaupt — türkisch zu verständigen hatten, warf bisweilen ein paar höchst fremdartige Worte ins Gespräch. Wir erkannten dieselben erst allmälig als französische, die der Autodidact genau so aussprach, wie er sie geschrieben sah. Außer ihm befanden sich für gewöhnlich nur noch fünf bis sechs Mönche, und für die Wirthschaft eine Alte in dem weiten Bau. Der elende Ort beim Kloster habe, so erzählte der Abt, einst 800 armenische Häuser gehabt, „welche die Türken in ihrem Blute ertränkt hätten".

Ein reicher Armenier aus Tokat, Patron des Klosters, nahm sich unserer mit besonderer Herzlichkeit an. Der Bruder seiner Frau hatte in München studirt; seine dortigen Erfahrungen hatten der ganzen Familie Sympathie für Deutschland gegeben. Er lud mich allen Ernstes ein, mit meiner Familie für einen ganzen Sommer nach Tokat zu kommen. Mit der amerikanischen Mission, die zunächst unter der Form einer Schule wirkte, stand er auf gutem Fuße, besonders mit dem vor Jahren in Tokat ansässigen Reverend van Lennep, der

übrigens auch ein werthvolles Buch über das Land geschrieben hat. Dagegen haßte er die neu angekommenen Jesuiten; er zieh sie wie ihre Erziehungsmethode der Heuchelei; ich muß dabei jedoch ausdrücklich auf den fast instinctiven Haß des Armeniers gegen den römischen Katholiken hinweisen.

Der Abt hatte nicht bloß heilige Gedanken; es wäre ihm ganz lieb gewesen, wenn wir ihm einen alten Teppich aus der Kirche um schweres Geld abgekauft hätten. Aber in Bezug auf Verpflegung und Unterkunft that er wirklich sein Mögliches; im Obergeschoß fanden wir unsere Lager am Boden eines ungeheuren Festsaales gebreitet, den schon Nachmittags unsere Türken mit einem Gemisch von Neid und Bewunderung betrachtet hatten. Im Ganzen trat aber gerade hier der christlichen Festfeier gegenüber in ihrem ganzen Benehmen hervor, daß sie sich doch als unvergleichliche Religionsaristokraten fühlten.

Auf unsern Lagern fanden wir je einen geblümten Schlafrock bereit liegen, aber umsonst, denn schon in aller Frühe ritten wir bei feinem Sprühregen zunächst auf grundlosen Wegen gegen Niksar zu, wohin unser Gepäck mit zwei Leuten schon von Herek aus direct gegangen war. Wir zogen dabei wieder aus dem Gebiet des Iris in das des Lykus hinüber und betraten eine weite, an ihm hinziehende sumpfige und ungesunde Ebene, welche jenseits des Flusses eine große zusammenhängende Gebirgsmasse, der Paryadres der Alten, begrenzt. Wo aus einer eng eingerissenen Seitenschlucht Häuser und volles Laub dichter Bäume schon von ferne herausdringend erscheinen, da zieht sich Niksar hinein, die alte Neocäsarea, vorher noch unter dem Namen Kabira eine Hauptveste Mithradates' des Großen.

Die Freundschaft des Kaimakams von Herek, der schon für dieselbe Stellung in Niksar designirt war, wirkte auch hier noch; sie erlöste uns aus einem sehr schmutzigen Chan und brachte uns in das angenehme Haus eines vornehmen Türken, der unter so vielen gastfreundlichen Menschen doch noch hervorstach.

Was in Niksar auf den ersten Blick am fremdartigsten berührte, waren die ungewöhnlich hohen, dreistöckigen Häuser, zum Theil mit offenen Veranden in jeder Etage. An beiden Seitenwänden der engen Schlucht stiegen sie empor, verloren sich an der Linken allmälig ganz unter den Baumgärten und wurden an der Rechten von den Resten einer lang gedehnten Burg überragt. Von hier oben aus bot die Stadt ein überraschend anmuthiges Bild, ferner erschien die Lykusebene, deren helles Feldergrün nur hier und da dunkle Baumgruppen unterbrachen; den Horizont begrenzten die dunkeln Bergzüge zwischen Lykus und Iris, die wir durchritten hatten.

Am Abend saßen wir mit dem Wirth und seinem jüngeren Bruder, der fast dienend zurücktrat, in dem behaglichen alterthümlichen kleinen Zimmer, das ein geschnitztes Gitter gegen einen schmalen profaneren Vorgang abschloß; zwischen den zierlichen Holzpfeilern, welche einen Holzbalken trugen, hingen an Schnüren mehrere jener kostbaren älteren Stickereien, welche mit Seidenfäden, Gold- und Silberdrähten auf roher Leinwand oder Baumwolle gearbeitet sind, von beiden Seiten gleich sorgfältig und für die jetzige Generation, wie es scheint, unnach-

ahmlich. Das Mahl, das wir erhielten, war in türkischem Stil, aber wie gewöhnlich in guten Häusern von vollendeter Zubereitung[1]).

Nachdem wir uns dann gewaschen, Kaffee geschlürft, Cigaretten angezündet und die Beine an uns auf den Divan gezogen hatten, plauderten wir bis zum späten Abend. Unser Wirth hatte merkwürdig viel gelesen; er sprach mit Sachkenntniß über den Feldzug der Russen nach Chiva. Besonders frappirte mich dann — und nicht hier allein oder hier zuerst — das gleichsam persönliche Interesse an Amerika, an dem dortigen Treiben, der europäischen Auswanderung. Es war beinahe, als ob der ernste, melancholische Mann in Gedanken nach einem Asyl suche für sein Volk. Das öde Niksar predigte allerdings Verfall und Niedergang in ganz besonders eindringlicher Weise. Ohne Weiteres gab der Gastfreund zu, daß die neue Zeit auch neue Arbeit verlange; er lobte das Wandern der Franken als sehr belehrend. Ich schien nur seine schon vorher feste Ueberzeugung damit auszusprechen, daß Europa's Getriebe durch die modernen Verkehrsmittel seinem stagnirenden Vaterlande erdrückend nahe gerückt sei. Freilich dürfte der innige Antheil, den ich an der unabwendbaren Erfüllung des tragischen Geschickes der Türken nehme, sie etwas mittheilsamer und offener machen, als gewöhnlich. Hier in Niksar empfand ich das besonders. Daß der Ton tiefer Herzlichkeit, den auch ich dabei vernahm, nur Täuschung sei, daß nach meinem Abgang der Gläubige mir seinen Fluch oder seine Verachtung nachwerfe, mag ich den Griechen und Armeniern Anatoliens nicht glauben, die mit solchen Bildern ihren Nationalhaß nähren und steigern. Wir Andern haben keinen Grund, in diesen Verhältnissen blindlings Partei zu ergreifen und Alles sollte uns davon abhalten zu vermeinen, es gäbe Nationen, die ganz schuldig, und wieder andere, die ganz unschuldig wären.

Ueber den Thermodon wußte auch in Niksar, wo wir ihm doch nahe sein mußten, Niemand etwas zu sagen; es galt ihn zu suchen. Unter fortwährendem Regen überstiegen wir anderthalb Tage hindurch Bergzüge, die ihre Wasser alle noch nach Westen, nach dem Iris abgeben, dessen Lauf wir rechts fern in tief eingerissener Schlucht nur vermuthen konnten. Eine wunderschöne Bewaldung von hohen Eichen und Buchen zeigte uns auch ihrentheils, daß wir uns schon wieder an dem äußeren Saume des Landes — im weiteren Sinne — befanden. Oft sanken Menschen und Pferde tief ein in die erweichten Pfade; die Richtung schien nicht selten verloren, dann mußte irgend ein Aufgegriffener weiter helfen, das Gefolge schwoll dabei bisweilen ganz unnatürlich an mit abenteuerlichen Gestalten. Die Bevölkerung wohnte beinahe ausschließlich in zerstreuten Gehöften; die Hütten waren hier wieder aus rohen, verzahnten Balken geschichtet. In dem kleinen Raum einer erbärmlichen Behausung, die ganz umhängt war vom Wintervorrath trocknender Melonenschalen, verbrachten wir eine der schlimmsten Nächte. Den Widerwillen, uns aufzunehmen, bekämpften wir

[1]) Vielleicht interessirt einmal ein solches Menu: Bouillon mit feinen Nudeln; Bohnen, [illegible] fett gekocht, gebratene Rinderstücke, kleine Kürbisse farcirt, Pilaf (Reis) mit Huhn; Airan oder

gleich von vornherein glücklich mit einem probaten Mittel, dessen Wirkung an keinen Breitengrad gebunden zu sein scheint: wir beschenkten die schmutzigen Kleinen mit Backwerk und Kupfermünzen. Mein Feldbett war längst dahin; seit vielen Wochen lag ich Nachts am Boden auf den Decken, für welche die Gastfreunde zu sorgen pflegten, und gegen die mein Mißtrauen leider fast jedes Mal gerechtfertigt war. Und während sonst meine Beschäftigung bei Nacht in Wachen und Spazierengehen bestand, von kürzeren Schlafpausen unterbrochen, hatte ich dies Mal vollauf mit der Heizung des Kamins zu thun, durch welchen die kalte Nachtluft auf kurzem directen Wege zu uns niederfuhr. Wir hatten gegen Abend — es war der 9. October — nur noch 6° Cels. gehabt.

Beim Abschiede war der Greis, der dem Hauswesen vorstand, schon so ehrerbietig, meinen Steigbügel mir küssend zu berühren; bei dem furchtbaren Mangel an baarem Gelde wird auch eine geringe Gabe unschätzbar, ja sogar die bloße Bezahlung für Stroh, Eier, Hühner u. A. muß für einen unerwarteten Gewinn gelten.

Um Mittag trafen wir hoch oben bei einer Quelle eine malerische Gruppe von acht bis zehn alten Türken lagernd, die uns sagten, daß jenseits des kleinen Grates rechts von uns ein Bach hinunterlaufe, der am Städtchen Terme vorüber ans Meer ginge. Das war der Thermodon. Erwartungsvoll stiegen wir hinüber und unter herrlichen Buchen, wie ich sie sonst nur noch am dänischen Gestade gesehen zu haben mich erinnere, auf grundlosen Wegen abwärts. Immer vernehmlicher ward das Brausen und Rauschen eines durch den letzten Regen geschwellten Baches, und als wir etwa 1100 Fuß hinabgekommen waren, standen wir an dem klaren grünen Wasser, eine Stunde nur fern von dem Punkte, wo es von einem giebelartig geformten Berge, dem Egsidagh, abläuft.

Meine Freude war sehr groß; so nahm ich erst nach einigen Minuten eine bunte Scene am jenseitigen Ufer wahr, wo Männer von Rossen gestiegen waren, während Andere in blauen Pumphosen, blauen Jacken und enormen blauen Turbanen die Pferde hielten. Es war eine Versammlung von etwa einem Dutzend Männern; wir hielten sie für Reisende. Aber als wir hinüber kamen, konnten wir nicht zweifeln, daß der ganze Aufzug uns galt: ein fränkisch gekleideter Herr stellte sich uns als den Müdir — Bürgermeister — des Bezirkes und mehrere ältere Türken als Ortsschulzen vor; er bat um die Ehre, uns in den eine halbe Stunde entfernten Hauptort geleiten zu dürfen; er habe uns erwartet. „Aber," fragte ich, „wie konntet Ihr wissen, daß wir kommen?" „Ich habe Auftrag gegeben," erwiderte er bescheiden, aber nachdrücklich, „daß man mir sofort Nachricht schickt, wenn ein hervorragender Mann im Anzuge ist." Das mußten wir denn auf uns sitzen lassen, und mit dem prächtigen Troß sprengten wir aufwärts nach Guzkjöi, wo das ganze neu entdeckte Thal alpinen Charakters, mit seinen haldigen Abfällen, verstreuten Ansiedelungen, dunkeln Baumgruppen groß und herrlich hingebreitet auf einen Schlag vor uns lag. Unser Wirth war ein Muhadjir aus Batum, seine blau gekleideten Diener waren Lazen; auch ein gerade anwesender Richter und ein Schreiber waren solche Flüchtlinge; alle klagten um die verlorene Heimath. Viele ihrer Genossen waren etwas nördlicher in Unieh am Meere angesiedelt worden. Keiner von ihnen hoffte

auf eine Zukunft der Türkei: „adamlar var, adam yok!“ rief der Müdir einmal über das andere, ein unübersetzbares Schlagwort, daß es Menschen gäbe bei ihnen, aber keinen Mann.

Am meisten gefiel uns der Ortsschulze, ein fein aussehender, sehr gut gekleideter alter Mann. Abends war er sinnlos betrunken, der Müdir hielt sich etwas besser, trotzdem er eine Flasche Raki fast allein geleert. Am nächsten Morgen waren beide nüchtern und anscheinend ohne die üblichen Nachwehen, was wenigstens stark für ihre Uebung spricht.

Der Wasserreichthum, welchen die Alten am Thermodon rühmen, ist auch jetzt eine sehr augenfällige Erscheinung im ganzen Thal; die Seitenwände triefen von Wasser. Aber dadurch ist der Boden „kalt“, der Ertrag dürftig. Das Klima ist rauh: wir fanden in der Frühe dünne Eisschichten auf Wasserlachen; vom December bis zum April bleibt der Schnee liegen.

Zum Thermodonthal gehört eine östliche, nur durch eine gratartige Erhebung getrennte Furche von gleicher Länge, erst ein paar Stunden vom Meere gehen beide in einander. Links, östlich folgt eine Parallelschlucht der anderen, in welchen kleine Küstenflüsse tief eingesenkt und schwer verfolgbar sich hinausarbeiten zum Meere. Unter ihnen nimmt der Thermodon durch sein breiteres Thal, wohl auch durch seine Wassermasse, eine Ausnahmestellung ein; dies, sowie die Ebene an seiner Mündung, wird ihm auch zu seiner hervorragenden Stellung in der alten Sage mit verholfen haben, — hier localisirte das Alterthum die Amazonen, — eine Stellung, zu welcher ihn seine Größe so wenig berechtigte, wie etwa den Skamander oder den Simoeis der Troischen Ebene.

Nachdem wir etwa anderthalb Tage auf dem theilweis ganz schmalen Grat entlang geritten waren, der den Thermodon von seinen östlichen Nachbarn trennt, erreichten wir den Vereinigungspunkt beider Arme und damit die Ebene am Gestade, welche von hier nordwestlich hinauf bis gegen Samsun sich hinzieht, zuerst von einem labyrinthischen Baummeer überzogen, dann kahl, feucht, durchrissen und fast ausschließlich von Tscherkessen bewohnt.

Wir überschritten den zum Meer eilenden breiten Iris auf langer Holzbrücke bei Tscharschembe, einem großen Marktort, und verbrachten die letzte Nacht in einem der Kaffeehäuser, welche an der viel begangenen Straße nach Samsun sich finden. Der Zustand derselben spottete nach dem letzten Regen jeder Beschreibung: die unwahrscheinlichsten Sumpf- und Pfuhlbecken erwiesen sich als legitime Stücke des Weges, an dem sogar einmal gebaut worden sein soll.

Je mehr man sich Samsun nähert, desto mehr bringen die Höhen wieder ans Meer, wo sie dasselbe erreichen, liegt die Stadt, die alte Amisos. Die letzte Brücke unmittelbar vor den Häusern ist seit Jahren zusammengebrochen und unpassirbar; die Bachschlucht wird auf einem Umweg nicht ohne Schwierigkeiten durchwatet; zu guterletzt gleichsam ein Wahrzeichen, in dem die ganze Indolenz sich noch einmal zusammenfaßt.

Elf Wochen nach unserer Ankunft in Ineboli zogen wir in Samsun ein und fanden auch hier die gastlichste Aufnahme im Hause des Agenten des Oesterreichisch-Ungarischen Lloyd.

Die Ordnung unserer Angelegenheiten, besonders der Verkauf der Pferde

ward durch die allgemeine Geldnoth erschwert, man erbot sich allen Ernstes Tabaksballen in Zahlung zu geben, die offenbar auch schwer los zu werden waren.

Wir benutzten die Muße zuerst zur Besichtigung der Stadt und ihres alten Burgberges; plötzlich flog da einmal meinem türkischen Begleiter und mir eine Ladung Schrot um die Köpfe. Der Türke, der unten stand und aufs Neue lud, behauptete, es lediglich auf ein paar Vögel abgesehen zu haben.

Wir gingen dann auf einige Tage nach Trapezunt. Als wir genau drei Monate nach unserer Ausfahrt wieder in Constantinopel einfuhren, hatten wir die ganze Nordküste Kleinasiens wenigstens gesehen, im Innern aber das Programm erfüllt, das ich mir ein Jahr vorher entworfen hatte.

Ich habe im Vorhergehenden einige persönliche Eindrücke schildern wollen; wenn sie bunt aussehen, so geben sie die Wirklichkeit wieder. Aber gerade das ist es nicht zum Wenigsten, was die Zustände den europäischen gegenüber dort so unhaltbar erscheinen läßt; und dies Gefühl der Unhaltbarkeit theilen sie Alle, Türken und Christen. Alle fürchten, wünschen oder hoffen, daß sie eines Morgens erwachen mögen „und eine andere Kopfbedeckung vorfinden als das Fez". Alle theilen das Bewußtsein, daß keine Arbeit, keine Bravheit des Individuums sie erlösen kann, sondern nur plötzliche Aenderung und gewaltsame. Indessen gehört ja auch das gerade zu den melancholischen Eindrücken des Ostens, daß unhaltbare Zustände dort lange Jahre hindurch bleiben können; nur Solche, die an unheilbaren Leiden kranken, oft sehr viel später und langsamer dem Tode verfallen, als der gesündeste Körper.

Bilder aus dem Berliner Leben.

Von
Julius Rodenberg.

Die Kreuzberg-Gegend.

Während des vergangenen Sommers bin ich Nachmittag für Nachmittag in den Süden unserer Stadt gewandert. Nicht als ob die Gegend mir fremd gewesen wäre; man kennt ja sein Berlin so ziemlich und die mannigfachen Veranlassungen des täglichen Lebens führen Denjenigen, der mit der Welt geht, bald hierhin, bald dorthin. In dem einen Stadttheil ist ein Theater, in dem andern ein Vereinslocal für große Versammlungen; irgend ein Vorfall, der plötzlich die öffentliche Aufmerksamkeit erregt, lenkt den Blick auf einen dritten, und Begräbnißplätze, diese letzten Ziele der Wanderschaft, sind in allen. Doch welchen Zweck sie auch immer haben mag, die Unterhaltung eines Abends oder die Erfüllung einer Pflicht der Pietät: solch' eine Fahrt von einem Ende der Stadt zum andern gleicht einer Reise, deren Eindrücke viel zu flüchtig sind, als daß sie haften könnten. Im Sinne der Verwaltungsorganisation mögen wir ja wohl bald so weit sein, von Berlin zu sagen, was man längst schon von London gesagt hat: daß es nämlich nicht mehr eine Stadt sei, sondern eine mit Häusern bedeckte Provinz. Aber in jedem andern besteht ein Zusammenhang und Gefühl der Gemeinsamkeit, der Assimilation und Verwandtschaft, welches mit dem hinausrückenden Weichbild immer gleichen Schritt hält und jeden neuen Baugrund in dem Augenblick zu Berlin macht, wo das erste Berliner Haus darauf errichtet wird. Sofort treten hier die charakteristischen Eigenschaften und typischen Züge des Berliners hervor: eine gewisse, absprechende Sicherheit, welche von Fremden so leicht für Selbstüberschätzung gehalten wird, und eine gewisse Art, die Dinge ironisch zu nehmen, welche den Berlinern mehr Feinde gemacht hat, als sie verdienen. Denn wenn man das allgemeine Gesetz von der Einwirkung des Bodens auf die individuelle Entwickelung anwendet, so wird man diese Züge sehr natürlich finden bei der Bevölkerung einer jämmerlich flachen, ursprünglich öden und unfruchtbaren Landschaft, aus welcher niemals das Rauschen eines wirklichen, von Gottes Hand gepflanzten Waldes, niemals das sehnsucht-

erweckende Blau ferner Gebirge zu den Gemüthern sprach, sondern immer nur die Sorge, die kleinliche, für des nächsten Tages Nothdurft, immer nur das harte Müssen und die Mühseligkeit des Lebens und des Kampfes. Welche Summe von Arbeit, jahrhundertelanger Arbeit steckt in diesen Haiden und Morästen, über welchen sich heute die glanzvolle Reichshauptstadt erhebt; und welches Mittel besaß der Vorfahr des heutigen Berliners, der ein ganzer Mann war, um sich über die Misère seines scheinbar hoffnungslosen Unternehmens hinwegzusetzen? Wenn man es so betrachtet, dann werden diese beiden hervorstechenden, nicht immer liebenswürdigen Züge des Berliners erklärlich, sein starkes, zuweilen trotziges Selbstgefühl respectabel und sein meistens doch recht gutmüthiger Spott, der sich nicht einmal selber schont, verzeihlich. Denn was er mit dem Pflug und dem Spaten sich geschaffen, mit der Axt und der Kelle wohnbar gemacht und mit dem Schwerte vertheidigt hat, das ist fürwahr sein Eigen; die bindende Kraft, welche den auseinanderfliegenden Sand zu Festigkeit und Dauer zwang, ist in das gemeine Wesen übergegangen und so stark erweist sie sich, daß selbst der Eingewanderte, der Zugezogene, wie man hier sagt, gar bald zum Berliner wird — vielleicht nicht, was den Witz und die Schlagfertigkeit desselben anbelangt, gewiß aber in der Anhänglichkeit und Liebe zur neuen, gemeinsamen Heimath.

Mag man daher in Berlin auch so weit wandern, als man will, in neubebaute Gegenden und Straßen, die man zuvor nicht gekannt: immer wird man das Gefühl haben, zu Hause zu sein in diesen ungeheuren Gebäudemassen und diesem unaufhörlichen Menschengewühl; immer, in diesen tausenden von Gebäuden und diesen hunderttausenden von Menschen, und sollte man sie heut' auch zum ersten Male sehen, in diesen Läden und Magazinen, diesen Werkstätten und Kellern, diesem Kaufmann, der seine Kunden bedient, diesem Schlächtermeister, der behäbig vor seiner Thür steht, diesem Schusterjungen, der pfeifend seines Weges zieht, diesem Droschkenkutscher, der wie ein Stoiker auf seinem Bock sitzt, diesem Schutzmann, der wie das verkörperte Gesetz an seiner Straßenecke steht — Straße für Straße, stundenweit rechts und stundenweit links, immer und überall gewahren wir den gleichen oder ähnlichen Schnitt der Physiognomie, die Familienähnlichkeit.

Und doch besteht ein bedeutender Unterschied zwischen dem Osten und dem Westen, dem Norden und dem Süden unserer Stadt, ja zwischen den einzelnen Districten innerhalb dieser großen Abtheilungen, zwischen den einzelnen Straßen innerhalb dieser Districte und selbst zwischen dem Aussehen derselben Straße, je nachdem man sie zu den verschiedenen Tageszeiten betrachtet. Die Wilhelmstraße scheint eine ganz andere zu sein Mittags, wenn die Herren mit den Diplomatengesichtern und den weißen Cravatten, die Ledermappen unter dem Arm, in die Ministerien gehen oder fahren, als am frühen Vormittag und am späten Nachmittag; und am Abend, wenn die Scharen der Fabrikarbeiter, staubbedeckt, rußgeschwärzt, jeder mit seinem Kaffeekesselchen in der Hand, durch die Straßen am Rosenthaler und Schönhauser Thor drängen, oder die jungen Männer aus den Bureaux und Comptoiren in ihren langen modischen Röcken und mit ihren wohlverdienten Cigarren von der Spandauerstraße bis zur

Leipzigerstraße schlendern und die jungen Mädchen aus den Geschäften im Centrum der Stadt, müd und froh wie Vögelchen aus dem Käfig, nach ihren bescheidenen Nestern in der Peripherie flattern: dann bieten auch alle diese Straßen ein anderes Bild und ein anderes Publicum, als in den Stunden vorher oder nachher. Und wenn ich gesagt habe, daß jeder Berliner an jedem Punkt seiner Stadt sich gleichsam zu Hause fühle, so muß ich doch hinzufügen, daß es ein gar großes Haus ist, in welchem auf Jeden nur ein ganz kleines Kämmerchen oder Theil eines solchen kommt, und man kann von ihm billigerweise nicht mehr verlangen, als daß er darin Bescheid wisse. Jeder hat so viel mit sich selber zu thun, der Einzelne verschwindet, zählt nur mit als Nummer in dem Alles und Alle nivellirenden Rechenexempel, und ich erinnere mich hier an Berthold Auerbach, der zu der Zeit, als er sich in Berlin dauernd niederließ, lange nicht verwinden konnte, daß er mit Leuten unter einem Dache wohnte, zu denen er in keinem persönlichen Verhältnisse stand, daß die Nachbarn ihn nicht grüßten und die Kinder ihm nicht entgegenliefen. Süddeutscher und Gemüthsmensch, der er war, an die Zutraulichkeit des Dorfes und der kleinen Stadt gewöhnt, fand er später, obwohl er sich niemals ganz damit aussöhnte, daß das, was er Anfangs für die Gemüthslosigkeit des Nordens gehalten, in Wahrheit das unterscheidende Merkmal des großstädtischen Lebens sei, dem er ebensogut in Paris und London begegnet sein würde. Was mich betrifft, so erschien mir von jeher als der vorzüglichste Reiz dieser mächtigen Städte, daß man in ihnen wie ein Unbekannter leben kann, — daß ich mich nur in den nächsten Pferdebahnwagen oder Omnibus zu setzen brauche, um in eine neue Welt und unter neue Menschen zu kommen, die nichts von meiner Existenz wissen; daß ich das Schauspiel menschlicher Thätigkeit betrachten darf wie ein unbefangener Zuschauer und nicht wie Einer, der auf der Bühne selber etwas vorstellen will; daß der Schauplatz mit jedem Nachmittagsspaziergang wechselt und die Gegenstände meines Interesses unerschöpflich sind wie das Leben; daß ich mitten im dichtesten Haufen einsam und auf allen meinen Wegen ungestört bin, mag ich nun fröhlich mit dem Menschenstrome fortziehen, oder sinnend vor einem alten Hause stehen bleiben.

Das ist es, was mir das Sommerleben Berlins so angenehm macht, wenn die langen Tage solche Wanderungen begünstigen und man in Berlin auch wirklich Berliner sieht. Dann streife ich umher, bald hierhin und bald dorthin, nach meines Herzens Lust und Begehr, und diesmal, wie gesagt, liegt mein Wandergebiet südwärts. Ich habe nicht einmal weit, um es zu erreichen; es beginnt hinter der Potsdamer Brücke, da, wo einst das Schöneberger Feld war und jetzt die Schöneberger Vorstadt an die Tempelhofer grenzt. An diesem Ufer, als es noch still und grün hier war, hab' ich lange Jahre gelebt und Freunde mit mir, die nicht mehr sind. Von diesen Fenstern aus, die mich nicht mehr kennen, habe ich diese Häuser rings entstehen sehen, die stolzen Gebäude, die mit ihren Dächern und Giebelspitzen, Kuppeln und Thürmen den einst unbegrenzten Horizont einengen. Ich habe sie wachsen sehen, wo sonst nur der Kartoffelacker, das Kornfeld, der Holzplatz und die Bäume waren; zuerst den Bretterverschlag, dann die Backsteinwand, Stockwerk auf Stockwerk, Arbeiter an Leitern und

Balken auf- und niederkletternd, bis eines Tages die Maurer hoch über den Bäumen waren und an einem andern Tage die Zimmerleute kamen, um das Dach zu schließen und den Kranz darauf zu setzen. Das Haus ist fertig, die Gerüste verschwinden, an den Fenstern erscheinen Gardinen, Kinder treten auf den Balkon heraus, über dem Schornstein steigt der erste Rauch auf und am Abend ist zum erstenmal Licht in den Zimmern — menschliches Leben beginnt nun auch hier, menschliches Glück, menschliches Elend, Gewinn und Verlust, Herrschen und Dienen — das allgemeine Loos, der Kampf, den wir alle kämpfen.

Die ländliche Umgebung — und Etwas davon haben wir doch auch in Berlin — weicht immer mehr zurück und der wohlthuende Blick auf weite grüne Flächen verschwindet unter den vordringenden Steinmassen der Stadt. Aber wie dem Großstädter insgemein, ist auch dem Berliner die Liebe zur Natur angeboren und sie zeigt sich nicht nur in dem wundervollen Gartenschmuck der öffentlichen Plätze: jede Blume spricht davon, welche die Arbeiterin, fünf Treppen hoch, vor ihrem Dachkämmerchen pflegt. Besonders groß aber ist bei uns die Pietät für die Bäume. Man schont sie, man hegt sie ein, man umgibt sie mit Schutzwehren, daß sie bei Neubauten nicht verletzt werden. Als die Potsdamer Straße zeitgemäß verbreitert werden sollte, konnte das Herz des Kaisers — denn auch er ist ein Berliner — sich nicht entschließen, die alten Pappeln fällen zu sehen, die er schon aus der Knabenzeit gekannt, und sie stehen heute noch. Ueberall, bis tief hinein in Berlin findet man Bäume, manchmal einen einzelnen mitten in einer Straße, wie den in der Victoriastraße, der daran erinnert, daß noch vor dreißig Jahren an dieser Stelle der Thiergarten war. Auch hier, am Ende des Schöneberger Ufers, steht der alte Weidenbaum noch, von allen Weidenbäumen Berlins der älteste, der ehrwürdigste und der schönste. Er stand hier schon, als Berlin zu Ende war mit der Stralauer Straße und Cölln mit der Schloßfreiheit; als hier an den Sümpfen Schilf wuchs und sonst, so weit das Auge reichte, Haideland sich dehnte. Zweihundert, dreihundert Jahre mögen über seinem Haupte dahingerauscht sein, die Blitze des Himmels haben ihn getroffen, die Geschlechter der Menschen haben gewandelt, Häuser, Straßen sind um ihn her gebaut und unaufhörlich an ihm vorüber sausen die Züge der Potsdamer Bahn. Er aber steht immer noch, frisch in seinem grünen Alter, und möge er lange noch stehen, Allen lieb und werth als das Wahrzeichen dieser Gegend. Auf dem Wasser lagert noch der Aepfelkahn, der Ueberrest einer idyllischen Vorzeit und mühsam, melancholisch die geräuschlose Bahn dahin schleppt sich das Schiff, ein traurig Zurückgebliebener in diesem Jahrhundert des Dampfs und der Maschinen. Sonst aber ist Alles verändert und verwandelt, rings um mich her.

Das Ufer, einst ein anmuthiger Spaziergang vor den Thoren, dröhnt von dem betäubenden Lärm der Frachtkarren, von Hufschlag und Peitschenknall, die Straße ist gefurcht von den tiefen Einschnitten der Räder. Wo man über selten befahrene Schienenstränge bedächtig dahinschritt, donnert und rasselt jetzt auf eisernen Brücken Zug nach Zug über unserem Haupte; wo der Bretterschuppen war, den man den Anhalter Bahnhof nannte, lange der Schrecken aller Reisenden, ragt jetzt hoch über den höchsten Häusern ein Bau, dessen Glasdach

Abends schimmert von dem Blau des elektrischen Lichtes, und die reich modulirten Façaden neuer Uferstraßen schließen das Bild aus dem modernen Berlin.

Aber in all' diesem Glanz und all' dieser Pracht hat ein Fleckchen Erde sich erhalten, wie es vor zwanzig Jahren war und vor fünfzig Jahren schon gewesen sein mag. Es ist ein kleiner Garten mit halb verwitterten Bäumen und ein kleines Haus, schräg hineingebaut: ein Haus, noch von der altmodischen Sorte, gelb angestrichen, die Fenster braun, die Läden grün und die Stuben niedrig. Wenn ich an diesem Hause vorübergehe, dann überkommt mich zuerst wieder ein Gefühl der Heimathlichkeit und ich trete hinein oder vielmehr hinunter in den Garten, denn er liegt tiefer als der Uferdamm. Es ist ein Weißbiergarten. Leute verkehren hier, auch noch vom alten Schlag, obwohl sie noch nicht einmal alle so gar alt sind — Frauen mit Strickstrümpfen, Kinder, die im Sande herumspielen und immer dazwischen an den Tisch herangelaufen kommen, um aus dem großen Glase zu trinken, welches von Hand zu Hand und von Mund zu Mund circulirt. O die Weiße! Man fühlt sich doch eigentlich erst als Berliner, wenn man die Weiße vor sich stehen hat! Und die Eleganz zu bewundern, mit welcher der Kellner das breite Glas, einer kleinen Tonne ähnlich, zwischen Daumen und Zeigefinger, auf der Hand balancirend daher trägt! Dieses Ding muß nach allen Regeln der Kunst behandelt werden, wenn man nicht Aufsehen erregen will in diesem kleinen Biergarten. Denn es versammelt sich hier gegen Abend ein sehr würdiges Publicum von Stammgästen, denen es Ernst ist mit ihrer Weißen, die nicht mit sich spaßen lassen und keine Miene verziehen, wenn sie das Glas auf der flachen Hand erheben. So Etwas will gelernt sein. Daran erkennt man den Berliner. Ganze Generationen mögen hier aufgewachsen sein, von den Kinderspielen an. Männer kommen hierher, die schon an die dreißig, vierzig Jahre hierher gekommen sind, — Einer darunter, der regelmäßig, so oft er kommt, erst alle Stühle durchprobiert, bis er denjenigen findet, auf dem er seit Menschengedenken jeden Abend gesessen hat. Einige von den ganz Alten haben ihre Pfeifen in der Stube stehen; und wenn diese erscheinen, so läßt der Kellner Alles liegen und stehen, um ihnen die Pfeifen zu holen — auch er übrigens kein Jüngling mehr, sondern Einer, der mit sammt seinem Frack im Dienste dieser bejahrten Herren und dieses Gartens grau geworden ist. Aber auch dieses alte Nest, so alt, daß man meint, es werde von der Zeit gar nicht mehr berührt, hat ihr seinen Tribut zahlen müssen. Es hieß früher, ich weiß nicht wie; wahrscheinlich hatte es gar keinen Namen. Jetzt heißt es „Café Bismarck".

Und von hier hab' ich denn nicht mehr weit bis zum Belle-Alliance-Platz. Wenn man in einer so großen Stadt nach Jahren eine Gegend betritt, in der man früher tagtäglich gewesen ist und die man seitdem nicht mehr gesehen hat, so fühlt man sich wie ein Fremder oder Fremdgewordener, der nach Jahren wieder in die Heimath kommt. Man erkennt sie nicht; und nur noch Einzelnes hier und dort erinnert an die Zeit, in der wir jung waren.

Aber mag Wehmuth vielleicht das erste Gefühl sein, so ist Stolz und Freude sicherlich das zweite, wenn man an Orte kommt, die man klein, unscheinbar, dürftig gekannt hat, und jetzt groß und gewaltig wieder sieht. Als ich zum

letzten Mal auf diesem Platze war, es mag im Jahre 1872 oder 1873 gewesen sein, da stand noch das alte baufällige Halle'sche Thor, da war hier die ärmliche Holzbrücke, der öde, vernachlässigte Platz, mit der Säule ganz vergraben in dem unendlichen Sande. Heute dagegen ist hier Marmor und Granit, prangt die steinerne Brücke mit kunstreichen Figuren, aus der Wüste ward ein Park und aus üppigem Grün schauen Marmorbilder — nicht jene des Goethe'schen Gedichts, die uns fragen: „was hat man dir, du armes Kind gethan?" — nein, — Bilder des Kriegs, Bilder der Tapferkeit, Bilder des Ruhms und des Todes fürs Vaterland; die ganze Schöpfung gipfelnd in der Säule mit der Victoria — der ersten und der heiligsten von Berlins Victorien, denn sie befreite uns vom Joche der Fremdherrschaft! Das alte „Rondeel", dem der Tag von Belle-Alliance den neuen Namen gab, trägt jetzt auch ganz und vollständig die Signatur des neuen Berlins — gen Norden die drei majestätischen Straßenadern der Friedrichsstadt ausstrahlend, gen Süden der Blick auf den Kreuzberg. Der Fremde, der nach Berlin kommt, muß zuerst und vor Allem den Eindruck des Kriegerischen, des Soldatischen erhalten. Waren wir nicht die modernen Spartaner, bevor wir nach dem Ruhme geizten, die modernen Athener zu sein — ah, und unsere Minerva ist gut gepanzert! Von der Säule des Belle-Alliance-Platzes bis zu der des Königsplatzes, welch' ein weiter Weg! Aber wir haben ihn doch gemacht; und er ist eine einzige lange Siegesstraße. Der militärische Lorbeer erleuchtet und verdunkelt hier Alles; das Geschlecht, welches zwischen diesen Zeichen aufwächst, muß ein kriegerisches werden, ein Volk von Soldaten. Aber die Trophäen sind auch ringsum aufgesteckt. Was wir geworden, das sind wir durch Krieg geworden. Wir waren eine Gesellschaft von bescheidenen kleinen Leuten, und wir können uns jetzt sehen lassen, Gott sei Dank. Wir hatten altmodische, unbequeme, unansehnliche, unschöne Häuser, und wir haben jetzt stilvolle Häuser, mächtige Häuser, colossale Häuser — Häuser mit Marmortreppen und Sammetgeländern, Häuser mit elektrischen Klingeln und Telephondrähten — und überall das Brausen und Branden der Weltstadt, das Rollen der Wagen, das Klingeln der Pferdebahnen, die hier, am Belle-Allianceplatz, von drei oder vier Seiten sich treffen, — Arbeiterscharen und Equipagen, Alles durcheinander — Bilder der unablässigen Bewegung, des unermüdlichen Fleißes, des ungeheuer gesteigerten Verkehrs, des Wohlstandes, des vermehrten Reichthums, des erhöhten Luxus — und die letzten Quellen und Ursachen von alle Dem? Der Krieg! — das heißt die Geltendmachung einer jungen, kräftigen Volksindividualität, das Sprengen von Fesseln, welche sein natürliches Wachsthum zurückgehalten, das Ringen um die höchsten idealen und nationalen Güter, der Krieg von 64, von 66, von 70 — immer gewaltiger in seinen Dimensionen, immer wuchtiger in seinen Erfolgen — Krieg predigt hier Alles; aber jenen Krieg, dessen höchster und letzter Preis der Frieden, das Glück und die Freiheit des Vaterlandes ist.

Auch bei dem Namen des Tempelhofer Feldes, wenn man ihn in Berlin nennt, denkt wohl Jeder zuerst an die Frühjahrsübungen und die große Parade, wenn die ganze Garnison der Hauptstadt in Bewegung ist, wenn die Morgensonne lustig in den Helmen der Kürassiere blitzt und der Wind mit den Fähnlein

der Ulanen spielt, wenn Batterie nach Batterie durch die Straßen rasselt und mit klingendem Spiel Fußvolk und Reiterei nach dem Tempelhofer Felde rückt. Hier ist es, auf der weiten Ebene, wo man dann den Pomp und die Pracht des Krieges sehen kann, die schimmernden Fronten, die berühmten Regimenter, deren jedes eine gewonnene Schlacht bedeutet, die Garden, die den Tag von Gravelotte entschieden und das Dorf Le Bourget erstürmten, die langen unabsehbaren Linien, die mit mathematischer Genauigkeit sich zusammenziehen und entwickeln, theilen und wieder schließen — bis der furchtbare, aber imposante Apparat fertig dasteht, des letzten Winkes harrend. Nun erscheint der Kaiser, umgeben von seinem Stab und gefolgt von allen Prinzen und Prinzessinnen unseres Hofes — und nun geht es durch die Reihen; alle Musiken spielen, alle Fahnen senken sich, alle Waffen klirren unter dem Griff der Mannschaften: das preußische Heer salutirt seinem obersten Kriegsherrn. Und nun wird es still; aber nur für einen Augenblick. Dann beginnt der Galopp der Schwadronen und der Marschtritt der Colonnen, das Exerciren im Feuer, das Knacken und Knattern der Gewehre, das Rollen der Salven, der Trommelschlag, der Ruf der Signalhörner, das Commando der Officiere — man glaubt die wirkliche Schlacht zu hören. Aber wenn gleich nur ihr Scheinbild, hat es doch etwas Hinreißendes in sich. Zuschauer in dichten, dunklen Scharen bedecken zu beiden Seiten die Hügel, drängen sich Kopf an Kopf bis an die Barrièren, und aus den Equipagen, die zu einer ungeheuren Wagenburg aufgefahren sind, flattern zahllose weiße Tücher in der blauen, warmen Mittagsluft.

So sieht es hier im Frühling aus.

Kommt man aber zu irgend einer anderen Zeit des Jahres und gegen Abend hierher, wie still ist es dann auf dem Tempelhofer Felde. Wenn vielleicht ein regenschwerer Himmel darüber liegt, grell beleuchtet vom Abendroth, dann hat man so recht ein Bild dessen, was man in Berlin und der Mark eine Haide nennt — weit und grün, etwas melancholisch, mit nur hier und dort einem Baum, links eine Allee und das dichte Gehölz der Hasenhaide, dahinter eine Anschwellung des Terrains, violett gefärbt, rechts die Chaussee, mit einem Wägelchen darüber hinrollend, und an der Grenze des Horizontes und der Haide, weißlich schimmernd und undeutlich in der beginnenden Dämmerung, die kleinen Häuser von Tempelhof. Einzelne Spaziergänger, Bewohner dieser Gegend, bewegen sich auf dem mattgrünen Hintergrunde wie schwarze Punkte. Die Kinder der Nachbarschaft tummeln sich auf dem spärlichen Graswuchs, spielen in den Gräben und Gruben, hängen in den Bäumen, lassen den Papierdrachen fliegen. Denn der Herbst naht und der Wind weht über die Haide. Dort kniet ein Mann an der Erde und macht seinen beiden Knaben, die aufmerksam neben ihm stehen, den Drachen in Ordnung. Ich geselle mich zu der Gruppe. Der Mann ist ein ehrbarer, junger Handwerker, der mir auf alle meine Fragen höflichen Bescheid gibt. Denn bei diesen Wanderungen ist man immer auf die Auskunft der Leute angewiesen, denen man begegnet. Handwerker, Arbeiter, Marktfrauen — sie alle sind meine guten Freundinnen und Freunde. Manches, was nicht in den Büchern steht, wissen diese Leute. Ich erkundige mich nach dem „Dusteren Keller", einer ehemaligen Berühmtheit des Tempelhofer Berges, nunmehr aber

längst von der Erde verschwunden. Mich verlangt zu erfahren, an welchem Platze diese Merkwürdigkeit gewesen und was daraus geworden. „Gehen Sie nur in die Bergmannstraße," sagt mein junger Meister, „da und dorthin" — und er beschreibt mir ganz genau den Weg. „Ist denn noch viel da zu sehen?" frag' ich. „Ja, mein lieber Herr," versetzt er, „das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich bin nie darin gewesen; es soll aber gut sein." Diese Antwort macht mich stutzig und als ich hinkomme, finde ich in einer ganz neuen Straße ein ganz neues Weißbierlocal, das den Namen „Dusterer Keller" auf einem ganz neuen Schilde zeigt. Das also kann es nicht sein, wenn ich auch auf der richtigen Fährte bin. An diesem Abend kann ich vom „Dusteren Keller" nicht mehr erfahren; aber am anderen komm' ich mit einem langjährigen Freund und Kameraden, einem alten Berliner, wieder und der bringt Licht in die Sache. Vor einer Seitenstraße, die noch ganz wie ein Feldweg aussieht, ungepflastert ist, an Hinterhäusern vorbei zum „Bock" hinaufführt und „Am Tempelhofer Berg" heißt, macht er Halt. „Dies war der „Dustere Keller"," sagt er, „ein Revier, welches ich in meiner Knabenzeit, an den freien Mittwoch- und Sonnabendnachmittagen oft mit anderen Knaben durchschwärmt — eigentlich ein gruseliger Ort damals, eine tiefe Schlucht oder Höhlung, mit einem verräucherten Bauwerk darin, einem kellerartigen, unterirdischen Gemäuer. Dies" — und er deutet auf das ziemlich neue Haus, das die Ecke der Bergmann- und der anderen, im Entstehen begriffenen Straße bildet, „war die Stelle. Jedes Kind in Berlin kannte sie."

So rasch verliert sich in der jungen Generation das Andenken jahrhundertalter, wenn nicht historisch berühmter, so doch stadtkundig gewesener Plätze!

Mannigfache Sagen und Legenden verknüpften sich mit dem „Dusteren Keller". Ein Uralter soll hier zur Zeit Friedrich Wilhelm's I. gehaust haben, ein Einsiedler, wie Diogenes in seiner Tonne. Einst, als der König vom Exercirplatz auf dem Tempelhofer Felde zurückkam, hielt er bei der Höhle, ließ den Bewohner derselben herausführen und fragte nach seinem Namen, seiner Lebensart und zuletzt nach seiner Religion. „Ei," erwiderte der Alte, „ich glaube noch immer dasselbe, was ich geglaubt habe, als ich Seinem Großvater die Psalmen vorlas." — „Na, dann habe ich allen Respect vor Seinem Glauben," sagte der König, den es amüsirte, daß der Höhlenbewohner ihn, wie alle Welt, mit „Er" anredete; „hier hat er einen Gulden." — Aber der Philosoph des düsteren Kellers sagte: „die Münze ist mir zu groß; ich nehme nur Kupfer." Sprach's, drehte Seiner Majestät den Rücken und kroch in seine Höhle zurück.

Darüber, was der „Dustere Keller" ursprünglich gewesen oder bedeutet habe, streiten die Gelehrten. „Worüber wären sie jemals einig gewesen?" wirft mein Freund hin, mit den Achseln zuckend. Ein Hain mit heiligen Eichen, unter denen die Priester der Wenden dem Swantewit und dem Zernebog geopfert; eine Lehmgrube, aus der die ersten Ansiedler von Cölln das Material zu ihren Hütten entnahmen; ein Bärenzwinger, eine Räuberhöhle, eine Falschmünzerwerkstatt — wer weiß es? „Fata habent sua", sagt mein Freund, „der „Dustere Keller" mag alles Das gewesen sein. Zu meiner Zeit war er ein Bierkeller und vorher war er ein Weinkeller. Das scheint mir das einzig Historische in der Geschichte des „Dusteren Kellers" zu sein."

Denn in der sicheren Kunde lebt noch, daß Weinberge hier waren, Weinberge des Kurfürsten, Weinberge der Bürger von Cölln; und mag Wein an den Abhängen des Tempelhofer Berges auch noch unglaublicher klingen als heilige Eichen, es ist dennoch die Wahrheit. Der Wein dürfte sauer gewesen sein, aber er war da. Diese Thatsache kann nicht bestritten werden. Und er war nicht nur am Tempelhofer Berg, er war auch am Kreuzberg, er war nicht nur im schönen Süden, er war auch im hohen Norden und fernen Westen unserer Stadt — und Wollank's Weinberg, die Weinmeisterstraße, die Weinstraße, der Weinbergsweg und noch manch' andere Straßen und Wege erinnern daran, daß Berlin im Mittelalter eine weinbauende Stadt war — unser Schöpfer sei gelobt, daß wir ihn nicht mehr zu trinken brauchen. Erst während des dreißigjährigen Krieges ist diese Cultur hier nachweisbar zu Grunde gegangen, so daß die blutige Geißel der Völker doch mindestens eine gute Folge zu verzeichnen hat.

Zur Zeit, wo hier die Reben noch blühten, mag der „Dustere Keller" denn in der That zur Aufbewahrung des fürstlichen Wachsthums gedient haben und das Gesindel, die Räuber, die Bären und die Falschmünzer mögen hinterdrein gekommen sein; aber, wie gesagt, der Weinberg und der Keller sind beide dahin und nichts von ihnen, nicht einmal der Name, hat sich erhalten. Zwar auf der topographischen Karte der Umgegend von Berlin, welcher dem II. Bande des vom Magistrat herausgegebenen Verwaltungsbericht 1861—1876 beiliegt, findet sich allerdings noch die Bezeichnung „Weinberg" und auf dem Plan des Berliner Adreßbuchs für 1873 ist auch der „Dustere Keller" noch angegeben — aber seitdem ist jede Spur verloren und Häusermassen bedecken die Stellen.

Noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war dies Alles, westlich und östlich, bis zum heutigen Belle-Alliance-Platz freies Feld; und noch um die Mitte des unsrigen standen hier, zuweilen in beträchtlichen Entfernungen von einander, jene kleinen, meist einstöckigen Häuser, Sommerwohnungen der Berliner, wie sie zur selben Zeit auch noch zu sehen waren im Thiergarten und in der Potsdamerstraße, damals Potsdamer Chaussee genannt. Auf dem Grundriß von 1778 war Berlin am Halle'schen Thor zu Ende und auf dem von 1831 führt das, was heute die großmächtige Belle-Alliance-Straße ist, den anspruchslosen Namen „Weg nach Tivoli", Tivoli war ein berühmtes, nach Pariser Muster im Jahre 1829 angelegtes und genanntes Vergnügungslocal am Kreuzberg, da, wo gegenwärtig die Brauerei gleichen Namens liegt. Aber hier war nicht mehr Berlin, sondern „Umgegend von Berlin"; man fuhr nach Tivoli, wie man heute nach Tegel oder Pichelswerder fährt. Im Jahre 1842 hieß die Straße, welche bis dahin „Weg nach Tivoli" geheißen hatte, die „Tempelhofer Straße": aber sie war, wie wir dem Buche von Fidicin („Berlin, historisch und topographisch" 1843) entnehmen, nur „in der Nähe der Stadt mit Häusern besetzt". Die eigentliche Bebauung dieser Strecke, welche an Ausdehnung die Friedrichsstadt übertrifft, fällt in die Periode von 1866—1875, und die Belle-Alliance-Straße, eine Geschäftsstraße voll regen Verkehrs, länger als die Linden und fast ebenso breit, bildet seitdem den Kern eines neuen Stadttheils mit vorstädtischem Charakter und sehr eigenthümlich zusammengesetzter Bevölkerung. Gegen das Tempelhofer Feld ansteigend und zu beiden Seiten flankirt von den mäßigen Terrainerhöhungen,

die man sich gefällt, den Tempelhofer Berg und den Kreuzberg zu nennen, macht sie mit ihren Bäumen, Casernen, großen Läden und hohen Häusern einen sehr stattlichen Eindruck, als die vornehmste dieses Quartiers. Aber man würde nicht vermuthen, daß hinter ihr, am östlichen Abhang des Kreuzbergs, eine der reizendsten kleinen Straßen sich versteckt, und, wenn man den Eingang nicht kennt, sie nicht einmal finden. Hier ist nichts mehr von dem Lärm und der Arbeit der volksthümlichen Nachbarschaft. In aristokratischer Einsamkeit herrscht hier beschauliche Ruhe. Zierliche Häuser sind hier in schönen Gärten, ein Teich, auf welchem Schwäne schwimmen, ein kleiner Palast in den reinsten italienischen Formen, auf dessen Freitreppe man sich gern einen Kreis anmuthiger Frauen, einen Scaliger, einen Medicäer dächte.

Zehn, zwanzig Schritte bringen uns wieder in die Wirklichkeit zurück, und zwar in eine, die auch ihre Ueberraschungen hat. Denn diese Vorstadt ist noch weit davon, vollständig ausgebaut zu sein, und hier kann man, wenn ich so sagen darf, Berlin wachsen sehen.

Namentlich die nähere Umgebung des Kreuzberges nach Norden und Westen hin bietet noch solch' einen Anblick. Hier sind Trottoirs ohne Straßen, und, was noch ärger ist, Straßen ohne Trottoirs, Holzplätze, Kohlenplätze, dann wieder ein einzelnes Haus, ein Baugerüst, ein Bretterzaun und ein Stück Eisenbahn, ganz voll ausrangirter Wagen. Nähert man sich von einer dieser Seiten, etwa unter den alten Pappeln und Häusern der Möckernstraße, dann sieht der Kreuzberg aus wie eine Düne am Meeresstrand, unten ganz weiß, oben spärlich begrünt — man meint, man müßte die Segelstangen vorüberziehender Schiffe erblicken unter dem milden, grauen Abendhimmel. Knaben spielen im Sande, auch ein Reiter auf schwerfällig sich fortbewegendem Rosse ist da, und dunkle Vertiefungen und Schluchten. Stark und lau weht der Abendwind und macht die Täuschung noch vollständiger. Rechts ist die Fortsetzung der Kreuzbergstraße und der Sandweg mit den Weidenbäumen, der nach Schöneberg führt. Wie manchmal bin ich ihn gegangen vor vielen Jahren! Aber hier hat sich noch Nichts geändert, hier ist Alles noch, wie es war. Nur drei Freunde, drei gute Gesellen im Leben, die mit mir gingen, ruhen jetzt dort oben, nicht weit voneinander, auf dem Schöneberger Kirchhof, dessen Mauer sich über dem ansteigenden Felde zeigt. Hier sind auch noch die beiden altmodischen Tanzlocale, in welche beim Vorübergehen hineinzuschauen uns damals so viel Vergnügen machte: „zum Thürmchen“ und „zum alten Thürmchen“ — letzteres über dem Dach mit einem veritablen, grün angestrichenen Thürmchen, das wie ein Taubenschlag aussieht und vielleicht auch einer sein mag. Wieder ist es Sonntag-Nachmittag. Wieder ist hier die Drehorgel und das Marionettentheater; es wird gekegelt und getrunken. Plötzlich höre ich Jemanden rufen: „Naucke!“ Ich achte nicht darauf. Da frägt ein Zweiter einen Dritten: „Hast'e Naucken nich jesehn?“ und ein Vierter sagt: „Wo is Naucke?“ Mein Gott, denke ich, wer mag der Mann sein, nach dem alle sich so theilnehmend erkundigen? Wer ist Naucke? Da steht vor dem Eingang zum „alten Thürmchen“ ein kleiner Stillvergnügter, der sich fortwährend um sich selber dreht und dazu mit gerührter Stimme singt:

Naucke is nich mehr zu sehn,
Naucke is mich jar zu kleen.

Nun denn, so will ich mich darein ergeben; ich fürchte, mich zu blamiren, wenn ich weiter nach diesem interessanten Unbekannten forsche. Doch ein paar Tage später, beim Stralauer Fischzug und auf dem Erntefest im Schwarzen Adler zu Schöneberg — überall hör' ich denselben Namen, überall ist Naucke, oder ist er vielmehr nicht; und ich überzeuge mich nun, daß es sich hier um eine jener Neckereien handelt, die oft so plötzlich, man weiß nicht woher, im Berliner Leben auftauchen. Vielleicht daß bei einer Landpartie eine liebende Gattin ihren Mann verloren hat, der sich des Namens Naucke erfreut. „Naucke!" ruft sie — „wo ist Naucke?" Ihr Schicksal erregt Theilnahme, man hilft ihr suchen, alle Bezirksgenossen schließen sich an — was anfänglich bitterer Ernst gewesen, wird allmälig fröhlicher Scherz, der Ruf wird populär und lange noch, nachdem, so wollen wir hoffen, Frau Naucke ihren Mann wieder gefunden hat, klingt es durch ganz Berlin bis zum alten Thürmchen in der Schöneberger Feldmark: „Wo ist Naucke?"

Von hier aus hat der Rücken des Kreuzbergs ganz den Haidecharakter, d. h. etwas Gras und viel Sand. Das Denkmal, welches früher auch im Sande stand, steht jetzt auf festem Unterbau, mit hohen, zinnengekrönten Mauern. Der Blick auf das unter einem violetten Abendhimmel flach daliegende Berlin imponirt nicht besonders; man sieht Thürme, Kuppeln, viele Häuser; man unterscheidet ganz in der Ferne die gegenüberliegenden Höhenzüge und weit weg links die Spandauer Haide und die Spandauer Forst; aber es gibt kein Bild, man hat nicht den Eindruck einer ungeheuren Stadt, in der Millionen Menschen wohnen. Nach der Seite von Tivoli hin sind viel dichte Laubmassen um den Hügel und sie erwecken den Wunsch, dieses ganze, jetzt noch ziemlich öde Terrain in den Südpark umgeschaffen zu sehen, den man uns so lange schon verheißen und dem es in der That so mannigfache Vorzüge der Bodenformation entgegenbringt. Wer weiß, ein Wanderer, der nach mir kommt, wird ihn finden und beschreiben.

Die Berge von Berlin! Wer wird ernsthaft an sie glauben? Aber sie sind nun einmal da und sie heißen so, wenn auch ein künftiges Geschlecht sie vielleicht nur noch an der etwas stärkeren Hebung oder Senkung der Straße erkennen mag, wie beim Pfefferberg in der Schönhauser Allee. Hier indessen ist noch Etwas von der alten Romantik; und wer vom Kreuzberg nieder- und über die Belle-Alliance-Straße hinweg den Tempelhofer Berg hinansteigt, der kann sich in die glückliche Vorzeit versetzt wähnen. Es ist dies auch noch ein rechtschaffener Sandhügel mit allen Attributen eines solchen. Bei jedem Schritte, den man vorwärts thut, sinkt man ein oder rutscht hinunter. Rechts, am Rande des Hügels, ist die berühmte Bock-Brauerei, links ist eine andere Brauerei und ein Hof mit vielen Tonnen, geradeaus ist eine Gruppe von Pappeln, eine Windmühle, eine Fabrik mit ein paar hohen Schornsteinen — und Berlin ist zu Ende. Dieses Haus dort drüben ist das letzte Haus von Berlin.

Aber unermeßlich gegen Südwesten, vom Tempelhofer Revier bis zur Luisenstadt, dehnt sich ein neues Berlin aus; und ich erinnere mich noch, daß ich dort im Sande des Cöpenicker Feldes ging, wie ich hier im Sande des Tempelhofer Feldes gehe. Jetzt sind überall Straßen, — und was für Straßen, und was für ein beständiges Wogen der Menschen in ihnen! Welche Plätze, welche Brücken! Weit und luftig

ist hier die Gegend am Johannistisch und am Urban, vor zwölf Jahren, 1871 oder 1872, noch ein Rüben- und Kartoffelfeld, auf welches, in jener Zeit der Wohnungsnoth, der Exodus der „Obdachlosen" stattfand, die sich hier Hütten bauten. Welch' ein Anblick kann phantastischer sein, als jetzt, wenn man in diesen neuen Gegenden, am Plan- und Waterlooufer und der prächtigen Bärwaldbrücke vorbei, bis zum Kohlenufer wandelt, bei der einbrechenden Dunkelheit die Feuer der Gasfabriken, unter den alten Baumgruppen, am Wasser und im warmen Dunste des Sommerabends; oder, der Nacht und dem frischen Ostwind entgegen, an einem dunkelblauen Himmel, über einer Fläche, halb noch unbebautes Land und halb schon weißliches Häusermeer, als ob es Bergzüge wären oder Wolkenmassen, den Vollmond aufsteigen zu sehen, groß und golden? Oder sich in das unbekannte Häusergewirr zu verlieren, in dem man sich nur nach der Richtung zu orientiren vermag, in das Dunkel von Straßen, von deren Namen und Existenz man bisher nichts gewußt, und die doch alle regelrecht gebaut sind und in denen aus Bierlocalen und „Destillationen" überall das Spiel von Clavieren heraufklingt?

Zwischen den Colossen mit vier oder fünf Stockwerken und unzähligen Fenstern, so daß man meint, fünfhundert Menschen müßten darin wohnen können, begegnet man hier zuweilen einem kleinen Bijou von Haus, einstöckig, traulich, nur für eine Familie — das Haus, welches ein Fabrikant dieser Gegend sich in der Nähe seiner Fabrik und der Mitte seiner Arbeiter gebaut hat. An einer anderen Stelle sieht man ein übrig gebliebenes Häuschen aus einer Bauperiode stehen, wo menschliche Wohnungen hier nur selten in den Gärten und den Feldern waren. Inzwischen sind die Felder und die Gärten verschwunden, das Häuschen hat hohe Nachbarn bekommen und der Straßendamm ist emporgewachsen; es selber aber hat sich nicht vom Platz gerührt und wie man nun bei allen anderen Häusern die Treppe hinaufsteigt, so steigt man bei diesem die Treppe hinunter, wenn man hinein will. Ein ähnliches Häuschen gegenüber liegt noch tiefer, seine drei Fenster reichen knapp an den Bürgersteig hinan und ich kann mir nicht denken, wie die Bewohner desselben es anstellen, um auf die Straße zu sehen. Und dennoch scheinen sie ganz gemüthliche Leute zu sein mit hübschen Gardinen an ihren drei Fenstern und Lichtbildern und Blumen davor.

Je weiter man in diesen neuen Gegenden vordringt, die doch vorzugsweise bestimmt sind, von den weniger bemittelten Einwohnerclassen bewohnt zu werden, desto mehr wird man erstaunt sein, nicht sowohl über die Massenhaftigkeit der Bauten und Anlagen, als über ihre Zweckmäßigkeit, Mannigfaltigkeit und Schönheit. Wir alle kennen das normale Berliner Wohnhaus, das aus der Zeit Friedrich Wilhelm's III. und Friedrich Wilhelm's IV. stammende — nüchtern, ohne Schwung, wie der Staat jener Zeit, auf das Nothdürftige beschränkt, unerfreulich, monoton, langweilig und eines ungefähr wie das andere. Kein Wunder, daß dem Fremden, der in unsere Stadt kam, ihre langen Straßen mit den Miethscasernen, nur selten unterbrochen durch ein edleres Bauwerk, nicht besonders wohl gefallen konnten. Das Berliner Wohnhaus vermochte Schinkel nicht zu reformiren. Der Genius eines Einzelnen reicht nicht hin, eine Stadt umzugestalten. Dazu müssen andere Kräfte mitwirken. Nota bene: und ich spreche nur von dem äußeren

Eindruck, ich will hier gar nicht auf das Innere dieser Häuser eingehen, von denen die meisten keine Wasserleitung und keine Badestuben, dagegen allesammt dunkle Schlafzimmer, enge Corridore und das odiöse Berliner Zimmer hatten — eine Erfindung, auf welche die Berliner Baukunst stolz sein durfte, ein Durchgangszimmer, durch welches, auch wenn die Familie bei Tische saß und große Fêten gab, die ganze Passage ging, von der Küche bis zur Flurthür. Dieses Haus ist in raschem Verschwinden begriffen: in den inneren Theilen der Stadt wird es Schritt vor Schritt verdrängt durch die luxuriösen Bauten unserer jungen Architektenschule, welche bald ein neues und schöneres Berlin aus dem alten gemacht haben wird; und in dem neuen ist es nie gewesen. Hier, in den Vorstädten und Volksquartieren, wo es sich eben nur um Neuschöpfungen handelt, tritt dieser neue Baustil auch am Deutlichsten und Großartigsten hervor. Hier, wo nicht Luxusbauten errichtet werden sollten, sondern solche, die ganz ausschließlich auf ihre Ertragsfähigkeit hin berechnet sind, hier konnte der Künstler zeigen und hier hat er in der That gezeigt, wie die colossale Masse von Gebäuden, gegen welche die dreistöckigen Häuser der vorangegangenen Periode klein erscheinen, durch das freie Spiel der Phantasie, durch eine gefällige Behandlung der Form, durch geschmackvolle Decoration der Façade, durch eine gewisse Harmonie in der Herstellung der ganzen Straßenfronte zu bewältigen und aufzulösen war: unter seiner Hand hat die Miethscaserne sich in den Miethspalast verwandelt. Wohlverstanden, daß ich auch hier nur vom Aeußern spreche; denn gegen das Innere mögen sich mannigfache Bedenken nicht unterdrücken lassen. Man wird eingestehen müssen, daß, vom sanitären Standpunkt aus betrachtet, die dumpfen Kellerwohnungen, die ja hier nicht mehr gefunden werden, kaum gesundheitsschädlicher gewesen sein können, als die fünf Stock hoch gelegenen Logis, zu denen die Bewohner derselben auf steilen Treppen ohne Zahl — wer weiß, wie oft täglich! — hinansteigen müssen.

Jedoch andere Vorzüge haben diese neuen Stadtviertel, welche den älteren fehlen. Sie haben mehr Luft, mehr Licht und mehr Grün. Ueberall tritt das Bestreben hervor, breite boulevardartige Straßen zu schaffen, Avenüen, in der Mitte mit Bäumen bepflanzt, wie z. B. die York- und Gneisenaustraße, oder mit weiten Rasenplätzen und Gartenanlagen, wie die Bärwaldstraße. Die Häuser dieser Straßen sind immens hoch und dicht bevölkert; aber sie haben Ventilation, sie haben Wasserleitung, sie haben Badestuben — sie haben Alles, was an häuslicher Bequemlichkeit sonst nur dem Reichen zugänglich war, und was heute, in Folge einer vorgeschritteneren Civilisation, auch den in bescheidneren Verhältnissen Lebenden nicht länger fehlt. Und ist es so gering anzuschlagen, daß auch derjenige von unseren Mitbürgern, der kleine Beamte, der Handwerker, der Arbeitsmann, der in ehrlicher Mühe seinen Unterhalt gewinnt — daß auch er, sag' ich, seinen Blick erheben lernt zu Dem, was durch schöne Form erfreut — daß es ihm nicht fremd gegenübersteht, sondern wie Etwas, an dem er gleichfalls seinen Theil hat? Wird das, was für die Verschönerung der Umgebung geschieht, in der er lebt, nicht zugleich sein Auge bilden und sein Selbstgefühl erhöhen, wie das, was für ihre Verbesserung in anderer Hinsicht gethan wird, sein körperliches Wohlbefinden vermehrt? Nicht alle Fragen — leider nicht ein-

mal viele — sind mit der ästhetischen Formel zu beantworten. Aber das moderne Leben hat doch sehr weise gethan, daß es, inmitten starker Gegenströmungen, als einen mitwirkenden Factor der Volkserziehung die Künste wieder herangezogen hat, von welchen der alte Dichter sagt, daß sie die Sitten mildern und Rohheit nicht dulden [1]).

So schreitet die Stadt vorwärts, ihre Fluth nach allen Seiten hin ergießend, nichts verschonend und durch nichts aufgehalten; und selbst die Stätten des Friedens, deren stille Bewohner kein noch so lauter Zuruf mehr weckt, nicht des Ehrgeizes und nicht der Liebe, — die Kirchhöfe Berlins, auch sie sind nur noch Inseln, an deren Ufer die steinerne Brandung anschlägt. Einst, noch vor zwanzig, dreißig Jahren lagen sie weit draußen, einsam in Feld und Haide vor den Thoren, wie die neuen Kirchhöfe, welche diese Gemeinden jetzt in der Hasenhaide haben; aber in einer so großen Stadt verschlingt das Leben den Tod und wer weiß, ob nach abermals zwanzig, dreißig Jahren nicht auch um sie das Häusermeer sich geschlossen haben wird, wie um jene? Wie weit sollen sie dann wandern, damit die Stadt sie nicht mehr erreichen kann? Oft, an diesen Gräbern, kommt mir der Gedanke, wenn die Todten erwachen, wenn sie die Augen aufschlagen und die Sonne wieder sehen könnten, würden sie sich nicht fremd fühlen in dieser anders gewordenen Welt — würden sie das Leben noch einmal anfangen, den Kampf noch einmal kämpfen mögen, oder nicht Heimweh haben und zurückverlangen in ihr Dunkel und Schweigen? Und wenn ich dann von diesen Orten des Schlummers wieder in das Wogen der Menschen zurückkehre und wohin ich auch gehen mag in dieser ungeheuren Stadt, immer und überall die Tausende sehe, die einander drängen, stoßen oder ausweichen — wo, frag' ich dann wohl, wo werden diese einmal Ruhe finden und wo, wo wird Platz sein für sie alle? Dann, wenn vielleicht durch eine der belebten Straßen ein Leichenwagen kommt, nicht einer von denen, die mit schwarzen Federn geputzt und von zahllosen Equipagen gefolgt sind, sondern ein dürftiger, dessen schwarzes Zeug abgeschabt und grau geworden ist, der über das Steinpflaster rasselt, dessen Kutscher die Pferde zur Eile antreibt und hinter dem nur wenige Leute gehen — was, frag' ich mich dann, ist trauriger: einsam in einer solchen Stadt zu leben, oder einsam darin zu sterben?

Vielleicht war dieser Mann — doch ich will nicht philosophiren. Wenn es in Berlin Etwas gibt, was die Seele zu beruhigen vermag, nicht allein diejenige, die der frische Schmerz hierherführt, sondern eben so sehr die, welche der Betrachtung und des Aufblicks bedarf: so ist es gewiß ein Besuch auf unseren Kirchhöfen. Keine ländlichen Friedhöfe mehr, auf welche die Sonne des Himmels von Morgen bis Abend scheinen kann; und dennoch wie viel Grün, wie viele Blumen, wie viel Bäume — welche Gärten sind es und mit welch' rührender Liebe werden sie gepflegt! Ich erinnere mich einer Stelle aus dem „Skizzenbuch" von Washington Irving: „Als ich in Berlin war," sagt er, „folgte ich dem berühmten Iffland zum Grabe. In der Pracht des Begräbnisses konnte man auch viel wirkliches Gefühl unterscheiden. Mitten in der feierlichen Handlung ward meine

[1]) Ovid, Epp. ex Ponto, II, 9, 47.

Aufmerksamkeit durch ein junges Mädchen angezogen; sie stand auf einem mit frischem Rasen bedeckten Hügel, den sie ängstlich vor den Füßen der vorüberdrängenden Menge beschützte. Es war das Grab ihrer Eltern; und die Gestalt dieser liebenden Tochter erschien mir wie ein Denkmal, ergreifender als das kostbarste Werk der Kunst" [1]).

Zwei Menschenalter sind seitdem vergangen, ein Grab nach dem anderen ist hier aufgeworfen worden und wieder eingesunken, vielleicht auch das, in welchem, zur Seite der Eltern, das junge Mädchen von damals ruht. Aber immer noch, auf der Granitplatte, an der Mauer des Jerusalemer Kirchhofs, strahlt der Name des großen Künstlers, welcher der kleinen Geschichte Washington Irving's ihr Relief und der schönen Handlung einer Namenlosen Etwas von seinem Glanze gegeben hat.

Die Begräbnißplätze vor dem Halle'schen Thore, die der Jerusalemer und Neuen Kirche, der Dreifaltigkeits- und Halle'schen Thorgemeinde, der Herrnhuter und böhmischen Brüdergemeinde, bilden einen weiten, zusammenhängenden Complex zwischen der Belle-Alliance- und der Pionierstraße. Aus der gedrängt vollen Straße tritt man in den gedrängt vollen Kirchhof — gedrängt voll von Gräbern, eines dicht am anderen, so daß man zuerst ganz verwirrt ist bei der Menge. Doch alle sind mit Grün bedeckt und die Abendsonne scheint über der Mauer herein. Die rothen und die blauen Blumen funkeln; und viele schwarz gekleidete Damen mit ihren Kindern sind an den Gräbern. Täglich, zur Sommerzeit, in den Abendstunden, kommen sie hierher; und glaube man nicht, wenn am Sonntag Nachmittag die bunte Menge durch die Belle-Alliance-Straße hinauszieht, fröhlich und unbesorgt an den Kirchhöfen vorbei, daß diese darum nicht auch ihre Besucher hätten. Dann regen sich hier hunderte von Händen und manches wunde Herz und manches verweinte Auge findet Trost in dem lieben, traurigen Thun. Wie gleichgültig würden uns diese Menschen sein, wenn wir ihnen draußen begegneten; wir sehen sie an einem Grabe und wir fühlen uns ihnen verwandt. Die Gemeinden dieser Kirchhöfe gehören zu den angesehensten und vornehmsten von Berlin. Viel von Dem, was, weit in die Vergangenheit zurück, den bürgerlichen Stolz, den Reichthum, den Ruhm dieser Stadt ausmachte, liegt hier begraben. Viele Denkmale sind da, mit Namen, welche die Welt nicht vergessen wird. Und dennoch — ihre Blumen und ihr Epheu sind ihr schönster Schmuck. Wenn man von der Belle-Alliance-Straße hereintritt, dann sieht man lange noch durch das Eisengitter das Gewühl der Menschen und das Rollen der Wagen folgt uns. Aber je weiter man sich entfernt, desto stiller wird es und am Stillsten ist es längs der Baruther Straße. Da schaut nicht eine Caserne, sondern ein Schulhaus herüber; die Stimmen, die man vernimmt, sind Kinderstimmen und durch die Straßenöffnungen erblickt man das Weiß und Grün des Tempelhofer Berges.

Einsamer als dieser, der neue Jerusalemer Kirchhof, ist der alte Halle'sche, zu welchem man von der Pionierstraße her, durch einen Seitengang, gelangt. Man hat hier eher den Eindruck einer entlegenen Parkpartie, mit Heckenwegen und dunklen Alleen, als den eines Kirchhofs. Weite Strecken von Gräbern sind

---

[1]) Sketch-book, rural funerals, p. 107.

der Erde gleich gemacht; mit Ausnahme der Erbbegräbnisse, welche dauern, so lange der Kirchhof selber dauert, werden alle anderen nach dreißig Jahren wieder umgegraben und aufs Neue benutzt. Hier, unter den alten Bäumen, erhebt sich nur noch einzeln, da und dort ein Hügel oder ein Denkmal; und zwischen hohem, dunklem Gebüsch, mit einem zerbrochenen Thränenkrug oder einer umgestürzten Sandsteinurne am Wege, wandelt man dahin. Dennoch ist es erquickend zu sehen, wie selbst diese Gräber, wo nur noch eine Spur von ihnen ist, auch die ältesten von ihnen, erhalten werden. Freilich, Blumen sind selten auf diesem Kirchhof, von dessen Todten uns nun schon Generationen trennen; diese Zeichen der Liebe fehlen ebenso, wie die Besucher nur noch spärlich hier vertreten sind. Rechts durch das Gitter sieht man den „Gottesacker der Brüdergemeinde"; hier erhebt sich kein Denkmal und flach auf den Gräbern liegen die Steine, als ein Zeichen, daß die darunter im Tode gleich sind, wie sie's im Leben waren. Nach links aber, durch einen Gang bejahrter Ulmen und Ebereschen und dicht mit Epheu bewachsener Pappeln führt der Pfad nach dem Dreifaltigkeitskirchhof — und wie seltsam leuchtet das Roth der Azaleen in dem beginnenden Sommerabenddunkel und von den Gräbern her das Gelb der Sonnenblume — wie feierlich der Himmel darüber, so tief und blau — „so ganz als wollt' er öffnen sich" . . . .

Auf diesem Kirchhof ist es still; man hört die Welt nur wie aus weiter Ferne. Sanfter Abendsonnenschein kommt von Westen herein und es rauschen die Bäume. Hier an einem Leichenstein lese ich die Worte: „Es ist bestimmt in Gottes Rath" — und es umschwebt mich eine Melodie als ob sie vorausgesandt sei, mich zu führen und ich gehe ihr nach und mir ist wie Einem, der im Traume wandelt und ich stehe vor einem Grabe mit weißem Kreuz und der Inschrift in Goldbuchstaben:

Jacob Ludwig
Felix Mendelssohn-Bartholdy,
geb. zu Hamburg am 3. Feb. 1809, gest. zu Leipzig am 4. Nov. 1847.

Ich erinnere mich, ich war noch ein Knabe, als die Trauerkunde vom frühen Hinscheiden Mendelssohn-Bartholdy's durch Deutschland ging und auch mich in meiner klösterlichen Schulzelle an der Weser erreichte; und ich weiß auch, welch geisterhaften Eindruck — denn damals war die Eisenbahn noch ganz neu — die Schilderung jener nächtlichen Fahrt auf mich machte, als die Leiche des Unvergeßlichen nach Berlin geführt ward, wo er in heimischer Erde ruhen wollte, zur Seite derjenigen, die von Kindheit an ihm die Theuerste gewesen. Nur wenige Monate vor ihm, im Mai 1847, war ihm die Lieblingsschwester gestorben und hier auf dem Dreifaltigkeitskirchhof begraben worden. Zu ihr zog es ihn hin, an die er — der beste der Brüder, der zärtlichste, derjenige, der mit ihr gleichsam nur ein geistiges Leben gelebt — doch „mit bitterer Reue" darüber dachte, daß er nicht mehr für ihr Glück gethan habe, daß er sie nicht mehr gesehen, nicht mehr bei ihr gewesen sei [1]). Nun wollte er sich nie mehr von ihr trennen — nun wollte er ewig bei ihr sein — und nun ruhen sie nebeneinander, Grab an

[1]) Die Familie Mendelssohn, III, 249.

Grab. Auf dem ihren erhebt sich eine rothe Granitpyramide, daran ihr Name geschrieben ist:

Fanny Nathalie Hensel

und, in ihrer eigenen Melodie, die schönen Worte von Eichendorff:

Gedanken gehn und Lieder
Fort bis ins Himmelreich.

Die Noten und die Worte sind kaum noch zu erkennen — denn das Gold auf Leichensteinen hält nicht sehr lang; aber eine Ranke vom Grabe des Bruders schlingt sich um das der Schwester und neben ihr zur anderen Seite ruht ihr Gemahl, Wilhelm Hensel, der Maler. Zur Seite Mendelssohn's liegen sein achtjähriger Sohn Felix August Eduard und seine neunzehnjährige Tochter Felicie Henriette Pauline († 1863). Ein schwarzes Gitter umschließt die Gräber und dichter Ephen bedeckt sie. Schon färbte sich auf dem in der Mitte, dem hohen, dem, in welchem „stumm schläft der Sänger", eins und das andere Blatt roth — lau war die Luft und kein Mensch in der Nähe. So still war es, daß man nur das Rauschen des Abendwindes vernahm, oder dann und wann noch einen Vogel im Gebüsch und das Niederrieseln des Wassers, wenn die Kirchhofsgärtner kamen, um die Gräber zu begießen.

Nicht weit von diesen Gräbern, auf demselben Kirchhofe, sind drei andere — drei, doch auch sie wie zu einem geschlossen: Varnhagen's Grab, Rahel's Grab und das Grab der getreuen Dienerin, Dorothea Neuendorf, Rahel's Dore. So ganz umwachsen und verhüllt von Ephen sind diese Gräber und Steine, daß es schwer ist bis zu den Inschriften und Namen zu dringen. Aber als sie nun vor mir standen, welche Fülle von Erinnerungen wurden mit ihnen wach, an das Haus in der Mauerstraße, das heute noch, innen wohl, aber außen kaum verändert, die Französische Straße hinuntersieht. Wie gut kenne ich noch das Eckfenster im ersten Stock und welch eine glänzende Reihe von Berühmtheiten ging dort an den Blicken des jungen Studenten vorüber. Berühmtheiten der Literatur, Berühmtheiten der Gesellschaft; denn alle, von den Tagen der Romantik bis zu denen des „Atta Troll", waren einmal durch diesen Salon gewandelt und hatten ihm einen Parfüm der Vergangenheit zurückgelassen, Etwas, das nach Staub und welken Blumen roch, wie ein altes Buch, das man aufschlägt. Aber wie berauschend war dieser Duft für uns, die heraufkommende Generation, und wie schwer wird es uns jetzt noch, in einer unterdeß so realistisch gewordenen Welt, anders als mit Pietät an diese Letzten einer Periode zu denken, in welcher die Romantik noch nicht todt war, was man auch sagen mochte, sondern dem Throne selber, der Politik, den Angreifern wie den Angegriffenen, der liberalen Opposition und sogar den radicalen Freiheitsbestrebungen ihren schillernden Mantel umwarf. Klug und praktisch sind wir erst viel später geworden, unser äußeres Leben reicher, unser inneres ärmer; jene Zeit aber war durchaus künstlerisch, durchaus literarisch oder belletristisch gestimmt; und ein Abschiedsglanz derselben fiel auf diesen altmodischen, an den Anfang des Jahrhunderts erinnernden Salon, in welchem ich noch einige von den Alten sah — ihn vor allen Anderen, den schönen Greis mit dem Silberhaar, dem eisernen Kreuz auf der Brust und „demselben feinen

Lächeln", welches Heine schon bezaubert hatte[1]), hinter welchem sich aber etwas Scharfes und Ironisches verbarg. Tages über hielt er sich in seinem, an den Salon stoßenden, hohen und geräumigen Cabinet, zu welchem nur Wenige Zutritt hatten. Hier, an seinem Arbeitstisch, in der Mitte des Zimmers saß er, jahrelang, horchend auf das Geräusch der Welt, die vertraulichen Worte seiner Freunde aufzeichnend, ihre kleinsten Billets registrirend und über Personen und Zustände harte Dinge niederschreibend in einer zierlichen Handschrift und dem Geheimerathsstil Goethe's. Die Wände waren ganz mit Büchern bedeckt, darunter zahlreiche Schachteln und Schächtelchen, sorgfältig etiquettirt und nach dem Alphabet geordnet. Aus ihnen sind, nach seinem Tode, jene „Impietäten" ans Licht gekommen, welche vorübergehend einen Schatten auf die große Gestalt Alexander's von Humboldt warfen und den Ruhm Varnhagen's so sehr getrübt haben, daß man immer noch seinen Namen nur mit einer gewissen Reserve nennt. Aber wenn wir gerecht sein wollen und die damaligen Verhältnisse bedenken, die politischen allgemeinen und seine besonderen, persönlichen, so werden wir sagen: dieser Mann hat, zur Zeit von Preußens tiefster Erniedrigung, zu der Zahl Derer gehört, welche den Umschwung und Aufschwung vorbereiten halfen; er hat als Soldat in den Befreiungskriegen und als Diplomat in den Staatsgeschäften seine Dienste geleistet — und wie hat man ihm gedankt? Mag Gereiztheit ihm die Feder geführt und Bitterkeit sie getränkt haben — er hat niemals ein Wort geschrieben, in welchem seine Liebe zu Vaterland und Freiheit, oder seine Hoffnung auf die Zukunft sich verleugnet; und in meinem Herzen wird die Erinnerung daran leben, wie freundlich, theilnahmsvoll und hilfreich er gegen die Jugend war. — In den Salon kam er nur zu den berühmten Café's seiner Nichte, Ludmilla Assing, welche dem Onkel das Haus führte, und bei großen Empfängen. Bei solchen Gelegenheiten sah ich hier den General Pfuel: trotz seiner Jahre noch ein rüstiger Mann, der des Winters in der Spree badete; dann zuweilen Bettina von Arnim, die Wunderliche, die Geniale —

> Ach, es ist vielleicht das letzte
> Freie Waldlied der Romantik . . . .
> — — — —
> Nur daß oft moderne Triller
> Gaukeln durch den alten Grundton . . . .[2])

Hier auch in diesem Salon sah ich zuerst Ferdinand Lassalle, damals ein junger Mann, von dem die Welt noch nichts wußte, dessen Bedeutung aber seine näheren Freunde schon voraussahen, — keiner mit einer so richtigen Erkenntnis des Charakteristischen in Lassalle's Erscheinung, mit einem so divinatorischen, prophetischen Blick für sein Schicksal und sein Ende, wie Heinrich Heine. „Herr Lassalle," so heißt es in dem Einführungsschreiben, welches er ihm an Varnhagen mitgab, „ist nun einmal so ein ausgeprägter Sohn der neuen Zeit, der nichts von Entsagung und Bescheidenheit wissen will . . . Dieses neue Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren; wir, die Alten, beugten uns

[1]) In der Widmung des „Atta Troll".
[2]) Atta Troll, Caput XXVII.

demüthig vor dem Unsichtbaren, haschten nach Schattenküssen und blauen Blumengerüchen, entsagten und flennten und waren doch vielfach glücklicher als jene harten Gladiatoren, die so stolz dem Kampftod entgegengehen [1])."

Rahel war schon zwanzig Jahre todt, als ich in Varnhagen's Haus kam. Aber ihr Bild hing an der Wand, ihr Geist wehte noch in diesen Räumen und Dore lebte noch — wie manchmal hat Dore mir die Thüre geöffnet und mich dabei freundlich angelächelt mit dem guten Gesicht aus der alten Zeit. In Dore's Armen ist Rahel gestorben. Als in ihrer letzten, schweren Krankheit Dore sie einmal „gnädige Frau" nannte, da rief sie: „Ach was! es hat sich ausgegnädigefraut! nennt mich Rahel!" Und fünf Tage vor ihrem Tode wandte sie sich an den neben ihrem Bette sitzenden Varnhagen: „Welche Geschichte!" — rief sie mit tiefer Bewegung aus — „eine aus Aegypten und Palästina Geflüchtete bin ich hier und finde Hilfe, Liebe und Pflege von euch! . . . Mit erhabenem Entzücken denk' ich an diesen meinen Ursprung und diesen ganzen Zusammenhang des Geschickes, durch welches die ältesten Erinnerungen des Menschengeschlechts mit der neuesten Lage der Dinge, die weitesten Zeit- und Raumfernen verbunden sind. Was so lange Zeit meines Lebens mir die größte Schmach, das herbste Leid und Unglück war, eine Jüdin geboren zu sein, um keinen Preis möcht' ich das missen [2])."

So starb sie; und nur durch eine Mauer von ihr getrennt, auf dem alten, jetzt von der Barutherstraße begrenzten Jerusalemer Kirchhof liegt eine andere Jüdin — eine und vielleicht die vorzüglichste von denen, welche dem geistigen Leben Berlins am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts die Signatur gaben — die Freundin Schleiermacher's und der Schlegel, von dem jugendlichen Börne schwärmerisch geliebt und von Heinrich Heine, dem Erzspötter und „ungezogenen Liebling der Grazien" aufrichtig verehrt. „Henriette, verw. Hofräthin Herz, geb. de Lemos" heißt es auf ihrem Grabstein. Sie trat erst in reiferen Jahren zum Christenthum über, als ihre alte Mutter todt und ihr Gemahl, der Hofrath Marcus Herz, auf dem nunmehr längst geschlossenen jüdischen Friedhof in der Großen Hamburgerstraße ruhte. Rahel war, nach dem Bilde, das ich von ihr gesehen, eine Frau mit zwar höchst geistvollen, keineswegs aber regelmäßigen oder anmuthigen Zügen; sie hatte vielmehr etwas Starkknochiges, Unweibliches. Henriette Herz dagegen war eine Schönheit, orientalisch, dunkel, von üppigen Formen, mit prachtvollem Haarwuchs, leuchtenden Augen, feinen, schwarzen Brauen, mit einem Anflug griechischer Classicität im edlen Profil, Stirn, Nase, Mund. Dorothee Therbusch hatte sie als Hebe gemalt; Gottfried Schadow ihre Büste modellirt. Noch kurz vor ihrem Tode, im Jahre 1847, besuchte König Friedrich Wilhelm IV. die 83jährige Greisin in ihrer Sommerwohnung im Thiergarten; sie starb im Genuß eines durch Alexander von Humboldt vermittelten Gnadengehaltes aus der Privatschatulle des Monarchen. Mit ihr ging eine der Letzten dahin aus jenem „geistreichen Berlin", welches jetzt nur noch in der Sage lebt.

---

[1]) Briefe von Heinrich Heine. III, 54.

[2]) Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. I, 43.

Wenn man, wenige Schritte von diesem Grabe, die Gräber der großen Schauspieler und Schauspielerinnen aus derselben Periode sieht — das von Iffland und der Bethmann, von Fleck, von der Crelinger und dem alten, ewig jungen Gern — wäre man dann nicht versucht, von der dramatischen Kunst dasselbe zu sagen, wie von dem allgemein geistigen Leben und von der Literatur dasselbe, wie von der dramatischen Kunst?

Ja, ich bin nun einmal ein Alter, wenn vielleicht noch nicht ganz von Jahren, doch in meinen Erinnerungen; und weit, weit aus der Vergangenheit, klingt mir ein Vers, den ich auf der Schule gelernt habe:

Ich träum' als Kind mich zurücke,
Und schütt'le mein graues Haupt;
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder;
Die lang ich vergessen geglaubt —

Die Dämmerung sinkt herab und ich wandre immer noch unter Gräbern — und hier, auf dem Neuen Jerusalemer Kirchhof ist eins — eine Linde steht darüber und auf dem Grabsteine, beim schwindenden Lichte des Tages les' ich:

Adalbert von Chamisso,
geb. 30. Januar 1781; gest. 21. August 1838.
Antonie von Chamisso,
geb. Piaste,
geb. 30. October 1800; gest. 21. Mai 1837.

Ein Grab, ein Stein für Beide, reich mit Ephen umwunden und ein Kranz darauf von Lorbeerblättern mit Astern und weißen Rosen. Er hatte sich mit der Achtzehnjährigen vermählt, die er im Hause Hitzig's aufwachsen sah und mit der er, da sie noch ein Kind war, gespielt. Sie starb früh und er hat sie nur um ein Jahr überlebt; er, der ein Wandrer, ein Fremder, ein Franzose, zu uns kam und nach Allem, was er an Liebe, Freundschaft und Ruhm hier gefunden, um nichts bat, als ein Grab in deutscher Erde:

O deutsche Heimath! —
— — — — —
Wann müd am Abend seine Augen sinken,
Auf deinem Grunde laß den Stein ihn finden,
Darunter er zum Schlaf sein Haupt verberge.

Und noch ein Vers aus ferner Knabenzeit wird in mir wach, und leise sprechen ihn die Lippen nach:

Du siehst geschäftig bei dem Linnen
Die Alte dort im weißen Haar,
Die rüstigste der Wäscherinnen
Im sechsundsiebenzigsten Jahr . . .

Vor nicht langer Zeit, an einem Sommernachmittag im Jahre 1880, fand in dem Hause, Friedrichstraße Nr. 235, eine schöne Feier statt. In diesem Hause hat Chamisso gelebt. Vorher hatte er in Schöneberg, dicht beim botanischen Garten, dessen Custos er war, eine kleine Wohnung. Als diese 1822 durch Feuer zerstört ward, zog er in die Stadt, in dieses Haus der Friedrichstraße, welches er bis zu seinem Tode, 1838, nicht mehr verließ. Dessen zu pietätvollem Gedenken schmückte nun der gegenwärtige Besitzer, ein Erzgießer, das

Haus mit einer selbstverfertigten Bronzetafel, welche die betreffenden Daten und das wohlgelungene Medaillonporträt des Dichters enthält. Hinter dem Hof ist ein Garten, jetzt wohl von Mauern eingeschlossen, aber immer noch mit den alten Bäumen, unter welchen Chamisso gewandelt, und dem Gartenhäuschen, in welchem er sinnend, dichtend oft geweilt. Hier, an jenem Junitage, dem 26., waren seine Söhne, seine Töchter, seine Enkel versammelt und von hier führte der freundliche Wirth uns in die Räume des ersten Stocks, in welchen der Dichter so viele Jahre gelebt. Das Haus ist eines von denen, wie sie damals zu den vornehmen gehört haben mögen — zweistöckig, mit hohen Fenstern und zu jener Zeit, als es fast noch in den Feldern lag, gewiß auch beschaulich genug. Jetzt, welch' eine veränderte Welt! Wo Chamisso damals an jedem Morgen vom Halle'schen Thor aus quer durch Wiesen und Kornblumen nach dem Botanischen Garten ging, da sind die colossalen Güterbahnhöfe der Anhalter und Potsdamer Bahn und um sein einst ländliches Haus rollt und wogt der Straßenverkehr der Großstadt. Aber dem Wandrer, der des Weges kommt, thut es wohl, das Bild des Dichters zu sehen, wie es mit den ehrwürdig langen Haaren und dem Gesicht voll Anmuth, Freundlichkeit und Ernst in das unaufhörliche Treiben der längsten und lärmendsten Straße von Berlin hineinschaut. Und wenn man in den Hof geht, in welchem jetzt Fabrik an Fabrik sich reiht, so erblickt man in dem Nebengebäude rechts ein kleines Fenster. An diesem Fenster war's, wo Chamisso die alte Waschfrau gesehen, der er eines seiner schönsten Lieder gesungen und der er nach Jahren, als sie, von des Alters Last gänzlich niedergedrückt, nicht mehr arbeiten konnte, ein zweites sang, das zur Wohlthätigkeit für sie aufrief:

Ihr Frau'n und Herr'n, Gott lohn' es euch zumal,
Er geb euch dieses Weibes Jahre Zahl
Und spät dereinst ein gleiches Sterbekissen!
Denn wohl vor Allem, was man Güter heißt,
Sind's diese beiden, die man billig preist:
Ein hohes Alter und rein Gewissen.

Die alte Waschfrau hat ihren Dichter überlebt: noch in demselben Jahre, wo er das zweite Lied für sie gesungen, folgte er seiner vorangegangenen Gattin. Aber ein Anderer kam, ein Jüngerer — Einer, der nun auch schon im Grabe ruht, Franz Dingelstedt; und in herrlichen Terzinen sang er ihm die Todtenklage:

Wo habt Ihr mir den Alten hingebettet?
Kommt, führt mich an den eng beschränkten Port,
Darein der Weltumsegler sich gerettet.

Ihr zeigt auf jene dürre Scholle dort,
Wo falbes Herbstlaub rieselnd niederregnet;
Hier ruht er, sagt mir Euer Trauerwort.

O sei, du heilig Dichtergrab, gesegnet;
Du birgst ihn, dem mein Geist viel tausendmal,
Mein sterblich Auge nimmermehr begegnet!

— — — — —

Noch ein Grab ist hier, auf der entgegengesetzten Seite des Kirchhofs, nicht weit von einer hohen Pappel, welche den Weg zu demselben zeigt, ein völlig

eingesunkenes Grab mit einem ovalen Sandstein, der in nunmehr auch fast erloschenen Zügen die Inschrift trägt:

E. T. W. Hoffmann[1]),
geb. Königsberg i. Pr. d. 24. Januar 1774, gest. zu Berlin d. 25. Juny 1822.
Kammer GerichtsRath
Ausgezeichnet
im Amte
als Dichter
als Tonkünstler
als Maler.

Der hier ruht, war im Leben ein guter Kamerad Chamisso's und der anderen Serapionsbrüder, Hitzig's, Contessa's, de la Motte Fouqué's, — ein liebenswürdiger Gesellschafter, und geliebt von seinen Freunden — leichtsinnig, leichtlebig, mit dem Herzen eines Kindes, das keiner Versuchung widerstehen kann, aber genial, eine Künstlernatur mit einer krankhaft feinen Empfindung für die Mißtöne des Lebens und, wenn er vom Dämon besessen war, mit seinen kleinen grauen Gespensteraugen in den Abgründen der Nacht und der Menschenseele lesend, wie in einem aufgeschlagenen Zauberbuch, und seinen Zuhörern Geschichten erzählend, daß ihnen die Haare zu Berge standen. Es hängt ein Bild in der Weinstube von Lutter und Wegener, in der Charlottenstraße, eine Lithographie, in Farben ausgeführt. Da sehen wir an einem hölzernen, mit grünem Wachstuch überzogenen Tisch, auf welchem Champagnerflaschen stehen, zwei Männer — den Einen, mit wunderlich eckigem Gesicht, seltsam nach vorn gezogenem halbrunden Backenbart und aufgesträubtem Haar, wie das einer Katze, das Funken sprüht, sonst aber ganz bedächtig, mit halbgeöffneter Hand und leicht geöffnetem Mund, während der Andre, gegenüber, der mit dem scharf und fein umrissenen Profil und den großen dunklen Augen, entsetzt zurückschreckt, so daß er den in seiner Rechten zitternden Champagnerkelch fester hält und mit der Linken sich in das braune Gelock seines Hauptes fährt. Der Erzähler ist E. T. A. Hoffmann und der Zuhörer Ludwig Devrient, — auch er, der Kaufmannssohn aus der Brüderstraße, eine große, dämonische Natur — der größte Bühnenkünstler des Jahrhunderts .... Und wie ich hier stehe, unter der Pappel des Jerusalemer Kirchhofs, deren Blätter im Abendwinde wehen, in der Dämmerung, im Zwielicht, wie zwischen diesseits und jenseits, da taucht jenes geisterhafte Bild vor mir auf und ich meine, Tritte zu hören, leise, schlurfende, und den Klang von Glas gegen Glas .... Devrient ist es, der von Sehnsucht nach dem Freunde gequält, manchmal hierherkommt, in der Nacht, um am Grabe mit dem Todten zu trinken .... Doch auch dieser Schatten gleitet hinab — die Schritte, die ich gehört, kommen von draußen, aus der lebendigen Welt; und die Klänge sind Musik aus dem Sommergarten des Belle-Alliance-Theaters ....

Und hier bin ich wieder auf der Straße. Es ist Abend und die Lichter werden angezündet. Langsam wende ich meinen Weg der Stadt zu, aus dem

[1]) Bekanntlich rührt das „E. T. A. Hoffmann" auf seinen Schriften von einem Schreibfehler eines seiner ersten Manuscripte her, den er nachmals nicht mehr verbessern wollte.

Berlin der Vergangenheit in das der Gegenwart und des Augenblicks. Aus dem Dunkel der oberen Friedrichstraße tret' ich bei der Kochstraße plötzlich in die Tageshelle der großen Sonnenbrenner, während die spärliche Beleuchtung der einmündenden Seitenstraßen mir gleichsam den Contrast der alten und der neuen Zeit andeutet, bis von der Leipzigerstraße her das elektrische Licht aufschimmert — immer, und wenn man es auch an jedem Abend sieht, aufs Neue frappant und überraschend. Die Fluth von Licht, von Menschen und Wagen, geräuschlos auf dem spiegelglatten Macadam dahinrollend, die Pracht der Läden und der Reichthum der Schaufenster umgibt mich — das Berlin unserer Tage, das große, kaiserliche Berlin. Ich aber suche das Haus an der Ecke der französischen und Charlottenstraße auf, das mit den beiden Säulen und den tiefen Kellern, aus welchen es nach altem Wein riecht. Ich trete in die wohlbekannte Stube, linker Hand, und setze mich an den Tisch in der Ecke, einen schlichten hölzernen Tisch, mit grünem Wachstuch überzogen. Alte Bilder hängen an den Wänden, Bilder von Jenny Lind, von Hamburg vor dem Brande, von der Harburger Brücke, als diese noch von Holz war und Soldaten darüber hinzogen mit Tschacko's und Federbüschen; vor Allem aber Bilder von Schauspielern und alte Theaterzettel. Um diese frühe Stunde des Abends ist es noch stille hier und ich sitze ganz allein. Aber nach und nach setzen sich Männer zu mir, einige die ich gekannt, andre die ich nicht gekannt habe, jedoch alle mir so vertraut, daß ich wie unter Freunden bin. Dort an der Wand, das dunkle Porträt, wird lebendig — es ist Ludwig Devrient; das Bild daneben fängt an mit den kleinen, grauen Gespensteraugen zu zwinkern — es ist E. T. A. Hoffmann. Hier über mir rührt sich ein andres, ein feines, sarkastisches und deutet mit jenem Blick, der uns oft zu Thränen gerührt und oft zu unauslöschlichem Gelächter hingerissen, nach einer Inschrift, hinter Glas und Rahmen, neben dem Ofen — ich lese:

„Gleichgültigkeit gegen den Champagner ist Heuchelei. Stelle Dich nicht kalt, wenn er kalt gestellt wird.

Theodor Döring,
Kgl. Hofschauspieler."

Wir sind bei Lutter und Wegener.

Auf denn! wenn noch Tugend in der Welt ist — Wilhelm! Eine Flasche Champagner; und trinken wir auf die Todten — auf die, welche niemals sterben! . . . .

Iwan Turgenjew's Literatur- und Lebenserinnerungen.

(Fortsetzung.)

II. **Erinnerungen an Belinski** (Schluß)[1].

Dem einen oder anderen meiner Leser erscheint es vielleicht befremdlich, daß ich bei der Charakteristik Belinski's das Wort „Idealist" brauchte. Darauf bemerke ich erstens, daß man im Jahre 1859 viele Dinge nicht bei ihren wahren Namen nennen durfte[2]) und daß es mir zweitens Befriedigung gewährte, Belinski öffentlich einen Idealisten zu nennen und das vor einer Versammlung von Leuten, für welche sein Name eng mit Vorstellungen von einem Cyniker und groben Materialisten verbunden war. Außerdem aber paßte diese Bezeichnung gerade auf Belinski. Eben darum war er Idealist, weil er sich negativ verhielt; er negirte im Namen des Ideals die damalige Wirklichkeit. Dieses sein Ideal war durchaus einheitlicher Art, wenn es auch im Laufe der Zeit wiederholt die Namen gewechselt hat und bald Wissenschaft, bald Fortschritt, Civilisation oder — West-Europa hieß. Manche Menschen bedienen sich statt dessen des Wortes: Revolution. Es kommt hier nicht auf den Namen, sondern auf die Sache an, welche so klar und unangezweifelt dasteht, daß ein Uebertreiben oder Mißverstehen unmöglich ist. Belinski widmete sich ganz dem Dienste seines Ideals, gehörte mit allen seinen Sympathien, mit seiner ungetheilten Wirksamkeit dem Lager der „Westlinge" an, wie die Gegner sie zu nennen pflegen. Nicht nur weil er wußte, daß Westeuropa uns in wissenschaftlicher, künstlerischer und socialer Beziehung überlegen sei, war Belinski ein Vorkämpfer westlicher Ideen: vor Allem war er von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Rußland zur Entwicklung seiner eigenen Kräfte und zur Geltendmachung seiner eigenthümlichen Bedeutung, die in Europa durchgearbeiteten Ideen in sich aufnehmen müsse. Der von Peter dem Großen vorgezeichnete (bekanntlich von den Slawophilen verworfene)

---

[1]) S. „Deutsche Rundschau", Decemberheft, S. 405.

[2]) Zu den Eigenthümlichkeiten der russischen Censur gehört es, daß ihre Verbote nicht nur gegen die Verbreitung bestimmter Ideen, sondern sehr häufig und zwar mit besonderer Strenge gegen die Erwähnung bestimmter Thatsachen und Namen gerichtet sind. — Im vorliegenden Falle meint T., daß im J. 1859 nicht von Radicalen die Rede sein durfte und daß es darum üblich war, dieselben als politische Idealisten zu bezeichnen.

Weg [1]) schien ihm der einzig richtige zu sein. Seiner Auffassung nach konnten wir in den Besitz unserer Eigenart (auf welche er das höchste Gewicht legte) nur gelangen, wenn wir uns die Errungenschaften des westeuropäischen Lebens in einer unserer Natur und Geschichte entsprechenden freien und kritischen Weise aneigneten. Er war echter Russe und Patriot — freilich nicht im Sinne des Herrn Sagoskin; er hing mit ganzer Seele an der Größe und Wohlfahrt seines Vaterlandes, das er glühend liebte. Ja, Belinski liebte Rußland — eben so glühend aber liebte er Freiheit und Bildung, und diese höchsten Interessen mit einander zu verschmelzen war das Ziel, die Arbeit seines Lebens. Seine Verehrung für Westenropa auf innere Abhängigkeit oder halbe Bildung zurückführen, hieße ihn durchaus verkennen; ist es doch sonst nicht die Art Halbgebildeter, sich Autoritäten zu unterwerfen. Belinski ehrte Peter den Großen als unseren Retter, weil er schon in der Regierungsgeschichte des Zaren Alexei Michailowitsch in unseren gesellschaftlichen und bürgerlichen Zuständen deutliche Zeichen der Zersetzung entdeckte [2]) und folglich nicht an eine wahre und normale, der sich im Westen vollziehenden ähnliche Entwicklung unseres staatlichen Organismus glauben konnte. Peter's d. Gr. gewaltsames Vorgehen war genau das, was wir in der neueren Zeit einen Staatsstreich nennen; nur durch eine ganze Reihe solcher von oben ausgehender Gewaltacte sind wir in unsere Stellung innerhalb der europäischen Staatenfamilie gedrängt worden. Die Nothwendigkeit ähnlicher Reformen ist auch heute noch vorhanden und eine Bestätigung dieser Ansichten in den letzten Vorgängen zu suchen [3]). Welche Stelle wir in dieser Familie einnahmen, zeigt die Geschichte; jedenfalls kann kein Zweifel darüber bestehen, daß wir seitdem auf einem anderen Wege fortgeschritten sind und fortschreiten mußten (mögen die Herren Slawophilen sagen, was sie wollen), als auf dem, auf welchem sich die westeuropäischen Völker mehr oder weniger organisch entwickelt haben.

Daß die westeuropäischen Neigungen Belinski's sein feines Verständniß für das specifisch Russische nicht im Geringsten beeinträchtigten, davon zeugt jeder einzelne seiner Aufsätze [4]). Er liebte unsere russische Erde, wie kein Anderer. Er, der für unsere Pseudo-Classiker und pseudo-nationalen Autoritäten keine Anerkennung

---

[1]) Zur Zeit von Belinski's Anfängen war die der westeuropäischen Bildung feindliche Slawophilenpartei zuerst öffentlich aufgetreten und stand der Kampf zwischen ihr und den Anhängern der Ideen des damaligen liberalen Europa im Vordergrunde des öffentlichen Interesses.

[2]) Unter der Herrschaft des Zaren Alexei Michailowitsch fand die große Kirchenspaltung (Raskol) statt, der zufolge sich zahlreiche sog. „altgläubige" Glaubensgemeinschaften bildeten. Nach Alexei's Tode († 1676) begannen Adelscoterien und Strelitzen-Verschwörungen auf den Gang der Regierung Einfluß zu gewinnen.

[3]) Die zu jener Zeit in der Vorbereitung begriffene Aufhebung der Leibeigenschaft stieß vielfach auf den Widerspruch des Adels, der zur Begutachtung gewisser ihm von der Regierung vorgelegten Fragen aufgefordert worden war und namentlich der Meinung widersprach, daß die Emancipirten mit Land ausgestattet werden müßten.

[4]) Vgl. Belinski's Aufsätze über Puschkin, Gogol, Kolzzow und besonders die über Volkslieder. Bei der Dürftigkeit und Mangelhaftigkeit der damaligen philologischen und archäologischen Forschungen geben sie dem Leser ein tiefes und lebhaftes Verständniß des Volksgeistes und der Volksdichtungen. T.

besaß und sie von ihrer angemaßten Höhe herabriß, wußte klarer und feiner als irgend ein Anderer das zu erkennen und zu schätzen, was in der russischen Literatur wirklich eigenthümlich und bedeutend war. Niemand hat ein so scharfes, so delicates Ohr besessen wie er; Niemand die Harmonie und Schönheit unserer Sprache so voll zu würdigen gewußt. Wirkliche Poesie ergriff ihn tief, und es war ein wahrer Genuß, ihn einfach, beinahe einförmig und doch wahr und innig irgend ein Puschkin'sches oder Lermontow'sches Gedicht vorlesen zu hören. Prosa, besonders die seines geliebten Gogol, las er schlechter; auch wurde seine Stimme leicht müde.

Belinski besaß aber noch die bemerkenswerthe Eigenschaft, bei allen seinen kritischen Erörterungen immer, wie der Engländer sagt, „in earnest" zu sein. Er scherzte weder mit dem Gegenstand seiner Untersuchung, noch mit dem Leser, noch mit sich selbst. Die in der Folge Mode gewordene ironisirende Manier würde er als einen des echten Kritikers unwürdigen Leichtsinn, ja als Spott verworfen haben; ist sich ja der Spötter selbst nicht einmal klar über das, was er ironisirt. Er benutzt den Spott als Deckmantel für die Unselbständigkeit und Unklarheit der eigenen Meinung. Man weiß bei Kritikern solcher Art nicht, ob sie über etwas wirklich Lächerliches oder nur über das eigene Lachen ein Gelächter anstimmen ... Man wird mir einwenden, daß es Zeiten gibt, in denen man auf die Wahrheit nur anspielen, sie nur lächelnden Mundes sagen kann. Lebte denn aber Belinski in einer Zeit, zu der man die Wahrheit frei heraus sagen durfte? Nichtsdestoweniger verschmähte er jene Art des Spotts, die bei einem gewissen Theil des Publicums ein so verständnißvolles Lachen erregte, weil den Russen eine gewisse Neigung zur Harlekinade, die man nicht ungerügt lassen sollte, angeboren ist. Uebrigens sagte sich Belinski selbst, daß er mit seiner schwerfälligen, leicht in Sarkasmus verfallenden Ironie und seiner Unfähigkeit, hinter dem Berge zu halten, kein Meister des Scherzes sei. Besaß er auch nicht das, was der Franzose „esprit" nennt, blendete er auch nicht durch Scharfsinn oder künstliche Dialektik, so lebte doch eine ungebeugte Kraft in ihm, eine Kraft, die ihre ehrliche unbeirrte Ueberzeugung originell, selbst hinreißend zum Ausdruck zu bringen wußte. Belinski war, bei völliger Abwesenheit dessen, was man gewöhnlich Beredsamkeit nennt, bei ausgesprochener Abneigung gegen alle Phrase, doch einer der beredtesten russischen Schriftsteller. Ich brauche hier das Wort „Beredsamkeit" im Sinne der Ueberzeugungskraft, jener Kraft, wie sie z. B. die Athener dem Perikles zuschrieben, von dem sie sagten, daß eine jede seiner Reden in den Seelen seiner Zuhörer einen Stachel hinterlassen habe.

Bekanntermaßen war Belinski kein Verehrer des Princips, daß die Kunst um der Kunst willen da sei; wie hätte dem bei seiner ganzen Sinnesart anders sein können. Ich entsinne mich, daß er einst mit komischem Ingrimm über zwei Verse aus Puschkin's „Dichter und Pöbel" herfiel, in denen es heißt:

„Dir ist der Kessel auf dem Herde theurer,
Darin Du Deine Speise Dir bereitest."

— „Natürlich," rief Belinski, indem er mit funkelnden Augen aus einer Ecke des Zimmers in die andere lief — „natürlich theurer! Nicht allein die eigene Familie, auch noch manchen armen Teufel soll ich daraus ernähren. Das ist wichtiger für mich, als das schönste Götzenbild, und sei es auch ein Apoll von Phidias, das ist meine Pflicht und Schuldigkeit, trotz aller Junker und Knittelverse." — Bei alledem war Belinski doch zu klug, besaß er doch zu viel gesunden Menschenverstand, als daß er das Princip der Kunst als solches verneint und die hohe Bedeutung, die naturgemäße physiologische Unentbehrlichkeit derselben nicht anerkannt hätte. Er sah in ihr eine tief in der menschlichen Natur begründete, durch die tägliche Erfahrung bedingte Erscheinung. Seiner Auffassung nach war die Kunst allerdings nicht der Kunst wegen da, wie das Leben nicht des Lebens wegen da ist; er war eben nicht umsonst Idealist. Die kindische, oft gehörte Auffassung, daß die Aufgabe der Kunst in der Nachahmung der Natur bestehe, würde er keiner Antwort, überhaupt nicht der Beachtung gewürdigt haben, und das beliebte Argument von dem Vorzug des echten Apfels vor dem gemalten hätte bei ihm nicht gewirkt, weil es überhaupt immer in Bezug auf einen satten Menschen hinfällig ist. Belinski erkannte vollständig an, daß die Kunst eine in sich ebenso berechtigte Sphäre der menschlichen Thätigkeit bilde, wie die Wissenschaft oder der Staat. Aber von der Kunst wie von jeder anderen menschlichen Thätigkeit verlangte er vor Allem Wahrheit, lebendige und im Leben bethätigte Wahrheit. Diesem einen Princip sollte Alles dienen, die Kunst wie die Wissenschaft, jede in ihrer Weise, auf ihrem speciellen Gebiete. Er selbst wußte ganz genau, daß er nur auf einem künstlerischen Gebiete, dem der Literatur, wahrhaft heimisch sei[1]). Von der Malerei verstand er nichts und für die Musik hatte er eine nur schwache Empfindung. Im Bewußtsein dieser seiner Unvollkommenheit schweifte er darum nie auf andere Gebiete hinüber. Die Aufsätze Gogol's über Iwanow und Brüllow können als lehrreiches Beispiel dafür dienen, was für unwahres und abgeschmacktes Zeug ein Mensch reden kann, der über seine Sphäre hinausgeht[2]). Der Chor der Teufel aus „Robert der Teufel" war die einzige Melodie, die Belinski auswendig wußte; er brummte sie mit Baßstimme vor sich hin, wenn er besonders aufgelegt war. Der Gesang Rubini's entzückte ihn, doch schätzte er bei demselben nicht die musikalische Vollendung, sondern den pathetischen, hinreißend energischen dramatischen Ausdruck. Alles Dramatische und Theatralische berührte, ja bewegte Belinski tief. Seine Aufsätze über Motschalow, über Schtschepkin (zwei bekannte russische Schauspieler der vierziger Jahre) und das Theater überhaupt athmen Leidenschaft; man mußte gesehen haben, welchen Eindruck allein die Erinnerung an das Spiel Motschalow's im

[1]) Der Grundgedanke Belinski's war, daß von einem wirklichen Cultus des Schönen in Rußland erst werde die Rede sein können, wenn die politischen Einrichtungen des Landes vollständig umgestaltet worden seien, und daß auch die Literatur ihr Hauptaugenmerk auf die Erreichung dieses Zieles zu richten habe.

[2]) Vgl. „Der Maler Iwanow" (Deutsche Rundschau 1882, Band XXXI, S. 436 ff.).

„Hamlet“ auf ihn machte, wo dieser in der berühmten Theaterscene vor dem verbrecherischen König vor Aufregung und Haß bebend ausruft:

„Ei, der Gesunde hüpft und lacht,
Dem Wunden ist's vergällt“ ꝛc.

Es gab einen Punkt, um dessentwillen Belinski Gesprächen über Theater und dramatische Literatur, besonders mit ferner Stehenden, aus dem Wege ging: er fürchtete, man könne ihn an die Komödie „Der fünfzigjährige Onkel“ erinnern, die er einst in Moskau geschrieben hatte und die im „Beobachter“ erschienen war. Dieses Stück war ein sehr schwaches Machwerk und gehörte der schlechtesten aller Gattungen, der thränenreich wohlmeinenden, sentimental-tugendhaften an. Es handelt von einem großmüthigen Onkel, der in seine Nichte verliebt ist und seine Liebe einem jugendlichen Nebenbuhler zum Opfer bringt, alles das in einem pedantischen geschraubten Stil. Belinski besaß eben durchaus kein „schöpferisches“ Talent. Dieses Stück, sowie seine Aufsätze über Menzel waren seine Achillesferse und sie erwähnen, bedeutete ihn aufs Bitterste kränken. Besonders die Aufsätze über Menzel konnte er sich nicht vergeben: in dem Stück sah er einen ästhetisch-literarischen Irrthum, in den Aufsätzen aber einen Mißgriff viel schlimmerer Art. Seine Aufsätze über Menzel schrieb er unter dem Einfluß des dringenden, unwiderstehlichen Bedürfnisses, aus der Sphäre des unerreichbar Idealen in diejenige der Realität überzugehen. Der arme Belinski wußte natürlich nicht, was für ein Vogel Herr Menzel sei, und beurtheilte diesen Mann nach rein aprioristischen, abstracten Gesichtspunkten. In diesem Falle hatten ihm seine mangelhaften Kenntnisse der Thatsachen einen bösen Streich gespielt. Es existirt ferner ein kleiner Aufsatz von ihm über den Gedenktag der Schlacht bei Borodino. Einmal berührte ich denselben im Gespräch. Er hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu und ging mit großen Schritten von einer Ecke des Zimmers zur andern. Uebrigens hat er nur kurze Zeit an solchem Pseudo-Patriotismus[1]) gelitten. Seine besten Aufsätze sind im Anfang und zu Ende seiner Carrière geschrieben; in die Mitte derselben fällt die Zeit seiner Beschäftigung mit der Hegel'schen Philosophie, die er nicht verdaute und mit deren Axiomen, Thesen, Terminologien und sog. Schlagwörtern er sich mit fieberhaftem Eifer vollstopfte. Es flimmert Einem förmlich vor den Augen, wenn man all' die damals beliebten Ausdrücke und Wendungen wieder vor sich hat. Auch Belinski mußte der Zeit seinen Tribut zahlen. Diese Wolken schwanden indessen und Belinski's Sprache erhob sich bald wieder zu ihrer männlichen, echt russischen, klaren und würdigen Einfachheit. Man kann sagen, daß Belinski seine Aufsätze improvisirte. Er schrieb sie in den letzten Tagen des Monats, kurz vor dem Erscheinen des betreffenden Hefts seiner Zeitschrift vor seinem Pult stehend, ohne durchzustreichen, mit kräftigen runden Zügen.

[1]) Die russischen Radicalen der Belinski'schen Zeit hielten jede Verherrlichung russischer nationaler Erfolge für bedenklich, die im Sinne des herrschenden Systems ausgebeutet werden konnte. B. mag es besonders anstößig gewesen sein, daß die Siege von 1812 zugleich als Siege der „rechtgläubigen Kirche“ über die „Heiden“ des Westens gefeiert wurden.

Zum Ausfeilen des Stils und Abwägen und Bedenken jedes Worts fehlte ihm die Zeit; er verfiel deshalb in einen gewissen Wortreichthum, der jedoch weit entfernt war von jener schrankenlosen Redseligkeit, wie sie der verstorbene Pissarew in unsere Journale eingebürgert hat. Belinski's Aufsätze behandeln nur die neuen literarischen Erscheinungen und halten sich durchaus von dem schülerhaften Ton frei, der bis dahin Mode gewesen war.

Es ist allbekannt, wie groß die Arbeitslast war, welche der Herausgeber des von Belinski redigirten Journals auf diesen gehäuft hatte. Unzählige Werke, wie Traumbücher, Kochbücher, mathematische Bücher, von denen allen er gleich wenig verstand, wurden ihm zur Beurtheilung zugeschickt. Folgten aber dann dem pünktlichen Erscheinen der Zeitschrift am ersten des Monats einige Tage der Erholung, so genoß er in vollen Zügen das Nichtsthun im Freundeskreise, bisweilen auch am Kartentisch bei einer zu den niedrigsten Sätzen gespielten Préférencepartie. Er spielte schlecht, doch mit jener inneren Betheiligung und Leidenschaft, die ihm bei Allem, was er that, eigen war. Ich entsinne mich, daß wir einst mit ihm spielten, und zwar nicht um Geld. Er gewann zuerst und triumphirte, doch plötzlich wandte sich das Glück gegen ihn und er ließ den Kopf hängen, wie ein zum Tode Verurtheilter. Sein Gesicht trug einen so hoffnungslosen, leidenden Ausdruck, daß ich nicht mehr an mich halten konnte und ausrief, er solle die Karten weglegen, wenn sie ihn so aufregten. „Nein," sagte er, indem er mich finster anblickte, „es ist Alles zu Ende. Auch im Leben habe ich es nur zu einer schlecht gespielten Partie gebracht." Ich stehe dafür ein, daß er das aus innerster Ueberzeugung sagte.

Ich ging oft nach Tisch zu ihm, um mein Herz zu erleichtern. Er bewohnte eine Etage mit düsteren, feuchten Zimmern in der Fontanka, unweit der Anitschkowbrücke. Ich kann es nicht oft genug wiederholen: es war damals eine schwere, trübe Zeit angebrochen, unsere junge Generation hat nichts dem Aehnliches durchzumachen gehabt. Der Leser mag selber urtheilen: Hatte man sich Vormittags damit beschäftigt, von der rothen Tinte des Censors entstellte Correcturbogen, die vielleicht auf die Hälfte ihres ursprünglichen Inhalts gebracht worden waren, durchzusehen oder sich mit dem Censor auf Auseinandersetzungen einzulassen und dessen unwiderrufliche, vielleicht völlig sinnlose und noch dazu verletzende Wahrsprüche hinzunehmen und trat man dann auf die Straße, so begegneten Einem die liebenswürdigen Gestalten der Herren Bulgarin und Gretsch [1]); diese Leute spielten die Generale und Vorgesetzten, und durften unser Einen entweder zerzausen oder, was noch schlimmer war, loben und ermuthigen....

---

[1]) Zwei Kritiker, die wegen ihres blinden Eifers gegen alle wahren Talente und Alles, was nach freisinnigen Gedanken schmeckte, allgemein verhaßt und verachtet waren, als besondere Günstlinge der Regierung aber das große Wort führen und sich allerlei sonst streng verpönte Freiheiten nehmen durften. Der Puschkin zugeschriebene Vers:

Er sei Tatare, Türke, Christ,
Wenn's ja nur kein Bulgare (russ. Bulgarin) ist,

wurde damals unaufhörlich wiederholt.

Bestechlichkeit und Willkür standen in vollster Blüthe, die Leibeigenschaft ragte wie ein Fels empor, im Mittelpunkte des öffentlichen Lebens stand die Kaserne, eine Justiz gab es nicht, man trug sich mit Gerüchten von der bevorstehenden Aufhebung der Universitäten (in der Folge begnügte man sich damit, den Bestand derselben auf je dreihundert Studirende zu beschränken), ins Ausland zu reisen war zur Unmöglichkeit geworden, vernünftige Bücher waren nicht zu haben, über allen sog. Gelehrten, insbesondere über den Schriftstellern, hing es wie eine schwere, unheilverkündende Wolke, Denunciationen und Verdächtigungen waren unser tägliches Brod; unter der Jugend gab es keine allgemeinen Bande, keine allgemeinen Interessen. Geschah es dann, daß man in Belinski's Wohnung schlenderte und dort den einen oder anderen Freund fand, daß man sich in ein Gespräch „censurwidrigen Inhalts" einließ (von eigentlicher Politik zu reden kam uns nicht in den Sinn, denn das wäre allzu überflüssig gewesen), ja, dann wurde Einem leichter ums Herz. Unsere Unterhaltungen waren philosophisch-literarischen, kritisch-ästhetischen Inhalts, bisweilen interessant, selbst fortreißend, bisweilen nur oberflächlich und leicht. Bei allem Ernst und aller Erhabenheit seiner Gesinnung konnte Belinski zuweilen wie ein Kind sein und sich Stellen aus George Sand und Pierre Leroux vorlesen lassen und mit ihnen sein Spiel treiben. (Letzterer war damals Mode und es wurden insgeheim Briefe über ihn gewechselt unter dem Namen Peter der Rothe.) Manchmal konnte ihn eine Kleinigkeit aufbringen. So trug er einmal volle sechs Wochen Goethe's „West-östlichen Divan" in der Rocktasche und zwar aus folgendem Grunde. Ich hatte ihm gelegentlich den Vers citirt: „Lebt man denn, wenn Andere leben?" Er gebrauchte ihn darauf gegen A. N. S., einen damals bekannten Goethe-Uebersetzer, als Argument für Goethe's Egoismus; S. bezweifelte die Richtigkeit des Citats und zog Belinski mit seiner Leichtgläubigkeit auf. Dieser bat mich um mein Exemplar des Divans und trug es beständig bei sich, um S. bei einem etwaigen Zusammentreffen zu widerlegen; zum großen Aerger Belinski's fand indessen diese Begegnung nicht statt. — In den letzten zwei Jahren seines Lebens wurde er zufolge seiner immer zunehmenden Kränklichkeit sehr nervös und hypochondrisch.

Ich verkehrte mit Belinski vier Winter lang vom Jahre 1843 bis zum Jahre 1846 und besonders viel im Januar 1847, kurz vor meiner Abreise ins Ausland, als der „Sowremennik" gegründet, d. h. dem verstorbenen P. A. Pletnew abgekauft wurde. Die Geschichte der Gründung dieses Journals ist in gewisser Hinsicht sehr lehrreich. Sie hier erörtern hieße jedoch, alten Staub wieder aufwirbeln; deshalb bemerke ich nur, daß Belinski künstlich von einer Zeitschrift ferngehalten wurde, die in seinem Namen Mitarbeiter erwarb und ein ganzes Jahr von den Artikeln existirte, die er für einen geplanten Almanach geschrieben hatte. Belinski hatte um des „Sowremennik" willen sein Verhältniß zu den „Sapisski" gelöst; aber es erwies sich, daß er bei der neuen Zeitschrift statt der ihm von Rechtswegen zukommenden leitenden Stellung nur die eines Mitarbeiters einnahm, wie er sie auch bei dem früheren Journal bekleidet hatte. Ich besitze noch einige interessante Briefe Belinski's aus jener Zeit. Der Leser wird einige Bruchstücke aus denselben weiter unten finden. Was mich persönlich betrifft, so muß

ich bemerken, daß nach dem ersten günstigen Empfang, den er meinen frühesten poetischen Versuchen hatte zu Theil werden lassen, Belinski's Theilnahme für dieselben sich erheblich abkühlte. Mit gutem Grunde nahm er Anstand, mich zur Fortsetzung des Weges zu ermuthigen, den ich mit meinen Gedichten eingeschlagen hatte. Ich verstand das vollkommen und nahm mir fest vor, der literarischen Thätigkeit Valet zu sagen. Nur auf dringende Bitte Panajew's, dem es an Material zur Ausfüllung des ersten Heftes des „Sowremennik" fehlte, entschloß ich mich, die Skizze „Chor und Kalinitsch" drucken zu lassen; den Titel „Aus dem Tagebuch eines Jägers" hatte Panajew hinzugefügt, um die Ansprüche der Leser herabzustimmen. Der Erfolg dieser Skizze ermuthigte mich dazu, andere zu schreiben und zur Literatur zurückzukehren. Obgleich Belinski mit diesen in Prosa geschriebenen Arbeiten sehr viel zufriedener war, als früher mit meinen Versen, setzte er doch keine besonderen Hoffnungen auf mich. Die ersten Schritte junger Schriftsteller, bei welchen er Talent zu entdecken glaubte, pflegte Belinski in zuvorkommendster Weise und mit liebenswürdigster Wärme zu unterstützen und zu ermuthigen; ferneren Versuchen derselben trat er aber gewöhnlich mit einer gewissen Strenge gegenüber, indem er rücksichtslos auf ihre Mängel hinwies und durchaus unparteiisch lobte und tadelte. Als ihm einmal zufällig Dostojewski's „Arme Leute" in die Hände kamen, gerieth er völlig in Entzücken. — „Ja," sagte er stolz, als ob er selbst eine Heldenthat gethan hätte, „ja, Väterchen, ich sage Ihnen! — Er ist kein großer Vogel" — und dabei zeigte er mit der Hand kaum eine Elle hoch vom Boden — „kein großer Vogel, aber ein Heißsporn." Man kann sich mein Erstaunen denken, als ich bald darauf Dostojewski begegnete und in ihm einen übermittelgroßen, jedenfalls größeren Mann als Belinski sah! Dieser betrachtete eben in solch einem Anfall väterlicher Zärtlichkeit die neugeborenen Talente wie seine „Kinder" [1]). Im Jahre 1843, als ich ihn kennen lernte, empfahl er gerade allen Leuten Herrn Nekrassow [2]), der damals noch einer freundschaftlichen Stütze bedurfte und es noch nicht zum reichen Mann und officiellen Dichter des englischen Clubs gebracht hatte.

Belinski besaß wie alle leidenschaftlichen Seelen und Enthusiasten ein gehöriges Theil Intoleranz. Besonders in der Hitze ließ er die Meinung des Gegners auch nicht im Geringsten gelten; er verwarf sie ebenso heftig wie seine eigene, sowie er deren Irrthümlichkeit eingesehen hatte. Man konnte ihm aber auch „ein Loch in den Kopf reden", wie ich ihm einmal sagte und worüber er sehr lachte. Sein Wahrheitsdrang war nämlich so leidenschaftlich, daß er

[1]) Ich erlaube mir dem Leser zuvorzukommen, welcher vielleicht glaubt, daß das übertriebene Entzücken Belinski's über Dostojewski's „Arme Leute" sich nicht mit seinem so viel besprochenen feinen und unfehlbaren kritischen Gefühl verträgt. Deshalb bemerke ich, daß sich in diesem Anpreisen der „Armen Leute" einer der ersten Mißgriffe Belinski's zeigt, die bei der damals beginnenden völligen Auflösung seines Organismus nur zu erklärlich sind. Uebrigens hatte ihn hier der warme demokratische Ton dieser Erzählung bestochen. T.

[2]) Dieser, vor einigen Jahren verstorbene Dichter spielte zugleich den Radicalen und den vornehmen Wüstling.

schließlich irgend ein Resultat ausfindig machen **mußte**, um zur Ruhe zu kommen. Nur der Moskauer Partei der Slawophilen hat er bis an sein Lebensende feindlich gegenüber gestanden; griffen diese doch Alles an, was er liebte und woran er glaubte. Ueberhaupt verstand Belinski aus voller Seele zu hassen „he was a good hater". — Leibnitz hat irgendwo gesagt, daß er beinahe nichts hasse (je ne méprise presque rien). Für einen auf der Höhe der geistigen Anschauung stehenden Philosophen ist das verständlich und lobenswerth: wir gewöhnlichen Erdenbewohner haben aber nicht die Kraft, uns zu solcher leidenschaftslosen Kälte und monumentalen Ruhe emporzuschwingen: Haßgefühle, wie sie uns Thaddäus Bulgarin und Emile de Girardin einflößen, werden unser sittliches Gefühl und unser Gewissen nur kräftigen.

Persönliche Irrthümer bekannte Belinski ohne Weiteres; besaß er doch keine Spur von kleinlichem Egoismus. „Nun, ich habe Unrecht," pflegte er lächelnd zu sagen, und wie liebenswürdig war er dabei! Belinski hatte keine allzu hohe Meinung von sich und seinen Fähigkeiten. Seine Bescheidenheit war redlich und ohne Verstellung. Das Wort „Bescheidenheit" ist hier eigentlich nicht angebracht, denn es war ihm selbst gar nicht recht, daß er, wie er sich ausdrückte, ein „Mensch zweiten Ranges" sei. Man kann aber nicht „aus seiner Haut heraus!" — Galt es jedoch den von ihm vertheidigten Ideen, so war er Alles und Jedes zu thun im Stande und wehe dem, der ihm in die Hände fiel. Für seine Ueberzeugungen scheute er kein Opfer und war, trotz der großen Reizbarkeit seines Organismus einer verwegenen Kühnheit fähig, die seinen Nerven oft zum Schaden gereichen mußte. Nie, weder früher noch später, bin ich einer ähnlichen Persönlichkeit wieder begegnet.

Im Jahre 1847 ging Belinski zum ersten und letzten Mal in seinem Leben ins Ausland. Ich verbrachte einige Wochen mit ihm in Salzbrunn, einer kleinen schlesischen Stadt, die als Curort für Lungenkranke bekannt ist. Er fand keine Heilung. Hier in Salzbrunn schrieb er an Gogol, im ersten Unwillen über dessen bekannten „Briefwechsel mit Freunden" [1] . . . . . Später trafen wir in Paris zusammen, wo er einen Specialarzt für die Schwindsucht consultirte. Dieser, ein Dr. Tiras de Malmore, der vielfach für einen Charlatan galt, brachte Belinski doch einigermaßen auf die Beine. Der Husten hörte auf und die Gesichtsfarbe besserte sich. Leider sollte diese Besserung nur von kurzer Dauer sein. Seltsamerweise verzehrte sich Belinski im Auslande vor Langerweile und sehnte sich nach Rußland zurück. Er war so durch und durch Russe, daß er außerhalb Rußlands wie ein Fisch in atmosphärischer Luft umkam. Ich erinnere mich, daß Belinski bei dem ersten Anblick der Place de la Concorde die Frage an mich richtete, ob dieser Platz nicht zu den schönsten der Welt gehöre? Auf meine bejahende Antwort sagte er kurz: „Nun gut, ich weiß das jetzt — basta" und begann ein Gespräch über Gogol! Als ich ihm weiter

[1] In diesen Briefen hatte der wegen seiner radicalen Kühnheit rasch populär gewordene Humorist allen liberalen Ideen den Fehdehandschuh hingeworfen und sich als Anhänger des Absolutismus und der griechischen Kirche erklärt. — Gogol starb bekanntlich in religiösem Wahnsinn.

bemerkte, daß zur Zeit der ersten Revolution auf diesem Platze die Guillotine gestanden habe und daß Ludwig XVI. hier hingerichtet worden sei, sah er rings um sich herum, stieß ein kurzes „Ah" aus und spielte das Gespräch auf die Hinrichtungsscene in Gogol's „Taraß Bulba" hinüber. Belinski's geschichtliche Kenntnisse waren höchst ungenügende und aus diesem Grunde konnte er für die Orte, an denen die großen Ereignisse des westeuropäischen Lebens sich vollzogen hatten, kein besonderes Interesse haben. Da er die Sprachen des Auslandes nur sehr unvollkommen beherrschte, war er von der näheren Bekanntschaft mit den Bewohnern desselben ausgeschlossen, seinem ganzen Wesen und Charakter nach aber nicht dazu angethan, den neugierigen Müßiggänger zu spielen, und an dem bloßen Zuschauen der „badauderie" Genüge zu finden. Musik und bildende Kunst lagen ihm, wie erwähnt, fern ab und das, was für viele unserer Landsleute den Hauptreiz bildet, widerstrebte seinem reinen, fast asketischen moralischen Gefühl. Und endlich — er war müde und abgespannt und hatte nur noch wenige Monate zu leben.

Was soll ich über Belinski's Verhältniß zu den Frauen sagen? Er hat beinahe nie diesen delicaten Punkt berührt, wie er überhaupt nur ungern von sich und seiner Vergangenheit sprach. Manchmal geschah es, daß ich das Gespräch auf diesen Gegenstand lenkte, doch wich er immer aus; es schien fast, als habe er eine unüberwindliche Scheu, von persönlichen Angelegenheiten zu reden, wo es so viel erhabenere und nützlichere Gesprächsstoffe gab. Sprach er von seinem Vorleben, so geschah es nur in humoristischem Ton; z. B. erzählte er mir, wie er von der Universität ausgeschlossen, buchstäblich nicht wissend wovon zu leben, den ersten besten Roman von Paul de Kock für 25 Rubel übersetzt und daß er eine Menge Fehler gemacht habe. Seine Armuth muß entsetzlich gewesen sein; doch sprach er nie im Freundeskreis, wie so viele zu thun pflegen, von der schweren Schule, die er durchgemacht hatte. Belinski war zu feinfühlig, vielleicht auch zu stolz zu solchen Vertraulichkeiten. Stolz und Egoismus sind aber zwei durchaus verschiedene Dinge.

Nach Belinski's Ansicht war sein Aeußeres so, daß er nie einer Frau hätte gefallen können und diese innere Ueberzeugung verstärkte nur noch seine Schüchternheit und Menschenscheu. Ich habe Grund anzunehmen, daß Belinski mit seinem glühenden eindrucksfähigen Herzen, seiner Anhänglichkeit und Leidenschaftlichkeit, zweifellos einer der ersten Männer seiner Zeit, nie von einer Frau geliebt worden ist. Seine Ehe hatte er nicht aus Neigung geschlossen. In seiner Jugend hatte er ein adliges Mädchen, die Tochter des Twer'schen Gutsbesitzers B—na geliebt; diese war ein poetisches Wesen, doch liebte sie einen Anderen und starb früh. Außerdem erlebte Belinski noch eine leidenschaftliche dunkle Geschichte mit einem Mädchen aus niederem Stande; ich entsinne mich noch seiner abgerissenen, traurigen Erzählung, sie machte mir einen tiefen Eindruck .... Aber auch hier kam es zu nichts. Er konnte mit dem Dichter sagen:

„O Himmel! könnt' ich nur ein einzig Mal
Mit eigner Hand die Flamme zünden,
Nicht Qual noch Zweifel würd' ich mehr empfinden
Einmal aufleuchten — und vergehn."

Es gehen eben nicht alle menschlichen Träume in Erfüllung und ein Bedauern wäre fruchtlos. Wem keine gute Nummer gefallen ist, der muß mit der Niete Staat zu machen versuchen und es Niemandem ausplaudern. — Ich kann nicht umhin, hier wenigstens flüchtig Belinski's Stellung zu der Frau Erwähnung zu thun, insbesondere zu der russischen Frau, ihrer Zukunft, ihren Rechten, ihrer mangelhaften Erziehung, kurz zu dem, was man die Frauenfrage nennt. Seine Anerkennung der weiblichen Rechte und Freiheiten nicht allein in der Familie, sondern auch im Staat, zeigte sich, so oft er diesen Punkt berührte, ohne daß er darin so weit ging, wie das heutzutage Mode ist. —

Man hört manchmal sagen: der ist zur rechten Zeit gestorben .... Das ist auf Niemanden besser anzuwenden, als auf Belinski. Vor seinem Tode (Belinski starb im Mai des Jahres 1848) war er noch Zeuge des Triumphs seiner Herzenswünsche, den traurigen Ausgang freilich erlebte er nicht mehr. Welche Enttäuschungen hätten ihn erwartet, wäre er am Leben geblieben! Es ist bekannt, daß die Polizei täglich Erkundigungen über seinen Zustand, über den Fortgang seiner Agonie einzog [1]). Der Tod befreite ihn von schweren Leiden, die physischen Kräfte versagten ihm .... Warum sollte er noch zögern?

A struggle more and I am free.

Das ist Alles; doch der Lebende hält am Leben fest und kann sich eines Mitleids mit denjenigen nicht erwehren, die der Tod in jenes unbekannte Land führte, von dessen Gestaden kein Wandrer wiederkehrt. Ich lege mir manchmal unwillkürlich die Frage vor, was Belinski zu den großen Reformen der jetzigen Regierung gesagt hätte — zu der Aufhebung der Leibeigenschaft, zu der Einführung der Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens u. s. w. Welches Entzücken hätten diese segensreichen Anfänge in ihm erregt! Doch er erlebte sie nicht .... Er erlebte auch nicht das, was ihm eine Herzensfreude gewesen wäre, die vielen hervorragenden Erscheinungen in unserer Literatur. Wie hätte er sich an dem poetischen Talent Lew. Tolstoi's, der Kraft Ostrowski's, dem Humor Pissemski's, der Satire Saltikow's, der nüchternen Wahrheit Reschetnikow's erfreut. Wem, wenn nicht ihm, wäre es zu gönnen gewesen, das Aufkeimen einer Saat zu sehen, die er gesäet hatte?... Es sollte ihm nicht beschieden sein.

Ich schließe meine Erinnerungen an Belinski mit dem Brief einer ihm nahestehenden Dame, die ich gebeten hatte, mir ausführlich über seine letzten Stunden zu berichten, (ich war damals in Paris) und mit einigen Bruchstücken aus seinen Briefen an mich.

Erstere schreibt (in einem Brief vom 23. Juni 1848):

„Sie möchten Etwas über Belinski hören .... Was soll ich Ihnen von einem Menschen sagen, der die ganze letzte Zeit über durch physische Leiden er-

[1]) Um die Zeit von Belinski's letzter Erkrankung waren die ersten Spuren der sog. Petraschewski'schen Verschwörung entdeckt worden, eines socialistischen Clubs, welchem mehrere von des Kritikers Bekannten angehört hatten. Das Mißtrauen, mit welchem B. seitens der dritten Abtheilung beobachtet wurde, hat durch verschiedene neuerdings veröffentlichte Actenstücke eine deutliche Illustration erfahren.

schöpft worden ist? Ich kann Ihnen gar nicht beschreiben, wie schwer, wie schmerzlich es war, die langsame Auflösung dieses armen Märtyrers anzusehen. Er war seelisch und körperlich so wohl aus Paris zurückgekehrt, daß wir Alle, den Arzt nicht ausgenommen, die beste Hoffnung für seine Wiederherstellung hegten. Er verbrachte einige Morgen- und Abendstunden bei uns in ununterbrochen lebhafter, energischer Unterhaltung und wir Alle erkannten mit Freuden den alten gesunden Belinski von früher in ihm; seltsamerweise hatte sich sein Charakter seit seinem Aufenthalt im Ausland ungemein verändert, er war sanfter, milder und um Vieles duldsamer geworden als früher, selbst seine Familie konnte nicht dahinter kommen, warum er sich so ruhig und ergeben mit Vielem versöhnte, was ihn ehedem aufgebracht hatte. Doch war sein Wohlbefinden nur von kurzer Dauer; er erkältete sich in Petersburg und sein Zustand wurde mit jedem Tage hoffnungsloser; jedesmal wenn wir ihn sahen, fanden wir ihn schrecklich verändert, und es schien uns, als könne es gar nicht schlimmer werden und bei jedem neuen Wiedersehen fanden wir ihn noch leidender. Zuletzt war ich bei ihm in der Woche vor seinem Tode; ich fand ihn halb im Lehnstuhl liegend, sein Gesicht war schon sterbend, doch seine Augen groß und glänzend, jeder Athemzug ein Stöhnen. Er rief uns zu „ich sterbe, ich sterbe gewiß", doch nicht im Ton der Ueberzeugung, sondern mehr mit dem Wunsch, man möge ihm widersprechen. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie schwer die zwei Stunden waren, die wir bei ihm verbrachten; sprechen konnte er nicht mehr und doch beschäftigten ihn immer noch die Dinge, denen er sein Leben gewidmet hatte. Drei Tage vor seinem Tode legte er sich zu Bett und es schien, als halte er die Hoffnung aufrecht, so lange er bei Besinnung war; schließlich fing er an zu phantasiren und erkannte nur Granowski, der von Moskau gekommen war. Vor seinem Tode sprach er noch zwei Stunden ununterbrochen, als ob er zu dem russischen Volke rede und wandte sich dabei wiederholt an seine Frau und bat sie, ja Alles Denen wiederzusagen, die es anginge. Aber diese lange Rede war kaum verständlich. Endlich schwieg er und starb nach zweistündigem qualvollem Todeskampf. Die arme Frau ... keine Minute wich sie von ihm und hob und legte ihn ohne Hilfe in seinem Bett zurecht. Diese Frau verdient wirklich die höchste Anerkennung, so geduldig, so ausgezeichnet pflegte sie den kranken Mann während des ganzen Winters ..."

Hier folgen Bruchstücke aus Briefen Belinski's an mich[1]):

St. Petersburg 19. Februar/3. März 1847.

„. . . . . Als Sie sich auf den Weg machten, fühlte ich zuerst, was ich an Ihnen verlor, — als Sie aber fort waren, sah ich, daß mir viel mehr fehlte, als ich gedacht hatte . . . . Ich sehnte mich nach Ihnen mit einer Art von apathischer Entsagung und langweilte mich, wie ich mich noch nie in meinem Leben gelangweilt habe. Ich gehe um elf, zuweilen sogar schon um zehn zu Bett, schlafe um zwölf ein, stehe um sieben, acht oder neun Uhr auf, und den ganzen

[1]) Die Briefe Belinski's entziehen sich dem Verständniß deutscher Leser. Wir theilen deshalb nur einige auf Turgenjew persönlich bezügliche Auszüge mit.

Tag über — besonders am Abend — (auch nach dem Essen) träume ich hin — so lebe ich! . . Ihr „Karatajeff“ ist gut, wenn er auch hinter „Chor und Kalinitsch“ weit zurückbleibt. Ich glaube, daß Sie entweder gar kein, oder nur wenig rein schöpferisches Talent haben. Ihr Talent ist dem Dahl's [1]) verwandt, — das ist Ihr wahres Genre . . . den richtigen Weg zu finden, den Platz, an welchem man gehört, einzunehmen, darauf kommt für den Menschen Alles an, — dadurch macht man sich zu dem, was man eigentlich ist. Täusche ich mich nicht, so besteht Ihr Beruf darin, die Erscheinungen des wirklichen Lebens zu beobachten und dieselben durch ihre Phantasie gehen zu lassen und dann wiederzugeben, sich auf die Phantasie allein aber nicht zu stützen. Lassen Sie um Allah's Willen nichts drucken, was nicht dies und nicht das, d. h. was weder schlecht noch sehr gut ist. Der Totalität des Rufs geschieht damit entsetzlicher Abbruch. Ihr „Chor und Kalinitsch“ verspricht einen bedeutenden Schriftsteller — für die Zukunft.“

„. . . Gogol ist in der öffentlichen Meinung stark gesunken und wird von den verschiedensten Zeitungen hart mitgenommen; selbst seine Freunde — die Moskauer Slavophilen — sind, wenn auch nicht von ihm, so doch von seinem abscheulichen Buche abgefallen. . .“

Am 9. (21.) Mai traf ich mit Belinski in Stettin zusammen. Man hatte mir aus Petersburg geschrieben, daß der Tod seines drei Monate alten Sohnes [2]) ihn unbeschreiblich gebeugt habe. Noch verging kein Jahr und er folgte ihm ins Grab.

Zwanzig Jahre sind seitdem verflossen und jetzt habe ich seinen theuren Schatten heraufbeschworen. Ich weiß nicht, in wie weit es mir gelungen ist, dem Leser die charakteristischen Züge seines Bildes vorzuführen.

„Er war ein Mann.“

III. Gogol.

Der verstorbene Michael Semenowitsch Schtschepkin machte mich mit Gogol bekannt. Ich erinnere mich noch des Datums unseres Besuchs: es war am 20. October 1851. Gogol lebte damals in Moskau auf der Nikitastraße bei dem Grafen Tolstoi. Wir fuhren um zwölf Uhr Vormittags zu ihm, er empfing uns bald. Sein Zimmer lag rechts vom Hausflur, wir traten hinein und sahen Gogol vor seinem Pult stehen mit der Feder in der Hand. Er trug einen dunkelen Paletot, eine grüne Sammetweste und zimmtfarbene Pantalons. In der vorhergehenden Woche hatte ich ihn schon im Theater bei der Vorstellung des „Revisor“ gesehen; er saß in einer Loge des ersten Ranges an der Thür und blickte kopfschüttelnd mit nervöser Unruhe auf die Bühne über die Schultern zweier robuster Damen hinweg, die ihm gleichsam als Schutz gegen die Neugierde

[1]) W. Dahl, ein Puschkin befreundeter Deutschrusse, der unter dem Namen „Kosak Luganski“ vielgelesene Schilderungen des russischen Volkslebens veröffentlichte.

[2]) Ich war sein Taufpathe. T.

des Publicums dienten. Der neben mir sitzende F. J. machte mich auf ihn aufmerksam, indem er sich schnell umdrehte, ihn zu sehen; Gogol mochte diese Bewegung bemerkt haben, denn er zog sich wieder in sein Versteck zurück. Ich war erstaunt über die seit dem Jahre 1841 mit ihm vorgegangene Veränderung (ich war ihm zwei Mal bei Awdotja Petrowna E. begegnet). Damals machte er den Eindruck eines kurzen, stämmigen Kleinrussen, jetzt sah er wie ein kränklicher Mensch aus, den das Leben schon gehörig mitgenommen hatte. Ein Zug von heimlichem Schmerz und düsterer Ruhelosigkeit war seinem beständig gespannten Gesichtsausdruck beigemischt. Sobald er uns erblickt hatte, kam er uns freundlich entgegen, reichte mir die Hand und sagte: „Wir hätten einander schon lange kennen sollen." Man nahm Platz; ich neben ihm auf einem breiten Divan, Michael Semenowitsch uns gegenüber auf einem Lehnstuhl. Ich verwandte keinen Blick von ihm. Seine blonden Locken, die er, wie gewöhnlich die Kosacken thun, glatt über die Schläfen gestrichen trug, hätten ihm, wären sie nicht schon merklich dünn gewesen, ein jugendliches Aussehen gegeben; seine weiße, schräg abfallende Stirn zeugte nach wie vor von Geist. Aus seinen kleinen braunen Augen konnte zu Zeiten wahre Fröhlichkeit, nicht Spottlust funkeln; meist jedoch sprach Ermüdung aus ihnen. Die lange spitze Nase verlieh den Zügen Gogol's etwas Listiges, Fuchsartiges, sowie auch die vollen, aufgeworfenen Lippen unter dem geschorenen Bart einen unvortheilhaften Eindruck machten, mir wenigstens schien es, als deute dieser formlose Mund auf die dunklen Seiten seines Charakters hin. Wenn er sprach, zeigten sich auf unangenehme Weise seine unschönen Zähne; sein kleines Kinn ragte über sein breites sammtnes Halstuch hinweg. Gogol's Haltung und Geberden waren nicht die eines Professors; sie erinnerten eher an den Lehrer eines Provinzial-Gymnasiums. „Welch' kluges, wunderliches und kränkliches Wesen!" dachte ich unwillkürlich, indem ich ihn ansah. Ich entsinne mich, daß wir zu ihm fuhren, wie zu einem ungewöhnlichen, genialen Mann, bei dem etwas im Kopfe nicht ganz richtig sei; ganz Moskau war damals dieser Ansicht. Michael Semenowitsch hatte mich vorher bedeutet, ja nicht von der Fortsetzung der „Todten Seelen" zu sprechen (von jenem zweiten Theil, an dem er kurze Zeit so eifrig gearbeitet hatte und den er, wie bekannt, vor seinem Tode verbrannte); denn er liebe es nicht, darüber zu reden. An den „Briefwechsel mit Freunden" hätte ich ihn selbst nicht erinnert, da ich ihm nichts Gutes darüber hätte sagen können. Uebrigens hatte ich gar keine Unterhaltung erwartet, ich war einfach begierig gewesen, einen Menschen kennen zu lernen, dessen Schriften ich auswendig wußte. Es fällt schwer, den jungen Leuten von heutzutage einen Begriff von dem Zauber zu machen, der damals seinen Namen umgab; es existirt eben jetzt Niemand, auf den sich in ähnlicher Weise die allgemeine Aufmerksamkeit concentrirte.

Schtschepkin hatte mir vorher gesagt, daß Gogol nicht gesprächig sei; es zeigte sich aber das Gegentheil. Er sprach viel und belebt, mit sehr präciser, deutlicher Betonung, was nicht etwa unnatürlich war, sondern im Gegentheil seiner Rede eine gewisse Wichtigkeit und Eindringlichkeit verlieh; er betonte das „o"; im Uebrigen bemerkte ich nichts von den dem russischen Ohr so unangenehmen Eigenschaften

des kleinrussischen Dialekts. Jedes Wort war bündig, geschmackvoll und sicher; jener erste Eindruck von Ermüdung, Kränklichkeit und nervöser Unruhe verschwand völlig. — Gogol sprach von Literatur-Kenntniß, vom Schriftstellerberuf und davon, wie man sich seinen eigenen Werken gegenüber verhalten solle; er machte einige feine und richtige Bemerkungen über den Proceß der geistigen Arbeit und — wenn ich mich so ausdrücken darf — über die Physiologie des Schaffens, und zwar in bilderreicher, origineller Ausdrucksweise und, soweit ich bemerken konnte, ohne jegliche Vorbereitung, an der es sonst meist „Berühmtheiten" nicht fehlen lassen. Nur als er das Gespräch auf die Censur lenkte und sie lobte und billigte als ein Mittel, dem Schriftsteller Unterordnung, Vertheidigung seiner Erzeugnisse, Ausdauer und noch manche andere christliche und weltliche Tugend beizubringen, nur da schien es mir, als schöpfe er aus einem Vorrath fertiger Gedanken. Die Unentbehrlichkeit der Censur beweisen, — bedeutet das nicht, die Sklaverei loben? Ich für mein Theil stehe noch auf dem Standpunkt des italienischen Dichters: „Si, servi siam; ma servi ognor frementi." — Aus dergleichen Auseinandersetzungen zeigte sich ganz klar, unter welchem Einfluß der „Briefwechsel" größtentheils geschrieben worden war. Ich fühlte sofort, daß zwischen unserer beiderseitigen Weltanschauung eine tiefe Kluft lag. Wir haßten und liebten nicht ein und dasselbe; damals jedoch kam das für mich nicht in Betracht. Der große Dichter, der große Künstler saß vor mir und ich blickte ihn an, und hörte ihm mit Ehrfurcht zu, — wenn ich ihm gleich nicht zustimmen konnte.

Gogol wußte wahrscheinlich von meinen Beziehungen zu Belinski und Alexander Herzen; des Ersteren und seines Briefes an ihn gedachte er mit keiner Silbe; sein Name hätte ihm die Lippen verbrannt. Damals waren gerade — im Auslande — der Artikel Herzens erschienen, in welchen dieser, auf Grund des oben erwähnten Briefwechsels, Gogol des Abfalls von seinen früheren Ueberzeugungen beschuldigte. Gogol begann selbst von diesem Artikel zu sprechen. Aus den nach seinem Tode veröffentlichten Briefen wissen wir, welche unheilbare Wunde ihm das völlige Fiasco des „Briefwechsels" schlug; dieses Fiasco, in welchem man nicht umhin kann, eine der wenigen tröstlichen Erscheinungen auf dem Gebiete der damaligen öffentlichen Meinung zu begrüßen [1]). Gogol begann uns mit plötzlich verändertem hastigen Tone zu versichern, daß er nicht begreifen könne, wie manche Leute in seinen früheren Schriften eine Art von Opposition fänden; er glaube seine Ansichten doch in nichts verändert zu haben; — er habe stets streng religiösen und conservativen Anschauungen gehuldigt und sei bereit, uns zum Beleg dafür aus einem längst erschienenen Buche vorzulesen. Dabei sprang Gogol mit jugendlicher Lebendigkeit vom Sopha auf und lief in das anstoßende Zimmer. Michael Semenowitsch runzelte nur die Brauen und flüsterte mir, auf ihn hindeutend, zu: „So habe ich ihn noch nie gesehen."

[1]) Daß der gefeiertste Dichter der Zeit wegen seiner Parteinahme für das auf der Höhe von Macht und Einfluß stehende System des Kaisers Nikolaus die bisher genossene Popularität einbüßte, konnte in der That als Beleg dafür gelten, daß gewisse Schichten der russischen Gesellschaft sich die Urtheilsfähigkeit erhalten hatten.

Gogol erschien mit einem Bande der „Arabesken“ in der Hand — und begann uns verschiedene Auszüge aus diesem kindisch-aufgeblasenen bis zur Ermüdung leeren Sammel-Werke vorzulesen. Natürlich handelten dieselben von der Unentbehrlichkeit strenger Ordnung, unbedingter Unterwerfung unter die Autorität u. s. w. „Wie Sie sehen,“ bemerkte Gogol, „habe ich früher genau dieselben Ueberzeugungen ausgesprochen wie jetzt! . . . . Mit welchem Rechte beschuldigt man mich der Sinnesänderung, des Abfalls . . . . Mich?“ — Und das sagte der Verfasser des „Revisor“, der furchtbarsten Satire, die je auf der Bühne erschienen ist! Wir schwiegen. Gogol legte endlich das Buch auf den Tisch und begann aufs Neue von der Kunst und dem Theater zu sprechen; er erklärte, daß er mit dem Spiel der Schauspieler im „Revisor“ unzufrieden sei, daß sie „den Ton verloren“ hätten und daß er ihnen das ganze Stück von Anfang bis Ende vorlesen wolle. Schtschepkin nahm ihn beim Wort und verabredete, wann und wo er lesen wolle. Irgend eine alte Dame kam zu Gogol; sie brachte ihm eine Hostie mit und wir entfernten uns.

Zwei Tage später ging die Vorlesung des „Revisor“ in einem Saal des von Gogol bewohnten Hauses vor sich. Ich erhielt die Erlaubniß, derselben beiwohnen zu dürfen. Der verstorbene Professor Schewyrew war auch unter den Zuhörern und — wenn ich nicht irre — auch Herr Pogodin. Zu meinem größten Erstaunen waren bei weitem nicht alle im „Revisor“ auftretenden Schauspieler Gogol's Einladung gefolgt; es schien ihnen beleidigend zu sein, daß er sie hatte belehren wollen! Nicht eine Schauspielerin war gekommen. Soviel ich bemerken konnte, kränkte es Gogol, daß sein Anerbieten so wenig Anklang gefunden hatte. Es ist bekannt, wie er mit solchen Gnadenbezeugungen geizte. Sein Gesicht bekam einen mürrischen und gleichgültigen Ausdruck, seine Augen stierten unheimlich. An diesem Tage machte er wirklich den Eindruck eines kranken Menschen. Er begann zu lesen und belebte sich allmälig. Seine Wangen färbten sich mit leichtem Roth, seine Augen wurden groß und leuchtend. Gogol las ausgezeichnet. Ich hörte ihn damals zum ersten und letzten Male. Von Dickens, der auch ein vortrefflicher Vorleser war, konnte man sagen, daß er seine Romane spielte, so dramatisch, ja theatralisch war sein Vortrag. Sein Gesicht war wie das eines Schauspielers ersten Ranges, der einen zum Lachen und Weinen zwingt. Gogol dagegen setzte mich durch seine außerordentliche Einfachheit und Zurückhaltung in Erstaunen. Er las mit einer Erhabenheit und zugleich mit einer gewissen naiven Innigkeit, als sei es ihm nur darum zu thun, sich mit einem ihm selbst neuen Gegenstande vertraut zu machen, seinen eigenen Eindruck richtig wiederzugeben und völlig gleichgültig, ob er Zuhörer habe und was dieselben dächten. Die Wirkung war eine ganz ungewöhnliche, besonders bei den komischen Stellen; man mußte wohl oder übel lachen — von Herzen lachen; und der Urheber dieses Ergötzens fuhr fort zu lesen und sich in die Sache zu vertiefen, unbeirrt von der allgemeinen Heiterkeit, ja fast wie erstaunt darüber — nur zuweilen zuckte kaum bemerkbar ein heimliches Lächeln um die Lippen und Augen des Meisters. Wie zweifelhaft und unschlüssig sagte Gogol doch jene bekannte Phrase des Polizeimeisters von den zwei Ratten (gleich am Anfang

des Stücks): „Sie kamen herein, schnüffelten umher und ab zogen sie wieder!“ Er sagte diese Worte langsam, als wolle er uns um Aufklärung bitten über dieses wunderbare Ereigniß. Es wurde mir erst hier klar, wie falsch und oberflächlich, nur von dem Wunsche ausgehend, das Publicum so schnell wie möglich zum Lachen zu bringen, der „Revisor“ meist auf der Bühne gegeben wird. Ich saß und horchte mit freudiger Rührung, es war mir ein wahres Fest. Leider dauerte diese Freude aber nicht lange. Gogol hatte noch nicht einmal die Hälfte des ersten Actes gelesen, als sich plötzlich die Thür geräuschvoll öffnete und ein noch junger, aber schon ungewöhnlich aufdringlicher Literat verlegen lächelnd und kopfnickend hereinstürmte und, ohne ein Wort zu sagen, in einer Ecke Platz nahm. Gogol unterbrach sich; klingelte heftig und sagte zornig zu dem herbeieilenden Kammerdiener: „Habe ich Dir nicht befohlen, Niemanden hereinzulassen?“ Der junge Literat bewegte sich leise auf seinem Stuhl, ließ sich übrigens durchaus nicht stören. Gogol trank etwas Wasser — und begann wieder zu lesen; es war aber nicht mehr wie früher. Er fing an zu eilen, vor sich hin zu brummen und die Worte nicht zu Ende zu bringen. Zuweilen ließ er ganze Sätze aus und machte nur Bewegungen mit der Hand. Das unerwartete Erscheinen des Literaten hatte ihn aus dem Concept gebracht; augenscheinlich vertrugen seine Nerven nicht den geringsten Stoß. Nur bei der berühmten Scene, in welcher Chlestakoff zu lügen anfängt, faßte sich Gogol wieder und hob er die Stimme: er wollte dem Schauspieler, der den Chlestakoff gab, zeigen, wie diese besonders schwierige Stelle zu spielen sei. Wie Gogol diese Scene las, schien sie mir natürlich und wahrheitsgemäß zu sein. Chlestakoff wird von seiner seltsamen Lage und dem eigenen Leichtsinn fortgerissen; er weiß, daß er lügt — und glaubt selbst an seine Lügen: eine Art von Sinnesrausch und dichterischem Entzücken kommt über ihn — es sind keine einfachen Lügen, keine bloße Prahlereien mehr, die er von sich gibt. Er ist selbst von sich überzeugt. Die Bittsteller, die sich im Vorzimmer eingefunden haben, die fünfunddreißigtausend Estafetten, die expedirt werden sollen und das Publicum, dem er diese Lügen aufbindet, bringen ihn außer sich. Diesen Eindruck machte der Monolog Chlestakoff's aus Gogol's Munde. Im Allgemeinen war jedoch — wie Gogol selbst sagte — diese Vorlesung nur eine Skizze gewesen; und zwar durch die Schuld des ungebetenen Literaten, der so erschreckt über seinen Verstoß war, daß er länger als Alle dablieb und hinter dem blassen, ermüdeten Gogol in dessen Cabinet schlüpfte.

Ich verließ das Haus und habe Gogol nie wieder gesehen; doch sollte seine Person noch einen bedeutenden Einfluß auf mein Leben gewinnen.

An einem der letzten Februartage des folgenden Jahres (1852) wohnte ich einer Matinée des bald darauf eingegangenen „Vereins für Armenbesuch“, im Saale der Adelsgesellschaft, bei und bemerkte plötzlich J. J. Panajew, der mit krampfhafter Eile von Einem zum Anderen lief und augenscheinlich eine unerwartete und betrübende Nachricht mittheilte, denn in jedem Gesicht zeigte sich alsbald Erstaunen und Kummer. Panajew kam endlich auch zu mir, und sagte mit einem leichten Lächeln in gleichgültigem Tone: „Du weißt wohl, daß Gogol

in Moskau gestorben ist?" „Wie so, wie so . . .?" „Alle Papiere sind verbrannt — ja er ist todt" und dabei eilte er weiter. Ohne Zweifel war Panajew als Literaturfreund über den Verlust bekümmert, auch hatte er ein gutes Herz; aber das Vergnügen, der Erste zu sein, der den Anderen diese traurige Nachricht mittheilte (er zwang sich nur zu dem gleichgültigen Ton), dieses Vergnügen und diese Freude erstickten jedes andere Gefühl in ihm. Schon seit einigen Tagen waren in Petersburg dunkle Gerüchte über Gogol's Krankheit umgegangen; aber diesen Ausgang hatte ich nicht erwartet. Unter dem ersten Eindruck, den diese Nachricht auf mich machte, schrieb ich folgenden kleinen Artikel:

Brief aus Petersburg [1]).

„Gogol ist todt" — diese drei Worte werden jedes russische Herz erschüttern. Der Verlust, den wir erlitten haben, ist so herb, so unermeßlich, daß es für uns schwer hält, an denselben zu glauben. Gerade in dem Augenblick, wo wir darauf rechnen konnten, daß er sein langes Schweigen brechen, daß er unseren ungeduldigen Erwartungen entsprechen werde, ist diese verhängnißvolle Nachricht eingetroffen. Ja, er ist todt, dieser Mann, den einen großen zu nennen uns der Tod das Recht, das traurige Recht gegeben hat; dieser Mann, dessen Name eine Epoche in der Literatur bezeichnet, dieser Mann, auf den wir stolz sind als auf eine unserer stolzesten Zierden. Dahingerafft in der Blüthe seiner Jahre, auf der Höhe seiner Kraft gestorben, gerade wie die herrlichsten seiner Vorgänger, denen auch nicht vergönnt gewesen ist, ihr begonnenes Werk zu vollenden! Wie eine neu empfangene Wunde alle Narben aufreißt, so erneuert dieser Verlust den Kummer über die Verluste, die uns durch den Hingang dieser Edlen zugefügt worden. Von seinen Verdiensten zu reden, ist hier weder der Ort noch die Zeit — es wird das die Aufgabe der Kritik der Zukunft sein. Hoffen wir, daß diese Kritik ihrer Aufgabe gerecht werden und über ihn das unparteiische, von Liebe und Verehrung erfüllte Urtheil fällen werde, mit welchem Leute seiner Art von der Nachwelt beurtheilt zu werden pflegen. Kritischen Amtes haben wir hier nicht zu warten, wir wollen nur einen Widerhall des Kummers abgeben, der rings um uns Alles erfüllt. Wir wollen Gogol nicht beurtheilen, sondern ihn beweinen, ruhig vermögen wir jetzt nicht von ihm zu reden: einem thränenerfüllten Auge erscheint auch das beliebteste und bekannteste Antlitz nur verschwommen. An dem Tage, an welchem Moskau ihn begräbt, haben wir ihr die Hand zu reichen, uns in dem Gefühl gemeinsamen Leides mit dieser Stadt vereinigen wollen. Ein letztes Mal auf seine entseelten Züge zu schauen, ist uns nicht vergönnt gewesen, wir haben ihm darum aus der Ferne einen Abschiedsgruß senden, wir haben mit andächtigem Gefühl die Gabe unseres Schmerzes und unserer Liebe auf das frische Grab legen wollen, in welches eine letzte Handvoll heimathlicher Erde zu werfen uns nicht vergönnt gewesen ist.

Der Gedanke, daß sein Staub in Moskau ruhen soll, erfüllt uns mit einer gewissen schmerzlichen Befriedigung. Möge er dort, möge er im Herzen Rußlands ruhen, das er so tief verstanden, so glühend geliebt hat, daß nur leichtfertige oder kurzsichtige Menschen in jedem seiner Worte den Hauch dieser Liebe nicht

---

[1]) Vgl. die „Moskauer Zeitung", Jahrg. 1852, 18. März, Nr. 32.

verspürt haben können. Der Gedanke, daß die letzten reifsten Früchte seines Genius für uns verloren sein sollten, würde uns zu schwer zu fassen sein, — das Gerücht von der angeblichen Vernichtung derselben haben wir zu unserem Schrecken vernommen.

Ob es wohl Leute geben mag, denen diese unsere Worte übertrieben oder völlig unangenehm erscheinen? Der Tod hat eine reinigende und versöhnende Gewalt, selbst an gewöhnlichen Gräbern pflegen Verleumdung und Haß, Neid und Mißverständniß zu verstummen; an dem Grabe Gogol's werden sie nichts zu sagen haben. Welcher Platz in unserer Geschichte seinem Namen auch endlich angewiesen werden mag — wir sind überzeugt, daß Jedermann mit uns ausrufen wird:

Friede seiner Asche! Ewiges Gedächtniß seinem Leben, ewiger Nachruhm seinem Namen. T.......w [1]).

Ich hatte diesen Artikel einem der in Petersburg erscheinenden Journale zugesendet. Gerade damals war die Censur aber seit einiger Zeit besonders streng geworden. Dergleichen Censur-Crescendos traten sehr häufig ein — Gründe dafür vermochte der private Beobachter ebenso wenig ausfindig zu machen, wie etwa für die periodische Zunahme der Sterblichkeit während großer Epidemien. Es vergingen mehrere Tage, ohne daß mein Aufsatz gedruckt wurde. Als der Redacteur des Journals mir auf der Straße zufällig begegnete, fragte ich ihn nach dem Grunde der Verzögerung. Er antwortete mir allegorisch: „Sehen Sie doch nur, wie abscheulich das Wetter ist — an dergleichen ist nicht einmal zu denken.“ „Aber der Aufsatz ist doch völlig unschuldig,“ erwiderte ich. „Unschuldig oder nicht,“ gab der Redacteur zur Antwort, „darum handelt es sich nicht, es ist einmal befohlen, daß Gogol's überhaupt nicht gedacht werden soll. Man kann es hier nicht verwinden, daß der General-Gouverneur von Moskau, Graf Sakrewski, bei seiner Beerdigung im Andreasbande erschienen ist.“ — Einige Tage darauf schrieb ein Moskauer Freund mir einen Brief voller Vorwürfe: „Gogol ist todt und kein einziges Journal hat bei Euch in Petersburg davon Act genommen. Dieses Schweigen ist geradezu schimpflich!“ In meiner Antwort deutete ich — freilich nur in Kürze — die Gründe dieses Schweigens an und legte meinen verbotenen Artikel quasi als Belegstück dem Briefe bei. Mein Freund präsentirte denselben dem Curator des Moskauer Lehrbezirks, General Nasimow, als höchstem Chef der dortigen Censur, und dieser erlaubte den Abdruck in der „Moskauer Zeitung“. Darüber verging der halbe März — am 16. April aber wurde ich wegen Ungehorsams und Verletzung der Censurvorschriften zu einem Monat Polizeiarrest (die ersten vierundzwanzig Stunden brachte ich im

[1]) Bei diesem Artikel (in Bezug auf welchen Jemand sehr treffend bemerkte, daß heutzutage kein bedeutender Kaufmann sterben könne, ohne daß die Zeitungen ihm sehr viel wärmere Nachrufe widmeten) fällt mir folgendes ein: Eine sehr hochgestellte Dame in Petersburg erklärte gelegentlich, daß sie die über mich verhängte Strafe für unverdient, unter allen Umständen für allzu streng und hart halte. „Aber (wurde ihr zur Antwort gegeben), Sie wissen nicht, daß er in dem incriminirten Artikel Gogol einen großen Mann genannt hat.“ „Das kann nicht sein.“ „Ich versichere Sie, es ist so.“ „Dann freilich,“ gab die vornehme Dame schließlich zu, „dann habe ich nichts weiter zu sagen; je regrette, mais je comprends qu'on ait du sévir.“ T.

Untersuchungsgefängniß zu, wo ich mich mit dem ausgesucht höflichen und gebildeten Polizei-Unterofficier unterhielt, der mir von seinen Spaziergängen im Sommergarten und dem „Aroma“ der Vögel erzählte) und zweijähriger Verbannung auf das Land verurtheilt. Ich will keine Anklage gegen die damalige Regierung erheben. Der damalige, jetzt verstorbene Curator des Petersburger Lehrbezirks, Mussin-Puschkin, hatte — ich weiß nicht aus welchen Gründen — diesen Vorgang als directen Ungehorsam von meiner Seite bezeichnet und den höheren Regierungsinstanzen gegenüber angegeben, er habe mich persönlich davon in Kenntniß gesetzt, daß der Abdruck meines Aufsatzes durch das Censur-Comité nicht gestattet worden (ein Censurverbot konnte mich nicht verhindern — kraft der bestehenden Verordnung — meinen Artikel einem anderen Censur-Comité zu unterbreiten). Die Wahrheit aber ist, daß ich Herrn Mussin-Puschkin mit keinem Auge gesehen, nie mit ihm verhandelt hatte. Daß die Regierung der Aussage eines so hochgestellten Beamten Glauben beimaß, ist nicht zu verwundern! Doch hat Alles nur zu meinem Besten gereicht; sowohl der Aufenthalt im Arrest, als auch der auf dem Lande hat mir die Seiten des russischen Wesens erschlossen, die bei dem gewöhnlichen Lauf der Dinge wahrscheinlich meiner Aufmerksamkeit entgangen wären.

Als ich eben vorstehende Zeilen beendet hatte, fiel mir ein, daß mein erstes Zusammentreffen mit Gogol um Vieles früher stattgefunden hat, als ich im Anfang sagte. Ich bin nämlich schon im Jahre 1835 sein Zuhörer gewesen, als er an der St. Petersburger Universität Geschichte las. Dieses Colleg war, die Wahrheit zu gestehen, sehr origineller Art. Von je drei Vorlesungen pflegte er mindestens zwei zu versäumen; erschien er einmal auf dem Katheder, so geschah das gewöhnlich nur, um einige Bemerkungen vor sich hin zu murmeln, in Stahl gestochene Abbildungen aus Palästina und anderen Gegenden vorzuweisen und immer wieder in Verwirrung zu gerathen. Wir waren sammt und sonders überzeugt (und irrten uns darin kaum), daß dieser Professor Gogol-Janowski von Geschichte schlechterdings nichts wisse und daß er mit dem gleichnamigen Novellisten, der uns als Verfasser der „Abende im Meierhof bei Dichanka“ bekannt war, nichts gemein habe. An den Prüfungen in den historischen Wissenschaften nahm er nur als schweigender Zuschauer Theil; während der Professor Schulgin statt seiner examinirte, saß er, das Gesicht mit einem großen schwarzen Tuch verbunden, in trostloser Verlegenheit da; die Empfindung, daß er nicht an dem richtigen Platze sei und daß er eigentlich eine komische Figur spiele, war bei Gogol lebhaft genug, um ihn noch in demselben Jahre seinen Abschied nehmen zu lassen. Dennoch hat er einmal ausgerufen: „Verkannt bestieg ich das Katheder — verkannt verlasse ich es.“ — Er war dazu geboren, seinen Zeitgenossen ein Lehrer zu sein: aber freilich nicht auf dem Katheder.

(Schlußartikel im nächsten Heft.)

Das Haus meines Großvaters.

Skizze aus der Kindheits-Erinnerung.

Von

Gustav zu Putlitz.

Wenn ich es versuche, aus den Erinnerungen meines langen, vielbewegten Lebens einzelne Bilder zu fixiren, so will ich diesmal zurückgreifen in die Tage des ersten Bewußtseins, auf die Eindrücke, die, dem Gedächtniß des Kindes tief eingeprägt, sich durch alle Jahre zurückriefen und ergänzten. Ich war freilich kaum fünf Jahre alt, als ich das Haus und seinen Bewohner, von denen ich erzählen will, zum letzten Male sah, und doch stehen Beide mir so frisch, so unvergeßlich vor der Seele, als sähe ich sie noch; als könnte ich noch hineintreten in die Räume; als müßte ich noch dem Blick aus den klugen, tief blauen Augen des vierundachtzigjährigen Greises begegnen, als empfände ich noch die Scheu von damals, die der alte Mann auf alle seine Umgebungen ausübte.

Mein Gedächtniß reicht bis in die zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts, das Haus, das ich schildern will, war wohl über ein halbes Jahrhundert alt, wenn nicht älter. Ich weiß nicht, wer es baute. Mein Urgroßvater hatte ausgebreitete Besitzungen in der Priegnitz und ein großes Schloß, im Viereck mit Schloßhof gebaut, von Wallgräben mit Zugbrücke umgeben, von denen letzteren noch Spuren vorhanden sind, wenn auch jetzt von Gartenanlagen gedeckt. Mein Vater hat noch von dem Schloß erzählt, was er von alten Leuten hörte. Es wurde schadhaft, und anstatt es zu erhalten oder wieder auszubauen, richtete sich der Urgroßvater ein sehr anspruchsloses Wohnhaus auf dem Wirthschaftshof auf und ließ das Schloß unbewohnt zerfallen. Sein ältester Sohn hat es später abtragen lassen und auf die alten Fundamente ein für damalige Zeit sehr stattliches Haus gebaut. Für die beiden andern Söhne, von denen mein Großvater der ältere war, hatte ihr Vater andere Gütercomplexe bestimmt, auf denen sie sich ihre Wohnhäuser aber erst herrichten lassen mußten, da sie bisher verpachtet und von keinem Besitzer selbst bewohnt gewesen waren. Daß diese so einfach als möglich ausfielen, lag in den Verhältnissen der Zeit. Damals sah es knapp aus in der Mark. Unter der energischen Herrschaft der Hohenzollern hatten die

Burgen und befestigten Schlösser ihre im Mittelalter noch mächtige Bedeutung verloren, und was von ihnen der Zeit noch trotzen wollte, brach unter den Verheerungen des dreißigjährigen Krieges, namentlich unter den Erpressungen der Schweden, die in der Priegnitz furchtbar hausten. Damit waren aber auch die Mittel genommen, neu zu erbauen, was in schweren Zeiten zusammengestürzt war. Vor den Schweden auch hatten meine Vorfahren ihre Acten und Familienpapiere retten wollen und sie nach Hamburg geschickt, wo sie jedoch nie wieder aufgefunden wurden.

Wie bescheiden aber das Haus meines Großvaters ausfiel, wird meine Schilderung desselben beweisen. Das Herrenhaus lag mit den Wirthschaftsgebäuden mitten im Dorf, nach der Rückseite nur durch ein schmales Gärtchen von der Dorfstraße getrennt. Es war einstöckig von Holzfachwerk und hatte ein für die niedrigen Wände unverhältnißmäßig steiles Ziegeldach. Jeder äußere Schmuck fehlte. Durch die Hausthür trat man in einen großen Vorflur, von dem eine Treppe nach dem Dachboden und den Giebelzimmern führte; sonst war der mit ausgetretenen Ziegelsteinen gepflasterte Flur leer. Eine Thür neben der Treppe führte in die Küche und Dienstbotenzimmer, eine andere rechter Hand in die sogenannten Gesellschaftsräume, eine linker Hand in das Wohnzimmer meines Großvaters.

Alle diese Räume sind mir noch gegenwärtig, obgleich ich die rechter Hand nur selten und stets mit einer verwunderten Scheu betreten habe. Sie wurden auch selten geöffnet und nur am Geburtstag des Großvaters versammelte sich die Familie in denselben zum Mittagsessen. Zuerst kam ein größerer Saal, der durch die ganze Tiefe des Hauses ging, die Wände waren im Rococo-Stil mit Holzwerk bekleidet, weiß mit goldenen Verzierungen, und ebenso waren die Meubles. In den freien Feldern des Holzwerkes war rother chinesischer Seidendamast eingelassen und von demselben Stoff waren Gardinen und Polster. Der Stoff, so erzählte man uns, stammte noch von der Ausstattung meiner Urgroßmutter, Frau von Winterfeld, geborenen von Katte, der Tochter des Feldmarschall Grafen von Katte und Schwester des Freundes Friedrich's des Großen, der, wegen des mit dem Prinzen versuchten Fluchtversuches, in Küstrin enthauptet wurde. Hinter diesem Saal war die nicht unbeträchtliche Bibliothek in zwei Räumen auf hohen Bücherregalen aufgestellt. Von diesen Dingen habe ich noch Vieles später gekannt, Manches existirt noch jetzt und zwar in meinem Besitz; so ein großer Theil der Bibliothek, die Stühle des Saales und einige Ueberbleibsel des chinesischen Seidenstoffes. Auch Porträts aus der Familie des unglücklichen Katte, sein Bild, die seiner Eltern und Schwester, diese aber aus der Erbschaft meiner Großtante, einer unverheiratheten Schwester meiner Großmutter. Das Leblose hat die Geschicke der Menschen um ein und ein halbes Jahrhundert überdauert. Und doch, wie Vieles ist von dem Schmuck jener Zeiten verloren gegangen in den Jahren, in denen man Alles, was aus der Rococo-Periode stammte, verachtete und aus seiner Umgebung verbannte! Es war das nicht allein die Folge des veränderten Geschmackes, des Ueberdrusses an dem verschnörkelten Stil, sondern es lag ein, vielleicht unbewußtes, politisches Motiv zu Grunde. Man fühlte, und nicht mit Unrecht, daß dieser Stil, in der Zeit des

Luxus, der Verschwendung, der Sittenlosigkeit entstanden, die der französischen Revolution vorangegangen war, diese hervorrief und dann indirect das tiefe Elend Preußens unter Napoleon begründete. Die Erhebung der ganzen Nation, das Opfer, das sie brachte an Wohlstand, an Leben und Kraft, um das Joch abzuschütteln, contrastirte zu grell mit dem Schaumgold des vergangenen Jahrhunderts, mit den unechten Zierrathen, deren coquette Ueberladenheit ohne eigentlichen Kunstwerth und in langweiliger Einförmigkeit nur dem Auge schmeichelte. Man fiel in das Extrem und die schmuckloseste Einfachheit trat an die Stelle. Was etwa noch erhalten blieb und was später eine Modeliebhaberei wieder aufspürte, hatte nicht der Geschmack daran, sondern die Pietät für die, die es einst besaßen, gerettet.

Ehe ich nun in das Privatzimmer meines Großvaters eintrete, werfe ich einen Blick auf den Wohnort selbst: auf ein märkisches Dorf, wie ich mich dessen aus der Kindheit erinnere. Wenn ich das Herrenhaus schmucklos und bescheiden in seiner äußeren Erscheinung nannte, so trat es nichtsdestoweniger bedeutend vor den andern Wohnhäusern des Ortes hervor, die in ärmlicher Ursprünglichkeit die lange Dorfstraße einschlossen. Noch waren selbst zu der Zeit, in der ich sie kennen lernte, die niedrigen Häuser sämmtlich mit Stroh oder Rohr gedeckt; kein Schornstein überragte das Dach, der Rauch quoll durch die Hausthür hervor und unter dem Dach heraus, das gebogen und schief mit stetem Einsturz zu drohen schien. Das Innere zeigte Mangel an jedem Schmuck, jeder Annehmlichkeit; ein roher Tisch, Schemel, höchstens ein Armstuhl an dem Ofen aus rohen Backsteinen; in der Kammer eine Bettstelle und die Truhe; in der Küche der gewaltige Herd, ohne Schornstein; an dem eisernen Haken der kupferne Kessel; Alles geschwärzt vom immer wirbelnden Rauch. Außen aber beschatteten Obstbäume die ärmlichen Hütten, auf denen hier und da ein Storchnest die Giebel krönte. Die Bewohner hatten nicht viel, aber sie bedurften noch weniger. Hinter den Gehöften lag der sogenannte Garten, zunächst für Gemüse mit Obstbäumen, dann eine kleine Wiese, auf der der Zufall oft kräftige alte, breitgipflige Eichen hatte wachsen lassen. Jetzt zeigt das Dorf eine Reihe stattlicher massiver Wohnhäuser, deren Fenster Gardinen schmücken und hinter denen die Wirthschaftsgebäude, meist in Backsteinen, auf den Fundamenten aus prächtigem, gesprengten Granit aufgebaut sind. Nur die alte Kirche aus rohem Steinbau mit dem einfachen Thurm, dessen Wände mit graugewordenen Brettern bekleidet sind, ragt noch über den Häusern des Dorfes hervor, umgeben von den halbverfallenen Gräbern und Grabgittern des nicht mehr benutzten Friedhofes.

Früher lag das Dorf, eins der größten der Umgegend, an einer sandigen Landstraße, auf der sich der spärliche Verkehr mühsam hinschleppte. Zweimal wöchentlich ging die alte Botenfrau in das Nachbarstädtchen, holte Briefe und Zeitungen, und brachte in ihrer Kiepe die kleinen Einkäufe für das Dorf. Diese Verbindung mit der Außenwelt genügte. Nun zieht längst eine Chaussee, die zwei Provinzstädte verbindet, am Orte vorbei, der Poststation geworden ist, und viermal täglich kommen Briefe. Der Telegraph vermittelt die Nachrichten aus der Ferne, und in wenig Monaten wird eine bereits ausgesteckte Eisenbahn, für die unser Dorf Station werden soll, sich den großen Weltstraßen anschließen.

Aber wir kehren zurück in das alte Herrenhaus, das seit fast sechzig Jahren nicht mehr existirt, dessen Stelle nur noch Wenige neben mir aus eigener Anschauung finden würden, und wir treten gleich in das Wohnzimmer meines Großvaters, das er in den letzten Jahren seines Lebens nur noch verließ, wenn er sich zur Nachtruhe in das anstoßende Schlafzimmer begab. Neben der Eingangsthür ein Tisch und Stühle, dann der mächtige Kachelofen auf vier Beinen. Unter diesem liegen drei bis vier schwarze Teckelhunde auf Kissen oder kleinen Polsterstühlen und freuen sich der behaglichen Wärme des Ofens, der durchs ganze Jahr, im Winter und Sommer, geheizt wird. Auf der zweiten Wand, zwischen Ofen und Thür, die über einen kleinen Nebenflur zur Küche führt, steht des alten Herrn Schreibschrank, sehr unbequem den Fenstern gegenüber. Er ist nicht eigentlich im Rococostil, aber doch kunstvoll in verschiedenen Mustern in Holz ausgelegt. Auf demselben steht die Uhr unter einem hölzernen Gehäuse mit Glasscheiben, das fast die Gestalt eines kleinen Gardinenbettes damaliger Zeit hat. Die Uhr aber ist schön und geschmackvoll. Zu beiden Seiten des Gehäuses vortrefflich in Holz geschnitzte Figuren; links die Zeit, ein Greis mit der Sense, rechts eine weibliche Gestalt, die einem Genius ein aufgeschlagenes Buch zeigt, das auf ihrem Schoß ruht, vielleicht die Geschichte bedeutend. Auf der Uhr zwei Kindergestalten, die sich umschlingen. Das Gehäuse ist weiß, die Figuren in mattem und glänzendem Gold. Der geheimnißvolle Schrank, die Uhr mit ihrem allegorischen Schmuck regten die Kinderphantasie mächtig an. Nun habe ich Beide seit vierzig Jahren im eigenen Zimmer in Gebrauch und etwas von dem alten Zauber ist geblieben, ja mir ist es, als flüsterten sie mir Kunde zu von dem Raum, den ich beschreiben will und ergänzten meine Erinnerung. An der nächsten Wand stand nur das Sopha, auf dem der Großvater allein den Platz inne hatte, und in den beiden Fenstern der letzten Wand Stühle, zwischen ihnen eine geschweifte Commode, darüber der Spiegel mit vergoldetem Rahmen, geziert mit dem Medaillon-Porträt Friedrich's des Großen. In der Mitte des Zimmers ein großer Eßtisch. Das war der Raum, den der Greis ausschließlich bewohnte, in dem er schrieb, las, seine Mahlzeiten hielt, Besuch um sich versammelte, ja in dem Geschäftsleute und Ortsangehörige ihm ihre Anliegen vortrugen und die Gerichtstage abgehalten wurden in der Zeit, in der der Gutsherr zugleich der Gerichtsherr über die Insassen seines Grundbesitzes war.

Mein Großvater war über achtzig Jahre alt seit meine Erinnerung reicht; seinen beiden Söhnen hatte er benachbarte Güter übergeben, die sie bewirthschafteten; sie waren, bei seinem Leben, verheirathet und hatten je einen Sohn und eine Tochter. Jeden Mittwoch verlangte er seine Söhne zu Tisch bei sich zu haben, und jeden Sonntag die beiden Familien. Da galt keine Entschuldigung, und alles Geschäftliche mußte sich diesem Unumstößlichen fügen. Punkt eilf Uhr mußten wir da sein, nicht früher, nicht später. Das war für die Eltern ein fühlbarer Zwang, wir Kinder nahmen es für etwas Selbstverständliches und trotz der Scheu, die uns der alte Herr einflößte, trotz der Ermahnungen der Eltern, uns in seiner Gegenwart vollkommen ruhig zu verhalten, war es immerhin eine Abwechselung, auf die wir uns freuten und die mit manchem Geheimnißvollen und Fremdartigen unsere Neugier und Phantasie anregte.

Ich will versuchen, solchen Sonntag zu schildern. Die beiden Familien kommen fast zu gleicher Zeit an, und da man die Wege, die zum Wohnort des Großvaters zusammenliefen, weithin übersehen konnte, ließen die, welche einen Vorsprung hatten, die Pferde langsamer gehen, um sich zu treffen. Wenn wir eintraten, saß der alte Herr der Thür gegenüber auf dem Sopha und erhob sich halb zur förmlichen Begrüßung. Wir Kinder mußten zu ihm herantreten und er reichte uns die Hand. Er war ein kleiner, verwachsener Mann, aber es lag etwas Achtunggebietendes, Einschüchterndes in seinem strengen Wesen, etwas Imponirendes in dem schönen Auge. Die Söhne nannten ihn „Du" und auch wir Kinder hatten diese Anrede uns herausgenommen. Die Schwiegertöchter redete er „Frau Tochter" und mit „Sie" an, und nach kurzem Gruß nahmen sie die Plätze an dem einen Fenster ein, während wir Enkel uns in das andere drängten. Der Großvater führte allein die Unterhaltung; unangeredet durfte Niemand sprechen; alles Flüstern oder gar Lachen wies er streng zur Ruhe. Aber doch war die Unterhaltung belebt. Fast immer war der Geistliche des Ortes, der die Zeit seines Gottesdienstes darnach einrichten mußte, zu Tisch geladen, oft auch der Müller im Dorfe, der früher eine Reihe von Jahren als Wirthschafter das Gut verwaltet hatte, und der mußte dann die Vorkommnisse in der Umgegend berichten. Er sprach eine Mischung von Platt- und Hochdeutsch, war aber ein kluger Mann mit sicheren Manieren und kannte die Eigenheiten des alten Herrn ganz genau und war eingeweiht in alle Verhältnisse der Familie. Meinem Vater und dessen, um ein Jahr älteren, Bruder war er oft dienstfertig und nützlich gewesen, wenn sie dem Großvater irgend etwas Geschäftliches mitzutheilen hatten, womit sie fürchteten, ihn ungeduldig oder heftig zu machen: „Da müt'en se dummdriest mit routkomen," sagte er, „süss schnit he ehn' forts de Red' af, un wenn he schlimm is, fort' he jedwer Wort an." So war der alte Müller Rogge uns Allen ein erwünschter Gast. Im Uebrigen drehte sich die Unterhaltung um Politik und Literarisches, denn der Großvater las fast den ganzen Tag, und in den späteren Jahren, als die Augen versagten, ließ er sich von einer Gesellschaftsdame vorlesen. So blieb er, bis zu seinem Tode, in Verbindung mit Allem, was neu erschien; neben der Belletristik, besonders der französischen, waren es Reisebeschreibungen, auch philosophische Werke, die ihn interessirten und in- und ausländische Zeitungen. Das freilich habe ich erst später erfahren, aber der Beweis liegt vor mir in der ziemlich umfangreichen Bibliothek, die noch in meinem Besitz ist, und von der doch im Laufe der Jahre, ein großer Theil als unbrauchbar, des Raumes wegen, ausgeschieden oder sonst untergegangen ist. Aber darauf komme ich später zurück und will nun noch einmal meine Schilderung des Sonntags beim Großvater wieder aufnehmen.

Punkt zwölf Uhr öffnete sich die Thür und der Diener, ein Riese von nahezu sechs Fuß, trat ein und setzte die Suppenterrine auf den Tisch. Er war Pole und im Jahre 1806 Officiersbursche bei meinem Vater in dem unglücklichen Kriege gewesen, mit ihm ins Elternhaus gekommen und dort als Diener geblieben. Genannt wurde er auf Hochdeutsch „Gera", auf Plattdeutsch „Gerat". Welche Sprachweise richtig war, ist nicht zu erweisen, da er weder lesen noch schreiben konnte, noch überhaupt mehr als gebrochenes Deutsch sprach, und seinen

Namen mit dem Sprachtalent seiner Nationalität und der Willkür des angeborenen Accents sich selbst zurecht gemacht hatte. Er wurde mit „Er“ angeredet und hatte etwas sehr Devotes, dabei aber eine ungewöhnliche Findigkeit für seine Obliegenheiten, trotz einer gewissen Tölpelhaftigkeit seiner Manieren. Er stand im Ruf, bei Zurechtweisungen immer eine Ausrede bereit zu haben, wenn auch eine noch so unglaubwürdige. Das hatte ihm manche Rüge seines Herrn zugezogen, die sich in der Heftigkeit bis zu Ohrfeigen gesteigert haben soll, was sich bei seiner Riesengestalt, dem kleinen, schwächlichen Manne gegenüber, sehr possirlich muß ausgenommen haben; aber nichts destoweniger war er diesem sehr treu und bewies das nach jeder Richtung. Der Mittagstisch war so einfach als der ganze Zuschnitt des Hauses und bestand aus drei Gerichten, zu denen „nur für die Kinder“ eine Mehlspeise hinzugefügt war, die uns aber zur Pein wurde. Denn jedesmal, wenn die Reihe an uns kam, davon zu nehmen, rief der Großvater: „Gera, stelle er die Teller der Kinder ins Fenster, sie verbrennen sich sonst.“ Da stand nun die ersehnte Speise, die Eltern waren längst fertig damit, wir aber mußten lautlos warten und bekamen dann kalt, was uns zugedacht war.

Nach dieser Geduldsprüfung kam die Freiheit. Während in dem heißen Zimmer die Unterhaltung, die der Großvater fast allein führte, sich belebte, durften wir Kinder hinaus in den Garten, wo uns Gespielen aus der Dorfjugend erwarteten. Freilich, das eigentliche Ziergärtchen, das zwischen dem Hause und der Dorfstraße lag, durften wir nicht betreten; es war mit seinen Blumenbeeten, Taxus-Pyramiden und Orange-Bäumen, welch' letztere heute noch grünen und blühen, von der Großmutter, die seit zehn Jahren todt war, angelegt und gepflegt worden. Wir hatten sie selbst nicht mehr gekannt; aber ihr stiller, praktischer und dabei so selbstvergessener Sinn, ihr tiefes Gemüth warfen milden Schein in das Leben der beiden Söhne, ja Aller, die in den Kreis ihres Wirkens, ihrer Theilnahme, ihres Rathes getreten waren, von Verwandten und Nachbarn bis zum letzten Dienstboten hinab. Bis zu seinem neunzigsten Jahre hat mein Vater mir fast bei jedem Zusammensein von seiner Mutter erzählt und niemals ohne Thränen in den Augen. Der Großvater ehrte ihr Andenken auch dadurch, daß er ihr Gärtchen, die Zuflucht ihrer einsamen Stunden, vor den Kinderspielen der Enkel schützte. Dafür stand uns der große, neu angelegte Gemüse- und Obstgarten zu freier Verfügung. Uebrigens bot er uns nur ein Besonderes: das sogenannte Lusthaus des Großvaters, obgleich auch das uns verschlossen war und wir nur durch die Spalten der geschlossenen Läden hineinlugen konnten, wie in ein geheimnißvolles Räthsel. Es war ein Denkmal der Mode des vergangenen Jahrhunderts. Damals hatte jedes Herrenhaus im Garten sein Lusthaus, das sich jeder, oft ziemlich bizarr, nach Launen und Geschmack aufbaute. Zunächst der Einsamkeit gewidmet und zum Schutz in Regentagen, diente es doch meist praktischen Zwecken, namentlich zur Aufbewahrung von Gartengeräthschaften, oder Obst während des Winters. Die Art, wie mein Großvater sich sein buon retiro gebaut hatte, wie er es seiner Neigung nach benutzte, ist bezeichnend für ihn. Am Ende des Obstgartens floß der Mühlenbach, der den Garten gegen eine Pferdeweide begrenzte. Ueber diesen Bach, auf

Pfählen, war das Lusthaus gebaut, von außen schmucklos aus Holz und Ziegelsteinen, gedeckt mit Schindeln. Innen sah der kleine Raum behaglich aus. An der einen Wand, der Eingangsthür gegenüber, ein Kamin, an zweien, die auf den Bach hinaussahen, Fenster. Die Wände waren dunkelgrün, mit Oelfarbe gestrichen, das einfache Mobiliar, im Rococo-Stil, bestand aus Sopha, Stühlen, Tisch und einem Schränkchen. In letzterem waren Bücher und Thonpfeifen. Der alte Förster, der den Schlüssel zu dem Häuschen hatte, ließ uns zuweilen hineinblicken, indem er die Thür halb öffnete. Ueber die Schwelle durften wir nicht treten, das hatte „de oll Herr" für Jeden verboten, obgleich er selbst seit Jahren den sonst so viel benutzten Raum nicht mehr aufgesucht hatte. Ueberschattet von den dichten Erlen, die am Rande des Baches aufgeschossen waren, umplätschert vom Bach, auf dem es stand, das Innere jedem Blick von Außen entzogen, muß der behagliche Raum in heißen Sommertagen in der That eine poetische Zuflucht für den einsam Studirenden gewesen sein. Da saß der alte Herr oft ganze Tage und Niemand durfte ihn stören, und nicht nur im Sommer, sondern spät in den Herbst hinein, so lange das Feuer im Kamin ausreichte, das Zimmerchen zu erwärmen. Dann, als er älter wurde, kam er nicht mehr, ja er ging nie des Weges, um den lieben Raum nicht wiederzusehen. — Der Großvater war ein Gelehrter und sein Beispiel, seine Erziehung hat den Sinn für Wissenschaft und Poesie auf Kind und Kindeskinder weitervererbt. Das war, in damaliger Zeit, überraschend für einen märkischen Land-Edelmann, aber es hatte seinen natürlichen Grund. Als Knabe von neun Jahren hatte er sich in der Füllenweide auf ein ungesatteltes Pferd geschwungen und war abgeschleudert worden. Der Fall muß hart gewesen sein und die Kunst der Aerzte in den Provinzialstädten war dazumal wohl noch auf unzureichende Empyrie gebaut; kurz, der Knabe, ganz gegen die Tradition seines Geschlechtes, blieb klein und verwachsen, und ferngehalten den körperlichen Uebungen und Geschicklichkeiten seiner Altersgenossen, in denen er keine Aussicht hatte, es diesen gleichzuthun. Dafür warf er sich, unterstützt von einem glänzenden Gedächtniß und scharfem, zum Sarkastischen neigenden Verstand, mit aller Energie auf seine geistige Ausbildung. Er machte seinen Schulcursus auf dem damals renommirtesten Alumnate zu Kloster Bergen bei Magdeburg durch und bezog, nachdem er zwei Jahre in der Prima gesessen hatte, die Universitäten zu Helmstädt, Göttingen und Halle, wo er seine lateinische Dissertation schrieb und öffentlich disputirte. Dann arbeitete er am Kammergericht in Berlin, wo er vorzugsweise in den dortigen gelehrten Kreisen verkehrte, mit Nicolai und Lessing, und namentlich mit Moses Mendelssohn, dem er freundschaftlich näher trat. Neben wissenschaftlichen Arbeiten übte er auch poetische Versuche und beherrschte die französische, italienische und holländische Sprache, ohne, bis zu seinem Tode, das Lateinische bei Seite zu legen. Von den deutschen Dichtern stand ihm Goethe am nächsten, wegen seiner Natürlichkeit und weil er alle seine Schöpfungen vom ersten Erscheinen verfolgte. Mit Schiller konnte er sich nicht befreunden. Schon die Räuber hatten ihn abgeschreckt und dem idealen Flug der späteren Werke vermochte der Greis nicht mehr zu folgen.

Ein Zeitgenosse, der als Schriftsteller damals nicht unbekannte Stephan

Schütz, war durch Zufall in die Nachbarschaft meines Großvaters gekommen und hatte einige Male in seinem Hause verkehrt. Das veranlaßte ihn, als er den Tod meines Großvaters erfuhr, in einem längeren Aufsatz über diese Begegnung zu berichten und ich lasse einen kleinen Auszug dieser Besprechung folgen. Nachdem er eine Charakteristik der Bildungsstufe und der Liebhabereien des Landadels in der Mark unterworfen hat, sagt er von meinem Großvater: „Ohne die Gutsverwaltung ganz aus dem Auge zu verlieren, war er hauptsächlich für sich, für sein inneres Leben, ein Denker, ein Gelehrter, ein Philosoph. Wenn man in sein Haus trat, war das öde Leben umher vergessen, besonders wenn man unsern Baron, nach lebhaftem Empfang, nur freundlich sprechen hörte. Die Geläufigkeit, Gewandtheit, Freiheit seiner Unterhaltung versetzte den Gast auf der Stelle in den gebildetsten Cirkel der Residenz, wenn anders dieser einer so geistreich ist, und in der Bezeichnung der Wahrheit auch den stärkeren Ausdruck nicht scheut. Eine eigene Geschicklichkeit besaß der zuvorkommende Wirth darin, das Gespräch, wenn kaum der erste Gruß vorüber war, auf den Gegenstand zu lenken, der ihm gerade am Herzen lag, sei es nun irgend eine Staatseinrichtung, eine kirchliche Neuerung, eine wissenschaftliche Controverse, besonders aber eine philosophische Streitigkeit, und sehr glücklich war er, wenn ihm der Gast nur einiger Maßen folgen konnte. Nicht leicht hielt Einer gegen seine Beredtsamkeit Stand, denn die Worte waren ihm so gut zu Gebote, und er mischte nicht selten Scherz und launige Einfälle mit ein, auf die nicht Jeder gefaßt war.

Bei dieser herrschenden Neigung zur Gelehrsamkeit war es denn wohl sehr natürlich, daß er vorzugsweise den Umgang suchte, von dem er hoffte, daß er den Forderungen seines Geistes entspräche. Keinen Prediger, keinen Candidaten, der von draußen hereinkam, keinen wissenschaftlichen Fremden, der die Gegend berührte, ließ er außer Acht, wenn anders sie zu einer geistreichen Unterhaltung ihm Hoffnung gaben. Aber auch die Kunst, namentlich die Musik erregte seine lebhafte Theilnahme, und wo immer er in der Nachbarschaft von einem musikalischen Talent hörte, so lud er es, welchem Gesellschaftskreise es auch angehörte, in seinen Musentempel ein, denn so konnte in der That seine stille Wohnung heißen, wenn hier Geist und Scherz zu einem fröhlichen Mahle sich versammelt hatte, und Saitenspiel und Lied erklang. Eine schöne Welt schwebte dann vor der erheiterten Phantasie, und er lebte als ein glücklicher Horaz darin."

So erzählt Stephan Schütz von ihm nach einem flüchtigen Verkehr im Jahre 1798. Manche Züge seines Bildes lebten wohl noch fort in dem Greise, als welcher ich ihn, fast dreißig Jahre älter, in der Kindererinnerung bewahre, aber stiller, scherzloser, oft verstimmt war er wohl nach schmerzlichen Erfahrungen mit den Gebrechlichkeiten des Alters geworden.

Damals beschäftigten ihn noch die Controversen, welche die Kant'sche Philosophie hervorgerufen hatte, und er bekämpfte diese mit den Waffen des alten Leibnitz'schen Systems; dann traten die Folgen der französischen Revolution in den Vordergrund des Interesses und nun richteten sich alle Blicke auf den immer steigenden, immer drohender werdenden Ruhm des ersten Consuls. Mit den Worten: „Wat macht Bunepart?" kommt täglich der alte Müller Rogge ins

Zimmer und dann wurde besprochen, was die Zeitungen berichteten. Aber noch sah man so zuversichtlich auf die Armee, die der große König geschaffen und mit der er sich als unüberwindlich bewährt hatte, daß eine ernste Befürchtung für das eigene Vaterland nicht Platz greifen konnte. Als der Krieg dann doch ausbrach, trat der jüngere Sohn, mein Vater, der seine Erziehung auf der damaligen académie militaire in Berlin genossen hatte, in die Armee und theilte das Unglück derselben. Eine lange Zeit der Schmach für das Vaterland, der Bedrückung der Besitzenden, der Vernichtung des allgemeinen Wohlstandes trat ein, und jetzt konnte mein Großvater sein Wissen, seinen muthigen Charakter, seine unerschütterliche Gerechtigkeit für sein Haus und für die weiteren Kreise seiner Nachbarschaft bewähren. Die lange französische Occupation lastete schwer auf den Landsitzen und Gemeinden auch in der Mark; die Contributionen stiegen bis zum Unerschwinglichen, namentlich im Verhältniß zu der kargen Ertragsfähigkeit des Landes, die nur den bescheidensten Ansprüchen der Bevölkerung Genüge leistete. Mein Großvater, der das Französische wie seine Muttersprache sprach und schrieb und in der französischen Literatur gründlich bewandert war, empfing die napoleonische Einquartirung wie Gäste, aber er verlangte auch, daß sie ihn als Herrn des Hauses ansahen und ehrten. Er dehnte seine Gastfreundschaft auch auf die gebildeteren Officiere aus, die in der Nachbarschaft in Quartier lagen, aber er forderte dafür ihre Unterstützung, wo immer ein Conflikt drohte oder ausbrach. Die Feinde ehrten die Energie, die Unerschrockenheit, die Gerechtigkeit des schon alternden Mannes, dessen Wissen auch auf dem Boden ihrer heimischen Bildung, ihnen imponirte und so nahm der Verkehr den Charakter freundlicher Geselligkeit an. Immer vorangehend in Opfern, die für das Allgemeine gebracht werden mußten, immer eintretend wo es galt, Andern Recht und Billigkeit zu wahren, gab und empfing er in dieser schwersten Zeit des Vaterlandes manche freundliche Stunde anregenden geselligen Verkehrs, dankbarer Anerkennung und knüpfte angenehme Verbindungen, die über Jahre hinaus fortdauerten.

Dann kam die Erhebung des Vaterlandes und mit ihr bange Sorgen um den jüngsten Sohn, der wieder in die Armee getreten war, und mehrfach, zuletzt schwer verwundet, in Prag darnieder lag. Zu dieser Zeit starb, nach kurzer Krankheit, meine Großmutter, und der rückkehrende Sohn fand das Elternhaus vereinsamt wieder.

Es war am 8. October 1826, an einem Sonntage und schon waren die beiden Familien bereit, in gewohnter Weise zu Tisch hinüber zu fahren, als ein reitender Bote kam mit der Meldung, der alte Herr fühle sich nicht wohl und wünsche, daß nur seine beiden Söhne kommen möchten. Diese hatten den Vater matter gefunden als sonst und schickten zum Arzt, gegen den Willen des Kranken, der sich mit ihnen zu Tische begab, und fast heiter erklärte, in die Gesetze der Natur sei nicht einzugreifen, seine Tage gingen zu Ende und er fürchte nicht den Tod, den er als Verheißung der höchsten irdischen Offenbarung auffasse. Er ließ sich dann bald nach Tische zu Bett bringen, aber so klaren Geistes, daß die Söhne ohne Beunruhigung heimfuhren. Wir hatten den Tag doch in unheimlicher Erregung zugebracht und freuten uns, den Vater früher als wir ihn erwartet hatten, zurückkommen zu sehen. Es war ein naßkalter Herbsttag. Ueber

den Himmel zog das dunkle Gewölk und der Tag schwand früh. Da sprengte wieder ein Reiter auf den Hof und rief den Vater zurück. Mit dem alten Herrn sei eine merkwürdige Veränderung vorgegangen. Die Söhne kamen noch zu den letzten, leisen und unbewußten Athemzügen des vierundachtzigjährigen Greises.

Welch tiefen Eindruck das Ereigniß auf mich, den noch nicht sechsjährigen Knaben machte, beweist, daß mir die Stimmung des Tages, die Todesnachricht, die Trauer des heimkehrenden Vaters noch heute ganz frisch im Gedächtniß stehen.

Auf den ausdrücklichen Wunsch des Verstorbenen blieb der Sarg noch sechs Wochen lang ungeschlossen in dem abgelegenen Lusthause stehen, das ich oben beschrieb. So war er doch nach Jahren zurückgekehrt zu dem Raum, der ihm so oft zu geistig belebten, poetisch erregten Stunden eingeladen und ihm Zuflucht gegeben hatte. Die herbstlichen Erlen streuten ihr fallendes Laub auf das Dach, das den Todesschlummer ihres Freundes beschützte; der kleine Bach, bewegt vom rauschenden Herbststurm, sang das Schlummerlied klingend um die Pfosten, die diese Ruhestätte trugen, die, gleich nachdem sie ihren Erbauer noch einmal beherbergt hatte, und er dann zur Gruft im Kreise seiner Ahnen geführt war, auch abgerissen wurde. Sie hatte ihre Aufgabe erfüllt und sollte keinem andern Zweck mehr dienen.

Die deutschen Pilgerväter.

Am letzten 6. October sind es zweihundert Jahre geworden, daß die erste deutsche Auswanderungsgesellschaft bei der jetzigen Stadt Philadelphia ihren Fuß auf die amerikanische Küste setzte. Es war ein kleines, bescheidenes Häuflein von dreizehn Familien oder höchstens vierzig Personen, welches am 24. Juli 1683 aus Crefeld ausgezogen und nach 75tägiger Fahrt in Delaware eingelaufen war. Seitdem sind Hunderttausende und Millionen unserer Landsleute jenen schlichten Leinewebern vom Rheine nachgefolgt, und jede deutsche Landschaft hat, die eine in höherem, die andere in geringerem Grade mit dazu beigetragen, das ursprünglich so unscheinbare Rinnsal deutscher Auswanderung zu einem mächtigen Strome anzuschwellen.

Unsere Landsleute drüben haben die Feier dieses Tages in allen Theilen des Landes mit großem Pomp begangen. Es liegen bereits Berichte vor aus Philadelphia, Baltimore und Washington, aus Newark, den Nachbarorten von New-York, Rochester und Buffalo, aus Cleveland, Cincinnati, St. Louis und dem deutschen Städtchen Hermann. In allen diesen Orten sind die Deutschen massenhaft ausgerückt und haben in festlichen Aufzügen in den Straßen paradirt. Die Beschreibungen dieser Paraden unterscheiden sich im Wesentlichen nicht viel von einander. Philadelphia, in dessen Stadtgebiete Germantown heut zu Tage den 22. Bezirk bildet, stand natürlich an der Spitze von allen diesen Städten. Die dortigen Deutschamerikaner wollten ihren amerikanischen Mitbürgern den handgreiflichen Beweis für ihre Mitwirkung bei der friedlichen Eroberung des Landes und zugleich für ihre heutige Zahl und Bedeutung liefern. Dieser Beweis ist ihnen ganz vortrefflich gelungen. Der Festzug allein brauchte $3^1/_2$ Stunden, um an dem Zuschauer vorbeizupassiren. Nichts macht größeren Eindruck auf den Durchschnittsamerikaner, als der Begriff der Quantität. Oft habe ich einen solchen bei dem Anblick großer Massen oder bei Volksversammlungen ausrufen hören: das sind so und so viel Stimmen! In der Bewunderung der größten Menge, im Superlativ äußert sich vielfach der Idealismus des Volkes; allein es sieht zugleich auch auf den praktischen Kern, auf den realen Nutzen.

Concerte wechseln bei solchen Festlichkeiten gewöhnlich mit Picnicks und Volksversammlungen oder Reden mit theatralischen Vorstellungen, oder sie werden auch alle zusammen vorgeführt. Die Deutschamerikaner aber verstehen sich auf gute, ja begeisternde Programme besser als Andere. Sie haben ein hochentwickeltes Vereinsleben, welches sie in den Stand setzt, öffentliche Aufzüge umfassend, schön und schnell zu veranstalten. Dazu tritt der Stolz, den Amerikanern zu zeigen, was sie leisten können, und daß sie ihnen in diesen Dingen gewaltig „über sind“. In der kleinen deutschen Stadt Hermann am Missouri wurden zur Feier des Tages u. A. auch lebende Bilder gestellt, deren erstes, mitten aus dem Leben gegriffen, eine Einwandererfamilie mit acht blondhaarigen Kindern darstellte, welche wie die Orgelpfeifen aufeinander folgten, während ein anderes den alten Revolutionsgeneral Steuben zeigte, wie er mit Continentaltruppen die mit Indianern verbündeten Engländer in die Flucht schlägt. Von

den drei verschiedenen Theilen des Festzuges, welcher am 8. October durch die Hauptstraßen Philadelphia's zog, möge hier nur der erste, der historische, erwähnt werden. Die beiden anderen, deren einer aus den Turnern und sonstigen Vereinen, sowie endlich der dritte, welcher aus den Gewerken bestand, trugen eine locale Färbung und nahmen deshalb auch kein allgemeines Interesse in Anspruch. Der geschichtliche Theil, dessen Beschreibung ich dem New-Yorker „Belletristischen Journal" entnehme, gibt am Anschaulichsten den Geist wieder, welcher die ganze Feier beherrschte. „Er begann mit den Vertretern der Periode des dreißigjährigen Krieges, dessen Schrecken und traurige Nachwirkungen den Anstoß gegeben zur ersten, in größeren Gruppen unternommenen Auswanderung aus den verwüsteten deutschen Gauen. Den berittenen Herolden, Trompetern, Standartenträgern, Landsknechten u. s. w. folgte der Wagen der Germania und dann der Kriegshelden: Gustav Adolf, Herzog Bernhard von Weimar, Tilly, Pappenheim rc., sämmtlich in historischem Kostüm. Einen passenden Gegensatz zu diesem kriegerischen Bilde lieferte die folgende Gruppe: William Penn, dem Volke am Rhein von den Wundern und dem Segen der neuen Welt berichtend. Dann kamen die ersten Germantowner Ansiedler mit ihrem Blockhause und der sich daran emporrankenden heimischen Rebe, wie dem gleichfalls aus der alten Heimath mitgebrachten Webstuhl. Natürlich durften nun auch die Ureinwohner des Landes in ihrer malerischen, barocken Ausstattung nicht fehlen, und die Indianer-Abtheilung des Zuges zählte wohl gleichfalls zu den gelungensten. Christoph Saur, der deutsche Drucker Germantowns, aus dessen Officin im Jahre 1743 die erste deutsche Bibel-Ausgabe in Amerika hervorgegangen, erschien zunächst; man sah die alte Druckerpresse in voller Thätigkeit, das Titelblatt der Bibel herstellend, das dann unter die Menge vertheilt wurde. Den Schluß der ersten Division des historischen Festzuges bildete eine, dem Andenken der im Jahre 1764 entstandenen ersten Deutschen Gesellschaft gewidmete Gruppe. Die folgende Abtheilung veranschaulichte nun den Antheil, welchen die deutsche Einwanderung an dem Unabhängigkeitskriege und der späteren Besiedelung und Civilisirung des Landes genommen. Prächtig machte sich der Wagen der Freiheitsgöttin, umgeben von den Helden der Revolution: Washington, Lafayette, Kalb, Kosciusko, Steuben u. s. w. Die nächste Gruppe verherrlichte den Moment, in welchem Pastor Mühlenberg vor dem Altar den Talar abstreift und das Schwert erfaßt, um seine deutschen Freunde zum Kampfe gegen die Unterdrücker zu führen. Den Schluß dieser Abtheilung bildeten Wagen mit Emigranten, die dem fernen Westen zuziehen, und endlich eine prächtige Versinnbildlichung des deutschen Gewerbfleißes." Diese charakteristische Darstellung der Vergangenheit und Gegenwart der deutschen Einwanderung haben es auch dem beschränktesten Nativistenverstande klar gemacht, daß das deutsche Element die ganze und volle Gleichberechtigung in der sich erst bildenden amerikanischen Nation in Anspruch nehmen kann und muß. Ja sie hat mehr als das gethan, da sie für jeden denkenden Menschen den endgültigen Beweis beigebracht hat, daß ohne die treue Hingabe der Deutschen an die Interessen des Landes ihrer Wahl und ohne ihren bienenartigen Fleiß die wirthschaftliche Entwicklung der Vereinigten Staaten nicht so schnell emporgeblüht wäre und daß mit unseren Landsleuten, wenn sie auch schon durch ihre Massen allein ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale werfen, wohl oder übel gerechnet werden muß. Es ist deshalb auch keine Uebertreibung zu sagen, daß die Union das, was sie heute ist, ohne die Mitarbeit der Deutschen niemals hätte werden können.

Auch Crefeld gedachte an jenem Tage mit herzlicher Theilnahme der Schicksale seiner ausgewanderten Söhne, bildeten sie doch für Deutschland den ersten Anfang, für Amerika aber ein äußerst wichtiges Glied in jener mächtigen Völkerbewegung und friedlichen Völkerwanderung, welche seitdem einen ganzen Welttheil der Cultur erobert hat. Es war eine sinnige, wehmüthige und doch erhebende Feier, an welcher sich die hervorragendsten Bürger und Damen der Stadt, den Oberbürgermeister an der Spitze, betheiligten; sie konnte sich natürlich nur auf einen geschichtlichen Rückblick und die Erklärung der Beweggründe der Auswanderer beschränken. Ein vortrefflich ausgeführter

einleitender Gesang des Crefelder Singvereins und der Liedertafel (Chor aus Josua mit unterlegtem, für die Gelegenheit gedichteten Texte von Dr. W. Buchner) versetzte die große Versammlung in eine weihevolle Stimmung, der Verfasser dieses Artikels hielt die Festrede, welche Herr Oberbürgermeister Küper beantwortete; der Beethoven'sche Chor endlich: „Die Himmel rühmen &c." bildete den Schluß.

Es sei mir gestattet, den Gedankengang jener Rede hier kurz wiederzugeben, da sie die Frage zu beantworten suchte: „Warum haben die ersten Crefelder Auswanderer ihr Vaterland verlassen und auf wessen Veranlassung sind sie gerade nach Pennsylvanien gezogen?"

Es war etwas mehr als ein Menschenalter nach dem dreißigjährigen Kriege, eine trostlose schreckliche Zeit, vielleicht die traurigste Periode der ganzen deutschen Geschichte. Es war die Zeit, wo die Türken im Osten, die Schweden im Norden, die Franzosen im Westen unsers Vaterlands die Kriegsfurie von Neuem wieder losließen und wo im Süden Habsburg, Rom und Spanien die kärglichen Ueberreste von Gewissens- und Glaubensfreiheit unterwühlten, ja mit Stumpf und Stiel auszurotten suchten. Ueberall im Lande lagen Kunst, Handel und Verkehr vollständig darnieder. Was der dreißigjährige Krieg noch nicht völlig verwüstet hatte, das vollendeten die französischen Raubzüge unter Turenne, die Wegnahme von Straßburg und die Verheerung der Pfalz. Die Mündungen des Rheins waren nach dem westfälischen Frieden von den Holländern verstopft, die Nord- und Ostsee blieb durch die Schweden und die anderen nördlichen Völker besetzt und die natürlichen Handelswege, die früher durch Deutschland gegangen waren, verödeten, wenn nicht in ihrer ganzen Ausdehnung durch den Krieg, so doch in Folge der verschiedenen neuen Handelsstraßen täglich mehr, während natürlich der Reichthum der freien Reichsstädte wie Augsburg, Ulm, Nürnberg u. s. w. immer tiefer sank. Der arme und gedrückte Unterthan hatte weder die Mittel noch den Unternehmungsgeist, sich auf weitaussehende Unternehmungen einzulassen und verarmte immer mehr. Der kleine Mann ernährte sich mühsam von seiner Hände Arbeit, die ihm oft genug von den fremden Eindringlingen vor dem Munde wieder weggenommen wurde. Es war kein Frieden und kein beständiger Krieg, aber ein Zustand schlimmer als beide, durch welchen das Volk in einen Zustand steter Ermattung und Schwäche gehalten wurde; es schwälte überall, aber es brannte nicht in demselben Verhältnisse.

Hierzu kamen noch die argen finanziellen Verhältnisse: die unmittelbaren Reichsfürsten, die im westfälischen Frieden als souveräne deutsche Mächte vom Ausland anerkannt worden waren — natürlich in dessen Interesse, da es dadurch in den Stand gesetzt wurde, sich ewig in deutsche Angelegenheiten zu mischen — brauchten mehr Geld, als ihr Land einbrachte und fielen, um sich nach außen hin größer aufzuspielen, auf den kleinen Mann zurück, der von nun an zu den früheren Lasten noch kostspielige Hofhaltungen zu bestreiten hatte.

Auch auf dem religiösen Gebiete war es nicht viel besser. Wenn Katholiken und Protestanten nicht in offener Feindschaft mit einander lebten, so standen sie um so mehr im heimlichen Kriege einander gegenüber, und suchten direct und indirect einander so viel Abbruch als möglich zu thun. Aber was noch schlimmer war, das war der Umstand, daß die Lutheraner und Reformirten einen viel erbitterteren Krieg mit einander unter sich führten als gegen Rom, und daß, nachdem ihnen durch den westfälischen Frieden die freie Ausübung ihres Bekenntnisses gesichert war, sie über alle Secten mit einer Wuth herfielen, welche an Verbissenheit und pharisäischer Verblendung ihres Gleichen sucht. Es war überall Kampf gegen Kampf, Krieg gegen Krieg, eine Unduldsamkeit förderte die andere und diejenigen Secten, welche nicht rechtlich anerkannt waren, hatten natürlich am meisten unter dieser Gehässigkeit zu leiden. Dazu kam nun der freche Grundsatz des „Cujus regio ejus religio", so daß z. B. die Bewohner der Pfalz in weniger als einem Jahrhundert der fürstlichen Willkür zu Liebe vier Mal ihr Glaubensbekenntniß wechseln mußten.

Auch am Rhein hatten sich um diese Zeit verschiedene Religionsgemeinden gegen die herrschende protestantische Kirche gebildet. Von England kamen die Quäker ins

Land, aus Holland zogen die Mennoniten vorzugsweise nach Crefeld und an den Niederrhein; am rechten Rheinufer von Neuwied bis in die Wetterau fanden die Täufer, die Schwärmer und Separatisten willkommene Aufnahme, und in Frankfurt a. M. trat gerade damals Philipp Jacob Spener mit seinem „Kirchlein in der Kirche" gegen den verknöcherten Buchstabenglauben hervor. Crefeld, Mülheim a. d. Ruhr, Neuwied, Berleburg und Büdingen waren und wurden für die bedrängten Sectirer die Zufluchtsorte, wo sie in Frieden leben und ihrem Gott in ihrer Weise dienen konnten.

Diese Unduldsamkeit und Verfolgungssucht beschränkte sich nicht auf Deutschland allein. Der allerchristlichste König von Frankreich rottete mit den grausamsten Mitteln seine Hugenotten aus und trieb sie einige Jahre nach der uns beschäftigenden Zeit durch Widerruf des Edictes von Nantes ganz aus dem Lande. In England bedrängten die zurückgekehrten Stuarts, wo sie nur konnten, die Vorkämpfer der Revolution, namentlich die Puritaner und Quäker, warfen sie ins Gefängniß und schafften sie gewaltsam übers Meer. Diese harten Maßregeln vermochten aber den Feuereifer der Verfolgten nicht zu dämpfen, sondern fachten ihn im Gegentheil doppelt an. Beide Secten, Puritaner und Quäker, standen auf der Höhe der Entwicklung ihrer Heimath und ihrer Zeit überhaupt. Während aber jene ebenso engherzig und grausam gegen ihre Gegner waren, als diese gegen sie, hatten die Quäker einen weiteren geistigen Horizont und suchten, statt sich von der Welt abzusperren, auf diese Einfluß zu gewinnen und sie sogar zu sich heranzuziehen. William Penn hoffte selbst den russischen Czaren und den polnischen König für seinen Glauben zu gewinnen.

Penn gilt mit Recht als der geistig bedeutendste Führer der Quäker und überhaupt als einer ihrer größten Männer. Er war der Sohn eines sehr hochstehenden reichen Mannes, eines angesehenen Admirals, welcher sich den Dank der Stuarts und Englands durch die Einnahme von Jamaica erworben hatte. Der Vater schickte seinen Sohn an den französischen Hof, damit er dort die Sitten der vornehmen Welt lerne. In England bewegte sich der junge Penn in der besten Gesellschaft und war mit einem Worte ein Mann der Mode. Da auf einmal wurde er ein anderer, warf die Hofperrücke und die seidenen Röcke von sich und wurde ein einfacher und bescheidener Quäker. Er predigte aufs Eifrigste ihre Lehre und ließ sich für seine Ueberzeugung ins Gefängniß werfen. Nach seiner Freilassung fing er von Neuem an, öffentlich zu lehren und wanderte von Neuem ins Gefängniß. Als er sah, daß es in England unter den damaligen Verhältnissen sehr schwierig war, Propaganda zu machen, wandte er seinen Blick nach dem Continente, zunächst nach Holland, welches namentlich damals die Brücke zwischen England und Deutschland bildete. Penn beschloß also, die hier lebenden Gesinnungsgenossen zu besuchen. Er machte die Reise dreimal dahin und zwar 1671, 1677 und 1683. Die Berichte der ersten sind verloren gegangen, die über die zweite aber ziemlich vollständig erhalten, ebenso die über die dritte. Für uns ist die zweite Reise Penn's von Bedeutung. Er ging damals von Holland zuerst nach Friesland, zu den Mennoniten, von da nach Westfalen, besuchte die Pfalzgräfin und Fürstabtissin Elisabeth in Herford, Tochter Friedrich's, des Kurfürsten von der Pfalz, eine sehr bedeutende Frau, mit welcher er in Briefwechsel trat, aber keine volle Uebereinstimmung mit seinen Anschauungen erzielte. Von hier reiste er weiter über Paderborn, „eine finstere päpstliche Stadt", und Kassel nach Frankfurt a. M. Hier trat er in Verbindung mit den von ihren Gegnern sogenannten Pietisten, den Anhängern von Spener und fand freundschaftliche Aufnahme bei ihnen, wenn er auch in keine engere Verbindung mit ihnen trat. Ein später angeknüpfter Briefwechsel führte auch zu keinem näheren Bündniß. Darauf fuhr Penn nach Kriesheim, nicht weit von Worms, wo eine kleine Quäkercolonie blühte, an deren Spitze ein alter tapferer Cromwell'scher Oberst, William Ames, stand. Hier verweilte er mehrere Tage, predigte verschiedene Male zu seinen Freunden, und sie zur Ausdauer ermahnend, schilderte er ihnen die Freuden und Ruhe, welche ihrer warteten, wenn sie der „europäischen Knechtschaft" den Rücken kehrten und in den Urwäldern Amerika's bei voller Religionsfreiheit ein thätiges und gottseliges Leben führten, wo keine fürstliche, keine

pfarrherrliche Willkür sie in ihrem Thun und Treiben beschränke. Man denke sich die Verwunderung und Bewunderung der damaligen deutschen Unterthanen, als der vornehme Engländer begeistert und begeisternd ohne Furcht und Scheu ihnen das Evangelium einer neuen und besseren Zeit, die Botschaft der Brüderlichkeit und Verbrüderung aller Menschen verkündete, als er „das innere Licht", die eigene Ueberzeugung, sogar über die Bibel stellte, ja vor den Zuhörern die ihnen damals ganz sonderbar ins Ohr klingende Lehre von „No cross, no king" begründete.

Von Kriesheim wandte sich Penn wieder nach dem Niederrhein, namentlich Duisburg und Mülheim a. d. Ruhr. Von seinem Aufenthalt in dieser Stadt erwähnt er in seinem Tagebuch eine Begegnung, welche den Mann charakterisirt und zugleich seinen mächtigen Einfluß auf die deutschen Freunde erklärt. In Duisburg hatte er unter Anderm von Dr. Maestricht erfahren, daß der Graf von Broich, in dem benachbarten Mülheim, eine Tochter habe, welche sich für die quäkerische Lehre interessire. Penn machte sich natürlich sofort auf den Weg, sie zu besuchen. Während er sich mit der jungen Gräfin im Schloßgarten unterhielt, kam ihr Vater dazu. Dieser, ein roher Mensch, fuhr den Fremden mit der Frage an, wie er sich unterstehen könne, seine Tochter anzureden, und warum er vor ihm, dem Herrn, den Hut nicht abnehme. Penn antwortete kurz, mit Würde und Ruhe, daß er vor Niemanden als vor Gott den Hut ziehe, erklärte seinen Besuch und nannte den Grafen nach Quäkerart „Du". Neue Erbitterung und Grobheiten des letzteren, der es diesmal übrigens nicht wagte, nach gewohnter Weise den fremden Eindringling mit seinen Hunden aus dem Garten zu hetzen, sondern ihn ruhig seiner Wege ziehen ließ. Auf die Umstehenden verfehlte die Scene ihren Eindruck nicht, denn in solch ungezwungener Weise hatte noch Niemand gewagt, dem regierenden Herrn ungestraft entgegen zu treten.

In Crefeld ist Penn damals nicht gewesen, wenigstens erwähnt er kein Wort davon. Aber offenbar haben ihn die Crefelder Gesinnungsgenossen besucht, und da dort schon eine kleine Quäkergemeinde bestand, die noch älter als diejenige der Mennoniten war, so hat er voraussichtlich Beziehungen zu ihnen angeknüpft und auch ihre Augen auf Amerika, als das Land ihrer Erlösung gerichtet.

Geistig standen Quäker und Mennoniten ohnehin einander schon nahe. Ueberhaupt stimmten die sämmtlichen aus dem Protestantismus hervorgegangenen Secten mit den Quäkern in verschiedenen, wesentlichen Punkten überein. So legten z. B. die Mennoniten den Schwerpunkt ihres Thuns und Glaubens in den Willen des Menschen zum Guten, in die Selbstüberwindung als den einzigen zum Heile führenden Weg. Sie suchten und fanden das Wesen der Religion nicht in der äußeren Form oder in theologischen Zänkereien, sondern in der Vertiefung und Verinnerlichung des Glaubens; nicht im Zwang, sondern in der Freiheit, nicht im Buchstaben, sondern in der Liebe. Wahrhaftigkeit und Einfachheit in Wort und That war der Grundsatz ihres Lebens. Die Reformation war für sie auf halbem Wege stehen geblieben und hatte keine Umwandlung im Innern des Menschen bewirkt.

Nach England zurückgekehrt drang Penn wiederholt in seine deutschen Freunde, ihrer gedrückten Lage dadurch ein Ende zu machen, daß sie nach Amerika auswanderten. Er hatte damals (1677) noch keine Besitzungen in Amerika, denn erst 1681 schenkte ihm der König Karl II. von England das spätere Pennsylvanien, oder trug damit vielmehr eine alte Schuld an den Sohn ab, die er dem Vater nicht bezahlt hatte. Penn zählte aber viele Freunde und Gesinnungsgenossen in den seiner spätern Colonie benachbarten Niederlassungen in New-Jersey. Als er die Landbewilligung erhalten hatte, lud er „Alle in ihrem Gewissen Bedrängten, alle Mühseligen und Beladenen der alten Welt" ein, sich in Pennsylvanien niederzulassen und versprach ihnen volle Gewissensfreiheit und Gleichberechtigung jeder Ueberzeugung, ja selbst Religionslosigkeit und politische Selbstbestimmung. Dieses Versprechen hat er in der Folge auch dem Geiste und dem Buchstaben nach gewissenhaft gehalten. Außer mit seinen englischen Glaubensgenossen trat Penn auf dieses Programm hin auch mit seinen Frankfurter Freunden in geschäftliche Verbindung und verkaufte ihnen im Jahre

1682 erst 15,000, später 10,000 Acker Landes. Diese, unter ihnen der Jurist Schütz, der Notar Fenda, Jacob van de Walle, Maximilian Lerßner, Eleonore Merlau u. A. hielten damals mit Spener ihre Conventikel im Saalhof, der alten kaiserlichen Pfalz, und verhandelten hier die Frage des Ankaufs und der Uebersiedelung. Sie bildeten 1682 eine Gesellschaft, die Frankfurter Compagnie; allein es ging von den Käufern in der Folge keiner nach Amerika. Warum der Plan später nicht von ihnen, sondern von den Crefelder Quäkern ausgeführt wurde, darüber ist nichts Näheres bekannt; denn ganz unvermittelt und plötzlich heißt es in den Verhandlungen, welche durch Penn's Agenten in Rotterdam, Benjamin Furly, geführt wurden, daß statt der Frankfurter „unsere lieben Crefelder Freunde bald hinüber gehen würden".

Genau bekannt dagegen ist der Mann, welcher schon vor den Frankfurtern zu ihrem Vertreter in Amerika ernannt worden war, und später auch die Crefelder Ansiedler führte, ein begabter und bedeutender Charakter, Franz Daniel Pastorius aus Windsheim in Franken, wo sein Vater Bürgermeister war. Geboren 1651 hatte er die Rechte studirt. Da seine Praxis als Anwalt nicht ging, entschloß er sich, einen jungen Herrn von Rodeck durch verschiedene Länder als Hofmeister zu begleiten. Im Nov. 1682 nach Frankfurt zurückgekehrt, erfuhr er in den Conventikeln des Saalhofs den Plan seiner pietistischen Freunde und nahm die ihm angebotene Stellung gern an. „Weilen ich nun allda," sagte er, „Pennsylvanien zum öfteren sehr rühmen hörte und verschiedene Relationschreiben davon zu lesen kriegte, auch bereits einige Gott fürchtende Menschen sich dorthin zu transportiren entschlossen, entstund eine nicht geringe Begierde bei mir, in ihrer Gesellschaft mit überzusiedeln und daselbst, nach überdrüssig gesehenen und gekosteten europäischen Eitelkeiten, nebenst ihnen ein still und christlich Leben zu führen." Pastorius verließ also Frankfurt am 2. April 1683, kam am 11. nach Ueberdingen und ging von da zu Fuß nach Crefeld. Hier verhandelte er mit den Gebrüdern op de Graeff und mit Tönis Küners, welche ihm sechs Wochen später übers Meer folgten. Dann fuhr er über Rotterdam nach London und traf hier die Vorbereitungen für seine Reise, die er mit einigen Begleitern am 6. Juni im Schiff „Amerika" antrat, worauf er in Philadelphia am 20. August landete.

Die Crefelder kamen etwas verspätet in Gravesend an und fuhren erst, wie Eingangs bemerkt, am 24. Juli mit dem ihnen von James Claypoole in London, einem Quäker und ihrem Reisegefährten gecharterten Schiff „Concord" nach Pennsylvanien ab. Sie waren durchaus keine armen Leute oder Abenteurer, allein sie suchten in ihrer Flucht aus dem heimischen Elend das, was sie zu Hause nicht gefunden hatten, Gewissensfreiheit und eine Heimstätte, welche sie durch eigene Arbeit aufbauen und verschönern konnten. Die Namen dieser dreizehn Einwanderer und Familienväter lauteten: Abraham, Dietrich und Herrmann op de Graeff (drei Brüder; sprich Graaf), Leonhard Arets, Abraham Tünies, Tönis (Anton) Küners aus Gladbach, Reinhard Theisen, Wilhelm Strepers aus Kaldenkirchen, Johann Lensen, Peter Kuirlis, Johann Simons aus Gladbach, Johann Bleikers und endlich Jan Luyden aus Wesel. Außer diesen Männern kauften unmittelbar von Penn Jakob Tellmer, Johann Strepers und Dirk Sipmann, sämmtlich aus Crefeld, je 5000 Acker, Godert Remcke, Leonhard Arets und Jakob Isaac van Bebber je 1000 Acker, zusammen 18,000 Acker. Hierzu kamen von den Frankfurtern 25,000 Acker und 5350 Acker für die neuanzulegende Stadt Germantown, also zusammen 48,350 Acker, die zum Preise von einem Schilling per Acker (1 Mark) in den Besitz der deutschen Auswanderer-Gesellschaft in Pennsylvanien übergingen. Die Frankfurter verkauften etwa innerhalb eines Jahrzehnts den Crefeldern ihren Antheil, so daß diese das verkaufte Land bald allein eigneten.

Pastorius, als Leiter der ganzen Bewegung, ließ die ersten Hütten bauen, entwarf die städtischen Verordnungen und führte das Stammgrundbuch, welches noch erhalten ist und uns diese Namen auch aufbewahrt hat. Es war ein großes Glück für die junge Niederlassung, daß Pastorius an ihrer Spitze stand, da er alle für seine Stellung nöthigen Vorzüge in sich vereinigte. Er war nicht allein ein hochgebildeter und für seine Zeit gelehrter Mann, der sich vortrefflich auf seine alten Classiker und

die Mathematik verstand, sondern, was in der colonialen Ursprünglichkeit viel schwerer wog, ein thatkräftiger Charakter, dabei uneigennützig und unabhängig, stets hilfsbereit und mit seiner reichen Lebenserfahrung Jedem gefällig, der seine Dienste in Anspruch nahm. Als kräftiger Mensch liebte er auch den heitern Lebensgenuß, verabscheute jede Heuchelei und Kopfhängerei und verlor selbst unter den schwierigsten Verhältnissen nie den Muth. Ein solcher Mann bei solchen erst werdenden Anfängen ist ein doppelter Schatz. Natürlich waren diese Anfänge klein und erbärmlich. Die armen Leute wohnten im ersten Winter in elenden Hütten und nannten mit Galgenhumor ihr Germantown nur Armentown. Der Keller des Pastorius, der einzige Ort, der gegen den Regen geschützt war, diente Anfangs zu Berathungen. Aber wie der Frühling herankam und man das Feld bebauen konnte, wurde es viel besser und nach einigen Jahren begann schon ein bedeutender Aufschwung sich bemerkbar zu machen. Jede derartige neue Niederlassung ist zu allen Zeiten und unter allen Zonen in ihrer allmäligen Entwickelung vom äußersten Mangel bis zur verhältnißmäßigen Behaglichkeit und Fülle eine Robinsonade im Großen gewesen und hat stets die Anstrengung aller Geistes- und Körperkräfte des Ansiedlers herausgefordert. Pastorius, welcher bis an seinen Tod (1719) der treue Berather und uneigennützige Vertreter der jungen Gemeinde blieb, hatte sich wie die Meisten seiner Landsleute den Quäkern angeschlossen, traf auch die ersten Gemeindeeinrichtungen, nannte die drei Bezirke des werdenden Ortes Crefeld, Kriesheim und Sommerhausen, nach seiner fränkischen Heimath, war abwechselnd Friedensrichter und Bürgermeister und vermittelte namentlich zwischen den Deutschen und den englischen Colonialbeamten, was ihm als Freund von Penn und bei dem friedfertigen Charakter der Ansiedler sehr leicht wurde. Seine Aufmerksamkeit erstreckte sich sogar auf die untergeordnetsten Dinge. So entwarf er auch ein Stadtwappen und wählte dazu ein dreiblättriges Kleeblatt mit den Worten: „Vinum, Linum et Textrinum" („Wein, Lein, Weberschifflein"), um die Beschäftigung der Leute zu bezeichnen. Diese wollten nämlich anfangs auch Wein bauen, standen aber bald davon ab. Außer den Crefeldern kamen noch im Laufe der nächsten Jahre verschiedene Mülheimer, darunter Wigand und Gerhard Levering, Heinrich Klostermann, der spätere Schwiegervater von Pastorius, Johann Jakob Klumpges, Dirk van Kolck, Hendrick Sellen, Isaak Schaffer, Eberhard In dem Hof, Lewin Halberdinck, Johann Lindermann, Johann Rebenstock, Philipp Christian Zimmermann und Michael Renberg mit zwei Söhnen, denen sich später noch andere aus Kriesheim anschlossen, wie Johann Kassel, H. Papen und Garett Hendrichs. Die Namen mancher der also auswandernden Männer haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten, ja man findet sie drüben noch in den höchsten Stellungen. So gibt es nicht weniger als drei Congreßmitglieder up de Graeff als Vertreter von Wahlbezirken in den Staaten Pennsylvanien, Ohio und Jowa, welche die Nachkommen der damals Ausgewanderten sind. Die van Bebber, eine andere Familie, welche zur zweiten Auswandererschar gehörte, wurden bald bedeutende Kaufleute, die sich in Philadelphia niederließen, das sich natürlich schneller entwickelte als Germantown. Ihre Enkel und Urenkel haben die höchsten Stellungen mit Ehren eingenommen und sind jetzt als Kaufleute, Geistliche und Officiere im ganzen Lande zerstreut.

Diese ersten Auswanderer haben länger als ein halbes Jahrhundert hindurch mit der alten Heimath im lebhaftesten Verkehr und enger Verbindung gestanden und Hunderte, ja Tausende von Landsleuten, namentlich von ihrer Secte, ins neue Land sich nachgezogen. Auch indirect wurde durch sie der Strom der Auswanderer von Jahr zu Jahr größer. Es beweist das u. A. der ausführliche Brief eines Crefelder Leinewebers, Jakob Naas, der später in Amerika bei den Tunkern Pfarrer wurde. Dieser Naas wanderte 1733 aus, also gerade 50 Jahre nach der ersten Auswanderung, und hat nicht allein volle Kenntniß von den Dingen, die in Crefeld passirten, sondern gibt auch Nachricht von den Schicksalen derjenigen Landsleute, die in Germantown wohnten. Auf seinen Brief hin wanderten viele Crefelder Glaubensgenossen vom

Niederrhein nach Pennsylvanien. Diese Colonie wurde durch solchen Nachschub bald ebenso reich an Secten, wie es zu jener Zeit Deutschland schon war.

Jenen von idealen Zielen beseelten ersten Einwanderern folgte bald eine Auswanderung von Leuten, welche aus allen möglichen Beweggründen über den Ocean getrieben wurden und die Uebersiedlung wie eine Jagd nach dem Glück unternahmen. Da die Meisten von ihnen anfangs aus der Pfalz kamen, so nannte man sie allgemein Pfälzer. Von den Franzosen, pfäffischer Unduldsamkeit und hartem Druck namentlich seit Anfang des spanischen Erbfolgekrieges vertrieben, wanderten diese armen Leute massenhaft in Pennsylvanien ein. Der Name Pfälzer, „Palatine", wurde überhaupt für die Amerikaner ein Gattungsbegriff und die allgemeine Bezeichnung für deutsche Auswanderer, welche in großen Massen über den Ocean zogen, einerlei, ob sie aus Nord- oder Süddeutschland kamen.

Ein Hauptverdienst, das sich die Crefelder in ihrer neuen Heimath erwarben, waren ihr Fleiß, ihre häusliche Tüchtigkeit und ihr Fernhalten von allen politischen und religiösen Streitigkeiten, sowie das gute Beispiel eines innigen und vortrefflichen Familienlebens. Sie wollten einfach für sich leben, nach ihrer Façon selig werden und ließen auch die Indianer unbehelligt. Nur ein einziges Mal haben sie sich in die Politik gemischt, nämlich bald nach ihrer Landung im Jahre 1688, und zwar in einer hochwichtigen Angelegenheit.

Sie erhoben damals schon ihren entrüsteten Protest gegen den Fluch der Sklaverei in so beredten Worten, wie sie selbst heut zu Tage nicht besser gesagt werden könnten. Pastorius hatte das Document entworfen, Abraham und Dietrich op de Graeff, sowie Garett Hendrichs hatten es unterzeichnet. Ihre englisch-amerikanischen Glaubensgenossen erklärten indessen den Schritt für unpraktisch, für „inopportun", und traten ihm erst dreißig Jahre später bei. Allein die Verzögerung schmälert nicht das Verdienst unserer Landsleute, welche sogar früher als die Puritaner ihre Stimmen erhoben und das Uebel, an welchem das Land noch fast zweihundert Jahre kranken sollte, gleich anfangs in seinen verderblichen Folgen erkannten. „Thut einem Anderen niemals, was ihr nicht wollt, daß euch geschehe" — führten sie aus — „also: verkauft keinen Menschen als Sklaven und behandelt ihn nicht wie die Türken. Wenn ihr für die Freiheit des Geistes eintretet, dann seid auch so consequent, die Freiheit des Leibes zu verbürgen. Wenn ihr die Sklaverei beibehaltet, so werden die Einwanderer nicht mehr zu uns herüberkommen, und das Mißtrauen der Welt wird der Entwicklung der Colonie schaden."

Persönliches Gedeihen und allgemeiner wirthschaftlicher Wohlstand sind, so lange es eine Geschichte gibt, immer die Träger menschlicher Cultur und Sitte gewesen, das Ziel, welches jeder strebende und denkende Mensch zu erreichen suchen wird. Sie bilden die nothwendige Voraussetzung für die geistige Entwicklung und politische Freiheit des Volkes; sie verleihen dem Manne ein Selbstgefühl, welches ihn gegen eine Welt von Hindernissen tapfer ankämpfen läßt, und dem Gemeinwesen die gesunde Grundlage, auf welcher es die schönsten Eigenschaften und Kräfte entwickelt. Die Vereinigten Staaten haben dieses Ziel viel früher und voller erreicht, als es den anderen Völkern möglich gewesen ist, denn sie wurden in ihren Fortschritten mächtig gefördert durch eine Einwanderung, welche viele Millionen Köpfe der Gesammtbevölkerung ausmacht, die in ihrer Mehrzahl fertig ins Land kam; eine Auswanderung, die aus Männern bestand, die das Feld bestellen konnten und alle friedlichen Arbeiten besorgten, deren Heranbildung das neue Land nichts gekostet hat und deren Fleiß dessen Reichthum auf ungewohnte Weise vermehrte. Unter diesen Einwanderern haben die Deutschen nicht allein das gute Beispiel gegeben, sondern sind seit der Ankunft der Crefelder auch hinter keinem anderen Volke zurückgeblieben. Und wenn die deutschen Auswanderer im Allgemeinen dieses Ziel so glorreich haben erreichen helfen, so gebührt der erste Ruhm und Preis den bescheidenen Crefelder Bürgern des Jahres 1683.

Ein junger Mann, der sein väterliches Haus verläßt, nimmt einen guten Theil der Eigenschaften mit sich, die seiner nächsten Umgebung angehören. Der Theil

einer Gemeinde, der aus dem Vaterlande scheidet, trägt natürlich auch die sittlichen und wirthschaftlichen Anschauungen in die Fremde, in welchen er aufgewachsen ist. Darum ist die Ehre jener ausgewanderten Crefelder auch heute noch die Ehre der daheimgebliebenen Crefelder und darum hat auch die Mutterstadt ein Recht darauf, einen Theil des Verdienstes der Tochterstadt für sich in Anspruch zu nehmen. Beide Städte, Crefeld und Germantown, verdanken ihre Stellung und Bedeutung in der Welt dem Fleiße, der Pflichterfüllung, kurz der Arbeit ihrer Bürger. Was sie haben und besitzen, haben sie sich mit dem Kopfe und der Hand selbst erarbeitet. Dieses Gefühl aber, auf eigenen Füßen zu stehen, selbst seines Glückes Schmied zu sein, ist das kostbarste Gut, welches der Mensch sich erringen kann; denn es erhebt zu dem prometheischen Selbstgefühl: „Mußt mir meine Hütte doch lassen stehn und meinen Heerd, um dessen Gluth du mich beneidest." Möge dieser Geist, welcher zugleich der Geist des deutschen Bürgerthums ist, sich hüben und drüben erhalten; möge das bescheidene, aber stolze Wort „Hilf dir selbst" für immer ihr und unser Thun und Handeln bestimmen! Dann wird auch in Zukunft der Einfluß der Deutschen auf die Geschicke der Welt noch mächtiger werden, ihre Bedeutung in den Vereinigten Staaten noch größer sein, als sie während einer zweihundertjährigen Vergangenheit gewesen ist.

— — — —

Wer war es doch, der am 8. September 1883 den letzten Nagel in die Eisenschienen schlug, in jene große continentale Heerstraße, welche als Northern Pacific-Bahn, den Osten und Westen der Union, den atlantischen und stillen Ocean miteinander verbindet? Es war auch ein „Palatine", Heinrich Villard aus Zweibrücken. Er hielt sich nicht scheu und verschüchtert zur Seite der glänzenden Gesellschaft, sondern stand stolz und selbstbewußt an der Spitze der Würdenträger Amerika's und der Vertreter Europa's, welche sich auf seine Einladung mitten im Felsengebirge eingefunden hatten, um eine friedliche und zugleich gewaltige Eroberung zu feiern. Welch ein Fortschritt von der Leineweberhütte bis zu diesem modernen Siegeszuge!

Friedrich Kapp.

Die Berliner Theater.

Berlin, 9. December 1883.

Das Ereigniß dieser Theatersaison wird für unsere Stadt die Gründung und Entwicklung des Deutschen Theaters sein. Vier wohlbekannte Künstler, Friedrich Haase, Ludwig Barnay, Siegwart Friedmann und August Förster haben im Verein mit dem Theaterdichter Adolph L'Arronge eine Gesellschaft gebildet, der Residenz ein neues Theater zu geben, in dem in erster Linie das classische Schauspiel gepflegt werden soll. Sie haben eine Schar jüngerer und älterer Kräfte um sich versammelt — Frau Hedwig Niemann, Fräulein Anna Haverland, Herr Joseph Kainz seien vor den Andern erwähnt — und bemühen sich, mit ihnen ein gutes Ensemble zu bilden. In dem neu und geschmackvoll hergerichteten Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater, das schon einmal, in den Jahren 1852—1857, unter der vortrefflichen Regie Anton Ascher's das deutsche Lust- und Schauspiel in einem mustergültigen Zusammenspiel gleichwerthiger und richtig abgestimmter Kräfte pflegte, haben sie am Sonnabend den 29. September ihre Vorstellungen mit der Aufführung des Schiller'schen Trauerspiels „Kabale und Liebe" eröffnet.

Die großen Schwierigkeiten des Unternehmens haben sich bereits in den ersten zehn Wochen seines Bestehens gezeigt. Bewußt oder unbewußt geht das Streben der Gesellschaft auf eine Concurrenz mit dem königlichen Schauspielhause hinaus. Mit Ausnahme zweier Neuigkeiten sind alle Stücke, die das Deutsche Theater aufgeführt hat (Kabale und Liebe; Minna von Barnhelm; Iphigenie; Don Carlos; Uriel Acosta; Othello; der zerbrochene Krug; die Karlsschüler; Krisen von Bauernfeld; der Vetter von Benedix; Feenhände von Scribe u. s. w.), dem Repertoir jener Bühne entlehnt. Eine solche Concurrenz zwischen einem Hoftheater und einem Privattheater hat schon einmal in Wien stattgefunden, als Heinrich Laube dort das Stadt-Theater begründete, und mit der Niederlage des Privattheaters geendet. Aus den einleuchtendsten Gründen. Ein Hoftheater hat nicht nur die fürstliche Dotation hinter sich, sondern auch eine langjährige Tradition und Praxis für sich. Mühevoll und langsam, nach vielen Proben, gelangt ein neues Theater erst zu einem kleinen Bruchtheil des Repertoires, worüber das Hoftheater von vornherein verfügt. Das Schauspielhaus spielt sämmtliche classische Dramen, es hat die einen besser, die anderen schlechter inscenirt und besetzt, aber ohne Anstrengung kann es in einer Woche die Königsdramen Shakespeare's, in der folgenden Schiller's Trauerspiele darstellen: das Deutsche Theater dagegen bedarf zu jedem einzelnen dieser Stücke neuer Decorationen und Kostüme und besonderer Vorbereitungen. Diese ungünstige Lage hat sich die Gesellschaft des Deutschen Theaters noch dadurch erschwert, daß sie für die Parquet-, die Logen- und die ersten Rang-Plätze höhere Eintrittspreise erhebt, als das Schauspielhaus. Ich glaube, daß sie sich damit sowohl in der Stimmung wie in dem Wohlstand unserer Bevölkerung verrechnet hat. Wohl gibt es eine breite Schicht der gebildeten Stände, der eine Vorführung der classischen Dramen vor andern theatralischen Vergnügungen willkommen wäre:

aber dieser Schicht sind schon die Eintrittspreise im Schauspielhause zu theuer. Sie bildete im National-Theater, auf den Plätzen zu zwei und anderthalb Mark, jenes zahlreiche und empfängliche Publicum, das Ludwig Barnay mit seinen Darstellungen Shakespeare'scher Gestalten entzückte. Für sie ist der Besuch des Deutschen Theaters zur Unmöglichkeit gemacht. Ein Oberlehrer, ein mittlerer Beamter können nicht mit ihrer Frau oder Tochter auf die Galerie steigen, und ebensowenig für einen Theaterabend sechs oder gar neun Mark bezahlen. Auf der einen Seite die theuern Eintrittspreise, auf der andern der geringe Wechsel des Repertoires mußten, ohne jede Einwirkung von Lob und Tadel, den Besuch beschränken. Kein Theater läßt sich auf die classischen Dramen aufbauen. Die scheinbar große Zahl „classischer Aufführungen" in unserm Schauspielhause beruht in der Fülle der vorgeführten Stücke, die von der Antigone des Sophokles bis zu der Hermannsschlacht Heinrich's von Kleist mehr als ein halbes Hundert ausmachen; wird nun eins von ihnen, etwa der „Sommernachtstraum" oder „Hamlet" in einer neuen Ausstattung und Besetzung ein Dutzend mal vorgeführt, so schwellen die classischen Aufführungen stattlich an, ohne daß die einzelnen Dramen mehr als zweimal zu erscheinen brauchten. „Kabale und Liebe", oder „Minna von Barnhelm" aber in wenigen Wochen sechs oder sieben Mal aufführen, heißt das Publicum ermüden. Denn diese Darstellungen bieten nicht annähernd die Augenweide, wie etwa „Julius Cäsar" und die „Wallenstein-Trilogie" in der Einrichtung der Meininger. Noch dazu erscheinen diese als Gäste bei uns, während vier oder sechs Wochen. Ein ständiges Theater, wenn es eben nicht das Hoftheater ist, das bequem von seinem Capital zehren kann, ohne dessen Erschöpfung befürchten zu müssen, lebt von der Gegenwart, von der neuen Production. Wer soll sich Stücke wie „Der Vetter", oder „Feenhände" ansehen? Die vorzüglichste Darstellung vermag ihm über die altmodische Langeweile des Inhalts nicht hinwegzuhelfen. Ein neues Unternehmen nun gar ist auf die Unmittelbarkeit des Tages angewiesen. Das Bedürfniß nach einer Concurrenz mit dem Hoftheater ist nur in einem Punkte vorhanden: hinsichtlich der modernen dramatischen Production. Eine lange Reihe moderner Dramen sind durch die Rücksichten, die jedes Hoftheater aus seinem Wesen heraus zu nehmen hat, von seiner Bühne ausgeschlossen. In dem Schauspielhause des Kaisers kann nicht der Culturkampf ausgefochten, die französische Revolution vorgeführt, die sociale Frage erörtert werden. Weder Jena noch die Hinrichtung Katte's gehören hierher. Zu diesen inneren Gründen kommen äußerliche, um der Production den Zugang zu der Hofbühne zu erschweren. Der Reichthum ihres Repertoires hängt auch zugleich als Schwergewicht an ihrer Beweglichkeit: sie muß das eine Auge immer nach dem Alten richten, nach einer Aufbesserung hier, nach einer neuen Rollenbesetzung dort, nur die Hälfte ihrer Arbeit kann sie der Einstudirung neuer Stücke widmen. Wenn sie in jedem der zehn Monate ihres Bühnenjahres eine größere Neuigkeit zur Aufführung bringt, wird sie allen billigen Anforderungen genügt haben. Was aber sind zehn Neuigkeiten im Vergleich zu dem Strauße dramatischer Blüthen, den jedes Jahr zeitigt? Noch dazu, wenn, wie es in unserem Schauspielhause geschieht, und zwar meiner bescheidenen Meinung nach mit vollkommenem Recht, die neuere französische Dramatik beinahe ganz ausgeschlossen ist.

Hier also hätte ein neues, hätte das Deutsche Theater einzusetzen. Was wir bedürfen, ist nicht ein Schauspielhaus Nr. 2 — oder Nr. 1, wie vielleicht die Societäre hoffen — sondern ein Theater, wie es in Paris das Odéon und das Gymnase sind: Bühnen, welche die neue und neueste Production pflegen, welche die jungen, erwachenden und heranwachsenden schauspielerischen Talente schulen, erziehen und zu einem Ensemble heranbilden. Uebertreibend wird beinahe in jeder Woche über das Elend und den Verfall des deutschen Theaters geklagt, bald ist es ein Klageruf aus Frankfurt, bald aus Stuttgart. Immer läuft die Klage, sieht man genauer zu, auf den geringen Wechsel des Repertoires, das schlechte Zusammenspiel, die Zurücksetzung jüngerer Künstler hinaus. Will man etwas Neues schaffen, so ist hier ein günstiger Boden gegeben. Vor Jahren schon hab' ich an dieser Stelle ähnliche Gedanken geäußert.

Das Hoftheater bedarf einer Ergänzung durch ein freies, von engen Rücksichten in der Auswahl seiner Stücke und seiner Schauspieler nicht gehindertes Theater. Es sind Künstler und Dichter genug vorhanden, zu spielen wie zu schreiben. Wie schade ist es, daß Poeten wie Hans Herrig und Albert Lindner nicht zur vollen Entwicklung kommen können! Daß so manche Dramen, denen allseitig Kraft und Geschick nachgerühmt werden, die sich sogar auf der einen und der anderen Provinzialbühne bewährt haben, in der Hauptstadt keine Bühne finden, die sie aufführt! Die Gegenwart zu fördern scheint mir auch in dieser Hinsicht ungleich nöthiger und zugleich vortheilhafter, als immer mit den alten Waffen zu hantiren. Hat das Deutsche Theater sich auf diesem seinem eigensten Gebiet eine feste Stelle in unserm Kunstleben erobert, ist es eine Specialität für die moderne dramatische Dichtung geworden, dann mag es sich zuweilen mit seinem nun wohl eingeübten, sicheren, dem Publicum vertrauten und sich selber vertrauenden Ensemble getrost den Luxus classischer Aufführungen gestatten.

Mit Absicht hab' ich von den Darstellungen des Deutschen Theaters an sich bis jetzt geschwiegen. Ueber die Leistungen von Schauspielern wird das Urtheil immer auseinander gehen, während über die Höhe der Preise und die geringe Abwechselung des Repertoires sich die Meinungen eher zusammenfinden. Eins jedoch wird von allen Beurtheilern des Deutschen Theaters, den günstigen wie den ungünstigen, zugegeben: die Ungleichartigkeit der Schauspieler, die Unsicherheit der Leiter des Unternehmens in der Besetzung der Rollen. Wenn das Deutsche Theater Schiller's „Don Carlos" spielt, so theilt Jeder Herrn Barnay den Posa und nicht den Leibarzt der Königin zu; kein auch nur mäßig begabter Regisseur schickt eine hübsche Soubrette als Königin Elisabeth heraus, wenn er eine Künstlerin hat, die der Haltung wie dem Ton der dichterischen Gestalt, wenigstens annähernd, gewachsen ist. Führt man den „Vetter" auf, so muß sich schon Herr Haase zur Darstellung des alten Herrn bequemen; die Wahl der aufzuführenden Stücke steht den Societären frei, in der Besetzung der Rollen sind sie durch ihre theatralische Vergangenheit gebunden. Niemand, der nur ein Weniges von der Schwierigkeit, ein Ensemble herzustellen, versteht, konnte und kann sich wundern, daß es den vier Herren an der Spitze noch nicht gelungen ist. Die vier oder fünf Wochen, während derer sie mit ihren Mitgliedern vor der Eröffnung des Theaters probten, reichten gerade aus, die tiefe Kluft erkennen zu lassen, welche die Neulinge von den Alten trennt. Friedrich Haase und Hedwig Niemann sind schauspielerische Kräfte ersten Ranges, mit all' ihren Vorzügen und Schwächen den Theaterfreunden seit einer Reihe von Jahren bekannt: Haase's Königslieutenant stammt aus der Mitte der fünfziger Jahre, die vielbewunderte Franziska, eine ihrer wahrsten und entzückendsten Leistungen, hat Frau Hedwig Niemann im Jahre 1875 auf der Bühne des Schauspielhauses zum ersten Male dargestellt. Ludwig Barnay lernte ich in Weimar 1869 kennen und schätzen, er ist seitdem in Deutschland, England und Amerika ein gefeierter Schauspieler geworden: ein starkes, durchaus eigenartiges Talent, mit trefflichen Mitteln und einem oft an Dessoir erinnernden grüblerischen Zug, dem zu einem vollen Künstler nach meinem Gefühl nur eine freiere Hingabe an die Natur und der große Strom der Empfindung fehlen. Fräulein Anna Haverland war Jahre hindurch ein geschätztes Mitglied der Dresdener Hofbühne und gehörte eine kurze Zeit unserem Schauspielhause an: eine wohl geeignete Darstellerin der Thusnelda und der Penthesilea, der Antigone und der Iphigenie, die selbstverständlich im Deutschen Theater, bei der Beschränktheit seines Repertoires, noch nicht zur Entfaltung ihres Talents gekommen ist. Kann man Siegwart Friedmann, der im Ausgang der sechziger und im Anfang der siebenziger Jahre auf der Bühne des Schauspielhauses in Episodenrollen oft glücklich war, und August Förster, der von dem Burgtheater in Wien her seinen Ruf datirt, auch nicht zu den hervorragenden Schauspielern rechnen, immerhin sind es erfahrene und viel verwendbare Kräfte. Sie alle wirken jedoch schon zu lange auf der Bühne, um dem großen Publicum nicht im Allgemeinen und dem engeren Kreise der Theaterliebhaber auch in den Einzelheiten

ihrer Leistungen hinlänglich bekannt zu sein, etwas absolut Neues bieten sie nicht. Unter den jüngeren Mitgliedern steht Herr Joseph Kainz voran. Als Kosinsky in den „Räubern", als der Prinz von Homburg in dem gleichnamigen Drama Kleist's hat er sich im Mai 1878, damals ein Mitglied der Meiningen'schen Theatergesellschaft, bei deren Gastspiel, den Berlinern vortheilhaft bekannt gemacht. Am Hoftheater in München hat sein Talent später an Würde und Kraft gewonnen: ein feuriger jugendlicher Schauspieler, voll Erfindung im Einzelnen, nicht ohne einen großen Zug in der Erfassung einer dichterischen Aufgabe, trefflich im Kostüm, der namentlich als Don Carlos die Zuschauer zu fesseln und hinzureißen verstand. Die Uebrigen stehen, wie es nicht anders sein kann, auf einer bescheidenen Mittelstufe; die Hoffnung, daß sich aus ihnen eine und eine andere künstlerische Besonderheit unter verständiger Leitung entwickeln wird, ist nicht ausgeschlossen, aber mehr als ein Jahr wird darüber hingehen, aus dieser so merkwürdig gemischten Gesellschaft ein einiges Orchester zu machen. Jetzt stehen sich schroff und unvermittelt das Virtuosenthum und die Manier der Provinz, leidenschaftliche Natur und eingelernte Declamation gegenüber. Dem Publicum, das im Juli 1880 in München den sogenannten Mustervorstellungen beiwohnte, fiel es allgemein auf, wie wenig Frau Wolter und Herr Barnay (Macbeth und Lady Macbeth), Herr Haase und Herr Robert (Alba und Egmont) in und zu einander spielten, wie grundverschieden die Auffassung der Scenen, in denen sie zusammenwirkten, bei den Einen und den Andern war, daß sie einander nicht viel mehr als die Stichworte zubrachten. Zur Erklärung des Mißstandes wurde die Kürze der Zeit angeführt, die eine Ausgleichung der Gegensätze nicht erlaubt. An diesem Beispiel, daß nicht einmal Meister der Kunst sich leicht in einander zu finden und zu schicken wußten, mag man ersehen, welche Mühen und welche Gewöhnung es noch kosten wird, ehe die Instrumente des Deutschen Theaters für ein empfindlicheres Ohr wirklich in und zu einander harmonisch stimmen werden.

Mit den beiden Neuigkeiten, die das Deutsche Theater uns vorführte: Montag den 22. October ein Trauerspiel in 4 Acten von Ernst von Wildenbruch „Der Menonit" und Donnerstag den 1. November ein Schauspiel in 4 Acten von Adolph L'Arronge „Das Heimchen" hat es kein Glück gehabt. Und auch die beliebte Redensart, daß einzig die Kritik den Mißerfolg verschuldet hätte, war hier nicht ins Feld zu führen: beide Stücke wurden von dem Publicum der ersten Aufführungen mehr oder minder deutlich abgelehnt. „Der Menonit" soll ein Jugendwerk Wildenbruch's sein und den „Karolingern" und „Harold" vorangehen. Mindestens ist er ein echter Wildenbruch. Er hat alle Vorzüge des Dichters: die großwuchtigen Worte, den Schwung der Rede, die glücklichen Finales am Schlusse eines jeden Actes, die hin und her lebhaft bewegte Handlung, und all' seine Schwächen: die unsichere Motivirung, den grundlosen Stimmungswechsel der Helden, die schwankende Führung der Fabel. Das Unglück des Trauerspiels ist es, daß ein verhängnißvoller Fehler Vorzüge wie Schwächen gleich auslöscht: es ist unerquicklich. Wir werden nicht tragisch erschüttert, nicht einmal theatralisch aufgeregt: wir werden gequält. Ein junges feuriges Herz geht an der Nörgelei und den Vorurtheilen einer Secte zu Grunde, die so wenig zahlreich ist und in einem so geringen Zusammenhang mit dem Leben der Allgemeinheit steht, daß dem Theaterpublicum eben so wohl die Kenntniß dieser Ansichten wie die Theilnahme dafür fehlt. Dem Aeltesten einer Menoniten-Gemeinde in der Nähe von Danzig fällt es plötzlich ein, seine einzige Tochter Marie mit einem gewissen Mathias aus der Gemeinde zu verloben, obwohl er weiß, daß sie seinen Pflegesohn Reinhold liebt und von diesem wiedergeliebt wird. Der Dichter bemüht sich weder, diese Absicht Waldemar's in irgend einer Weise, etwa durch den Reichthum des Mathias oder durch den Leichtsinn Reinhold's, zu begründen, noch legt er seiner Heldin die geringste Weigerung gegen dies unnatürliche Verlöbniß in den Mund. Im Gegentheil, sie weigert dem Mathias ihre Hand nicht. Als dann aber Reinhold von einer längeren Reise zurückkehrend auf die Bühne tritt, das Geschehene erfährt und ihr, wie billig, die bittersten Vor-

würfe darüber macht, sinkt sie ihm in leidenschaftlicher Bewegung an die Brust. Französische Officiere von der Danziger Besatzung — das Stück spielt im Jahre 1809 — sind im Dorfe erschienen, Lieferungen auszuschreiben und einen Haftbefehl des Commandanten gegen einen Agenten Schill's, der in der Gegend umherstreifen soll, zu verkündigen. Einer von ihnen erlaubt sich Unziemlichkeiten gegen Marie und da Mathias zu feige ist, sich ihrer anzunehmen, vertheidigt Reinhold die Geliebte und fordert den Franzosen. Natürlich schreit die Menoniten-Gemeinde, deren Satzungen nicht nur das Duell, sondern das Waffentragen und Kriegführen überhaupt verbieten, Wehe! über den frechen Jüngling, der sich davon befreien will: der tückische Mathias, der in Reinhold seinen Nebenbuhler fürchtet und ihn um jeden Preis verderben will, schürt den Unwillen und Groll der alten Sectirer noch mehr. Warum Reinhold unter diesen Menschen nur einen Augenblick verweilt, statt dahin zu stürmen, wohin ihn seine Ehre ruft, ist mir zu begreifen unmöglich. Alle Gedanken über die Verwerflichkeit des Zweikampfes, über seine Pflichten gegen die Gemeinde hätten ihm vorher kommen sollen, ehe er seine Ehre verpfändete. Jetzt sind sie nicht nur am unrechten Orte, sie erhalten noch obenein durch die Hoffnung, mit der er sich schmeichelt, Waldemar werde ihm die Hand Mariens nicht mehr verweigern, wenn er von dem Duell abstände, für mein Empfinden einen unmännlichen und unedlen Beigeschmack. Selbstverständlich macht er die Rechnung ohne den Wirth. Die Franzosen erklären ihn, da er nicht auf dem Platze des Stelldicheins erscheint, für einen Lumpen und Waldemar, durch die Gemeinde unterstützt, spricht seine Tochter zum zweiten Male feierlich dem Mathias zu. Diese Scenen haben, dem Dichter unbewußt, unwillkürlich Gang und Klang von den ähnlichen Vorgängen in „Uriel Acosta“ angenommen, nur daß der Gegensatz, in der Dürftigkeit der Umgebung, jede Größe verloren hat. Das tragische Motiv ist zur Marotte geworden, die zweitausendjährige mosaische Satzung zu der Blödheit und Halsstarrigkeit eines Dutzends leiblich und geistig beschränkter Bauern. Dennoch wird sich der Zuschauer schwer dem fortreißenden Schwunge der Handlung und der Rede entziehen; trotz der Unerquicklichkeit der Vorgänge, da Wildenbruch auch nicht einem der Menoniten vornehmere Züge verliehen hat und das beständige hohe Pathos der Sprache in dem schreiendsten Widerspruch zu der Unbildung der Menschen und der Geringfügigkeit des Vorwurfs steht, überwiegt in diesen zwei ersten Acten die Spannung, wie sich die Fabel von Scene zu Scene weiter entwickeln wird, die Theilnahme an dem Geschick der Liebenden. In den zwei letzten Acten dagegen gesellt sich zu dem Folternden der Handlung die Langeweile. Dem verzweifelnden Reinhold begegnet der Schill'sche Agent, den Wildenbruch wunderlich genug zu einem westfälischen Bauer Hennecker macht. Die Rede dieses Mannes erweckt in Reinhold's Brust die Vaterlandsliebe, er will sich ihm anschließen und zu Schill flüchten. Wieder aber hindert Mathias sein Vorhaben, wieder wird die Gemeinde zusammenberufen, um über den unverbesserlichen Störenfried Gericht zu halten. Wie Reinhold im zweiten Act den tauben Ohren über die Ehre vorgepredigt hat, so predigt er ihnen jetzt über das Vaterland, mit demselben Erfolge. Sie sperren ihn in das Haus Waldemar's und schicken Boten nach Danzig an den französischen Commandanten, damit er sich des Schill'schen Agenten in der nächsten Nacht, wo er wieder im Dorfe erscheinen will, um mit Reinhold zusammenzutreffen, bemächtige. Nun befreit zwar Marie den Geliebten aus ihres Vaters Hause, statt aber eiligst davon zu fliehen, verzögern sie sich in einem endlosen Liebesgespräch, bis der unvermeidliche Mathias wieder mit den Bauern eintrifft. Dadurch, daß Reinhold den Schuft niederschießt, ermöglicht er zwar Hennecker die Flucht, er selbst aber wird von den heranziehenden Franzosen ergriffen und gefesselt: ein Anblick, der Marie durch einen Herzschlag tödtet. Die innere Oede und die theatralische Uebertreibung des Ganzen kommen in diesen letzten beiden Acten zu einem so unerfreulichen Ausdruck, daß die Wirkung der beiden ersten darüber völlig verloren geht. Gelingt es Wildenbruch, dessen außerordentliche Begabung für den scenischen Aufbau, die Steigerung der Vorgänge und der Leidenschaft, für den Schwung der Rede unverkennbar ist, in seinen nächsten Arbeiten nicht seine

Handlungen besser zu motiviren, seine Charaktere zu vertiefen, wird, wie ich fürchte, sein junger Ruhmesstern nur allzu schnell wieder erblassen.

In einer unglücklichen Stunde hatte Adolph L'Arronge den Einfall, die phantastisch-reizvolle Märchennovelle von Boz in ein schwerfälliges Schauspiel „Das Heimchen" zu verwandeln. Der sonst so findige Dichter, der die Grenzen seines Talents und den ihm zusagenden Ausschnitt der Welt so genau kennt, hat sich hier im Stoffe vergriffen. Er übersah ganz, daß der Zauber der Boz'schen Dichtung gar nicht in der Fabel oder in den Figuren, sondern einzig und allein in der epischen Form, in der Mischung von frischestem Humor und sanfter Rührung in dem Tone des Vortrags liegt. Nicht was uns Boz erzählt, wie er es erzählt, ruft die Wirkung hervor. Zu dem ersten Mißgriff gesellte sich ein zweiter. Aus der Nebelatmosphäre Englands verlegte L'Arronge die Fabel nach einer kleinen Ortschaft in der Nähe von Coburg. Dadurch geriethen die Abenteuer des ungerathenen Sohnes Hermann, die in England, wo beständig Schiffe gehen und kommen und Fahrten über das Weltmeer alltägliche Begebenheiten auch für die ärmeren Volksschichten sind, Tausenden widerfahren, in das Bodenlose. Der auf seine brave Frau eifersüchtige Fuhrmann Conrad Stumpf, diese kleine resolute zungenfertige Hanna, der Geizhals Jacob Holtermann, der Schlingel und Taugenichts Hermann sind an sich Figuren, die trefflich in die kleine Welt unseres Dichters passen, wenn sie realistisch und gemüthlich ergriffen werden, die sich aber zu Schemen und Schatten verflüchtigen, wenn sie mit Boz'scher Phantastik, dem Summen des Kessels und dem Zirpen des Heimchens umkleidet werden. Die unnatürliche Verbindung dürftiger Wirklichkeit und schimmernder Märchenpoesie hat denn auch, von der Bühne herab, nur eine grelle Dissonanz gegeben. Drei Acte schwanken unsicher zwischen Phantastik und Realistik hinüber und herüber, der vierte schlägt in die ausgelassenste Posse um, als wäre der Dichter plötzlich des trockenen Tons satt geworden und mit einem Ruck zu seinem eigentlichen Wesen zurückgekehrt. Die Verhältnisse, die sich so lange tragisch anließen, werden von der munteren Hanna mit forscher Hand und Zunge ins Gleichgewicht gerückt: der eifersüchtige Stumpf wird wieder der gute einfältige Mann, der er früher war; der geizige Holtermann geht in sich und heirathet die blinde Martha, und selbst der Thunichtgut Hermann betritt den Weg der Besserung. Man kann nicht harmloser, kindlicher und unpoetischer zugleich sein, als diese Gesellschaft.

Derselbe Unstern stand über dem wunderlichen Experiment des Deutschen Theaters, Schiller's dramatisches Gedicht „Don Carlos", um Kürzungen zu vermeiden, an zwei Abenden aufzuführen. Da eine Dichtung nicht mit der Elle zu messen und nicht mit der Schere in zwei gleiche Hälften zu zerschneiden ist, dauerte der erste Abend, die drei ersten Acte umfassend, vier und eine halbe Stunde, während der zweite, an dem die beiden letzten Acte zur Aufführung kamen, nur durch die ungebührlichsten Zwischenpausen auf drei und eine viertel Stunde ausgedehnt werden konnte. Die schauspielerische Ueberhebung, das Werk eines großen Dichters in seiner schönen Einheit zu zerstören, trat um so unverhüllter zu Tage, da es eine Theaterbearbeitung des „Don Carlos" von Schiller selbst für die Mannheimer Bühne gibt: eine Bearbeitung, die bis heute zum Schema für alle Bühneneinrichtungen des „Don Carlos" gedient hat. Dingelstedt hat einmal die Wallenstein-Trilogie an einem Tage in Weimar aufführen lassen. Ohne jede Schwierigkeit kann man in der Zeit von 4 bis 12 Uhr, mit einer Stunde Pause, den ganzen „Don Carlos" mit all seinem für den Fortgang der Handlung und die Charakterisirung der Figuren überflüssigen rhetorischen Pomp zur Darstellung bringen und Niemand wird gegen eine solche Curiosität, wenn sie ihre Liebhaber findet, das Geringste einzuwenden haben. Aber zerreißen darf man ein Kunstwerk nicht. Läßt man diesen Mißbrauch für ein Werk zu, wie will man ihn bei einem andern verbieten? In Shakespeare's „Hamlet" muß ebenso herumgestrichen werden, wie im „Don Carlos", und die Sache ist hier noch schlimmer, da viele feine und eigenthümliche Züge der Charakteristik dadurch geopfert werden, während im „Don Carlos" nur die allzu üppigen Redeblüthen fallen. Eine weitere Debatte ist

zum Glück nicht darüber nöthig, der gesunde Sinn des Publicums hat die Societäre des Deutschen Theaters schnell genug gezwungen, von ihrer Verkehrtheit abzustehen und Schiller's spanisches Trauerspiel, wie bisher alle Bühnen, an einem Abend aufzuführen. Diese Mißerfolge haben im Verein mit den für unser Publicum auf die Dauer unerschwinglichen Preisen eine begreifliche Reaction in Betreff des Deutschen Theaters herbeigeführt. Das A und O eines jeden Theaters ist das gut gewählte, mannigfach abwechselnde Repertoire. Neue Stücke erwartet man von dem Deutschen Theater, nicht die abgespielten, classischen Dramen, denen es in der jetzigen Zusammensetzung seiner Gesellschaft und bei der Neuheit des Unternehmens doch keine vollkommene Darstellung und Einrichtung zu Theil werden lassen kann. Es war ein Virtuosen-, kein Künstlergedanke, daß sich die Theaterfreunde Berlins, um ein fünfblättriges Kleeblatt zu sehen, am Abend an die Kasse drängen würden. Nur in einem Bündniß mit der dichterischen Production vermag das Deutsche Theater seine Zukunft zu begründen. In jedem Monat ein neues Schauspiel und ein neues Lustspiel, aus Berlin wie aus Paris, aus Norwegen wie aus Italien, aber immer im innigsten Zusammenhang mit der Gegenwart, ihren Fragen, ihren Schöpfungen: das würde meine Devise für ein Theater sein, nicht die unfruchtbare Concurrenz mit einem Institute, dessen Stärke eben, von seiner materiell unangreifbaren Stellung abgesehen, in seiner Vergangenheit liegt.

Je weniger Glück das Deutsche Theater mit seinen Neuigkeiten gehabt hat, desto erfolgreicher war das Hoftheater mit den seinen. Leider hat es für die lange Zeit, seit es seine Pforten wieder geöffnet — seit der zweiten Hälfte des Augustmonats — des Neuen viel zu wenig geboten. Sind auch durch die Neueinstudirungen einiger Stücke („Colberg" von Paul Heyse; „Struensee" von Michael Beer; Schiller's „Braut von Messina" und „Der Freund des Fürsten" von Ernst Wichert) die Mitglieder in Anspruch genommen worden, so reichen doch zwei neue Stücke für drei Monate nicht aus. Welchen Fleiß und welche Pflege auch das Schauspielhaus gerade im Gegensatz zu einer jungen Bühne, seinem alten classischen Schatz zuwenden muß — denn seine erste und höchste Aufgabe ist es, diesen Schatz und die künstlerische Tradition zu erhalten und durch die Hinzufügung des Besten und Werthvollsten aus der zeitgenössischen Production, sowohl der dichterischen wie der schauspielerischen, beide zu vermehren und beweglich zu erhalten — so glaub' ich doch, daß bei richtiger Vertheilung der Zeit und der Kräfte die Muße gewonnen werden kann, in jedem Monate eine größere Novität herauszubringen. Die Frage: wird das Stück gefallen? wird es abgelehnt werden? scheint mir eines Hoftheaters nicht recht würdig. Bei Dichtern wie Heyse, Wilbrandt, Lindau, Herrig hat es keine Noth. Verwirft das Publicum deren Arbeiten, so trifft sie die Schuld der Niederlage viel härter, als die Bühne, welche schon am nächsten Tage wieder zu ihrem erprobten Repertoire greifen kann. Die zwei ersten Neuigkeiten des Schauspielhauses gehörten der heiteren Muse an: Donnerstag den 11. October wurde das Lustspiel in 4 Acten von M. und L. Günther „Der neue Stiftsarzt" und Donnerstag den 29. November das Lustspiel in 4 Acten von Gustav von Moser „Glück bei Frauen" zum ersten Male aufgeführt. Beide Stücke leben nur auf dem Theater, sie entziehen sich in ihrer Harmlosigkeit und Flachheit nicht nur jeder ernsthaften Kritik, sondern lassen sich auch nicht einmal erzählen. Es sind Theaterirrungen, -Verwechselungen und -Schnurren, die in der trefflichen und vornehm zierlichen Darstellung unserer Künstler den heitersten Eindruck hervorbringen, aber gar nicht beanspruchen, über diese Stunde hinaus zu leben. Von einer dramatischen Fabel wollen die Dichter nichts wissen. Mit ihrer Kenntniß des Theaters reihen sie eine Anzahl Scenen an einander, addiren die Zahl der Minuten, die eine jede von ihnen bei der Darstellung in Anspruch nehmen würde, und schreiben Ende darunter, wenn sie die Zahl 150 bis 175 erreicht haben. Meistentheils haben sie dabei nicht mit der Ungeduld des Publicums gerechnet, die den letzten Act stets für mehr oder minder überflüssig hält. Denn die zwei oder drei Verlobungen, mit denen jedes dieser Stücke schließt, erräth der erfahrene Theaterbesucher halbwegs ohne den Dichter, aus der Lectüre des Theaterzettels. Allen aristotelischen

Regeln zum Trotz bestehen diese Stücke ohne Conflict, ohne Verwicklung, ohne Helden. Ihre Figuren schillern alle nach Wirklichkeit und sind doch Theatergeschöpfe. Nur in der Bühnenluft und im Bühnenlicht können sie leben. Beständig wechseln sie die Namen und sind im Grunde immer dieselben. Die Kunst des Dichters besteht darin, sie in einem eng umschriebenen Kreise beständig an der Nase herumzuführen. Viel hängt dabei von seinem Tacte ab, da jedes Ungeschick und jede vorlaute Geberde die gute Laune der Zuschauer verdirbt. Spaß verlangen sie freilich, aber der Spaß darf nicht zur Dummheit ausarten. Moser sowohl wie M. und L. Günther haben diese Klippe glücklich umschifft. In dem „neuen Stiftsarzt" handelt es sich um die Darstellung eines Damenstifts mit angejahrten Insassen. Der „neue Stiftsarzt" würde als unverheirathet von ihrer Zimperlichkeit nicht im Hause geduldet werden: um die gute Stelle nicht zu verlieren, gibt sich Kuno Härting daher für verheirathet aus. „Aber wo ist Ihre liebe Frau?" „Krank, meine Gnädige, da und dort bei Verwandten." „Wir dürfen sie doch nächstens erwarten?" „Selbstverständlich." Man kann sich die Verlegenheiten des Arztes ausmalen. Sie steigern sich noch, da er sich in die Tochter eines Gutsbesitzers, dessen Schloß in der Nähe des Stiftes liegt, verliebt, in den liebenswürdigen, unbändigen Backfisch, der in keinem dieser Stücke fehlen darf. Seine Stiefschwester, die zu ihm kömmt, scheint seiner Noth eine Weile ein Ende zu machen; er stellt sie als seine Frau den Stiftsdamen vor. Aber ach! diese Stiefschwester ist die Verlobte des Verwalters des Klostergutes und die Damen wittern bald ein ehebrecherisches Verhältniß zwischen diesen Beiden. Die Lösung liegt auf der Hand. Der Bau der Fabel ist noch lustiger, die Charakteristik noch flüchtiger, als in dem ersten Stück Günther's „Der Leibarzt". Zu loben ist nur das technische Geschick der beiden Autoren in der Führung des Scherzes. Es ist die Fingerfertigkeit eines Taschenspielers. Moser's „Glück bei Frauen" ist in demselben Stil gearbeitet. Der Titel ist nicht gut gewählt, denn der reiche Müßiggänger Alfred Bona, von dem seine Freunde und er selbst am lautesten behaupten, daß ihm keine Frau widerstehen könne, wird von der einzigen, um die er sich bewirbt, von der schönen und klugen Wittwe Valerie Sterneck mit einer derben Vermahnung zurückgewiesen und erst zu Gnaden aufgenommen, als er aus einem Gecken und Bummler zu einem arbeitsamen Menschen geworden ist, der die Nationalökonomie in drei Bänden studirt. An dem Backfisch der Komödie kommt diesmal eine neue Seite dieser Gattung zur Erscheinung: „die unverehelichte Marie Schöller wird von Rechtswegen wegen Schmähung obrigkeitlicher Anordnungen zu fünfzig Mark Geldstrafe oder fünf Tage Gefängniß verurtheilt." Die unverehelichte Marie Schöller ist natürlich die jüngste Tochter eines unermeßlich reichen Commerzienraths und hat auf der Fahrt von Potsdam nach Berlin „über die erbärmliche Eisenbahnverwaltung" kein Blatt vor ihren siebzehnjährigen Mund genommen. In dem Assessor von Güsen, der das Urtheil unterschrieben, sieht sie ihren Todfeind und schwört ihm Rache. Dieser Racheplan führt sie schließlich dahin, sich mit ihm zu verloben. Güsen ist ein edler junger Mann; er opfert sich auf, um seine Großmutter in dem Wahn zu erhalten, daß sie eine reiche Frau sei. Rührende Scene zwischen Großmutter und Enkel bei der Erkenntniß der Wahrheit. Schließlich macht das Geld der unverheiratheten Marie Schöller Alles gut. Moser hat Lustigkeit und Sentimentalität trefflich in einander zu mischen verstanden. Dem biderben grobkörnigen Getreidehändler stellt er den vertrottelten hochmüthigen Adeligen gegenüber. Der junge Gatte und die junge Gattin, die sich mit einander zu langweilen anfangen, gerathen wieder in Feuer und Flamme, als sie sich gegenseitig eifersüchtig machen. Eine Fülle munterer Scenen und drolliger Einfälle unterhält das Publicum bis zum Ausgang des dritten Actes ohne besondere geistige Anregung, aber auch ohne jeden ärgerlichen Anstoß; der Scherz ist harmlos und harmlos wird er aufgenommen. Wesentlich trägt, wie ich schon sagte, das für diese bürgerlichen Komödien ausgezeichnete Zusammenspiel der Künstler im Schauspielhause, dem ich in dieser Hinsicht keins auf irgend einer deutschen Bühne an die Seite zu setzen wüßte, zum Gelingen derselben bei.

Einen herben Verlust hat die komische Bühne, und speciell das Wallner-

Theater, durch den Tod Ernestine Wegner's erlitten. Nach schweren und langen Leiden starb die Aermste am 1. November in Wiesbaden. Ernestine Wegner war seit Anna Schramm wieder die erste Soubrette, die eine lebendige Individualität besaß und aus eigener Erfindung und Kraft, aber nicht „nach berühmten Mustern" oder gar nach der Schablone arbeitete. Ihre zwei großen natürlichen Gaben, eine entsprechende Gesangsstimme und das Talent der Nachahmung, bildete sie mit rastlosem Fleiß zu einer seltenen Vollkommenheit aus. Stärker als das naive und humoristische war das satirische und burleske Element in ihr. Alle ihre Gestalten erhielten aus dieser Eigenart heraus eine Neigung zur Caricatur, die zwar unwiderstehlich wirkte, ihnen aber die höhere Lebenswahrheit raubte. Die vielen Einlagen, die sie selbst sich machte oder die ihr die Possendichter lieferten, um ihrer Stimme Gelegenheit zu geben, sich im Liedervortrag gefällig zu äußern, verwandelten ihre Rollen aus festbestimmten Figuren zu Kautschukpuppen und Spieldosen. Man konnte nicht leicht etwas Zierlicheres sehen und etwas Drolligeres hören, aber wirkliche komische Gestalten im feineren Sinne des Wortes hat sie nur wenige zu schaffen und durchzuführen gewußt. Immer saß ihr der satirische Schelm im Nacken, immer fast störte ihr der Zug des Virtuosen, plötzlich und ohne Motivirung an die Rampe zu treten und als Coupletsängerin zu glänzen, die Einheit und die Folgerichtigkeit ihrer Darstellung. Wie sie aber war, eigenwillig und ohne strengere Schulung, mehr dem satirischen und ironischen Triebe blindlings folgend, als sich dem künstlerischen Maße willig unterordnend: ein seltenes, selbständiges Talent, das aus dem Vollen schuf, in dem, ihr selber unbewußt, ein Hauch mephistophelischen Geistes wehte.

Mit dem Erfolg seiner beiden Neuigkeiten, einer Gesangsposse von Ed. Jacobson, „Ein gemachter Mann" und einem Lustspiel in 3 Acten von Heinrich Heinemann „Der Schriftstellertag", das am Sonnabend den 1. December zum ersten Male aufgeführt wurde, konnte übrigens das Wallner-Theater zufrieden sein. Die Posse erlebte eine lange Reihe von Wiederholungen und wanderte zuletzt von dem Osten der Stadt vergnüglich nach dem Südwesten, in das Belle-Alliance-Theater hinüber; das Lustspiel bringt einen Vorwurf aus der Schriftstellerwelt zu einer anmuthig geistreichen Verkörperung. Freilich gibt auch hier wieder eine Verwechselung zu der Schürzung des Knotens Veranlassung. Ein schwärmerisches Frauenzimmer hat sich in einen Lieblingsautor in gutem Ernste verliebt und hofft dessen Bekanntschaft auf dem Schriftstellertag zu machen. Aber dieser Autor ist eine junge Dame, die unter einem männlichen Kriegsnamen schreibt. Daraus entspringen nun Irrungen und Narretheien aller Art. Der Verfasser der Komödie, ein Schauspieler, weiß sein Thema geschickt und nicht ohne eine gewisse Originalität lustig und in der Sprache der guten Gesellschaft hin und her zu variiren. Fehlt es der Handlung wie den Personen an Vertiefung, so sind dafür auch die schlechten Witze, die Anzüglichkeiten und die satirischen Schlaglichter fortgeblieben. Alles spielt sich im Gang der Handlung wie in der Rede in einem gemäßigten Tempo ab. Jedenfalls ist dem Verfasser der erste Wurf gelungen: das Talent ist nicht eben stark, aber es offenbart ansprechende, freundliche Züge, mit Spannung und Theilnahme sieht man seiner weiteren Entwicklung entgegen.

Das Residenz-Theater ist seiner Specialität, der Aufführung französischer Sittenkomödien, auch diesmal treu geblieben. Schade nur, daß es ihm noch immer nicht gelingen will, ein Ensemble herzustellen, wie es dasselbe früher besaß. Bei der Aufführung des Sardou'schen Schauspiels „Fedora" in den ersten Monaten dieses Jahres war es auf einen Gast angewiesen und auch jetzt hat nur das Gastspiel des Herrn Carl Sontag, der als Bonvivant und komischer Charakterschauspieler eines weit verbreiteten Rufes genießt, die Darstellung zweier Komödien dieser Gattung: „Babette" und „Ein Pariser Roman" ermöglicht. Der Unterschied zwischen den modernen deutschen Lust- und Schauspielen und einer solchen französischen Komödie ist ein unbeschreiblicher. Nicht bloß die Technik ist eine andere, man athmet die Luft einer anderen Welt. Unsere deutschen Dichter stellen eine Welt für Kinder dar, die sich ewig in denselben

Gleisen um die Verlobung zweier junger Leute dreht. Dinge, Verhältnisse, Personen sind überall und nirgends, keine böse Zugluft aus der Wirklichkeit trifft uns. Alles geht so reinlich und so zweifelsohne zu, daß ein Liebesbrief schon für eine Todsünde gilt. Die Franzosen dagegen schildern die Sitten, Gewohnheiten, die Laster und Conflicte der Gegenwart. Uebertrieben, nach einem bestimmten Leisten gearbeitet, immer bereit, den besonderen Fall zu einem typischen Vorgang zu erweitern, nicht frei aus der Natur des Vorwurfs und der Charaktere, sondern aus den Bedingungen ihrer Bühne heraus schaffend: aber zuerst und zuletzt doch Leben von unserm Leben, Fleisch von unserem Fleisch. „Babette", ein dreiactiger Schwank von Henri Meilhac und Philippe Gille, der am Sonnabend den 20. October zur ersten Aufführung kam, verläuft im Fortgang der Handlung in die Posse, allein der Keim, aus dem das Ganze erwächst, ist eine sociale Frage. Wie kann ein leichtfertiges Mädchen sich wieder den Zugang zur Gesellschaft erobern, unter welchen Bedingungen wieder darin eintreten? Gaston hat eine Geliebte, Babette: er ist ein leichtsinniger Lebemann, das Mädchen sucht ihn zur Ordnung und zur Sparsamkeit zu erziehen. Sie hat den Ehrgeiz ihn heirathen zu wollen. Allein da ist ein Onkel, Petitpreux, der dem verschwenderischen Neffen schon lange grollt; wenn ihn Gaston jetzt nicht auf sein Schloß begleiten und dort ein solides Leben führen wird, so droht er ihm mit Enterbung. Einmal auf dem Schlosse, denkt Petitpreux, wird sich Gaston in Andrée, seine Cousine, verlieben und dieselbe heirathen. Gaston kann sich zur Trennung von Babetten nicht entschließen, aber das kluge Dämchen findet einen Ausweg. Sie wird ihm als Frau Baronin mit ihrem Gatten auf eine Villa in der Nähe jenes Schlosses folgen, die Gaston heimlich kauft: ein Allerweltsmacher, Weinreisender „auf Familien-Bordeaux" und Colporteur, in Mußestunden Erfinder, Gévaudan gibt sich gegen eine gute Bezahlung dazu her, die Rolle des angeblichen Gatten zu spielen. Er bringt noch überdies, um doch auch ein Vergnügen zu haben, seine eigene Geliebte als Kammermädchen bei der Baronin Babette unter. Den Fortgang kann sich der Leser vorstellen: Babette gewinnt im ersten Blick das Herz — und wenn sie dieselbe wollte — auch die Hand des alten Oheims, so daß, als die ganze Spiegelfechterei klar wird, er nicht das Geringste gegen die Heirath Babettens und Gastons einzuwenden hat, umsoweniger, da seine Nichte ihr Herz an seinen Geheimschreiber, der das Buch schreibt, das unter Petitpreux' Namen Aufsehen macht, verloren hat. Die Idee ist weniger glücklich und scharf als sonst in französischen Stücken herausgearbeitet worden; die Neigung der Autoren hat sich vom zweiten Acte an auf die drollige Figur Gévaudan's gewandt und Babettens Entwicklung und Umwandlung ist darüber in den Hintergrund gerathen. Bei alledem doch ein Vorwurf, dem man nachsinnen kann.

Ernster, gehaltener und ergreifender tritt uns Octave Feuillet's „Ein Pariser Roman", Schauspiel in 5 Acten entgegen, das am Sonnabend den 10. November zum ersten Mal gegeben wurde. Ein junges, reiches, sich zärtlich liebendes Ehepaar, Henri und Marcelle Targy, erfährt, in der Nacht nach einem Balle, ein schreckliches Geheimniß: die eigene Mutter Henri's muß es ihnen offenbaren. Das Vermögen, von dem sie leben, gehört ihnen nicht, Henri's Vater hat es unterschlagen. Es ist das Erbe eines Freundes, das ihm dieser sterbend anvertraut hatte, um es zur gelegenen Zeit einem jungen Mädchen zu übergeben, zu dessen Mutter der Freund in zärtlichen Beziehungen gestanden. Nach kurzem Kampfe fassen sich Mutter, Sohn und Gattin heroisch: Henri wird das Geld der Erbin wieder erstatten und Alle drei wollen von ihrer Hände Arbeit ehrlich weiter leben. Die Erbin ist eine liebenswürdige reiche Dame, Therese Baronin von Chevrial: ihr Mann ein gewissenloser Börsenspeculant, ein mehrfacher Millionär, ein Schlemmer, ein Wüstling. Er zögert keinen Augenblick das Vermögen, das ihm Henri bringt, anzunehmen und zwingt auch seine Gattin, die es ablehnen will, dazu. Großmüthig bietet er Henri eine leidlich dotirte Stellung in seinem Comptoir an, die dieser mit Freuden ergreift. In der bescheidenen Wohnung der Targy's würde Frieden und Behaglichkeit herrschen, wenn Marcelle sich in die Beschränktheit finden könnte, denn die Baronin, die Musik-

unterricht ertheilt, und Henri, der im Bureau arbeitet, sind durchaus zufrieden und glücklicher als in der Fülle des Reichthums. An Marcelle's Herzen indessen nagt die Dürftigkeit: sie kann es nicht ertragen im Omnibus zu fahren, wenn ihre Freundinnen im eigenen Wagen dahinrollen. Ihr ist die Luft beengt, sie dürstet nach Wohlleben und Luxus. Die Versuchungen bleiben nicht aus. Der Baron Chevrial hat sein Auge auf die junge schöne Frau geworfen. Er macht ihr nicht mißzuverstehende Anträge, die sie nicht bestimmt abzulehnen wagt. Aber ihr Herz droht ihr zu zerspringen, sie fürchtet, daß sie langsam, aber unaufhaltsam den Abhang der Sünde hinabgleiten wird. Flucht aus den sie einengenden und niederdrückenden Verhältnissen erscheint ihr als die einzige Rettung. Man hat ihre Gesangstimme gerühmt, ein Impresario Juliani hat ihr die glänzendsten Anerbietungen gemacht, wenn sie in seine Gesellschaft eintreten und mit ihm nach Amerika gehen will. Die Bitten ihres Gatten und ihrer Schwiegermutter haben sie bis jetzt zurückgehalten, diesen Anträgen Gehör zu schenken. Jetzt ergreift sie dieselben als letzte Planke in dem drohenden Schiffbruch. Sie entflieht. Viele Monate sind seitdem verflossen, Henri hat die Treulose als todt beweint, denn eine Nachricht ist herüber gekommen, daß der Dampfer, der Juliani und seine Operngesellschaft trug, auf offenem Meere verbrannt sei. Bei einem wüsten Gelage ist der Baron Chevrial, inmitten seiner Freunde und gefälliger Tänzerinnen, gerade als er einen Toast auf die Materie ausbrachte, von einem Schlagfluß getroffen, laut- und schmerzlos gestorben; zwischen seiner Wittwe und Henri hat sich ein freundschaftliches Verhältniß angeknüpft, das über kurz oder lang zu einer Ehe führen wird. Da trifft Marcelle arm und krank bei ihrer Schwiegermutter ein. Sie ist gerettet worden, aber keine ihrer glänzenden Hoffnungen hat sich erfüllt. Tief erschrocken, aber doch voll Mitleid und Güte nimmt die Baronin die reuig Zerknirschte auf. Sie bittet sie, in das Nebenzimmer zu treten: sie will ihren Sohn, der eben zurückgekehrt, schonend auf das Unerwartete vorbereiten. So hört Marcelle, daß Henri die Baronin liebt; sie erkennt, daß ihr Wiedererscheinen sein Glück für immer vernichten würde, sie sinkt zur Erde. Als Henri, von einer Ahnung ergriffen, in das Nebenzimmer stürzt, findet er eine Todte. Man vermißt in dem Feuillet'schen Schauspiel die strengere und stärkere Motivirung, Marcelle's Charakter bewegt sich in Sprüngen. Noch einmal so eingehend, aus zwingenden Gründen, müßte ihre Flucht mit dem Impresario begründet sein, wenn sie uns glaubhaft dünken sollte. Wie in der Posse Meilhac's und Gille's hat sich auch in Feuillet's Drama eine ursprünglich auf dem zweiten Plan gedachte Figur allmälig in die erste Reihe gedrängt: statt Marcelle's, die halbwegs eine Gestalt nach der Schablone ist, die reuige Magdalena der vornehmen Gesellschaft, beherrscht Chevrial, den Herr Carl Sontag vortrefflich spielte, mit seinem Cynismus und seiner Originalität die Scene. Neben Augier, Dumas und Sardou ist Octave Feuillet nur ein dramatischer Dichter zweiter Ordnung: es fehlt ihm ihre Unerbittlichkeit in der Entwicklung eines Charakters, in der Ziehung der Consequenzen aus der That des Helden und ihre unvergleichliche Technik. Aber mit all' seinen Schwächen und seiner Schönfärberei, wie hoch steht er, in der Schilderung des wirklichen Lebens, in der Erfassung und Darstellung der Gegenwart, über seinen deutschen Mitbewerbern! Es ist Sumpfboden, auf dem er schreitet, den er schildert: allein dieser Sumpf ist vorhanden, wir kennen ihn Alle, wir sehen ihn vor uns, in Berlin wie in Wien, in Paris wie in Petersburg; wo aber ist das Paradies der Backfische, in dem die Handlungen unserer Komödiendichter sich abspielen?

Karl Frenzel.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte December.

Noch ein Mal haben die Macht des allgemeinen Friedensbedürfnisses und das Gewicht der von der Erhaltung des großmächtlichen Einvernehmens bedingten Interessen über die west-östlichen Gegensätze den Sieg davon getragen, die vor vier Wochen vernehmbar an die Thür des Janustempels pochten. Das Jahr 1883 ist sich treu geblieben, es schließt unter denselben Friedenszeichen, welche seinen Anfang begleitet hatten. Unter denselben Zeichen, denn neue sind nicht hinzugekommen, die Grundlagen der zwischen den Großmächten obwaltenden Beziehungen vielmehr die früheren geblieben. Was an denselben gegensätzlich war, ist gegensätzlich geblieben, ja der latente Gegensatz merkbar verschärft worden durch den Zutritt Italiens zum österreichisch-deutschen Bunde und durch die Gewinnung von osteuropäischen Außenwerken für diese Citadelle des Friedens. Nicht sicher zwar, doch thätig frei zu wohnen ist unser Loos geblieben und wird voraussichtlich noch eine Weile unser Loos bleiben. Wir müssen uns daran genügen lassen, daß das Maß dieser Sicherheit und Freiheit gegen früher erheblich erhöht und daß über den gesammten Welttheil die Ueberzeugung verbreitet worden, wer uns herausfordert, fordere zugleich sein Jahrhundert in die Schranken. Daß die Lust dazu an unsern westlichen wie an unsern östlichen Grenzen fortbesteht, wird uns von der Presse unserer Nachbarn zu häufig gesagt, als daß die Gefahren eines falschen Friedens auch nur für Augenblicke an uns heranzutreten vermöchten.

Seit des russischen Ministers von Giers' Reise nach Friedrichsruhe den Rest der im Herbstnebel aufgetauchten Kriegssorgen verscheucht hat, ist Europa vornehmlich mit zwei Angelegenheiten, der spanischen Reise des deutschen Kronprinzen und der französisch-chinesischen Differenz, beschäftigt gewesen. Das Bestreben, dem dem Hofe von Madrid gemachten deutschen Fürstenbesuche einen tendenziösen Charakter anzuhängen, hat ebenso schmähliches Fiasco gemacht, wie die Rechnung auf Kundgebungen, welche die Bedeutung dieser Unternehmung herabdrücken sollten. Vom ersten bis zum letzten Tage seines Aufenthalts auf spanischem Boden ist der Kronprinz nicht nur der gefeierte Gast König Alfonso's XII., sondern zugleich der herzlich begrüßte Gast des spanischen Volkes gewesen, das den altbewährten Ruf würdiger Höflichkeit und echter Liebenswürdigkeit glänzend erneuert hat. Tage, wie der Erbe der deutschen Krone sie in Valencia, Madrid, Toledo, Sevilla und Granada verlebt hat, streuen Saaten aus, deren Wachsthum gesichert ist, auch wenn sie nicht in diplomatisch gezogene Furchen gefallen sind — in Deutschland wie in Spanien wird der erste von einem preußisch-deutschen Prinzen dem Hofe von Madrid gemachte Besuch eine dauernde Erinnerung zurücklassen. Mehr als die Befestigung der zwischen beiden Ländern bestehenden freundschaftlichen Beziehungen hat es bei der Reise vom December d. J. gegolten und dieser Zweck ist so vollständig erreicht worden, daß das fernere Geschick des bereits gegenwärtig erschütterten Cabinets Posada-Herrera mit denselben nichts zu thun hat, die

Mehrzahl der Deutschen völlig unberührt lassen wird. Es ist zu einem Einverständniß der Grund gelegt worden, dessen Weiterentwicklung vertrauensvoll in den Schoß der Zukunft gelegt werden darf. — Von der Römerfahrt, mit welcher der Erbe der deutschen Krone seine Winterreise beschließt, wissen wir bis jetzt nur, daß sie in erster Reihe dem Beherrscher des uns befreundeten Italien gilt, und daß die zwischen dem Berliner Cabinet und dem Vatican obwaltenden Beziehungen einen Besuch des Kronprinzen bei dem Papste zuläßig erscheinen lassen. Für die kirchenpolitische Lage ist das bezeichnend genug, daß die Möglichkeit einer durch diesen Besuch herbeigeführten Weiterentwicklung derselben mindestens nicht ausgeschlossen erscheint. Die Initiative dazu wird freilich von dem Vatican, nicht von dem hohen Gaste desselben erwartet werden müssen.

Die Lage der französischen Dinge ist während der letzten Wochen so vollständig von dem Auf- und Niedergehen ostasiatischer Meldungen beherrscht worden, daß die übrigen an und für sich nicht unwichtigen Ereignisse des letzten Monats an dem öffentlichen Leben der Republik nahezu spurlos vorüber gegangen sind. Auf die jüngsten Ministerveränderungen hat man kein Gewicht gelegt, weil Vorkommnisse solcher Art dem heutigen Frankreich gewohnheitsmäßige geworden sind; die durch Kürzung der Bezüge des Erzbischofs von Paris neu bethätigte Feindseligkeit der Parlamentsmehrheit gegen die katholische Kirche gehören in dieselbe Rubrik und auf die nach vieljährigem Kampfe durchgesetzte Abschaffung der obligatorischen Arbeitsbücher (livrets) hat man sich in Frankreich nicht besonnen, weil man für andere als politische Machtfragen des Augenblicks überhaupt das Organ eingebüßt hat. Daß diese endlich zu Stande gekommene Maßregel in das Leben der meisten Franzosen außerordentlich tief eingreift, daß es sich um die Abschaffung einer Institution handelt, deren Entstehung weit hinter die erste Revolution zurückdatirt und die in den meisten Culturländern den Gegenstand lebhafter Kämpfe bildet, scheint man auch da nicht in Betracht gezogen zu haben, wo man aus diesem Zugeständniß an die Wünsche des vierten Standes in der That politisches Capital schlagen könnte. Noch weniger hat man sich darum gekümmert, daß eine nicht unerhebliche Minderheit des Senats darauf aus war, in doctrinärer Consequenzmacherei zugleich mit den obligatorischen auch die freiwillig geführten Arbeitsbücher unter Verbot zu stellen und daß es in diesem Falle die Rücksicht auf die Deputirtenkammer gewesen ist, welche den Senat zur Ablehnung der weitergehenden Anträge seiner Minderheit bestimmt hat. In dem Lande, das, Dank der Unversöhnlichkeit seiner Parteigegensätze, binnen zehn Jahren keine einzige positive Maßregel der Socialreform zum Abschluß gebracht hat, zählen und wiegen die Dinge nur nach ihrem augenblicklichen politischen Gebrauchswerth und werden die großen, in der Stille vorbereiteten Umgestaltungen des öffentlichen Wesens in der Regel erst wahrgenommen, wenn sie sich den Machthabern als vollendete Thatsachen gebieterisch aufdrängen. — Wesentlich nach Gesichtspunkten des Tagesinteresses hat sich auch die französische Auffassung und Behandlung der anamitisch-chinesischen Angelegenheit gestaltet. Nicht sowohl darauf kommt es der Masse der Gelegenheitspolitiker an, wie die Verhältnisse an der südchinesischen Grenze in Wirklichkeit liegen und welchen Einfluß die angekündigte Wegnahme Bac-Ninhs auf die Beziehungen zu China üben könnte, — sondern wesentlich auf die Wirkungen, welche die Nachrichten über Sieg oder Niederlage, Krieg oder Frieden für Stellung und Ansehen des Ministeriums Ferry haben könnte. Und doch hat die Frage danach, ob die Hauptverantwortung für die eingetretene Verwicklung der gegenwärtigen oder einer der früheren Regierungen aufzubürden ist, bei dem Mangel an aller Continuität in der Verwaltung ein nur untergeordnetes praktisches Interesse. Die Hauptsache ist, daß Beamtenthum und Bevölkerung Anams mit ihren Sympathien auf der Seite des himmlischen Reichs stehen und daß trotz aller Unsicherheiten und Zweifel über Chinas militärische Leistungsfähigkeit die Unzulänglichkeit der auf dem Kriegsschauplatz weilenden französischen Streitkräfte öffentlich anerkannt werden mußte. Neue Opfer an Geld und Menschen haben der Aufrechterhaltung des Status quo bewilligt werden müssen und die Art und Weise, in welcher das geschehen ist, läßt

die Anhänger der Regierung fürchten, daß im äußersten Falle, demjenigen eines offenen und energischen chinesischen Vorgehens, trotz des Herrn Ferry abermals ertheilten Vertrauensvotums das Aeußerste zu fürchten sei. Bis jetzt hat das Cabinet von Peking in Zögerungen und Verschleppungen seinen Vortheil gesehen und dadurch die Befürchtung geweckt, daß hinter denselben Vorbereitungen zu einem großen Schlage getroffen werden. Fällt derselbe, so kommt für uns zunächst in Betracht, daß die Lage der in den chinesischen Seehäfen lebenden zahlreichen Europäer (der Personenverkehr zwischen diesen Plätzen wird bekanntlich zum größten Theil von deutschen Schiffen besorgt) mindestens bis zum Eintreffen der ausgesendeten deutschen und englischen Schutzgeschwader eine außerordentlich schwierige sein wird. Unwillkommen würde die Kriegseventualität aber auch rücksichtlich ihres Einflusses auf die innere französische Lage sein, weil sie aller Wahrscheinlichkeit nach den Radicalen zu Gute kommen würde. Der Eifer, mit welchem die Pariser Machthaber sich an die übrig gebliebenen Friedensstrohhalme klammern und vor pessimistischen Auffassungen warnen zu müssen glauben, beweist, daß dieselben ihr Geschick mit demjenigen des Friedens eng verbunden wissen. Wären Vermittelungen nicht für die Interessen derjenigen, welche dieselben unternehmen wollten, mit außerordentlichen Gefahren verbunden, so würde England längst sein volles Gewicht zu Gunsten eines Ausgleichs in die Wage geworfen haben. Rücksichten auf die Sicherheit der in China engagirten britischen Capitalien haben dem guten Willen Mr. Gladstone's und seiner Collegen an und für sich enge Grenzen gezogen, — um so engere, als die öffentliche Meinung ihres Landes die Hauptschuld nicht bei der Pekinger, sondern bei der Pariser Regierung sucht. Unverhohlen haben die unabhängigen Londoner Preßorgane ihre Meinung dahin abgegeben, daß die Beschaffenheit der heutigen französischen Staatsleitung nicht darnach angethan sei, England zur Vermittlerrolle einzuladen und daß den ostasiatischen Interessen des Landes unter Umständen durch Parteinahme für China besser gedient werden würde als durch eine gegentheilige Politik.

Inzwischen hat man auch jenseits des Canals Erfahrungen mit der Unberechenbarkeit außerhalb der Culturwelt liegender Verhältnisse gemacht. Ob Hicks Pascha's ägyptische Armee von dem im West-Sudan aufgestandenen falschen Propheten und echten Kriegspredniger ganz oder nur zur Hälfte vernichtet worden ist, wird wohl noch eine Weile zweifelhaft bleiben. Desto unzweifelhafter ist, daß die südlichen Grenzen des in die britische Machtsphäre gezogenen ägyptischen Staates schwerer als seit Menschengedenken bedroht sind und daß die beabsichtigte Zurückziehung des im Sommer vorigen Jahres ausgesendeten Expeditionscorps aufs Neue hinausgeschoben werden muß. Was der welt- und länderkundigsten aller Nationen so leicht nicht passirt, ist dieses Mal eingetreten: sie steht Menschen und Verhältnissen gegenüber, von denen man wenig m e h r weiß, als daß sie unter Umständen außerordentlich gefährlich werden können. An der Nothwendigkeit energischer Abwehr wird durch dieses Gefühl der Unsicherheit nichts geändert: das in der Schlacht bei Tel-el-Kebir errungene Uebergewicht muß behauptet, die Sicherheit der britischen Herrschaft über das Nilthal, Europa und Afrika gegenüber, allen Zweifeln entrückt werden. Eben jetzt ist die eminente Bedeutung dieses Landes für den englisch-indischen und englisch-afrikanischen Handel durch das Abkommen neu bestätigt worden, welches die Londoner Schiffsrheder mit Herrn von Lesseps behufs endlicher Entscheidung über die Zukunft des alten und des projectirten neuen Suezcanals getroffen haben. Auf dem beschrittenen Wege muß weitergegangen werden, weil jede Erschütterung des britischen Ansehens bis nach Constantinopel, Bombay und Kabul hinüber bedenkliche Wirkungen üben und eben eingeheimste Gewinne in Frage stellen könnte. Für die Unsicherheit der gewonnenen Grundlage sind die Besorgnisse um die Zukunft Khartum's so charakteristisch, daß die Wiederherstellung geordneter Verhältnisse an der Südgrenze des Landes unbedingt geboten erscheint. Reichen die vorhandenen Mittel dazu nicht aus, so müssen neue in Bewegung gesetzt werden. Gerade die momentane in dem europäischen Oriente herrschende Ruhe richtet alle Blicke auf den Ausgang des im vorigen Jahre begonnenen ägyptischen Unternehmens.

In denjenigen Ländern des Südostens, die noch im vorigen Monate die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt vorzugsweise auf sich zogen, in Rumänien und Serbien, ist an die Stelle der bisherigen Erregung tiefe Stille getreten. Ueber den Umfang und die Bedrohlichkeit der Emeute vom November d. J. sind wir erst nachträglich genauer unterrichtet worden. Daß nationale Wirren, die so bedeutende Verhältnisse angenommen, so weite Verzweigungen aufzuweisen gehabt hatten, ohne weitere Folgen geblieben sind, erscheint wie ein halbes Wunder, wie ein Wunder, das nur aus dem Friedensbedürfniß der benachbarten größeren Staaten erklärt werden kann. Zu anderen Zeiten sind Vorgänge sehr viel geringfügiger Art ausreichend gewesen, die halbe Welt in Allarm zu versetzen und Verwicklungen von größter Tragweite herbeizuführen. Unwillkürlich sagt man sich, daß es nicht sowohl die eigene Natur der südslawischen Länder und Menschen, sondern das Interesse der Großstaaten an denselben ist, das diese Erdgegend seit Menschenaltern zur europäischen Pandora-Büchse gemacht hat. — Auch in der benachbarten Türkei scheint man das Gefühl relativer Sicherheit gegen politische Ueberraschungen gewonnen zu haben. Wäre dem anders, so hätte die Pforte es nicht zu dem Conflict mit dem ökumenischen Patriarchat von Constantinopel kommen lassen, der neuerdings in der diplomatischen Welt von sich reden macht. Von allen „Culturkämpfen", die während der letzten zwölf Jahre erlebt worden, ist der türkisch-griechische der verwunderlichste. Seit das Südslawenthum in den Vordergrund der politischen Scene des Orients getreten ist, haben das in dem Patriarchat repräsentirte türkische Priesterthum und die Hohe Pforte in kaum gestörtem Einvernehmen gestanden. Der gemeinsame Kampf beider gegen die kirchlichen und nationalen Ansprüche der Bulgarien verbündeten Mächte (und das Fanariotenthum repräsentirt immer noch eine Macht) hatte die alte Tradition neu belebt, nach welcher die ottomanische Regierung die slawischen Rajah am zuverlässigsten durch Vermittelung des ökumenischen Patriarchats beherrscht und nach welcher die Griechen für das byzantinische Reich der Zukunft nicht besser sorgen können, als durch Niederhaltung der slawischen Unterthanen des Sultans. Was den griechischen Ansprüchen widerstrebt, muß in Gehorsam gegen den gegenwärtigen Machthaber am goldenen Horn erhalten und vor eigenen Ansprüchen behütet werden, bis für Großgriechenland der geschichtliche Augenblick gekommen ist. — Dieser Tradition gemäß besaß der ökumenische Patriarch seit den Tagen der Eroberung von Constantinopel ausgedehnte Rechte, die ihn zum geistlichen *und weltlichen* Oberherrn der Gläubigen seiner Kirche und zum höchsten Richter in allen auf das Familien-Erb- und Eherecht der orientalischen Christen bezüglichen Angelegenheiten machten, — dieser Tradition gemäß war der griechische Clerus geschworener Feind aller Bildungs- und Nationalbestrebungen gewesen, die einen andern als den griechischen Stempel trugen. Bis die Gräcisirung der Bulgaren beendet ist, gehen griechischer und türkischer Vortheil Hand in Hand und da der zur Erreichung dieses Zieles führende Weg noch ein weiter ist, empfiehlt sich die Aufrechterhaltung des Status quo beider Theile. Dieses Verhältniß nun gedenken die Jungtürken zu erschüttern. Sie machen geltend, daß die weltliche Rechtsprechung des Patriarchen und der ökumenischen Synode einen Sinn nur gehabt habe, so lange es kein weltliches türkisches Gesetzbuch und keine türkischen Gerichtshöfe im modernen Sinne des Wortes gab; da die familienrechtlichen Angelegenheiten der Christen nicht nach Satzungen des Islam entschieden werden konnten, sei nichts übrig geblieben, als dieselben der Kirche zu überweisen. Jetzt sei das Alles anders geworden und die Unterordnung aller Unterthanen des Sultans unter ein ihren gemeinsamen Bedürfnissen angepaßtes türkisches Reichsrecht und dessen regelmäßige Organe ein selbstverständliches Gebot der türkischen Staatsraison. — Das Patriarchat beruft sich dagegen auf sein geschichtliches, ein halbes Jahrtausend lang unangetastet gebliebenes Recht und auf die Unmöglichkeit, die *Einnahme* aufzugeben, die ihm aus seinen judiciären Befugnissen zugeflossen sind. Seit Serben, Bulgaren und Rumänen sich von der Mutterkirche getrennt und selbständige Landeskirchen aufgerichtet hätten und seit die Russen eine griechenfeindliche Politik befolgten, entbehre der Patriarch ohnehin des besten Theils seiner früheren Einkünfte und der Mittel zur Erhaltung der Kirchen und

Schulen seines Volks. Nehme man ihm auch noch die Richterbefugnisse, so sei er finanziell ruinirt und außer Stande, die Stellung zu wahren, die ihm im Interesse des türkischen Staates und der türkischen Regierung seit den Tagen Sultan Machmud's eingeräumt worden. — Wie es heißt, ist das türkische Ministerium entschlossen, auf seiner Forderung zu beharren und dem Lärm Trotz zu bieten, welchen der Patriarch, die Synode und der griechische Nationalrath (das kirchenpolitische Unterhaus der ökumenischen Kirche) geschlagen haben. Alle Hoffnungen der Griechen ruhen auf der Person des Sultans und auf der Unterstützung der Diplomatie, von der man annimmt, daß sie dem einflußreichen fanariotischen Elemente nicht fehlen werde. Wie es heißt, zeigen die west- und mitteleuropäischen Mächte aber nur wenig Neigung, in dem zwischen dem Fanar und der Hohen Pforte entbrannten Streite Partei zu ergreifen, Rußlands Entschließungen aber stehen bislang noch aus. Ob die Petersburger Regierung vorliegenden Falls als „rechtgläubige" Macht auf die Seite des höchsten Würdenträgers der orientalischen Kirche treten oder ob sie als Vertreterin des Slawenthums den national-griechischen Clerus sich selbst überlassen wird, ist noch nicht entschieden.

Zu der Zurückhaltung in auswärtigen Fragen, deren das St. Petersburger Cabinet sich seit der Reise des Ministers von Giers befleißigt, würde die letztere Rolle besser passen, als die erstere. Der günstige Erfolg, der mit der 50-Millionen-Anleihe vom November d. J. erzielt worden, hat zu deutlich gezeigt, daß dem russischen Credit durch Aufsteckung der Friedensfahne wesentlich geholfen werden könne, als daß man nicht veranlaßt sein sollte, auf dem beschrittenen Wege noch eine Weile weiter zu marschiren. So lange die innere Entwicklung in der bisherigen Weise stagnirt, und so lange die nationale Befangenheit jede durch die Heranziehung ausländischer Capitalien vermittelte Belebung des russischen Wirthschaftslebens grundsätzlich erschwert, bleibt ja doch nichts Anderes übrig, als dem wachsenden Staatsbedürfniß immer wieder durch Anleihen zu Hilfe zu kommen. Seit erlebt worden, daß die „Mosk. Zeit." selbst den, jedes politischen Beigeschmacks entbehrenden, von zwei hohen Würdenträgern aufgenommenen Plan, dem russischen Getreidehandel durch in den Hafenorten errichtete Speicher und durch Einführung des Warrantsystems aufzuhelfen, widerräth, weil dieses Unternehmen „mit ausländischem Gelde" ins Werk gerichtet werden soll, — wird auf eine wirthschaftliche Selbsthilfe Rußlands für längere Zeit nicht mehr zu rechnen sein und die Berufung auf die „ungeheuren und die zahlreichen ungehobenen Schätze" des weiten Reiches nur noch die Rolle einer gewohnheitsmäßigen officiellen Phrase spielen. Der Rückgang der Staatserträge und die totale Unfruchtbarkeit der Commissionsarbeiten, welche eine Neuorganisation der büreaukratischen Maschine und ihrer auf Förderung der agrarischen und gewerblichen Interessen gerichteten Thätigkeit vorbereiten sollten, bescheinigen unwidersprechlich, daß auf dem bisherigen Wege nicht vorwärts zu kommen ist. Und bei dem bisherigen Wege bleibt es trotz aller Gerüchte von der Vorbereitung eines „Reichsstatuts", das der Centralstelle eine gewisse Mitwirkung und Unterstützung der „Gesellschaft" sichern soll. Hinter dieser bis zum Ueberfluß wiederholten Formel soll vorliegenden Falls die Absicht stecken, den Reichsrath (die aus ehemaligen und jetzigen Ministern und Großwürdenträgern zusammengesetzte oberste Staatsbehörde) durch die Zuziehung einzelner ständischer Vertreter zu erweitern. Derselbe Plan hat bereits unter der vorigen Regierung zu wiederholten Malen vorgelegen, ohne daß irgend einer der in Betracht kommenden Factoren sich für denselben zu enthusiasmiren vermocht hätte. Ob dieses Mal Ernst gemacht wird oder nicht, erscheint darum ziemlich gleichgiltig. Vor 21 Jahren, wo von der Sache zuerst die Rede war, hätte dieselbe Eindruck machen können; heute würde sie als ohnmächtiger Versuch, die alten Schläuche mit neuem Wein zu füllen, spurlos vorübergehen. — Ungleich wichtiger stellt sich ein anderes, bereits vor einiger Zeit officiell angekündigtes Project dar, die Absicht, die bisher mit der Erwerbung gewisser Rangclassen und Ordensauszeichnungen verbundene Erlangung der Adelsqualität abzuschaffen und dadurch die Begründung eines höheren Bürgerstandes zu ermöglichen. Bürgerliche „wirkliche Staatsräthe" und Generale würden in Rußland eine unerhörte Neuerung

bedeuten, nachdem fast zweihundert Jahre lang die untergeordnetste militärische und büreaukratische Stellung mit dem Erwerbe des persönlichen Adels, jedes höhere Amt mit Erlangung des Erbadels gleichbedeutend gewesen ist. Soll der städtische Bürger mehr als ein in die Stadt gekommener Bauer gelten, so kann das nur durch Abschaffung des Verdienstadels geschehen. Einige Zeit wird freilich vergehen, bevor die Wirkungen dieses Ueberbleibsels aus den Tagen Peters des Großen völlig ausgelebt sind —, für die fernere Zukunft läßt sich von der in Aussicht genommenen Neuerung indessen ein Gewinn erwarten, der schließlich auch dem Staatsleben zu Gute kommen wird.

Dem friedlichen Charakter, den die russische Politik neuerdings angenommen hat, ist es zu danken gewesen, daß die österreichisch-ungarische Monarchie mindestens für den Augenblick andere Aufgaben hat ins Auge fassen können als diejenigen, welche ihr durch die zunehmende Feindseligkeit der nationalen Gegensätze aufgebürdet werden. Diesseit der Leitha sind die geradezu verzweifelten Entschließungen, mit denen das österreichisch-deutsche Element sich trug, und die nicht nur die administrative Zweitheilung Böhmens, sondern einen Massenaustritt aus dem Reichsrathe zum Gegenstande hatten, bis auf Weiteres vertagt worden, — in der östlichen Reichshälfte macht man sich mehr und mehr mit dem Gedanken vertraut, daß die nationalen Gegensätze noch mit anderen Mitteln, als denjenigen einer gewaltsamen Magyarisirung bekämpft werden könnten. Entscheidend wird sein, ob man sich in Pesth zu Zugeständnissen an die Competenz des kroatischen Landtags entschließt, der der Einordnung in den ungarischen Staatsorganismus nicht grundsätzlich widerstrebt und dessen Entschließungen auf das Verhalten der übrigen slawischen Stämme des Landes stets von Einfluß gewesen sind. Kroaten und siebenbürgische Sachsen vermöchte die Pesther Regierung ungleich leichter zu befriedigen, als diejenigen Racen, bei denen die Zugehörigkeit zur morgenländischen Kirche eine maßgebende und der Ausbreitung panslawistischer Tendenzen beständigen Vorschub leistende Rolle spielt. Der gegenwärtige Zeitpunkt vollständiger Lahmlegung der Actionspartei im benachbarten Serbien und einer unverkennbaren Beruhigung in Bosnien wäre für Zugeständnisse an diejenigen Elemente, bei denen auf eine gewisse Versöhnlichkeit gerechnet werden kann, besonders geeignet; — die Benutzung des richtigen Moments ist aber niemals die starke Seite österreichisch-ungarischer Staatsmänner gewesen. — Auf dem rechten Leitha-Ufer hat man sich allerdings angeschickt, einen Beweis für richtiges Verständniß der Zeitaufgaben und ihrer Dringlichkeit zu liefern. Inmitten der Sorgen und Schwierigkeiten, welche das politisch-nationale Gebiet beunruhigen, hat die westösterreichische Regierung Zeit gehabt, eine socialreformatorische Maßregel vorzubereiten, welche auf nichts Geringeres, als die Herstellung eines Unfallversicherungs-Gesetzes abzielt. Ob man in Wien glücklicher als bei uns sein und die schwierige Aufgabe auf den ersten Wurf lösen werde, ist einstweilen noch zweifelhaft. Nicht ohne Grund hat die liberale Opposition geltend gemacht, daß die Vorlage sich auf schwankendem Grunde bewege, weil es an statistischem Materiale ebenso vollständig fehle, wie an gesetzlichen Regelungen der Haftpflicht und des Krankenversicherungswesens, den beiden Unterlagen des deutschen Entwurfs. Auch die Neuheit der erst während der vorigen Session erlassenen Bestimmungen über die Regelung des Gewerbewesens bildet ein erschwerendes Moment, dessen Bedeutung freilich erst fühlbar werden wird, wenn man in die Lage käme, zu einer Ausführung des weit aussehenden Entwurfs zu gelangen. Es mag damit zusammenhängen, daß die Vorlage überhaupt nur ein Rahmen sein soll, und daß die Ausfüllung desselben den von der Regierung zu erlassenden Verordnungen vorbehalten worden ist. — Wenn es gelingen sollte, auf diesem Wege zum Ziele zu gelangen, so wird die Befriedigung darüber nirgend größer sein, als bei uns in Deutschland. Von dem sachlichen Gewinn abgesehen, den jede in einem einzelnen Staate durchgeführte sociale Reformmaßregel der gesammten mitteleuropäischen Culturwelt verspricht, kommt für uns in Betracht, daß Erfolge der österreichischen Staatskunst Ansehen und Leistungsfähigkeit des Bundes erhöhen, der zum Eckstein des europäischen Friedens geworden ist. Möchte das neue Jahr die Festigkeit dieses Bundes neu bestätigen!

---

o. β. **Das Leiden eines Knaben.** Novelle von Conrad Ferdinand Meyer. Zweite Auflage. Leipzig, H. Haessel. 1883.

Nach dem etwas ungelenken Beginn dieser Erzählung zu urtheilen, in welchem der Dichter die objective Darstellung durch subjective Erläuterungen fort und fort unterbricht, haben wir es hier mit einer ältern Conception des geschätzten Verfassers zu thun; im weiteren Verlauf offenbart sich dann die oft gerühmte Feinheit und Schärfe seiner historischen Schilderungen im reichen Maße und der schöne und künstlerisch reine Schluß entläßt uns in Theilnahme und Ergriffenheit. Nicht nur die Hauptfigur des leidenden Knaben, jenes Julian Boufflers', der von den Pariser Jesuiten langsam zu Tode gemartert wird, — auch eine Fülle von Nebenfiguren ist lebendig, mit sicheren Strichen, mit reicher Erfindung und gutem Humor hingestellt; der Erzähler dieser traurigen Geschichte, der bucklige Arzt Fagon, und diejenigen, denen er sie erzählt, Ludwig der Vierzehnte und die Maintenon, dann die handelnden Personen, die liebliche Provinzialin Mirabelle und der wackere langnasige Amiel, Mouton, der Maler, und Mouton der Pudel, der Marschall, der Polizeiminister, und, nicht zu vergessen, sein prächtiger Junge — alle diese Personen wirken zusammen, um ein, trotz seines geringen Umfanges, reiches und echtes Bild der geschilderten Zeit zu geben. — Wir fügen bei dieser Gelegenheit die Notiz bei, daß von Meyer's „Gedichten", welche s. Zt. in unserer „Literarischen Rundschau" ausführlich gewürdigt worden sind, bereits die zweite, vermehrte Auflage vorliegt; sie ist mit dem wohlgetroffenen Bildniß des Dichters geschmückt.

ϱ. **Zehn ausgewählte Essays** zur Einführung in das Studium der Neueren Kunst von Herman Grimm, o. ö. Professor der Neueren Kunstgeschichte an der k. Universität zu Berlin. Zweite, vermehrte Auflage. Berlin, Ferdinand Dümmler's Verlagsbuchhandlung. Harrwitz und Goßmann. 1883.

Die zweite Auflage der „Zehn ausgew. Essays", welche wir beim Erscheinen der „Fünfzehn Essays bereits signalisiert haben, (Märzheft 1883, S. 479) liegt nun vor. Wie dem letztgenannten Werk unsres Mitarbeiters gegenüber beabsichtigen wir auch hier nichts Anderes, als die Thatsache zu constatiren. Die beiden ersten Essays des Bandes „Die Venus von Milo" und „Raphael und Michelangelo" stammen aus den Jahren 1855 und 1857 und finden sich zum ersten Mal publicirt in der ersten Sammlung von Grimm's „Essays" (Hannover, 1859). „Berlin und Peter von Cornelius" und „Die Cartons von Peter von Cornelius" sind zuerst in „Neue Essays über Kunst und Literatur" erschienen (Berlin, 1865). Wir heben diese beiden Cornelius-Essays heraus, weil sie am Deutlichsten die Wendung der Dinge bezeichnen. Der erste derselben führte dahin, daß durch Alexander's von Humboldt Bemühungen die Cartons zu einer großen Ausstellung in den Sälen der Akademie aus ihren Kisten herausgeholt wurden; der zweite schloß mit der Hoffnung, daß diese Werke sich eine würdige Stelle erobern werden, „wo sie, gleich den Schätzen des alten und neuen Museums, jederzeit und Jedermann zugänglich sind." Diese Hoffnung hat sich inzwischen erfüllt. Die Nationalgallerie hatte bei ihrer Erbauung die vornehmste Bestimmung, Cornelius' Cartons aufzunehmen, die jetzt, seit Jahren nun schon, in ihr aufgestellt sind. „Schon aber", so lautet ein bittrer Nachsatz in dieser neuen Auflage, „wird dahin agitirt, daß diese Cartons wieder von den Wänden herabgenommen werden. Es würde ein Act partieller Selbstvernichtung für Deutschland sein, wenn dieser Plan zur Ausführung käme." — Vermehrt ist diese neue Auflage durch einen Anhang von sieben kürzeren Aufsätzen, von denen einige in der „Rundschau", die anderen in den „Preußischen Jahrbüchern" zuerst abgedruckt waren. Der jüngste dieser Aufsätze behandelt „Die Standbilder Alexander's und Wilhelm's von Humboldt vor der k. Universität zu Berlin", und erinnert auf das Glücklichste an eine frühere Studie Grimm's über Alexander von Humboldt (in den „Neuen Essays", 1865), so daß man, wo immer man auch Herman Grimm's Schriften aufschlagen mag, erkennt, wie in ihm die literarische und die artistische Richtung einander ergänzen und vervollständigen.

ϱ. **Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin** in den Jahren 1877—1881. Berlin. In Commission bei Julius Sittenfeld. 1883.

Der dreibändigen Publication des Berliner Magistrats über die Gemeinde-Verwaltung in den Jahren 1861—1876, welche wir im Februarheft 1882 (Bd. XXX, S. 180 ff. „Berlins städtische Selbstverwaltung") ausführlich besprochen haben, reiht sich hier die Fortsetzung an, welche den Bericht unmittelbar bis in unsre Tage führen wird. Es ist dies für die Kenntniß der Entwickelung und Geschichte Berlins ein Quellenwerk ersten Ranges, mit allem Material aus erster Hand und trotz seines amtlichen Charakters nicht etwa trocken, sondern durchaus lesbar und in vielen Abschnitten höchst interessant. Der vorliegende Band behandelt zunächst die städtische Verwaltung, ihre Zusammensetzung, Organisation und Beziehungen zu dem Herrscherhause, den Reichs- und Staatsgewalten, dann das Stadtgebiet, die Bevölkerung, die Befriedigung ihres Wohnbedürfnisses, ihre Versorgung mit Lebensmitteln, die Finanzverwaltung und gibt zum Schluß eine generelle Uebersicht des gesammten Stadthaushaltes. Wir behalten uns vor, auf die, gleich ihrer Vorgängerin trefflich ausgestattete, mit Abbildungen, Karten und Plänen reich versehene neue Folge zurückzukommen, sobald sie vollendet sein wird; wünschen aber jetzt schon, daß das Werk namentlich in den Kreisen der Berliner Bürgerschaft die Theilnahme finde, die es so sehr verdient, und durch welche allein die darauf verwandte Mühe belohnt werden kann.

αϛ. **Das deutsche Haus** in seiner historischen Entwickelung von Rudolf Henning. Mit 64 Holzschnitten (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der Germanischen Völker herausgegeben von ten Brink, Martin, Scherer XLVII). Straßburg und London, Karl J. Trübner. 1882.

Die Verbreitung der Wohnhaustypen gibt für die Geschichte der Stammeswanderungen

einen ähnlichen Anhalt, wie die Verbreitung der Dialekte. Wo der alterthümliche Bau, welcher Menschen und Vieh unter einem Dache vereinigt, angetroffen wird, ist altes Sachsenland. Einen vorgeschrittenen Standpunkt zeigt die fränkische Bauart, welche Wohnhaus, Stallung und Scheune in besonderen Gebäuden um einen Hof gruppirt. Das oberdeutsche Haus wird durch seine quadratische, unter dem Namen des Schweizerhauses bekannte, Gestalt, das ostdeutsche (nordische) durch einen kleinen Säulenvorbau charakterisirt. In der historischen Ableitung dieser Formen von einander, sowie von einer gemeinsamen Urform, ferner in den Ausführungen über die friesische und die anglo-dänische Bauweise weicht der Verfasser vielfach von Meitzen ab, welcher, ungefähr gleichzeitig, diese Frage auf dem ersten deutschen Geographentage erörtert hat. Eine Entscheidung ist nur von einem Material en masse zu erwarten, zu dessen Beschaffung Meitzen durch seinen Fragebogen den ersten Schritt gethan hat. Die Beantwortung desselben sollten sich alle Localgeschichtsvereine angelegen sein lassen.

Klassische deutsche Dichtungen mit kurzen Erklärungen für Schule und Haus. Herausgegeben von Karl Heinrich Keck. I. Goethe's Hermann und Dorothea. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1883.

Ein verdienstvolles und warmer Unterstützung werthes Unternehmen bereitet die Perthes'sche Verlagsbuchhandlung in Gotha unter Leitung des Gymnasialdirectors Dr. K. H. Keck vor und zwar die Herausgabe ausgewählter classischer deutscher Dichtungen dieses und des vergangenen Jahrhunderts mit Einleitungen und Anmerkungen. In einzelnen Bändchen zu billigem Preise werden die Hauptwerke von Goethe, Schiller, Lessing, Klopstock, Körner, H. von Kleist, Uhland, Geibel u. s. w. erscheinen und sollen dieselben gewissermaßen das Supplement zu jeder deutschen Literaturgeschichte bilden. Das Unternehmen wendet sich besonders an die pädagogischen Kreise und möchten wir deren Aufmerksamkeit speciell darauf hinlenken. Der erste, von K. H. Keck herausgegebene Band enthält Goethe's Hermann und Dorethea mit einer trefflichen orientirenden Einleitung und einer größeren Anzahl instructiver Anmerkungen. Als schätzenswerthe Beigabe sind A. W. von Schlegel's Urtheile über die Goethe'sche Dichtung und Auszüge aus W. von Humboldt's Aesthetischen Versuchen über dieselbe hinzugefügt. — Wenn die übrigen Bändchen dem vorliegenden gleichen, so werden sie sich rasch in vielen Schulen ihr Heimathrecht erwerben.

Das liberale Princip in seiner ethischen Bedeutung für Staat und Kirche, Wissenschaft und Leben. Von Dr. W. Tangermann (Victor Granella). Köln, E. H. Mayer. 1883.

Die drei Theile heißen: Begriff des Liberalismus und dessen Verhältniß zur Culturentwickelung. Der Liberalismus in seiner ethischen Bedeutung für den Staat, für Wissenschaft und Leben. Das liberale Princip in seinen näheren Beziehungen zur Religion und Kirche. Diese edel gehaltene Parteischrift wendet sich an alle, denen die Wohlfahrt unsres Vaterlandes am Herzen liegt. Der Verf. nennt sich und ist liberal, d. h. nicht ganz im üblichen Sinne. Seine Grundüberzeugung ist die, daß wir wieder mehr religiöses Leben entwickeln und die idealen Factoren stärken müssen. Unsre Weltanschauung solle sittlich-religiös sein und vor allem sei die Familie zur Pflege solcher Gedanken und Empfindungen berufen und verpflichtet. Ohne religiösen Glauben sei an Erneuerung des Volkes nicht zu denken. Entschieden polemisch verhält er sich nur gegen das „auf Weltherrschaft gerichtete römisch-jesuitische System." Ueberall sind wir dem Verf. mit Achtung, aber nicht immer mit Beistimmung gefolgt, wie S. 44 und 79. Seine Schrift sei bestens empfohlen. Besser wirken könnte sie, wenn sie kürzer wäre; 248 Seiten sind zu viel, zumal es sich hier nicht um neue Wahrheiten handelt.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. Dreizehnte, vollständig umgearbeitete Auflage. Bd. III—V. Leipzig, Berlin und Wien. F. A. Brockhaus. 1882. 1883.

Von dieser neuen, programmgemäß fortschreitenden Auflage der ausgezeichneten Encyklopädie liegen drei weitere Bände vor, die Stichworte „Bibelgesellschaften" im III., bis „Elektra" im V. Band umfassend. Eine Reihe der wichtigsten Artikel, Abbildungen und Karten sind in diesen drei Bänden enthalten; Bibelübersetzungen, Bildnerei, Buchdruckerkunst u. v. a. im III. Bande; chemisches Laboratorium, China, Columbia und vor Allem Dampf mit 6 Tafeln, einer Karte (die Dampfschiffahrts-Verbindungen des Weltverkehrs) und 9 Abbildungen im Text, im IV. Bande. Der Hauptartikel des V. Bandes, und einer, an welchem die Vorzüglichkeit des ganzen Werkes bemessen werden kann, ist Deutschland und Deutsches Reich, mit einer politischen Uebersichtskarte, einer geologischen Karte einer Berg- und Flußkarte, einer Karte der Bevölkerungsdichtigkeit (nach der Volkszählung von 1880), einer Industrie- und einer Verkehrskarte und zwei historischen Karten. Der Artikel selbst, mit allen seinen Dependenzen (deutsch-dänischer und deutsch-französischer Krieg, deutsche Geschichte, deutsche Literatur, deutsche Musik, deutsches Recht, deutsche Sprache, deutsches Theater rc.) umfaßt nicht weniger als 172 Seiten oder 344 Columnen. Auch an Allem, was mit Eisen zusammenhängt (namentlich Eisenbahnen), hat dieser Band ein ergiebiges Thema. Unter den ungefähr 200 Mitarbeitern des großen Werkes sind viele hervorragende Fachgelehrte und Männer der Wissenschaft ersten Ranges. Die Ausstattung, Druck und Papier, Holzschnitt und Kartenstich entsprechen allen modernen Anordnungen, so daß auch in dieser dreizehnten Auflage „Brockhaus' Conversations-Lexikon" den alten Ehrenplatz behaupten wird.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. November zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adamy. — Einführung in die antike Kunstgeschichte von Dr. Rudolf Adamy. Mit 173 Illustr. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung. 1884.

Adelmann. — Am ligurischen Meere. Die Naturpracht der Riviera di Ponente. Von Alfred Graf Adelmann. Stuttgart, Richter & Kappler.

Albert. — Die Flandrer am Alt. Historisches Schauspiel in 5 Acten von M. Albert. Zweite Auflage. Leipzig, Otto Wigand. 1884.

Allgemeines deutsches Künstlerjahrbuch, Jahrgang 1884. Herausgegeben von Theodor Seemann. Dresden, Gilbers'sche Königl. Hof-Verlagsbuchhandlung (Bleyl & Kaemmerer).

Allmers. — Römischer Wandkalender deutscher Nation für das Jahr 1884. Eine Weihnachts- und Neujahrs-Gabe deutscher Dichter der Gegenwart. Herausgegeben und zunächst deutschen Romfahrern gewidmet von Hermann Allmers. Rom, Verlag der Libreria Centrale. (Ed. Müller.)

Amerlan. — An der Frontera. Selbsterlebtes von Albert Amerlan. Leipzig, Oswald Mutze.

Amyntor. — Ein Problem. Roman von Gerhard von Amyntor. Basel, Felix Schneider. 1884.

Andersen. — 30 Auserlesene Märchen für den Familientisch. 2. Auflage. Mit 50 Text-Illustr. Leipzig, Otto Spamer. 1884.

Annual report of the board of regents of the Smithsonian Institution, for the year 1881. Washington, Government printing office. 1883.

Arnims Tröst-Einsamkeit. Herausgegeben von Dr. Friedr. Pfaff. Mit 10 Abbild. 2/5. Lfg. Freiburg i/Br., Akadem. Verlagsbuchh. von J. C. B. Mohr. 1883.

Auerbach. — Hundert Jahre Luftschiffahrt. Von Dr. Felix Auerbach, Docent an der Universität Breslau. Mit Abbildungen. Breslau, J. U. Kern's Verlag (Max Müller). 1883.

Aus dem Kinderleben. Mit Bildern von Ludwig Richter und Liedern und Reimen von G. Chr. Dieffenbach. 2. Sammlung. 2. Aufl. Bremen, M. Heinsius.

Balbi. — Adrian Balbi's Allgemeine Erdbeschreibung. Ein Hausbuch des geographischen Wissens für die Bedürfnisse aller Gebildeten. Siebente Auflage. Vollkommen neu bearbeitet von Dr. Josef Chavanne. Mit 400 Illustrationen und 150 Karten. In 45 Lieferungen. Siebente Auflage. Lfg. 38/45. A. Hartleben's Verlag. 1883.

Becker. — Der deutsche Stil von Dr. Karl Ferdinand Becker. Neu bearbeitet von Dr. Otto Lyon. Dritte Aufl. Lfg. 10/13. Leipzig, G. Freytag. Prag, F. Tempsky. 1883.

Behn. — Reiseskizzen eines fahrenden Studenten von der Eider bis zum Po! Von H. F. Behn. Hagen i/W. und Leipzig, H. Risel & Co. 1883.

Bobertag. — Geschichte des Romans und der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutschland von Felix Bobertag. Erste Abtheilung. II. Bd. Zweite Hälfte. Berlin, Leonhard Simion. 1884.

Boccaccio. — Troilus und Kressida (Il Filostrato). Epische Dichtung von Giovanni Boccaccio. Zum ersten Male verdeutscht von Karl Freiherrn von Beaulieu Marconnay. Berlin, A. Hofmann & Comp. 1884.

Böcker. — Melitta. Ein lyrisch-episches Gedicht von Ewald Böcker. Frankfurt a./M., Carl Jügel's Nachfolger. 1884.

Brauer. — Mein Wanderfrühling. Lieder und Gedichte von Max Brauer. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1883.

Braun. — Johann Christoph Moldenhauer und Söhne. Bürgerliches Schauspiel in fünf Aufzügen von Julius W. Braun. Berlin, Friedrich Stahn. 1884.

Briefe von J. P. Hebel. Herausgegeben von Dr. Otto Behaghel. Erste Sammlung. Briefe an K. Ch. Gmelin, an die Straßburger Freunde, an Justinus Kerner. Mit einem Bildniß Hebel's. Karlsruhe, H. Reuther. 1883.

Brun-Barnow. — Ein Wort an die deutschen Frauen. Von J. v. Brun-Barnow. Leipzig, Max Hesse's Verlag. 1884.

Chaucer. — Geoffrey Chaucer's Werke, übersetzt von A. v. Düring. I. Band. Straßburg, Karl J. Trübner. 1883.

Christen. — Unsere Nachbarn. Neue Skizzen von Ada Christen. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1884.

Clement. — Die vier Temperamente. Lustspiel in 5 Acten von Lothar Clement. Breitkopf & Härtel. 1883.

Collection of british Authors. Tauchnitz Edition. Vol. 2181: French poets and novelists by Henry James. Vols. 2183/84: Through one administration by Frances Hodgson Burnett. Vol. 2186: Their wedding Journey by W. D. Howells. Vols. 2193/94: Belinda by Rhoda Broughton. Vol. 2197: A book of Sibyls by Miss Thackeray. Vol. 2198: Frescoes and other stories by Ouida. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1883.

Collection of german Authors. Tauchnitz Edition. Vols. 44/45: Klytia by George Taylor. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1883.

Corvin. — 1789—1848. Geschichte der großen französischen Revolution und ihrer Folgen. Von Corvin. 1. Lfg. Leipzig, Greßner & Schramm.

Cron. — Eugenie und ihr Schützling. Erzählung für die reifere weibliche Jugend von Clara Cron. Zweite Ausgabe. Leipzig, Otto Spamer. 1884.

Crowe-Cavalcaselle. — Raphael. Sein Leben und seine Werke von J. A. Crowe und G. B. Cavalcaselle. Aus dem Englischen übersetzt von Carl Aldenhoven. Erster Band. Mit 19 Tafeln in Lichtdruck. Leipzig, S. Hirzel. 1883.

Dalton. — Reisebilder aus Griechenland und Kleinasien. Handzeichnungen zu einigen Stellen des Neuen Testamentes von Hermann Dalton. Bremen, C. Ed. Müller. 1884.

Das Großherzogthum Baden in geographischer, naturwissenschaftlicher, geschichtlicher, wirthschaftlicher und staatlicher Hinsicht dargestellt. Nebst vollständigem Ortsverzeichniß. Mit Karten &c. 1. Lfg. Karlsruhe, J. Bielefeld's Verlag. 1883.

Der älteste Robinson. Robinson Crusoe's Reisen, wunderbare Abenteuer und Erlebnisse. Achte Auflage. Mit 90 Text-Abbildungen und Buntbild. Leipzig, Otto Spamer. 1884.

Die Vorrechte der Officiere im Staate und in der Gesellschaft. Ein Wort zur Abwehr und Verständigung von einem preußischen Officier. Vierter Abdruck. Berlin, Liebel'sche Buchhandlung. 1883.

Dieffenbach. — Ein Hochzeitsstrauß. Aus Gottes Garten und von den Wiesen der Welt gesammelt von G. Chr. Dieffenbach. Vierte Auflage. Bremen, M. Heinsius. 1883.

Dietrichs-Parisius. — Bilder aus der Altmark von Herm. Dietrichs und Lud. Parisius. Mit 140 Original-Holzschnitten. 11. Lfg. Hamburg, J. F. Richter. 1883.

Diez. — Die Poesie der Troubadours. Nach gedruckten und handschriftlichen Werken derselben dargestellt von Friedrich Diez. Zweite vermehrte Auflage von Karl Bartsch. Leipzig, Joh. Ambr. Abel. 1883.

Ehrlich. — Lebenskunst und Kunstleben von H. Ehrlich. Berlin, A. Hofmann & Co. 1884.

Emants. — Godenschemering. Een Gedicht van Marcellus Emants. Sneek, H. Pijttersen Tz. 1883.

Engel. — Der Werth des Menschen. Von Dr. E. Engel, königl. Geh. Ober-Regierungsrath und Director des kgl. preuss. statist. Bureau's a. D. I. Theil. Der Kostenwerth des Menschen. Berlin, Leonhard Simion. 1883.

Faraday. — Naturgeschichte einer Kerze von Michael Faraday. Sechs Vorlesungen für die Jugend. Mit 35 Holzschnitten und einem Bildniß Faraday's. Zweite Auflage. Herausgegeben von Prof. Dr. Richard Meyer in Chur. Berlin, Robert Oppenheim. 1884.

Farina. — Der Herr ICH. Nach dem Italienischen des Salvatore Farina. Von B. u. R. Arnous. Berlin, Hermann Peters. 1883.

Fiore della neve. Eene liefde in het Zuiden. Tweede Druk. Sneek, H. Pijttersen Tz. 1883.

Franzos. — Der Präsident. Erzählung von Karl Emil Franzos. Breslau, Ed. Trewendt. 1884.

Franzos. — Junge Liebe. Novellen von Karl Emil Franzos. Vierte vermehrte Auflage. Breslau, Ed. Trewendt. 1884.

Freimut. — Allgemeine Rückblicke auf den Kulturkampf von Wahrlieb Freimut. Barmen, D. B. & T. G. Wiemann. 1884.

Gaebler. — Special-Atlas der berühmtesten und besuchtesten Gegenden und Städte Deutschlands und der Alpen. 100 Karten. Herausgeg. und gezeichnet von Eduard Gaebler. Erster Bd. 16. Lfg. Leipzig-Neustadt, E. Gaebler's geogr. Institut.

Gewerbehalle. Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie. 1883. 21. Jahrg. Lfg. 7/9. Stuttgart, J. Engelhorn's Verlag. 1883.

Glückliche Kinderzeit. Ein Bilderbuch für Mädchen und Knaben mit 36 Bildern von Fedor Flinzer und 50 Liedern und Reimen von G. Chr. Dieffenbach. Bremen, M. Heinsius.

Goethe's Werke. Illustrirt von den ersten deutschen Künstlern, herausgegeben von Heinrich Düntzer. Lfg. 32/49. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1883.

Gottschall. — Deutsches Frauen-Album in Wort und Bild. Herausgegeben von Dr. Rudolf von Gottschall. Mit sieben Vollbildern von C. Karger, Herm. Kaulbach, Woldemar Graf Reichenbach und sechs Vignetten von C. Karger und F. Stuck. Leipzig, Gustav Haessler.

Hanslick. — Aus dem Opernleben der Gegenwart (der „Modernen Oper" III. Theil). Neue Kritiken und Studien von Eduard Hanslick. Berlin, A. Hofmann & Comp. 1884.

Harmening. — Erde und Eden. Von Ernst Harmening. Jena, Fr. Mauke's Verlag.

Haesters. — Fibel oder der Schreib-Lese-Unterricht für die Unterklassen der Volksschule. Von Albert Haesters. Ausgabe A. 1000. Auflage. Essen, G. D. Bädeker. 1883.

Hauck. — Arnold Böcklin's Gefilde der Seligen und Goethe's Faust. Von Dr. Guido Hauck, Prof. an der Technischen Hochschule zu Berlin. Mit einer Photolithographie. Berlin, Julius Springer. 1884.

Heiberg. — Plaudereien mit der Herzogin von Seeland. Zweite Auflage. Von Hermann Heiberg. Hamburg, Karl Grädener. 1884.

Heigel. — Neue historische Vorträge und Aufsätze. Von Karl Theodor Heigel, Prof. an der k. techn. Hochschule zu München. München, M. Rieger'sche Univers.-Buchhandlung. 1883.

Heldt. — Verwehte Spuren. Drei epische Dichtungen von F. Heldt. Frankfurt a. M., Heinrich Grobel. 1884.

Hellwald. — Amerika in Wort und Bild. Eine Schilderung der Vereinigten Staaten von Friedrich von Hellwald. Mit ca. 700 Ansichten. 8.10. Lfg. Leipzig, Schmidt & Günther. 1883.

Henne am Rhyn. — Die Kreuzzüge und die Cultur ihrer Zeit. Von Dr. Otto Henne am Rhyn. Mit 100 ganzseitigen Illustrationen von Gustav Doré, und 100 Textillustrationen. Lfg. 4/5. Leipzig, J. G. Bach's Verlag. 1883.

Hettner. — Kleine Schriften von Hermann Hettner. Nach dessen Tode herausgegeben. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1884.

Hillern. — Die Geier-Wally. Eine Geschichte aus den Tyroler Alpen von Wilhelmine v. Hillern, geb. Birch. Fünfte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1883.

Hillern. — Friedhofsblume. Novelle von Wilhelmine v. Hillern, geb. Birch. Berlin, Gebrüder Paetel. 1883.

Hirsch. — Geschichte der deutschen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte und zahlreichen Litteraturproben von Franz Hirsch. Lfg. 2. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1884.

Hlawaček. — Goethe in Karlsbad. Von Dr. Ed. Hlawaček. Zweite verm. u. verb. Aufl. von Dr. Victor Ruß. Karlsbad, Leipzig, Wien, Hans Feller. 1883.

Hutzler. — Jung-Amerika. Bilder aus dem New-Yorker Leben von Sara Hutzler. Breslau u. Leipzig, S. Schottländer. 1884.

Huyssen. — Christlicher Reisebegleiter von G. Huyssen, Consistorialrath. Berlin, J. H. Maurer-Greiner.

Irlen. — Skizzen aus dem Leben in poetischem Gewande. Von Claus Irlen. Berlin u. Leipzig, Oscar Parrisius. 1884.

Isler. — Karl Friedrich Reinhard's Briefe an M. de Villers. Herausgegeben von M. Isler. Hamburg, Otto Meissner. 1883.

Jordan. — W. Jordan's Nibelunge. Erstes Lied. Sigfriedsage. Elfte Auflage. Frankfurt a. M., W. Jordan's Selbstverlag. 1883.

Katalog der Bücher- und Karten-Sammlung des Reichs-Postamts. In zwei Bänden. Band I: Bücher. Berlin, Gedruckt in der Reichsdruckerei. 1883.

Kirchhoff. — Balladen und neue Gedichte von Theodor Kirchhoff (in San Franzisko). Altona, Schlüter'sche Buchhandlung. New-York, E. Steiger & Comp.

Kladderadatsch-Kalender für 1884. Berlin, A. Hofmann & Co. 1884.

Kleinpaul. — Rom in Wort und Bild. Eine Schilderung der ewigen Stadt und der Campagna von Dr. Rud. Kleinpaul. Mit 368 Illustrationen. Lfg. 37/46 (Schluss). Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther. 1883.

Kleinpaul. — Neapel und seine Umgebung. Geschildert von Rudolf Kleinpaul. Mit ca. 150 Illustrationen. 3/4. Heft. Leipzig, Schmidt & Günther.

Klinge. — Kurische Volksgeschichten von Ernst Klinge. Riga, N. Kymmel. 1883.

Kohler. — Shakespeare vor dem Forum der Jurisprudenz von Dr. Jos. Kohler. 1. Lfg. Würzburg, Stahel'sche Universitäts-Buchhandlung.

Krebs. — Die Physik im Dienste der Wissenschaft, der Kunst und des praktischen Lebens. Herausgegeben von Dr. G. Krebs, Oberlehrer an der Musterschule (Realgymnasium) zu Frankfurt a. M. 1. Lfg. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1883.

Kretzer. — Gesammelte Berliner Skizzen von Max Kretzer. Berlin, Friedrich Luckhardt. 1883.

Kriesche. — Stückschen: Ut olle un nige Tid. Von olle un junge Lüd. Vertellt von A. Kriesche. Berlin und Leipzig. Oscar Parrisius. 1884.

Lahusen. — Bremen und seine Sonderstellung. Von Dr. W. D. Lahusen. Bremen, J. Kühtmann's Verlag. 1883.

Last. — Das Autorenrecht und die Leihbibliotheken. Vortrag, gehalten auf dem Schriftstellertage zu Darmstadt am 10 September 1883 von Albert Last. Wien E. Last. 1883.

Lausch. — Der kleine Nußknacker. Neue Folge der 600 Kinderräthsel, Scherzfragen, Rebusse, Spielliedchen, Verse und Gebete. Von Ernst Lausch. Zweite Auflage. Bremen, M. Heinsius.

Lazarus. — Das Leben der Seele in Monographieen über seine Erscheinungen und Gesetze von Prof. Dr. M. Lazarus. Dritte Aufl. 1. Bd. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1883.

Lewes. — Goethe's Leben und Werke. Von G. H. Lewes. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von Dr. Julius Frese. 2 Bände. Vierzehnte Auflage. Stuttgart, Karl Krabbe. 1883.

Liana door Fiore della Neve. Sneek, H. Pijttersen Tz. 1882.

Liederbuch des deutschen Volks. Herausgegeben von Carl Hase, Felix Dahn und Carl Reinecke. Neue Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1883.

Lieschens Puppenstube. Kleines illustrirtes Haus- und Wirthschaftsbuch für unsre Lieblinge. Eingekleidet in eine Erzählung als Anleitung zu selbstthätigem Denken und Schaffen im häuslichen Sinne. Nach erziehlichen Grundsätzen bearbeitet und herausgegeben von Elly Gregor und Johanna von Sydow. Mit 214 Text-Abbildungen 2c. Leipzig, O. Spamer. 1884.

Linke. — 60 Präludien. Geist und Leben. Aus meinem Skizzenbuche von Oscar Linke. Berlin, Otto Janke. 1884.

Liszt. — Gesammelte Schriften von Franz Liszt. Bd. II Die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn. In das Deutsche übertragen von L. Ramann. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1883.

Litzmann. — Christian Ludwig Liscow in seiner literarischen Laufbahn von Berthold Litzmann. Hamburg u. Leipzig, Leopold Voss. 1883.

Lorck. — Handbuch der Geschichte der Buchdruckerkunst von Carl B. Lorck. Zweiter Theil. Wiedererwachen und neue Blüthe der Kunst. 1751—1882. Leipzig, J. J. Weber. 1883.

Lützow. — Die Kunstschätze Italiens in geographisch-historischer Uebersicht. Geschildert von Carl von Lützow. Mit Radirungen und zahlreichen Textillustrationen. Lfg. IX/X. Stuttgart, J. Engelhorn's Verlag. 1883.

Maschio. — Itinerario dantesco di Antonio Maschio, Gondoliere. Venezia, Tipografia Antonelli. 1883.

Mehl. — Parabeln des Morgen- und Abendlandes. Gesammelt und herausgegeben von Hermann Mehl. Mit 35 Text-Illustrationen und buntem Titelbilde. Leipzig, Otto Spamer. 1884.

Meurer. — Brautkranz. Von Theodor Meurer. Leipzig, Fues's Verlag (R. Reisland). 1884.

Michael. — Vernünftige Gedanken einer Hausmutter. Von C. Michael. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Ernst Keil.

Michael. — Im Geisterkreis der Ruhe- und Friedlosen. Sagenhafte Gestalten in der Volksüberlieferung. Nebst einem Anhange: Die friedlosen Geister bei den Juden. Unter Mitwirkung von Franz Otto herausgegeben von C. Michael. Mit 55 Text-Abbildungen und buntem Titelbilde. Zweite Auflage. Leipzig, Otto Spamer. 1884.

Minor. — Die Schicksals-Tragödie in ihren Hauptvertretern. Von Jacob Minor. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt. 1883.

Mont. — Idyllen van Pol de Mont. Sneek, H. Pijttersen Tzn. 1882.

Mory. — Arnold Winkelried. Schauspiel in fünf Aufzügen von Eugen Mory. Basel, Louis Jenke. 1883.

Moser's Notizkalender als Schreibunterlage für 1884. In eleganter schwarzer Calicomappe mit grünem Tuchpapier überzogen (oder in schwarzer Wachstuchmappe). Mit Löschpapier durchschossen. Berlin, Verlag des Berliner Lithogr. Instituts.

Müller. — Lexikon der bildenden Künste von Dr. Herm. Alex. Müller. Mit 480 Abbildungen. Lfg. 6-12. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1883.

Muncker. — Johann Kaspar Lavater. Eine Skizze seines Lebens und Wirkens von Franz Muncker. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1883.

Nägeli. — Mechanisch-physiologische Theorie der Abstammungslehre. Von E. von Nägeli. Mit einem Anhang: 1) Die Schranken der naturwissenschaftlichen Erkenntniss. 2) Kräfte und Gestaltungen im molecularen Gebiet. München, R. Oldenbourg. 1884.

Neumann. — Leitfaden der Psychiatrie für Mediciner und Juristen von Dr. H. Neumann. Breslau, Preuss & Jünger. 1883.

Nuredin Aga. — Türkische Interna von Nuredin Aga. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1884.

Olfers. — Simplicitas von Marie von Olfers. Berlin, Wilhelm Hertz. 1884.

Oppel. — Vor hundert Jahren. Tambour und General. Erzählung aus der Geschichte des amerikanischen Freiheitskampfes. Von Dr. Karl Oppel. Mit 160 Text- und zwei Tonbildern. Leipzig, O. Spamer. 1884.

Otto. — Der Menschenfreund auf dem Throne. Leben und Wirken des edlen Kaisers Josef des Zweiten. Von Franz Otto. Dritte Auflage. Mit 30 Text-Abbild. und Titelbild. Leipzig, Otto Spamer. 1884.

Otto. — Das Buch vom Alten Fritz. Leben und Thaten des großen Preußenkönigs. Von Franz Otto. Mit 85 Text-Illustrationen &c. Dritte Auflage. Leipzig, Otto Spamer. 1884.

Otto-Höcker. — Der Marschall Vorwärts und sein getreuer Piepenmeister. Von Franz Otto u. Oskar Höcker. Zweite Ausgabe. Mit 130 Text- und einem Titelbilde. Leipzig, Otto Spamer. 1884.

Palästina von Georg Ebers und Hermann Guthe. Lfg. 51/56 (Schluss). Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1883.

Palmer. — Gegen den Strom. Lyrisches und Satyrisches von Albert Palmer. Leipzig, Otto Wigand. 1884.

Passarge. — Aus dem heutigen Spanien und Portugal. Reisebriefe von L. Passarge. 2 Bde. Leipzig, Bernhard Schlicke. 1884.

Passer. — Gedichte von Arnold von der Passer. Innsbruck, Wagner'sche Universitäts-Buchhandl. 1883.

Perk. — Gedichten van Jacques Perk. Sneek, H. Pijttersen Tz. 1882.

Peschkau. — Traum und Leben. Gedichte von Emil Peschkau. Frankfurt a/M., J. D. Sauerländer's Verlag. 1884.

Petroff. — Neuer russischer Dolmetscher. Herausgeg. von J. A. Petroff. Fünfte Auflage. Odessa und Leipzig, Emil Berndl's Verlag. 1883.

Pflug. — Der Alte aus dem Busch. Hans Joachim von Zieten und seine Braven. Lebensbilder aus dem Kriegs- und Husarenleben der Zeit des großen Königs. Von Ferdinand Pflug. Mit 160 Text- und 2 Tonbildern. Leipzig, Otto Spamer.

Pietsch. — Martin Luther und die hochdeutsche Schriftsprache. Von Dr. Paul Pietsch. Breslau, Wilhelm Koebner.

Pilz. — In der Ferienkolonie. Von Dr Karl Pilz. Mit zahlreichen Text-Illustrationen. Leipzig, Otto Spamer. 1884.

Polko. — Herzensfrühling und Rosenzeit. Novellen von Elise Polko. Breslau, S. Schottländer. 1884

Portheim. — Silentium pro Paul von Portheim! Herausgegeben von der „Deutschen Hochschule" in Prag. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1884.

Portig. — Martin Luther. Zur Erinnerung an den größten deutschen Volksmann und zur Feier seines vierhundertjährigen Geburtstages. Von Lic. Dr. Gustav Portig. Mit 35 Abbildungen und einem Titelbilde. Leipzig, Otto Spamer. 1884.

Pressensé. — Die Ursprünge. Zur Geschichte und Lösung des Problems der Erkenntniß, Kosmologie, Anthropologie und des Ursprungs der Moral und der Religion. Von Edmund von Pressensé. Autoris. deutsche Ausgabe von Ed. Fabarius. Halle a/S., C. E. M. Pfeffer (R. Stricker). 1884.

Rangabé. — Der Fürst von Morea. Von Alexander Rizo Rangabé. Uebersetzt von Dr. A. Ellissen und vom Autor selbst revidirt. Breslau und Leipzig, S. Schottländer. 1884.

Recueil des instructions données aux ambassadeurs et ministres de France depuis les traites de Westphalie jusqu'a la révolution française. Autriche avec une introduction et des notes par Albert Sorel. Paris, Felix Alcan. 1884.

Report of the Commissioner of Education for the year. 1881. Washington, Governement Printing Office. 1883.

Retülsch. — Allerhand spaaßig Geschichten. Plattdeutsche Gedichte in altmärkischer Mundart von Retülsch. 1. Heft. Berlin, Friedrich Stahn. 1884.

Ring. — Die deutsche Kaiserstadt Berlin und ihre Umgebung geschildert von Max Ring. Mit 300 Illustrationen. 13/22. Lfg. Leipzig, Schmidt & Günther. 1883.

Roquette, Der Baum im Odenwald. Novelle. Breslau, S. Schottländer. 1884.

Roquette, Das Eulenzeichen. Novelle. Dto.

Roquette, Unterwegs. Novelle. Dto.

Roquette, Die Tage des Waldlebens. Novelle. Dto.

Roquette. — Wer trägt die Schuld? Novelle von Otto Roquette. Dto.

Roquette. — Neues Novellenbuch. Von Otto Roquette. Breslau, S. Schottländer. 1884.

Roßmann. — Luther und die deutsche Nation. Festrede von Dr. W. Roßmann. Dresden, v. Zahn & Jaensch. 1883.

Rutari. — Ernst Kossak. Eine Schilderung seines Lebens und seiner Werke von A. Rutari. Mit einem Bildnisse Kossak's in Lichtdruck. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger (Carl Hammer). 1884.

Sammlung französischer Neudrucke, herausgegeben von Karl Vollmöller. 6. Robert Garnier. Les tragedies. Treuer Abdruck der ersten Gesammtausgabe (Paris 1585), mit den Varianten aller vorangegangenen Ausgaben und einem Glossar. Herausgegeben von Wendelin Foerster. Vierter (Schluss-) Band. Bradamante, Glossar. Heilbronn, Gebrüder Henninger. 1883.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgeg. von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XVIII. Serie. Heft 421: Die Socialisten der Reformationszeit. Von Alfred Stern. Heft 422: Die Tonkunst nach Ursprung und Umfang ihrer Wirkung. Von Ferdinand Schultz. Heft 423: Elementares Leben. Von J. Kollmann. Heft 424: Ueber Vulkanismus. Von Dr. Hans H. Reusch. Heft 425: Ueber Reiseschriften. Von Dr. Carl Bezold. Heft 426: Zur Geschichte der Liebig'schen Mineraltheorie. Von August Vogel. Berlin, Carl Habel. 1883.

Sammlung von Vorträgen. Herausgegeben von W. Frommel und Friedr. Pfaff. XI. Jahrg. Heft 1: Kolonieen als Bedürfniß uns. nationalen Entwicklung. Von Dr. Timotheus Fabri. Heft 2/3: Ein parlamentarisches Votum über das Actienwesen. Von Dr. Fr. Perrot. Heft 4: Das geistliche Schauspiel von den zehn Jungfrauen. Von G. Bossert. Heft 5/6: Dr. Martin Luther's Ansichten über Ehe, Haus, Erziehung und Unterricht. Von G. F. Fuchs. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchh. 1884.

Scherer. — Geschichte der Deutschen Litteratur von Dr. Wilhelm Scherer, o. ö. Prof. der deutsch. Litteraturgesch. an der Univers. Berlin. Neuntes Heft. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1883.

Schlagintweit. — Die Santa-Fe- und Südpacificbahn in Nordamerika. Von Robert von Schlagintweit. 5/6. Lfg. Köln, Ed. H. Mayer. 1883.

Schmidt. — Der Georgi-Thaler. Lebensbild aus dem Chiemgau von Maximilian Schmidt. Stuttgart, Karl Krabbe. 1883.

Schönaich-Carolath. — Geschichten aus Moll. Von Prinz Emil zu Schönaich-Carolath. Stuttgart, G. J. Göschen. 1884

Schubert. — Märchen und Erzählungen für das kindliche Alter von Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert. Dritte Auflage. Erlangen, Palm & Enke

Schulze-Smidt. — Zwei Novellen von Bernhardine Schulze-Smidt (E. Oswald). Tote Kohlen. Il Pomo d'oro. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1883.

Schwab. — Gustav Schwab's Leben. Erzählt von seinem Sohne Christoph Theodor Schwab. Freiburg i/B. und Tübingen, J. C. B. Mohr. 1883.

Segert. — Wilde Rosen. Dichtungen von Anna Segert. Breslau & Leipzig, S. Schottländer. 1884.

Siking. — Des Nordlands Königstochter. Eine epische Märchendichtung von Franz Siking. Frankfurt a/M., J. D. Sauerländer's Verlag. 1884.

Spielhagen. — Uhlenhans. Roman von Friedrich Spielhagen. 2 Bde. Leipzig, L. Staackmann. 1884.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Elwin Paetel** in Berlin.

Der schöne Valentin.

Von

Helene Böhlau.

In einem vom Verkehre abgelegenen Platze des winkeligen Städtchens lag ein altes, närrisches Häusergehocke. Vor Zeiten war dieser Platz ein Teich gewesen und die erwähnten Häuser lagen auf einer Art Damm, der sonst dem Wasser Schranken gesetzt hatte und sich jetzt über das Niveau der Straße einige Fuß erhob. Jene hatten es sich auf dem fest ummauerten Unterbau recht bequem gemacht und waren ansehnlich alt geworden. Zur großen Annehmlichkeit war der Damm breiter als die auf ihm angesessenen Gebäude, so daß die Leutchen in den wunderlich erhöhten Häusern über den Häuptern der Vorübergehenden auf- und niederwandeln und vor den Thüren sitzen konnten. Eine schmale, steinerne Treppe führte von da aus erst zur eigentlichen Straße hinab. Der Volksmund hatte seit Jahrhunderten diese eigenthümlichen Baulichkeiten „das Kannerückchen" getauft und von Kind auf Kindeskind hatte sich die Benennung fortgeerbt. Der Platz, an dem das Kannerückchen lag, war von ärmlichen Wohnungen umgeben und mit einer Eichenpflanzung, die nicht im besten Gedeihen stand, bedacht worden. Ein einziger Baum hatte sich vor den anderen kräftig entwickelt und machte durch sein gesundes Verbreiten und sein schönes Emporstreben die Armseligkeit seiner Genossen noch augenscheinlicher. Seine jungen, kräftigen Triebe glänzten noch purpurn in der Sonne, wenn die Blätter der übrigen schon fahl und lebensmüde an den Zweigen hingen und im Winter stand der Baum in dichtes, braunes Laub eingemummt, und mochte der Sturm noch so hart um die alten Giebel und die Wipfel toben, der Baum überließ ihm nicht ein Blättchen, hielt alle fest, auch wenn das tolle Wetter zwischen seinen Zweigen herumwirthschaftete, daß sich ihm der braune Pelz aufsträubte. Um die armen Genossen sah es auch da übler aus; die reckten die dürftigen Aeste kahl gen Himmel und auf dem Boden wirbelte ihr Hab und Gut im Winde.

Auf dem alten Platze trieben die Schulbuben, die sich aus Gassen und Gäßchen hier zusammenfanden, ihr Wesen, und an feuchten, geheimnißvollen Herbstabenden klang dort ihr schrilles, langgezogenes Schreien so eigen, wie es nur an Herbstabenden klingen kann, wenn die Töne in der bewegten, neblig

dämmerigen Luft verschwimmen und, wieder auftauchend, von neuen, helleren überklungen werden. An solchen wunderlichen Abenden, wenn aus den Fenstern schon die Lichter glänzten, jagten sich die Buben unter den Eichen. Auf dem vertrauten Kannerückchen hockten sie auf den Schwellen und sahen, vom Rennen ermüdet, in die Dämmerung. Von den nahen Feldern her zog um diese Jahreszeit der kräftige Geruch der Kartoffelfeuer über die Stadt hin und weckte in den Herzen der Buben wohl verlangende Gefühle. In den Häusern aber auf dem Kannerückchen, da saßen die braven Leute behaglich in ihren Stuben. Der Tag war ihnen abgelaufen und sie kamen schon nahe daran, sich die Zipfelmütze über die Ohren zu ziehen.

Unter den alten, windschiefen Dächern wohnten friedliche, gute Leute in bester Nachbarschaft. Sie kannten sich alle schon seit langen Jahren, waren wohllöbliche Angesessene des Städtchens und ehrbare Bürger. Jeder von ihnen konnte dem Anderen einen „guten Abend“ und „guten Morgen“ bieten, ohne sich etwas zu vergeben.

Zwei kleine Lädchen, die des Abends umständlich mit eisenbeschlagenem Bretterwerk und Stangen unter Verschluß gebracht wurden, gereichten dem Kannerückchen zum guten Ansehen. Ein Uhrenhandel wurde in dem einen Lädchen betrieben und das andere hatte ein Instrumentenmacher seit langer Zeit inne und schien sich darin wohlzubefinden. Das ganze windige Musikervolk aus der Umgegend, aus Dörfern und Städtchen, mußte bei ihm seinen Bedarf an allerlei Musikinstrumenten holen. Er war der Einzige seiner Art im weiten Umkreis und war gut daran, da seine Kunden die Sache nicht so genau nahmen und eine Geige, wenn sie nur recht kratzte, für ein nützliches Ding erklärten, in dem Falle nämlich, daß es damit etwas zu verdienen gab.

Oben im Häuschen des Instrumentenmachers wohnten zwei alte Jungfern, Jette und Rosina Degele, die sich ehrbar mit allerlei Schneiderwerk durchhalfen und ein paar respectable Personen waren, auf welche die Bewohner des Kannerückchens mit Achtung und einem gewissen Stolze blickten, denn das Schicksal hatte das Dasein der Beiden mit einem in den alten Häusern ungewohnten Luxus ausgestattet. Verschiedenerlei war es, was sie vor den Andern auszeichnete. Zum Ersten lagen ihnen gesellige Pflichten auf, denen sie mit Würde und Eifer nachzukommen suchten. Jährlich ein-, zwei Mal hatten sie eine Pastorin und deren Base, die Beide mit ihnen in Bekanntschaft standen, bei sich zum Nachmittagskaffee zu Gaste. An solchen Tagen ging es bei den Jungfern hoch her, und sie hatten ihre Freude an dem Ueberflusse, wenn sie, nachdem die Gäste den Rücken gewandt hatten, in dem nach allerhand Süßigkeiten duftenden Stübchen vor den noch reichlich gefüllten Kuchenschüsseln saßen. Was die beiden Degele's aber in den Augen der Uebrigen mit einer Art Nimbus umgab, war, daß Rosina ein altes verstimmtes Clavierchen besaß, an dem der Instrumentenmacher schon oft sein Glück versucht hatte und auf dem das gute Weibchen Feierabends manche rührende Stücke abspielte, seit Jahren immer dieselben, mit derselben Liebe und Weihe. Wenn dann an warmen Abenden die hellen, schwirrenden, harfenartigen Töne durch das offene Fensterchen auf den Platz hinausklangen, da hatten die Nachbarn ihre Freude daran, und die Töne, welche Rosina dem Clavier entlockte,

hatten vielleicht mancher armen Seele wohlgethan, in welcher Frühlingsahnung aus Sorge und Arbeitslast hervorbrechen wollte und nur auf eine Bewegung wartete, die ihr das schwer verwahrte Thor öffnen möchte. Und an der Schwester hatte Rosina jederzeit eine stille und andächtige Zuhörerin.

Ein altes Ehepaar verhalf ferner dem sonderbaren Kannerückchen zu einem Schmucke, den man nicht hätte missen mögen. Die alten Leute hatten den kleinen Platz vor ihrer Thüre, sie wohnten am Ende des Kannerückchens, zum Gärtchen umgewandelt und pflegten dies mit großer Liebe. Ihrer Mühe, die sie sich um das Eckchen gaben, half die Südsonne nach, so, daß vom ersten Frühjahr bis in die Fröste hinein der kleine Fleck in Blüthe stand und den Leuten den Wechsel der Jahreszeiten schön verkündete. Kamen im März die Aurikeln heraus und wurden von der Handvoll gelber Crocus die schützenden Tannenzweige fortgenommen, so war wohl Keiner auf dem Kannerückchen, der nicht seine Bemerkung Jahraus, Jahrein darüber gemacht hätte. Diejenige aber, die das Gedeihen des Gärtchens am regelmäßigsten und eifrigsten beobachtete, war eine alte Trödelfrau. Die wohnte mit ihrem Kram in einem der Hinterhäuser in unbeschreiblicher Umgebung von tausend Lumpen und Dingen, die in anscheinend räthselhafter Unordnung aufgehäuft lagen.

Diese alte Frau trug Winters und Sommers eine braune Pelzmütze. Niemand hatte sie je ohne diese gesehen; aber man wußte, daß sie dieselbe wegen einer Neigung zu Kopfreißen trug, und die Wirkung der Mütze, je nachdem sie von ihrem Leiden befreit oder heimgesucht war, entweder in alle Himmel erhob und Jedermann das Tragen einer solchen Mütze aufs Wärmste anempfahl, oder im entgegengesetzten Falle auf deren Unzuverlässigkeit und Schlechtigkeit raisonnirte.

Die Alte hieß Machlett; sie war trotz eines scheinbar mürrischen Wesens eine ganz vertrauenerweckende Persönlichkeit und hatte ihre guten Seiten. Jedenfalls war ihr Interesse für das kleine, fremde Gärtchen ein unverfängliches; in ihm sprach sich vielleicht bei ihr die zusammengefaßte, menschliche Sehnsucht nach Unerreichbarem, Tiefgewünschten aus. Sie stand oft ganz versunken vor dem kleinen Holzgitter und schaute in die Blumenpracht hinein, und kam dann Einer vorüber, der auch seine Freude an dem blühenden Eckchen hatte, so fühlte sie sich veranlaßt, die Vorzüge des Gärtchens an das rechte Licht zu bringen. Sie hatte da eine Auswahl verschiedentlicher Bezeichnungen, um den Fremden die Schönheit ihres Idols recht einleuchten zu lassen. „Ein hübsches Eckchen!“ oder „schöne Pflänzchen!“ oder „so was lobt man sich!“ Sie hatte ihre bestimmten Ausdrücke. „Ein Paradiesgärtchen;“ das sagte sie, wenn sie bei Feiertagslaune war, mit ihrer trockenen, rauhen Stimme, sodaß der, an den sie sich mit ihrer Bemerkung wendete, meinte, sie brumme ihn an, und seines Weges ging, ohne ihrer groß zu achten. Die Alte war von den Nachbarskindern ihres Aussehens wegen ziemlich gefürchtet, aber mit Neugierde beobachtet. Sie schlichen ihr gerne nach und sahen ihr zu, wenn sie in ihrem Hofe die alten erhandelten Sachen lüftete und sortirte.

Nun habe ich so manchen Einwohner der Häuser genannt, aber den Helden der Geschichte nicht. Und außerdem noch Manche nicht, von denen sich allerlei sagen ließe, die sich aber äußerlich sehr stille verhielten, sich von der Zeit mit-

schleppen ließen, ohne viel Wesens daraus zu machen; die ihre Arbeit thaten und sich einigermaßen allnächtlich davon erholten; die sich vielleicht Sonntags besonders sorgfältig wuschen und reine Wäsche anzogen — vielleicht. Es läßt sich ganz Bestimmtes nicht von ihnen behaupten, außer, daß ihnen Sorge und Mühe wohlbekannt waren, und daß ihre Kinder sich weniger still verhielten und auf dem Platze unter den Eichen, sobald sie laufen konnten, ihr Asyl und ihren Lebensinhalt fanden.

Unser Held also war der Sohn des Instrumentenmachers, hieß Valentin und hauste mit seinem Vater in dem kleinen Lädchen, das zu gleicher Zeit als Werkstatt und Wohnraum diente und sich ziemlich tief in das Haus hineinzog, ein dämmeriger Aufenthalt, der nur am Fenster, an dem die Geigen hingen, ein sommerhelles Plätzchen hatte. Da stand des Meisters Arbeitstisch, und wenn die Sonne zu ihnen hereinschien, warf sie die schwarzen gestreckten Schatten der Geigen auf die vom Alter fahle Diele.

Valentin war der einzige Sohn. Die Mutter hatte frühe wegsterben müssen; von ihr hatte er eine für ihn überflüssige große Schönheit ererbt. Er war schön vom Kopf bis zur Zehe, schön in seinen Bewegungen, ein Meisterstück der Natur. Bei Weitem übertraf er das, was man so gang und gäbe einen schönen Knaben nennt, zu welchem Ausspruch der Anblick rother Wangen, heller Augen und krausen Haares gar leicht verleitet. Ueber des Instrumentenmachers Sohn schien Schönheit ausgegossen zu sein. Sie hatte ihre Heimath in ihm aufgeschlagen und bekräftigte ihr Dasein in seiner Erscheinung. Seine Schönheit war nicht lachend und heiter, war nicht das, was man reizend nennt, nicht einschmeichelnd, sondern ernst und unverständlich für Viele. Der Knabe hatte etwas Unnahbares in Blick und Bewegung, etwas Rührendes, und es schien, als sei das Schicksal der Vereinsamung auch ihm auf die Stirne geprägt, wie es jeden vor den Anderen ausgezeichneten Menschen mit einer königlichen Gabe zugleich überkommen muß. Die Nachbarsleute sahen den jungen Valentin täglich von seiner frühesten Kindheit an unter sich, aber daß Einer an dem schönen Geschöpfe seine Freude gehabt hätte? — Gott bewahre. Sie bemerkten ihn kaum; trotzdem aber, wenn sie mit ihm in Berührung kamen, empfanden sie etwas wie Verlegenheit, wie Unentschlossenheit. Eine Art ärgerlichen Gefühls beschlich sie, wenn sie in seine ernsten, wunderbaren Augen blickten, die wie aus einer anderen Welt zu ihnen aufschauten. Und wirklich war es wohl nur die körperliche Schönheit, die einen Zauberkreis um ihn zog, sonst unterschied er sich von den Knaben seines Alters nicht besonders. In keiner Weise war er begabt, auch nicht einmal das, was man geschickt nennt. Was er betrieb, betrieb er lässig, ohne Feuer und Liebe zur Sache. Er hatte keinen Freund unter den Knaben, und wenn er sich unter sie mischte, fühlte er sich nur geduldet und hatte die Art unbeschäftigter, unangeleiteter Kinder, überall im Wege zu stehen. Saß er auf der Thürschwelle und schaute, weil er nichts zu unternehmen wußte, auf seine Füße, so hinderte er sicher Jemanden am Ein- und Ausgehen, bekam einen Stoß, ein unfreundliches Wort und wußte nicht wie. — Wenn Jungfer Jette Degele, im Gefühle ihrer unklar gestalteten Lebensstellung, bei halber Dämmerung mit dem Wassereimer zur Treppe hinabhuschte, Kopf und Schultern in ihr

altes Umschlagetuch gehüllt, das sie bei solcher Verrichtung zu tragen pflegte, in dem unsicheren Gefühl, auf diese Weise symbolisch die eigene Bedienung vorzustellen, sich unkenntlich zu machen und wenigstens Zweifel über ihre Erscheinung aufkommen zu lassen, da traf es sich das zehnte Mal, daß irgend ein Unfall, dessen Ursache unbesehen Valentin war, das eilige Schlupfen und Huschen unterbrach. Valentin hockte vielleicht auf der Treppe oder lehnte gelangweilt am Geländer, spielte Schußkugel vor der Hausthüre — kurz, war immer das, woran sie stieß, was sie in ihrer Eile unliebsam aufhielt, so daß sie mit der Zeit in den heftigsten Widerwillen gegen den Knaben versetzt wurde. Es sind oft kleine Zufälligkeiten, die uns lieblos gegen eine Person werden lassen. Doch stehen diese Zufälligkeiten mit den Eigenschaften der beiden sich nicht Wohlwollenden in enger Verbindung.

Valentin's Vater war ein ruhiger, gesetzter Mann von schwacher Gesundheit, der dumpf hin sein Geschäft betrieb und sich damit zufrieden gab, daß die Waaren, welche er lieferte, einigermaßen zusammen hielten. Vater und Sohn saßen sich des Abends gewöhnlich stumm gegenüber, nachdem sie ihr Abendessen mit gutem Appetit eingenommen hatten. Der Alte bastelte nach der Arbeitszeit dann noch etwas Unbestimmbares an seinem Werktische, trug in sein Buch ein und führte mit dem Sohne hin und wieder gleichgültige alltägliche Gespräche. Er war ein zufriedener trockener Mensch, der zu seinem Sohne eine ruhige, kaum bemerkbare, durchaus nicht auf- und niederwogende Liebe hegte.

Außer seiner Schönheit aber hatte der Knabe dennoch eine eigenthümliche Gabe auf den Lebensweg mitbekommen. Doch mochte es fraglich sein, ob dies zweite Geschenk ihm zum Glücke dienen würde; denn es schien auch überflüssiger Art. Das war es: Valentin hatte ein phantastisches, zu Träumen leicht geneigtes Hirn.

Wenn ihn Abends das Zusammensitzen mit dem Vater langweilte, schlich er sich sachte hinaus, setzte sich auf den äußersten Rand des Kannerückchens, ließ die Beine herabbaumeln und sah in den Himmel. Seine alte Katze, die sich zu ihm hingezogen fühlte, fand sich bei ihm ein und ließ sich caressiren. Die Nachbarskinder jagten zu seinen Füßen und blieben von ihm unbeachtet; sie hieben sich in die derben Gesichter und gingen gegenseitig mit einander um, als wären sie unzerbrechlich, lagen im erdigen Sande und wurden nicht lehmfarbener, als sie von Natur schon waren. Im seltensten Falle neckten die Buben den einsamen Träumer, und einmal nur war es geschehen, daß ein verschmitzter Geselle unten an der Mauer hinschlich und den Tiefversunkenen an den am Rande des Kannerückchens herabhängenden Beinen heruntergezogen hatte. Der aber war gründlich betrogen und blieb nicht unbestraft. Valentin wurde durch das rohe Vergreifen an seiner sanften Person von einer zitternden Wuth befallen und walkte den Frechling auf eine Weise durch, daß es eine Art hatte. Der mochte es sich so nicht haben träumen lassen und sprach von da an mit einem gewissen Respect von Valentin. Als Schüler machte Valentin wenig Glück; wie eine schwere Last lag die tägliche Unfreiheit der Schule auf ihm. Die Arbeiten, die er zu liefern hatte, entstanden bei ihm in einem traumähnlichen, verworrenen Zustande.

Niemand kümmerte sich um ihn; der Vater entrichtete das Schulgeld und hatte damit seiner Ansicht nach die Pflichten, die ihm die Bildung seines Sohnes auferlegte, vollkommen erfüllt. Erbarmte ihn ja einmal das unglückliche, dumpfe Hinbrüten des Knaben, dem eine Rechenaufgabe wesenlos im Kopfe spukte, so raffte er sich wohl auf, um dem armen Tropfe beizustehen, schüttelte aber gar bald nur den Kopf über die unnöthige Anhäufung unklarer Begriffe, die in das Hirn der neuen Menschheit gezwängt werde, und dem guten Valentin war wenig damit geholfen.

Das Erwachen am Morgen mit dem Gefühle, unentrinnbar zur Schule zu müssen, erfüllte seine ersten bewußten Augenblicke mit Sorge und Schwere. Nur in den Ferien und Sonnabend Nachmittags wurde er zu dem, als was Natur ihn gedacht hatte. Da entfaltete sich sein Empfinden und erfüllte ihn freudig; seine äußere Schönheit wurde von einer zum Leben erwachenden Seele verklärt. Er fühlte sich wohl, tief wohl und die stillste Stunde wurde ihm zum beglückenden Zeitraum, die einfachste Unternehmung zu einem wünschenswerthen Ereigniß. Zu solchen Zeiten bargen die gerümpelhaften Häuser auf dem Kannerückchen ein Geschöpf, das in seiner einfachen Vollkommenheit dem armen, elenden, von Häßlichkeit, Krankheit und Ueberklugheit heimgesuchten Menschengeschlechte wie ein Bild aus glücklicheren Zeiten erscheinen konnte, aus Zeiten, die Gestalten und Seelen rein und schön hervorbrachten. Die armen Häuser umschlossen dann eine Offenbarung der Natur, die den Verständnißvollen mit Trauer über seine eigene und der Masse Krüppelhaftigkeit erfüllen mußte. So einfach und schön Valentin's Körper sich gebildet hatte, so war er auch von manchen schönen Kräften belebt, von einer unbewußten Güte, einem tiefen Zug zum Unnennbaren, Unbekannten und einem grenzenlosen Verlangen nach Freiheit.

Eine gute Freundin, die es wohl mit ihm meinte, hatte er an der alten Machlett. Dieselbe, die auch dem schönen Blumengärtchen von Herzen zugethan war. Bei der verbrachte er manche Stunde. Sie erlaubte ihm, in ihren Sachen zu kramen, so viel er wollte und schwatzte gerne mit ihm.

Von Allen aus der Nachbarschaft war die Alte diejenige Person, deren Wesen sich mit dem des Knaben verbinden konnte und die Einfluß auf ihn hatte. Dieser Einfluß beschränkte sich darauf, daß sie durch Erzählen und eine eigenartige Auffassung der Dinge Valentin's Phantasie erregte. Die Frau Machlett hatte eine poetische Art zu denken und zu sehen, und das war es, was den schönen, nach Heimathsluft seiner jungen Seele dürstenden Knaben an die alte Frau fesselte.

Sie war im Grunde ein elendes Geschöpf, das um sein bischen Lebensunterhalt unverhältnißmäßig kämpfen mußte. Wie es aber schien, achtete sie ihr Dasein als etwas Werthvolles, das zu verlängern und zu unterhalten man sich keine Mühe verdrießen lassen dürfe, war dazu immer guten Muthes und hatte ihre Freude daran, wenn sie recht solid satt geworden war. Sie wohnte in einem Stübchen, das zum Hofe hinausging; das war gehörig mit altem Gerümpel ausstaffirt. Kein Stück paßte zum andern und nur daß Alles zu einem gewissen, einheitlichen Stadium der Abnutzung gekommen war, gab den Dingen verwandtschaftliche Beziehung unter einander. — Sie hatte allerlei merk-

würdige Bilder, die an den Wänden hingen, in den Jahren zusammengekauft. Darunter befand sich auch ein eingeräuchertes Oelgemälde, welches einen gepuderten und bezopften Cavalier vorstellte, der vor Zeiten die Verpflichtung in sich gespürt haben mochte, sich malen zu lassen, um mit seiner werthen Person einen bestechenden, erfreulichen Eindruck lebenden und kommenden Geschlechtern zu machen. Jetzt hing dieser Herr, von allen Verbindungen, die ihn einst umgeben hatten, längst abgesondert in dem Stübchen der Trödelfrau. Ein anderes Bild, welches sie sich nicht selbst erworben, sondern von ihrem Sohne, der in Bayern auf einem Dorfe das Schusterhandwerk betrieb, vor Jahren geschickt bekommen, hatte seinen Platz über dem steifbeinigen, schmalen Sophachen, das, einigen vergoldeten Leisten und Linien nach, einst bessere Tage gesehen haben mochte. Es war ein einfach grob colorirter Holzschnitt, den die Alte nicht allzu sorgfältig in einem nicht dazu passenden, ovalen, schnörkelhaften Rahmen untergebracht hatte. Es stellte in unklarer Umgebung, die dem Künstler offenbar Schwierigkeiten gemacht haben mußte und etwa einer Bretterbunde ohne Dach glich, den Heiland am Kreuze mit den beiden Schächern ihm zur Seite dar. Diese Gruppe nahm ohne jede perspectivische Stellung die obere Hälfte des Bildes ein, und die untere war durch ein unglaubliches Uebereinander von Schultern und Köpfen ausgefüllt. Im Hintergrunde sah man feste, dunkelblaue Berge.

Valentin wurde von der kindlich unvollkommenen Weise, ein Ereigniß darzustellen, angezogen; besonders als die Machlett ihm sagte, woher das Bild stamme und was es vorstelle, schien es ihm das bedeutendste Stück der für ihn anziehenden Einrichtung der Alten.

Diese erzählte ihm, daß ihr Sohn in einem bayerischen Dorfe lebe. Er sei dorthin verschlagen worden. Es gehe ihm aber gut. Der Sohn habe ihr, wie schon gesagt, das Bild einst geschickt und dazu geschrieben, daß in einem Nachbardorfe im Gebirge die Bauersleute des Herrn Jesu Leidensgeschichte aufgeführt hätten auf einer Bühne, wie sie der Maler auf dem Bilde, so gut es ginge, abgezeichnet. Der Sohn hatte nicht genug beschreiben können, wie gar rührend und schön sie das Leiden des Herrn darstellten. Und der, der den Herrn und Heiland habe spielen dürfen und den sie an das Kreuz gehängt hätten, sei ihm wohl bekannt, da er eine Zeit lang bei ihm in Arbeit gestanden.

„Den Namen hat der Sohn unter das Kreuz geschrieben," sagte die Alte, als sie die Bedeutung des Bildes dem Knaben einst erklärte, und zeigte Valentin ein grobes, unleserliches Gekritzel, welches Valentin nie hatte entziffern können. „Die vielen Köpfe," hatte der Schuster geschrieben, „die unten auf dem Bilde zu sehen sind, bedeuten die Bauersleute, welche dem heiligen Schauspiele mit zugeschaut haben."

Das Bild habe er am Abend, als Alles zu Ende gewesen sei, in einem kleinen Kram gekauft, und derjenige, der den Heiland vorgestellt, wäre sogar mit ihm gegangen und hätte das Bild, welches ihn selbst am Kreuze hängend darstellt, ausgesucht.

Die Machlett erzählte das mit einer gewissen Feierlichkeit, die auf den Knaben ihre Wirkung nicht verfehlte. Es machte ihm einen wunderbaren Eindruck, daß ein Mensch den Heiland dargestellt und daß man ihn auch dafür

angesehen habe. Kaum war ihm je Etwas so erstaunlich erschienen, und er wurde nicht müde, die alte Machlett zu fragen: wie das möglich sein könne; ob er auch in Wirklichkeit eine Dornenkrone getragen, und ob er Jünger gehabt habe; was er geredet und wie Alles gewesen sei; auch wie er an dem Kreuze sich halten konnte, wollte der Knabe in seiner kindlichen Neugier wissen. Die alte Machlett schien ihm, seit er erfahren, daß ihr Sohn mit diesem wunderbaren Menschen, der den Heiland vor so vielen Leuten vorgestellt, so nahe bekannt war, eine Zeit lang mit einer Art Weihe umgeben. Es war ihm, als hätte sie nähere Verbindung mit dem Allerhöchsten als andere Menschen. Und der Eindruck, den das Bild und die Erläuterungen der Frau Machlett auf ihn machte, war ein tieferer, als man wohl annehmen mochte. Das Bild blieb, so oft er es von da an wieder betrachtete, bedeutungsvoll für ihn.

Will man von dem Platze aus zu der erweiterten Stadt, die sich über die Stadtmauer hin ausgedehnt hatte, so muß man durch ein von einem altersgrauen Thurm gekröntes Thor gehen. Diesen Weg machte Valentin mit der Machlett öfters.

Eines Tages, als die Dämmerung schon sanft hereingebrochen war, gingen die Beiden wieder einträchtiglich neben einander der Stadt zu. Vor ihnen lag das alte Johannisthor im Abendschein. Der Himmel leuchtete grünlich blau und strömte ein mattes Licht aus, und der alte Thurm hob sich dunkel von dem hellen Hintergrunde ab. Er hatte ein spitzes, aus großen Quadern gemauertes Dach, auf dem ein Strauch fest eingenistet war. In den Lücken und Rissen des Mauerwerks hatten es sich aller Art Vögel wohnlich gemacht und umflatterten geschäftig das Gemäuer. An der Seite des Thurmes, auf den die Beiden zu gingen, war ein kleiner, aus rohen, breiten Steinen gefügter Altan angebracht.

„Seid Ihr einmal da oben gewesen, Frau Machlett?“ fragte Valentin.

„Da kann kein Mensch mehr hinauf,“ erwiderte die Alte. „Die Treppe ist zusammengefallen, oder sie haben sie abgebrochen.“

„Aber was ist jetzt dort oben?“ fragte er.

„Ratten. Was sonst?“ sagte sie trocken.

„Was hatten sie denn früher in dem Thurme? Wohnte vielleicht Jemand da oben?“

„Ganz früher haben sie ein Gefängniß darin gehabt, und auf dem kleinen Altane mußten die, die nicht gut gethan hatten, in Sonne und Regen vor Aller Augen stehen; die Frauen und Mädchen. Das waren harte Zeiten damals; meine Großmutter selig hat es noch mit angesehen. Von Einer, die Apollonia Berg hieß, wußte sie eine traurige Geschichte, die wir dummen Mädels oft von ihr hören mußten. Du lieber Gott! — Die Zeit vergeht!“ In Gedanken vertieft, schüttelte die Alte den Kopf.

Valentin's Gemüth erregte sich bei den Andeutungen der alten Machlett schon, und vor seinen Augen begann sich ein geheimnißvolles Leben um den Thurm zu bewegen.

„Du kennst doch das Haus in der Brüdergasse,“ fuhr seine gute Freundin fort, „in dem wir früher wohnten? Das hat schon den Eltern der Großmutter

gehört, und wir Geschwister mußten es bei der Erbtheilung verkaufen. — Es ist das Eckhaus in der Brüdergasse, links. Da weiß ich noch, wie die Großmutter an einem Winterabende — wir saßen Alle um den Tisch, auf dem das Talglicht brannte — uns ihre Geschichte von der Apollonia zum ersten Male erzählt hat und weiß noch, wie sie aufstand, an das Fenster trat und hinaus in den Mondschein sah, der hell auf das gegenüberliegende Haus schien; wie sie nach dem Haus zeigte und sagte: „Da, wo jetzt die Müllern wohnt, das Fenster, das gerade zu uns hersieht, das ist das Fenster, an dem die Apollonia saß, da war ihr Stübchen.“ Wir sahen damals Alle scheu danach hin, der Mond glitzerte ganz silbern auf jenen Scheiben, und uns war es beklommen zu Muthe. — Die Großmutter hatte uns erzählt, wie sie als Kind mit der Apollonia gespielt und wie sie Abends miteinander auf einem Bänkchen vor der Thüre gesessen hätten, und daß sie oft, weil es damals so gar streng nicht gewesen war, um die Schulstunde entwischt seien und auf der Fähre, die an der Stelle, wo jetzt die Brücke ist, hin und wieder ging, für einen Pfennig übergefahren wären. Das Apollönchen habe sich täglich Allerlei ausgesonnen, was die Großmutter getreulich mit ihr zusammen dann ausgeführt.

„Sie konnte uns nicht genug beschreiben, was für ein besonderliches Mädchen ihre Freundin gewesen sei. Sie soll braune Augen und schönes blondes Haar gehabt haben, womit sie sich ihren Gefährtinnen gegenüber rühmte. — Daß sie eine Seltenheit sei, hat sie ihnen immer erzählt und hat ihnen im Spaß gesagt, sie sollten sich nur im Städtchen umsehen, so etwas Rares wie sie fänden sie nicht noch einmal, nur noch der gelbe Spitzhund am Johannisthore habe solche Augen und Haare.“ —

„Dann,“ sagte die Großmutter: „ein Lachen, wie die Apollonia an sich gehabt habe, wäre ihr zeitlebens nicht wieder vorgekommen; manchmal, wenn sie an das Mädchen dächte, sei es ihr, als hörte sie es noch. — Aus irgend einem Grunde, ich glaube, bei den Eltern der Großmutter wurde gebaut, da schlief die Großmutter bei den Nachbarsleuten mit in der Kammer ihrer guten Freundin. Da hat sie ihr beim Schlafengehen einmal etwas erzählt; es war eine dumme Schulgeschichte, die sie miteinander erlebt hatten; wie ein Mädchen, das wegen ihrer Sanftmuth und ihrer Unentschlossenheit bekannt war und deswegen von den Andern gehänselt wurde, den Entschluß faßte, etwas Außerordentliches zu thun. Und was that sie? — Sie warf dem Lehrer mit größter Ruhe und Ernsthaftigkeit eine tüchtige Semmel mitten in der Stunde an die Nase und stemmte sich nach der That heulend mit beiden Armen auf den Schultisch. — Weißt du, so machen es die Mädels,“ wendete sich die Machlett noch insbesondere an Valentin. „Darüber hat die Apollonia in der Erinnerung so gelacht, daß sie sich in ihrem Hemdchen, wie sie eben ins Bett steigen wollte, auf die Kammerschwelle gesetzt habe, die Arme um die Knie geschlungen und gelacht, als wollte sie nicht wieder aufhören, bis ihr Oheim an die Thür klopfte. — Die Großmutter sagte, sie hätte ihr Lebtag den Anblick nicht vergessen können, so schön sei das Mädchen da gewesen und so voller Leben, wie ihr nie wieder Eine vorgekommen. — Solche Geschichten hörten wir von der Apollonia gar zu gerne, und sie bewegten uns sehr, und vor jeder einzelnen, je unschuldiger sie war,

grauste es uns später ganz eigen; denn das Mädchen hat ein böses Schicksal gehabt. Die Großmutter erzählte uns Dinge von ihr, die uns jungen Mädchen dumpf im Herzen lagen, und die uns Tage lang nicht aus dem Kopfe wollten." Die Alte schwieg.

„Ach weiter, Machletten," sagte Valentin und zupfte die Alte am Rocke.

„Als ob das eine Geschichte für so einen Jungen wäre," erwiderte sie.

Da blickte sie Valentin mit seinen schönen Augen bittend an.

„Wie Eins aus dem Anderen kam, kann ich Dir nicht sagen," fuhr die Machlett fort, „weil ich es nicht weiß. Ich glaube auch, die Großmutter hat uns nie von der Apollonia erzählt, wie man eigentlich erzählen muß. Wenn die Erinnerung über sie kam, fing sie an, wie sie es gerade im Sinne hatte, bald dies, bald das. — Der Oheim der Apollonia, der hat hier vor der Stadt einen Garten gehabt, und in dem haben sie alle Jahre ein großes Beet voll wunderschöner Tulpen gezogen und die Apollonia mußte gegen Abend immer hinausgehen, um die Blumen zu begießen. Meine Großmutter hat sie da oft begleitet, auch noch als sie schon große Mädchen waren; denn die Beiden sind auch nach der Einsegnung ein Herz und eine Seele geblieben, und die Großmutter hat der Apollonia Alles und Jedes erzählt. Und als die Großmutter Braut wurde, da wußte die Freundin haarklein, wie das gekommen war. Die Apollonia aber schien anders geartet, die hatte von jeher wenig von Dingen gesprochen, die sie selbst etwas angingen, aber trotzdem zu jeder Zeit gehörig geplaudert, so daß Niemand bemerkte, wie sie sogar schweigsam war über das, worüber Andere nicht müde werden zu reden. Auch die Großmutter hat sich nicht viel Gedanken darüber gemacht, daß die Freundin ihr das Vertrauen nicht wieder zurückgab, denn sie war mit ihrer eigenen Herzensangelegenheit über alle Maßen beschäftigt. — Apollonia war seltsam hübsch geworden, wie man es im Städtchen nicht zu sehen gewohnt war, und sie kleidete sich so zierlich, wie ein Fräulein. Sie wußte auch von Manchem, der ein Auge auf sie hatte, behandelte aber solch' eine Angelegenheit gleichsam, als ginge es sie nichts an, — so eigen vornehm. Sie machte sich nicht viel daraus, wenn ein dummer Junge sich in sie vergafft hatte, aber für die Großmutter mit ihrem Schatz hatte sie ein warmes Herz. Und mit Niemand soll es sich so vertraulich haben schwatzen lassen, als mit der Apollonia; eben darum, weil sie hübsch zuhörte. „Was Du für ein närrisches Mädel bist!" so Etwas hat die Großmutter wahrscheinlich zu ihr gesagt, als Apollonia wieder einmal über einen annehmbaren Anbeter kein Wesen machte. Darauf hat ihre arme Freundin erwidert: „Wenn der kommt, der für mich ist, den werde ich schon lieben." Das wäre das einzige Mal gewesen, daß sie von ihrem Zukünftigen gesprochen hat; und die anderen Mädel reden davon so oft sie nur können. — So war es gekommen, daß die Großmutter gar nicht mehr daran dachte, daß ihre hübsche Apollonia auch ein Herz für sich habe.

„Einmal gingen sie wieder mit einander zur Stadt hinaus. Es war der schönste Frühlingsabend, und in den Gärten duftete die frische Erde, das junge Grün und auch die Aurikeln. Als die Mädchen in des Oheims Garten traten, der weit vor dem Johannisthor hinaus lag, da hatten sie ihre Freude an dem Tulpenbeete. Die Großmutter war seit Wochen, nach langem Sorgen, endlich

Braut geworden, und ihr erschien die Welt ganz wunderschön. Sie stand vor dem Tulpenbeet und sah wie die bunten Tulpen mit den Köpfchen nickten, weil der Wind ein wenig über sie hinging; Du weißt doch, wie sie es dann an sich haben?“ fragte die Machlett und fuhr fort: „Ihre Apollonia hatte sie ganz vergessen. Die kniete am Weg und hielt ein zartes rosa Tulpenköpfchen wie einen Vogel zwischen den Händen und sagte mit einem ganz eigenthümlich zärtlichen Tone so vor sich hin: „Wollte Gott, die Liebe wäre sanfter!“ So wunderlich soll sie das gesagt haben, daß die Großmutter erschrak und kaum wußte, wer gesprochen hatte. „Was denn?“ fragte die Großmutter. Da blickte Apollonia sie wie mit Gluth übergossen an und sagte: „Da ist nichts zu klagen.“ Dann ließ sie ihre Tulpe aus den Händen fahren, daß der Stengel mit der Blüthe auf- und niederschwankte, stand auf und stürzte auf die Großmutter zu, preßte sie an sich — so ist es uns immer erzählt worden — und bedeckte sie mit Küssen. Das soll sie zuvor noch nie gethan haben. Sie hatte der Großmutter bis dahin noch keinen Kuß gegeben und sagte jetzt: „So küßt Dich Dein Schatz, Bärbchen;“ und sie lachte und küßte wie toll, daß der Großmutter ganz verwirrt zu Muthe geworden ist. Aber die wagte Apollonia nichts darüber zu sagen, weil sie nicht wußte, was sie davon halten sollte und vergaß auch das wunderliche Benehmen von Apollonia gar bald. — Nun aber waren sie einmal mit einander zum Tanze gegangen; die Großmutter mit ihrem Bräutigam, und Apollonia hatten sie mitgenommen. Wie sie in den Tanzsaal getreten sind, da soll die Apollonia sich sehr umgeschaut und kein Sterbenswörtchen gesagt haben, so daß die Großmutter und der Bräutigam sie darüber zur Rede setzten. Noch ehe sie aber geendet, sei es wie ein Lichtstrahl über das Gesicht des Mädchens gegangen. Zur Thüre herein sei ein Fremder gekommen, der schon seit einiger Zeit auf einem Gute in der Nähe der Stadt sich aufgehalten habe, und über den sie im Städtchen schon lange ihre Bemerkungen gemacht hatten. Der ist stracks auf Apollonia zugegangen und hat sie begrüßt, als hätten sie sich nicht zum ersten Male gesehen. „Kennst Du den?“ hat die Großmutter ihr zugeflüstert. Da hat die Apollonia sie mit einem einzigen flehenden Blicke angesehen und ganz glückselig das Köpfchen geschüttelt. Sie haben an dem Abend auch nur ein einziges Mal mit einander getanzt. Natürlich aber hatten sich die Leute doch sehr darüber gewundert; denn Alle kannten von Ansehen den fremden Herrn, wußten aber wenig Bestimmtes über ihn zu sagen und wollten nun von Apollonia alles Mögliche wissen. Er war nur kurze Zeit im Tanzsaale geblieben, so daß es den Anschein hatte, als wäre es ihm wirklich nur um den einen Tanz mit der Apollonia zu thun gewesen. Das setzte die Leute in nicht geringe Aufregung, und das arme Mädel konnte sich kaum vor Fragen retten. Gegen einige alte Basen, die nicht müde werden wollten, herumzuschnüffeln und zu horchen, soll sie an dem Abend ganz ausbündig ungehörig geworden sein. Da hat es böses Blut gesetzt. Manche mochten schon längst einen Aerger auf das schöne Mädchen gehabt haben und gönnten ihr das gleichmüthige Leben nicht, das sie führte. Sie war eine arme Waise und wurde von ihrem Oheim gut gehalten, hatte ein besseres Ansehen als die anderen Bürgerstöchter und nahm sich auch gegen alle Welt in ihrer Munterkeit ziemlich viel heraus; weil sie es

aber für gewöhnlich recht anmuthig that, ließ man es ihr so hingehen. Seit dem Tanzabend aber, an dem sie sich wichtig mit dem fremden Herrn gethan hatte, saßen sie ihr mit einem Male aus lauter Aerger auf dem Nacken, so daß sie um ihren guten Namen hätte bald recht besorgt sein können, wenn ihr Alles zu Ohren gekommen wäre, was um sie her geschwatzt wurde. — Nun erinnere ich mich einer ganz rührenden Geschichte. Ich meine, die rührend ist, wenn man bedenkt, wie Alles endete. — Die Großmutter kam eines Abends zu ihr in das Stübchen, um mit ihr über Tausenderlei zu sprechen; denn die Großmutter war zu der Zeit gerade dabei, sich die Aussteuer zu schaffen. Die Apollonia hörte ihr still zu und lächelte manchmal ganz gedankenlos, statt zu antworten. „Was hast Du denn?“ fragte die Großmutter. Da soll Apollonia sie mit einem unbeschreiblichen Blick angesehen haben. „Du bekommst recht viel schöne Sachen,“ hat sie dann wie im Traume gesagt. Die Großmutter aber plauderte von ihren Angelegenheiten, von denen ihr Herz voll zu sein schien, weiter fort, so daß sie auf nichts Anderes achtete. — So machen es die jungen Bräute,“ setzte die Machlett wieder erklärend hinzu.

„Apollonia war, während die Großmutter sprach, aufgestanden und neben ein kleines niedriges Kommodchen getreten, in dem sie von Kindheit an ihr hübsches Allerlei aufbewahrt hatte. Und als die Großmutter fertig mit Erzählen war, da sagte Apollonia ganz zaghaft: „Ich liebe das Kommodchen so sehr!“ „Warum?“ fragte die Großmutter lachend und sah sich die Freundin ganz verwundert an. Da erwiderte diese in ihrer alten, lustigen Weise: „Weil etwas darinnen ist, was ich Dir nicht und Niemandem geben würde. Für alle Deine feinen Sachen gäbe ich Dir es nicht.“ Indem sie das sagte, hat sie sich hingekniet und soll das Kommodchen ganz sachte geküßt haben. Dann hat sie sich mit der Stirn darauf gestützt und an der blanken Seitenwand ist sie mit der Hand daran auf- und niedergefahren, als streichele sie es, so wie man ein Hündchen streichelt. Wahrscheinlich hat das arme Ding irgend ein Ringlein oder sonst etwas von ihrem Liebsten darin gehabt. Die Großmutter erfuhr nie, was es gewesen, und hat die Apollonia noch am selben Abend sehr darum gequält, es ihr zu sagen. Die aber ließ sich kein Wörtchen weiter darüber entschlüpfen. — Als sie den Kopf, den sie auf das Kommodchen gestützt hatte, wieder in die Höhe hob, da sind ihr die Thränen über die Wangen gelaufen und sie hat mit zitternder Stimme gesagt, als die Großmutter ganz bestürzt auf sie zugekommen: „Das macht nichts. Zum Leben gehört eben so viel Weinen als Lachen.“ Dabei habe sie noch immer knieend die Hände, wie um das Gleichmäßige der Vertheilung von Freud und Leid anzudeuten, wie zwei Wagschalen neben einander gehalten, und zwar so gleich, daß sie zu einander standen wie die Schalen von einer Goldwage. Aber so gut war das Lachen und Weinen der armen Apollonia nicht zugemessen.“

Jetzt standen die Machlett und Valentin nahe vor dem Thore. Da blieb die alte Frau stehen, legte ihre Hand auf Valentin's Schulter und sagte: „Du bist ein liebes Bürschchen, Valentin, und weißt nicht, wie böse es auf der Welt zugehen kann. So eine alte Schwatzliese, wie ich bin; was hast Du mit der Apollonia zu thun? Der ging es so übel, wie es einem Weibe nur gehen konnte.

Mitten in ihren jungen Jahren und in ihrer Schönheit that sie, was vor der Welt ein großes Unrecht war, und mußte es schwer büßen. Alles, was sie von Glück gehabt hatte, ging ihr deshalb verloren. Weil sie so allerliebst und lustig gewesen, war sie von Jedermann verwöhnt worden. Dabei blieb es nicht; Alles nahm ein böses Ende. Die Großmutter erzählte, wie an einem stürmischen Octobertag die Leute vor das Johannisthor gegangen wären. Sie sagte, daß es Ende October gewesen sei, und auf dem steinernen Ding da oben," die Frau Machlett wies hinauf nach dem kleinen Altan, „da mußte an dem Tage die Apollonia für die Sünde, die sie gethan hatte, stehen. Da, wo alles Gesindel seine Strafe abbüßte. Meine Großmutter hat sie dort gesehen. Die war damals gerade ganz jung verheirathet und sehr glücklich, und nie vergeß' ich, wie sie uns erzählte, daß sie auch vor das Thor hinausgeschlichen sei an den Häusern hin, und nicht um sich gesehen habe, weil sie vor Traurigkeit keiner Menschenseele hätte in die Augen schauen können, und wie sie draußen auf dem Platze Alles still gefunden habe. Die Leute hatten sich um die Stunde schon verlaufen, der Regen wäre auch in Strömen herabgekommen und der Herbstwind hätte gehörig geblasen, so daß sich Niemand herausgewagt habe. Wie sie durch das Thor auf dem Johannisplatz angelangt ist, da haben nur aus den Fenstern der paar alten Häuschen, die dem Thore gegenüber lagen und jetzt nicht mehr stehen, einige Leute geschaut. Und wie die Großmutter so weit vorgegangen ist, daß sie beim Umwenden die Apollonia hätte sehen können, da erzählte sie — und Gott verzeihe ihr die Sünde — jedesmal mit denselben Worten: „War es mir doch, als sähe ich den lieben Heiland am Kreuze hängen. Trauriger hätte es mir nicht zu Muthe sein können, als wie ich die Apollonia gesehen, die ich als ein gutes, sittsames Mädchen gekannt und die nun so ein großes Unrecht gethan hatte, daß sie so sehr dafür leiden mußte. Sie lehnte ganz gerade an der Thurmmauer, und die Arme hingen ihr herab. Der Sturmwind wehte eine Strähne von ihrem blonden, schönen Haar, so lang es war, an der Steinwand hin. — Die Apollonia soll sich nicht umgeblickt haben, als die Großmutter sie in ihrem großen Schmerze bei Namen rief. Sie hätte nur in die dunklen Regenwolken gesehen, die der Sturmwind über die Stadt hintrieb."

Die Frau Machlett schwieg und schob sich an ihrem Korbe, den sie beladen auf dem Rücken trug, etwas zurecht.

„Nun?" fragte Valentin in Erwartung.

„Wart'," sagte die Alte, „ich könnte mir für meine Suppe heute Abend gleich noch etwas mitnehmen. Da gehen wir gleich zu Ellmerichs hinüber. Siehst Du, wie gut, daß ich daran denke."

„Und Apollonia?" fragte Valentin erregt.

„Von der," fuhr sie beiläufig fort, „hat die Großmutter seitdem nichts mehr gehört. Sie ist aus der Stadt gezogen, und was aus ihr geworden ist, weiß Niemand."

Nun kauften Valentin und seine Freundin mit einander das Häppchen ein, das die Alte zu ihrer Abendsuppe verwenden wollte. Die Kaufmannsfrau, die ihnen das Verlangte abmaß, erkundigte sich, wie es schien aus alter Gewohnheit, wie es mit dem Kopfreißen ihrer Kundin stehe, und ob die Mütze noch ihre

Schuldigkeit thue. Sie fragte recht gutmüthig, aber um die Mundwinkel zuckte es ihr verdächtig, und sie blickte ein munteres Dirnchen, das ihr zur Hand ging, verständnißvoll an.

„Ja, ja," sagte die Machletten und drohte dem jungen Weibe mit dem Finger. „Lache sie nur. Wenn es in Jahr und Tag einmal über sie kommt, will ich ihr wünschen, daß sich für sie so eine Mütze findet, die für den Schaden gut ist."

Da lachten beide Frauenzimmer, als gäbe es für sie keine Leiden auf der Welt. —

„Ja ja!" brummte die Alte noch einmal, nahm ihr Päckchen vom Ladentische und ging mit Valentin ihres Weges.

So wurde durch die Erzählungen seiner alten Gönnerin in Valentin vor allem Andern der Sinn für alte Begebenheiten geweckt. Das war so ganz das Rechte für den Träumer, und das Schicksal schien es darauf abgesehen zu haben, die Natur unseres Helden so zu entwickeln, als wüchse er im goldenen Zeitalter auf, in dem die Fähigkeiten nicht nöthig hatten, das Zeichen der Dienstbarkeit an sich zu tragen und sich zum göttlichen Spielwerk der Geschöpfe, über welche sie gekommen waren, entwickeln konnten. Was sollte in unserer Zeit, in der Alles zur Ausbeutung gebracht werden muß, Valentin mit dem Trieb, sich in Vergangenes zu versenken, anfangen, da ihm das Geld fehlte, auf den Professor der Geschichte und der Archäologie hin zu studiren? Außerdem ist es für den nutzbringenden Menschen durchaus nicht vortheilhaft, sich gerade der Einen der drei Zeiten hinzugeben, in der schon Alles abgethan ist, in deren Gebiet es wenig zu verdienen gibt; es sei denn, wie gesagt, daß ein Forscher von Profession sich darin umhertriebe.

Valentin aber kümmerte sich nicht viel darum, wie er die Tage verbrachte, und hatte seine Freude daran und ein wohlthätiges, unnennbares Gefühl, wenn er vielleicht über einen alten, in einer Mauer verrosteten Haken die Phantasie sich ergehen lassen konnte. Er wurde dann nicht müde sich vorzustellen, unter was für Umständen der Haken eingeschlagen sei, was einst wohl daran gehängt haben mochte, und beschwerte ihn im Geiste mit den wunderlichsten Dingen. Mit geheimnißvollen Säcken, die von unbestimmbaren Gestalten hart in Gebrauch gesetzt waren; Schinken aus längstvergangenen Jahrhunderten sah er fremdartig und ehrwürdig daran baumeln. Dann wieder ließ er eine Lanze mit dicker, verblichener, rother Quaste an das eingerammte Eisenwerk lehnen und sah närrisch abenteuerliche Röcke und Wämmse hängen. Was für Menschen mit dem alten Haken in Verbindung gestanden, wie deren Aussehen war, was sie geredet hatten, beunruhigte und erregte auch seine Neugierde. Ein wehmüthiges, unheimliches Gefühl beschlich ihn, wenn er sich von der Natur des Hakens vollkommen überzeugt und ihn als außerordentlich alt befunden hatte.

Das Johannisthor, das mit der Valentin so dumpf unverständlichen Geschichte der Apollonia in einem düsteren Zusammenhange stand, wurde für den Knaben von jenem Gang mit der alten Machlett an, der bevorzugte Schauplatz seiner Träumereien. Dem Hange zu solchem unnützen, geistigen Gethue gab er so nach, daß er sich ein paar Male des Abends aufmachte und vor das Thor

hinausschlenderte, sich draußen ganz behaglich auf eine hervorspringende Wurzel der schönen, vollaubigen Pappel setzte, die in der Nähe des Thores gerade und steif in die Höhe gewachsen war. Er lehnte sich hübsch bequem an den Stamm und vergnügte sich damit, seinen phantastischen Kopf mit aller Gewalt anzustrengen, bis er die Apollonia auf dem Altan zu sehen vermeinte, so deutlich, daß ihm fast davor graute, wie ihr der Strähn Haare im Winde an der Mauer hinwehte. Leibhaftig stand sie ihm vor der Seele, und der närrische Kerl fühlte sein Herz bei diesem Anblick erwachen. Alles, was er von Schönheit und Liebreiz ahnte, das strömte ihm die Gestalt der Apollonia aus.

So wenig ihm die Machlett vom Schicksal und Wesen des vergessenen Mädchens auch mitgetheilt hatte, so stand die längst Entronnene doch klarer vor der Seele des Knaben, als irgend ein lebendes Wesen. Er konnte sich von ihren Eigenthümlichkeiten Rechenschaft geben und an jedes Wort, an alle Andeutungen der Alten, die Apollonia betrafen, hielt er sich, als gälten sie einer geliebten Todten, die man mit Gewalt in seinem Innern am Leben halten möchte. Was ihn so unwiderstehlich zu dem Mädchen hinzog, war ihr schönes Lachen, das grell ihrem düstern Schicksale gegenüber stand. Ihre Schalkhaftigkeit, deren die Machlett kaum Erwähnung gethan, und die er fast errathen und durchgefühlt hatte, entzückte ihn und flößte ihm zu gleicher Zeit Grauen ein. Wie man nur das Bild seiner Allerschönsten im Herzen tragen kann, so beschäftigte er sich mit seinem wunderbaren Verhältniß zu dem vor ein paar Menschenaltern verkommenen und verstorbenen Mädchen. Ein paar Mal gegen Abend trieb er es in seiner Träumerei so weit, daß er vor dem alten Hause in der Brüdergasse auf- und abwandelte und zu den Fenstern ganz verstohlen hinaufschielte, als wäre er in Sorge, die Leute könnten ihm auf der Stirn sein sonderbares Beginnen ablesen. Kam Einer an ihm vorüber und blickte ihn, weil er von der großen Schönheit des Knaben betroffen war, scharf an, wurde Valentin roth bis unter die Stirnhaare. —

Wahrlich ein sehr verspäteter Liebhaber, der Liebhaber der hübschen Apollonia! Allmälig war Valentin bei all seiner Träumerei zu einem jungen Burschen geworden, hatte die Schule mit ihren Mühen und Beschwerlichkeiten hinter sich und ging bei seinem Vater in die Lehre, ohne besondere Neigung zu dem Handwerke des Instrumentenmachers zu hegen. — Wie sich so etwas macht, der Alte hatte es gewollt, denn ihm schien es räthlich, daß der Sohn das Geschäft einst übernehme, und Valentin hatte sich ohne Widerstreben in des Vaters Willen gefügt. Das was er sein Lebtag mit den gleichgültigsten Empfindungen unter seinen Augen hatte entstehen sehen, war nun seine Lebensbeschäftigung geworden. In demselben Raume, in dem Valentin, so lange er denken konnte, den Vater hatte Geigen fertigen lassen, ohne sich darum zu kümmern, mußte er nun an demselben Arbeitstische sitzen, an dem sein Vater sein Lebtag gesessen hatte, und er kam so unbewandert mit den erforderlichen Kunstgriffen des Handwerks daran, als hätte er noch nie in die Instrumentenmachers-Werkstatt einen Blick gethan.

Von früh bis Abend mußte er tüchtig daran und that es ohne Murren und ohne Freude. Der Vater hatte, um den Wohlklang seiner Instrumente zu prüfen, ein einziges Stücklein im Kopfe, das spielte und blies er Jahraus,

Jahrein nun schon auf einer guten Anzahl Geigen und Waldhörner. Die eine Weise genügte dem Alten vollkommen und nie hatte er das Bedürfniß gehabt, vielleicht der lieben Abwechslung halber auf eine neue zu gerathen. Jetzt nahm er sich vor, besagtes wohlbewährtes Stücklein, sobald es sich thun ließe, dem Lehrling auch einzuüben.

Valentin war eifrig bei der Arbeit, denn nichts lenkte ihn so recht davon ab. Seine Träumereien und Phantastereien vergnügten ihn jetzt auch nicht, denn von der arbeitsvollen Gegenwart war er mühselig benommen, so daß seine schöne Jugend sich ihrer selbst kaum bewußt wurde. Ein Tag nach dem andern verging, ohne daß etwas Auffälliges für ihn auf dem Kannerückchen oder in der Werkstatt geschah. Vater und Sohn saßen sich gegenüber und arbeiteten ernsthaft und langweilig ihre Sache hin.

An einem schönen Sommersonntage da zog der Lehrling seinen Feiertagsrock an und ging hinaus vor die Stadt durch das Johannisthor, ohne an vergangene geheimnißvolle Schwärmereien zu denken. Zu einem Kameraden hatte er es noch immer nicht gebracht und seine Altersgenossen vom Kannerückchen waren nun allenthalben bei den verschiedensten Meistern und Brodherren verstreut, so daß er die freien Stunden fast ausnahmslos in seiner eigenen Gesellschaft zubringen mußte.

Als er vor die Stadt in das Freie hinausgekommen war, schlug er einen einsamen, schmalen Weg ein, der durch hohe Kornfelder führte. Hier ward er von Niemandem gestört, denn alle Uebrigen gingen die große Straße. Jeder schien seine Freude daran zu haben, gesehen zu werden und die Andern zu sehen. Valentin ließ den munteren Zug sonntäglich geputzter Leute abseits von sich bunt und geschwätzig nach Dörfern, Lustgärten und behaglichen Wirthshäusern strömen und ging still, von nichts Erfreulichem bewegt, durch die wogenden Kornfelder. Kein beseligendes Freiheitsgefühl überkam ihn; des Armen Blick war schon erweitert und er fühlte die drückenden Fesseln, die ihm sein Lebtag nicht wieder abgenommen werden sollten, schwer auf sich lasten. Wenn er halb unbewußt auf seinem einsamen Gange an Zukünftiges dachte, so empfand, sah und hörte er nichts als Arbeit — Arbeit — Arbeit. Ihm war, als erfüllte dieser unselige Begriff die ganze Welt, und so rasch es sich thun ließ, dachte er nicht weiter, sondern schob mit seiner Schuhspitze einen rundlichen Stein trübselig vor sich hin; that das aber mit einer gewissen Ausdauer und einem ganz gesunden Eifer, der darauf hindeutete, daß er vielleicht im Leben noch einmal gute Freundschaft mit jener auf der Menschheit liegenden, ihn jetzt bedrückenden Macht halten würde. — Die Sonne durchschien die weite Landschaft und erfreute Alles, was auch nur ein Fünkchen Leben in sich trug, und was eine Stimme, was nur ein Tönchen hatte, machte seinem Behagen Luft. Unendliches zirpte, sang, schwirrte in weitem Umkreis. Die Luft war von sanften Geräuschen belebt, Alles ein lauter Ausdruck von Behagen, der die Welt von großer Anschuldigung zu entlasten sucht. — Unverständlich für Valentin verklang so tausendstimmiges Lob des Augenblickes, das Qual und Tod verbirgt; aber unermüdlich singt und lobt es fort an jedem sonnigen Sommertage.

Der Weg führte nicht mehr durch Felder, sondern schlängelte sich in schmalen,

lustigen Windungen in einen dämmerigen Buchenwald hinein. Die Sonne blitzte durch das dichte Blätterdach in das grüne Dunkel; feuchtwarm, von keinem Windzug bewegt, ruhte die Luft zwischen den hohen Stämmen. Unserem Helden wurde es in dem stillen Walde zum ersten Male wieder seit langer Zeit heimlich zu Muthe. Er bog im Verlangen nach neuem Ungewohnten vom Pfade ab und ging leicht und wohlgemuth querwaldein. Das braune vorjährige Laub zu seinen Füßen rauschte bei jedem Schritte. Das leichte Unterholz streifte ihm Schulter und Haare, hier und da raschelte es, huschte am Boden hin; eine Eidechse, ein Schlänglein. Er lauschte, bog die Zweige auseinander und blickte wie beglückt in das grüne Gewirre hinein. Und weiter, immer weiter drang er in der schönen Einsamkeit vorwärts. Alles, was seine junge Seele bedrückte, war vergessen, von ihm abgespült und er wurde wieder, unberührt von jeder alltäglichen Sorge, ein glückseliger, dummer Junge. Jetzt ging er einen Bach entlang, der in durchsichtigster Klarheit ganz sachte seines Weges floß. Valentin sah etwas wie einen Schatten über den Grund des Bächleins hinschießen. „Das mochte ein Forellchen sein," dachte er und freute sich darüber. Der Bach, wenn er unter dichtem, verdeckendem Blätterwerk vorschimmerte, glänzte in tiefem Dunkel, und traf die Sonne seine bewegten Wellen, leuchtete es golden auf. Die feuchte Heiterkeit, die überfließende Frische, die Alles in seiner Nähe ausströmte, als wäre hier die Wohlthat Gottes ausgegossen, machte den jungen Valentin lebensfroh und jugendsicher. Er wurde nicht müde, an dem Bächlein hinzugehen, als wenn der schimmernde, grün-feuchte Rand kein Ende nehmen würde.

Wie ein Wunder lag mit einem Male ein kleiner, sanft leuchtender See vor ihm, den der freundliche Bach aus seinem Ueberflusse gebildet hatte; und wie ein Wunder lag er tief verborgen in weihevollster Einsamkeit. Valentin blickte träumend auf die kleine unbewegliche Fläche. Dann lief er dem lockenden Elemente zu, bog sich zu ihm herab, um von seiner Klarheit zu schöpfen, und da, als er sich beugte, sah er seine Züge in dem dunkel-hellen Spiegel, kein Lüftchen und kein Wellchen regte sich, so daß sein Bild ihm in ruhigster Unbeweglichkeit entgegenstrahlte. Er tauchte seine Hand nicht in das Wasser, um sich den Anblick, in den er ganz versunken war, nicht zu zerstören. Der Hut lag neben ihm im Grase, und das Haar war ihm durch das Bücken tief in die Stirne herabgefallen. Jetzt bewegte ihn ein lockendes Sehnen, sich näher mit dem schönen Elemente zu befreunden. Er streckte sich, legte sich der Länge nach am Ufer hin, bog den Kopf sachte tiefer, immer tiefer zu seinem eigenen Antlitz, das von dem Wasser aus zu ihm heraufschaute, nieder, bis seine Lippen die kühle Fluth berührten. Das schöne Bild zerrann, löste sich in krausen Wellenzügen, und er trank zur innersten Erquickung unmittelbar aus dem großen, ausgegossenen Reichthum. — Nun erhob er sich, strich sich das Haar zurück und stand einen Augenblick ruhig von einem Gedanken beseligt. Dann in glückseliger Laune, voller Lust und Uebereile zog er seinen Rock aus, seine Kleider, blickte sich eigen scheu um und setzte den Fuß entzückt und behutsam in die sanfte Fluth, die nahe am Ufer klar und flach ihren Spiegel dehnte. Den anderen Fuß noch auf trockenem Boden, den Oberkörper vorgebogen, die Arme ausgestreckt, stand er da,

als strebe er über dem Wasser schon der dunkeln Tiefe zu. Wie eine Erscheinung sah er seine ganze Gestalt schimmernd aus dem Wasserglanze tauchen. Er staunte und erschien sich selbst fremd, räthselhaft leuchteten ihm die Glieder entgegen, räthselhaft schien ihm mit einem Male Alles um ihn her zu werden. Die Bäume, die sich mit ihm im Wasser spiegelten, der blaue Himmel, über welchen weißes Gewölk hinzog und dessen Abbild aus dem Wasserspiegel wieder aufwärts strahlte. Unbewußt fühlte Valentin, je länger er blickte, sich mit der ihn umgebenden Natur harmonisch vereint. Er fühlte sich so werth zu leben, wußte nichts Böses, Elendes von sich, hatte seine arbeitsvolle Armuth vergessen und sah nur die schöne Gestalt aus dem Wasser leuchten, mit Himmelsgewölk und sich spiegelnden, frisch grünen Laubmassen wunderbar verbunden. Das war innerste Freude, die ihn durchzuckte und die ihn nicht mehr in seiner ruhigen Stellung verharren ließ, die ihn zwang, das Bild, das ihn beglückte, selbst zu zerstören. — Er bog sich zurück und im Augenblick darauf bewegte er sich voller Lebhaftigkeit in der Fluth.

So wenig Pflanzen und freie Thiere Geschöpfe ihrer Zeit sind, der Zeit, in der sie zum Entstehen, zum Wachsen und Welken kommen, sondern scheinbar unbehelligt von den Jahrhunderten sich in ihren Eigenthümlichkeiten fortpflanzen und sich selbst von Generation zu Generation treu bleiben, so wenig war Valentin in dieser Stunde ein Mensch seiner Zeit. Als der Knabe die Kleider abgelegt hatte, die seiner Erscheinung den Stempel des Jahrzehntes, das ihm dazu verhalf, von der Kindheit zur Jugend zu wachsen, aufdrückten, war er in seinem Empfinden, seiner Gestalt so rein von allen Einflüssen der Zeit, — so rein und unbehelligt wie die schöne Buche, die am Ufer des Wasserbeckens emporstrebte, und er genoß seine augenblickliche Zeitlosigkeit, wie es wohl selten einem Menschen, einem Gotte ewig vergönnt sein mag.

Als Valentin wieder aus dem reinen Elemente gestiegen und kühl und frisch in die Kleider geschlüpft war, schlenderte er seines Weges weiter in angenehmster Ruhe und Gedankenlosigkeit. Ungefähr ahnte er das Ziel, dem er entgegenstrebte, wußte aber nicht genau, an welcher Stelle er aus dem Walde wieder herauskommen würde; und das war ihm recht so. Wie er nun weiter ging und aus dem Waldesdickicht wieder auf einen betretenen Pfad kam, erkannte er ihn als den, der zu einem beliebten Vergnügungsorte führte. Das war ihm wieder recht, denn ihn hungerte nach dem schönen Bade, und er hoffte am Ende des Weges eine Stärkung zu erlangen. So ging er wohlgemuth vorwärts. — Als er nach dem im Walde liegenden Wirthshause kam, sah er, daß es viele aus dem Städtchen heute dahin gezogen hatte. Auf Bänken, die unter Bäumen verstreut eingerammt waren, saßen die Leutchen im schönen Sonntagsputz. Die Abendsonne leuchtete in hellen Lichtern durch die Zweige, schimmerte den Gästen zu Füßen, blitzte auf ihren Gläsern und berührte ihren schwerfälligen Staat, daß es wie goldene Funken darauf tanzte. An einem Tische unter den Fenstern des Wirthshauses saßen Musikanten, ungarische Leute, die hatten hübsche, braune Gesichter und trugen Schnurenröcke. Es waren lauter Geiger und schienen vor nicht Langem ihr Stück beendet zu haben. Valentin setzte sich an ein Tischchen unter einer Buche in der Nähe der Musikanten. Er ließ sich Brot und Wein

geben und fühlte sich behaglich, und als noch die Geiger die ersten Striche thaten, meinte er, daß er es sich nicht besser hätte wünschen können. Zuerst betrachtete er sich bei den Klängen der Musik die Leute, die um ihn her saßen, und brockte mit großem Appetite das Brot und trank nach jedem Bissen bedächtig vom Weine. Als er wieder einmal die Reihe um mit seinen Betrachtungen gekommen war, blieben seine Blicke an den Musikanten haften, die mit Feuer und Sicherheit ihre Instrumente handhabten. Ein Kerl unter ihnen spielte zum Tollwerden schön. Er stand an den Tisch gelehnt mit übereinander geschlagenen Beinen und geigte, wie man es nur haben wollte, so leicht, als würden seine Hände ohne sein Zuthun vom Winde bewegt. Bald fuhr es in ihn wie der Leibhaftige, daß man meinte, seine Violinsaiten müßten Funken sprühen, und gleich darauf spielte er so süß und hinsterbend wehmüthig, daß man am liebsten recht behaglich hätte die Augen schließen mögen, um in die liebe, ewige Seligkeit sanft hinüberzuschlummern.

„Daß es dergleichen auf Erden gibt," dachte Valentin, sperrte Ohren und Augen auf und verwunderte sich, was aus so einer Violine sich machen ließe.

Wie er so da saß und sich von dem famosen Kerl vorgeigen ließ, da regte sich zum ersten Male in ihm ein heftiges Verlangen, ein stürmisches Streben und zugleich eine große Unzufriedenheit mit sich selbst; der Drang, seine eigene Persönlichkeit vor Anderen hervortreten zu lassen und ihr größeren Werth zu verleihen. Mitten in der Bewunderung für den prächtigen Geiger stieg in ihm ganz naiv der Neid auf. Er gönnte es dem guten Menschen nicht, daß dieser so ruhig und siegesgewiß an dem Tisch lehnte und seinen Bogen führte; daß aller Augen auf ihn gerichtet waren, und er selbst unbeachtet und einsam im Winkel saß. Vor einer kurzen Weile noch hatte er seine Freude an sich selbst gehabt und war innerlichst wie ein Kind beglückt gewesen, und nun kam er sich mit einem Male erbärmlich arm gegen den flotten Musikanten vor. Wie viel begehrenswerther erschien ihm dessen Los als das seinige, gebannt blickte er auf ihn, hielt sein Weinglas vor sich in der Hand, ohne gleich wieder einen Schluck daraus zu thun, und beobachtete ganz versunken das Hin und Her des Fidelbogens.

„Warum sollte sich das nicht lernen lassen," dachte er, und mit diesem Gedanken fuhr es wie neues Leben in ihn. Es erschien ihm seiner würdig, wenn er sich solcher verlockenden Beschäftigung hingäbe, und es stand in ihm fest, Geiger zu werden. Die Instrumente hatte er ja zur Auswahl im Hause. Schon sah er sich im Geiste am Platze des beneideten Mannes, aller Augen waren auf ihn gerichtet, und seine Finger verrichteten Wunderdinge, daß ihm selbst Hören und Sehen dabei verging. So sah er in dem Musikanten ein Weilchen sich selbst und konnte ihn daher mit scheinbar ganz objectiver Freude beobachten und beurtheilen.

Als er sich wieder auf den Heimweg machte, war schon ein hübscher Thatendrang über ihn gekommen. Leicht und unternehmend ging er dem Städtchen wieder zu und in seinem Hirne spukte Mögliches und Unmögliches in wunderlicher Vereinigung. Ganz befriedigt und ruhig war er, als er bemerkte, daß er im Herzen, ehe er noch das Thor erreicht, das langweilige Handwerk guter

Dinge aufgegeben hatte, um etwas für ihn Würdigeres, etwas Schöneres zu ergreifen.

Ehe er schlafen ging, leuchtete er noch einmal in die Werkstatt und schaute sich die Geigen, die am wohlverwahrten Fenster hingen, spöttisch lächelnd an. Auf eine bestimmte schien er es abgesehen zu haben; die nahm er vom Haken, klimperte ein wenig auf den Saiten und entlockte ihr mit dem Daumennagel brummende, summende Töne, hielt die Geige dabei prüfend an das Ohr und klopfte dann mit wichtiger Miene auf den schön polirten Holzrücken, daß es leise dröhnte. —

„Was rumorst Du noch? Was treibst Du?" rief der Vater aus der Nebenkammer. Als Valentin zu ihm herein kam und sich auskleidete, sagte er trocken: „Vater, morgen dächte ich, könnten Sie mich Ihr Mantellied lehren." (Das war des alten Instrumentenmachers einziges Stücklein.)

„Wollen sehen," sagte der Alte und drehte sich in seinem Bette um, daß es krachte. — Valentin lag auch bald und schlief nach seinem langen Gange wie ein Murmelthier.

Am andern Tage gegen Abend, als er verdrossen hinter seine Arbeit gegangen war, nahm ihn der Alte vor, um ihn in die Geheimnisse seiner Geigenspielkunst einzuweihen. Er langte nach dem ersten besten Instrumente, stimmte es mit gelassener Miene, setzte sich auf die Ofenbank und begann zu spielen.

„Das war es," sagte er, als er geendet hatte und nickte Valentin mit einem Ausdrucke zu, als hätte er zum ersten Male ein Wunder geleistet.

„Ja," sagte Valentin, „das ist es," und schaute einigermaßen bedenklich dazu.

„Nun wollen wir einmal versuchen," sagte der Vater. „Siehst Du, so!" — Langsam berührte er die erste Saite, dann die nächste, nannte ihm die Bezeichnungen der Saiten, gab Valentin die Geige in die Hand und dictirte ihm die Noten, und der angehende Musikante faßte sich zusammen, biß die Zähne auf einander und behielt am Ende der Unterrichtsstunde wirklich zwei Tacte des Liedes im Kopf; fand sich auch mit ihnen auf der Geige zurecht, worüber der Alte vergnügt schmunzelte. „Sieh, sieh, Du wirst es schon lernen. Es ist ja keine Hexerei. Nun, morgen wollen wir weiter sehen." Damit stand der Instrumentenmacher auf, nahm seinen Ausgehrock vom Nagel, zündete sich die Pfeife an und ging bedächtig und zufrieden nach einem alten, gemüthlichen Kneipchen, in dem er schon lange als Stammgast angesehen und behandelt wurde.

Valentin blieb mit seiner Geige zurück und kratzte die zwei Tacte unermüdlich herunter, trat bei jedem Strich derb mit dem Fuße auf und vollführte einen gehörigen Lärm. Jetzt kam er auf die kühne Idee, einen weiteren Tact des Liedes selbst zu suchen. Er summte die Melodie, so gut sie ihm im Gedächtnisse hängen geblieben war, vor sich hin und wiederholte mit tiefstem Gefühle die nächsten Töne, welche auf die ihm nun wohlbekannten Tacte folgen mußten, und war in seiner Bestrebung unermüdlich. Wie er aber auch auf den Saiten mit seinem Bogen herumfingerte, wollte es ihm doch nicht recht glücken. „So, das geht nicht von selbst," sagte er ganz außer Athem. Nun

wollte er sich wieder an den Anfang machen, den er bei seinem Weiterdringen zu üben versäumt hatte. Wie er aber den Schaden bei Lichte besah, hatte er das Erste wieder vergessen. „Wie war das?“ murmelte er, ließ die Arme mitsammt Violine und Bogen an den Seiten herabhängen und summte unaufhörlich die gute Melodie vor sich hin, hielt den Bogen bereit, um bei der ersten Eingebung mit seinen Tacten wieder anzufangen. Hin und wieder war es auch, als wollte er sie erwischen, aber unversehens zerstoben sie ihm jedes Mal wesenlos unter den Händen. — Das hielt ihn aber nicht ab, zum ersten Male in seinem Leben trotz Mühe und Noth bei der Sache zu bleiben.

„Was mag der Instrumentenmacher heute haben?“ sagte Rosine Degele, die, wie schon erwähnt, über dem Lädchen wohnte, zu ihrer Schwester. „Heute scheint ihm das Mantellied nicht zu gelingen. Wie lange er schon daran herumgeigt? Sonst ging es doch immer.“ Rosine schloß ihr Fensterchen, um das Gekratze nicht mit anhören zu müssen, zündete das Lämpchen an und setzte sich mit ihrer Arbeit der Schwester gegenüber.

Als Valentin im Laden noch ein gutes Weilchen in den Saiten herumgewirthschaftet hatte, ging er ziemlich mißmuthig die kleine Treppe vom Kannerückchen hinab, schlenderte über den Platz und in die Stadt hinein.

Es war ihm klar geworden, wie wenig ihn das Instrumentenhandwerk lockte, und daß es mit dem Geigenspiel auch seinen Haken haben mochte, das schien ihm schon deutlich eingeprägt. Bei dem Anblick des Musikanten hatte er das sehr richtige Gefühl gehabt, als wäre diesem seine Kunstfertigkeit nur so zugeflogen; und daß bei ihm die Sache nicht recht im Gange sein mochte, ahnte er.

Am anderen Morgen paßte er wie ein Heftelmacher auf, als der Vater ihm auf sein Verlangen wieder das Mantellied vorgeigte. Das Glück war ihm hold, die entwischten Tacte kamen ihm unversehens wieder in die Finger und in seiner Lehrstunde konnte er sie mit größter Ruhe seinem Meister vorspielen. Dieser schien damit zufrieden zu sein, es aber auch nicht anders erwartet zu haben; er lehrte ihn ein paar weitere Tacte, und Valentin übte, daß ihm die Schweißtropfen auf der Stirn standen. „Was fällt Dir denn ein?“ sagte der Vater. „Damit hat es ja keine Eile, Du wetzest ja wie ein Messerschmied. Laß es nur sein; es ist nicht mehr zum Anhören.“ Valentin legte seine Geige trübselig bei Seite und hockte sich auf der Ofenbank zurecht, als wollte er es sich in seiner Langenweile wenigstens bequem machen. — Aber Tag für Tag, jede freie Stunde und sowie der Vater zum Hause hinaus war, ging er wieder an die Geige. Das Lied konnte er nach langen Beschwerlichkeiten endlich und hatte sich über ein altes Notenheft, das in des Instrumentenmachers Besitz war, hergemacht.

Die beiden Jüngferchen Rosina und Jette Degele geriethen über die Kunstbestrebung des jungen Lehrlings in Verzweiflung. Da sie Valentin so nicht recht grün waren, kamen sie über sein bischen Geigenspiel in großen Aerger. Wenn sie ihm im Hause und auf dem Kannerückchen begegneten, dankten sie ihm kaum, wenn er grüßte und sagten zu einander: „Weshalb lernt er, wenn es doch nicht gehen will, mehr als er braucht. Ist der Vater mit dem einen Dinge ausgekommen, weshalb muß der Grünschnabel sich über mehr machen wollen!“

Valentin war es bei seinem Geigenspiel auch nicht gerade leicht ums Herz. Mit Angst und Anstrengung starrte er, wenn er beim Ueben war, auf die Noten, biß sich, um ein paar Tacte ununterbrochen spielen zu können, auf die Lippen und wurde ganz angestrengt von der Qual.

Der Vater erließ ihm kein Viertelstündchen von der alltäglichen Arbeitszeit und diese verging ihm unendlich langsam und schwerfällig. Er haßte die gewohnten Wände, den Blick durch das Fenster auf den Platz mit den verkrüppelten Eichen, die heisere Stimme des Vaters und Alles, was ihn, so lange er denken konnte, umgab. Er sehnte sich hinauszukommen in die Welt und hoffte, es sollte ihm vielleicht das Geigenspiel dazu verhelfen.

Eines Abends, es mochte schon gegen 10 Uhr sein, der Instrumentenmacher war ausgegangen, und Valentin stand bei seinem flackernden Oellämpchen und hatte seine liebe Noth mit der Geige, da konnten es Jette und Rosina Degele nicht mehr ertragen. Rosina hatte es diesen Abend gelüstet, das Klavierchen aufzuklappen und etwas Erbauliches darauf vorzutragen. Der Sohn des Hauses aber ließ seine Violine so erbärmlich hinauf winseln, daß sie sich nicht mit den Noten hatte zurecht finden können und von ihrer Herzensergießung absehen mußte. — Wie sich die Beiden nun ärgerlich mit der Arbeit wieder gegenüber saßen und die durchdringenden Töne trotz der späten Abendstunde sich nicht beruhigen wollten, nahm Jette aufgeregt und unternehmend das Licht und sagte zu ihrer Schwester: „Du, jetzt gehe ich hinunter. Das halte einer länger aus. Der schöne Laffe da unten bringt uns noch um die Nachtruhe.“ Indem sie das sagte, war sie schon zur Thüre hinaus.

Rosina, die sanftere von Beiden, schlich der Schwester zaghaft nach. Jette aber ging hastig die winkelige Stiege hinab, daß sie die Hand vor das Licht halten mußte, sonst wäre es ihr verlöscht. Sie klopfte an die Thüre zu des Instrumentenmachers Lädchen, öffnete, ohne Antwort abzuwarten und trat ein. — Da stand Valentin schön und rührend, das Ideal eines Geigenspielers. Seine Noten lagen vor ihm auf dem Tische, und er beugte sich etwas über dieselben, so daß sein Gesicht von der Flamme des Oellämpchens bestrahlt war, die seinen Eifer, das innige Bestreben, welches in seinen Zügen ausgeprägt war, in das rechte Licht setzte. Er hatte nicht darauf geachtet, daß sich die Thüre öffnete, fuhr zusammen und hielt mitten in einem langgezogenen Ton inne, als Jette über die Schwelle trat und ihn unumwunden anredete: „Sagt, Valentin, was soll das heißen? Was fällt Euch ein, und nicht etwa einmal, nein, alle Tage, jeden Tag, und gar bis tief in die Nacht hinein, daß das ganze Kannerückchen rebellisch wird. Wie kann Sein Vater Ihm das nur zulassen? Ich wollte sagen, wenn dieser Uebelstand nicht abgestellt wird, so ziehen wir aus; das erzähle Er Seinem Vater!“ — Rosina zupfte die Schwester sachte am Rocke. Sie kannte Jette und wußte, daß diese leicht zornig werde.

Valentin erwiderte kein Wort, sondern starrte auf die kleine zanksüchtige Jungfer, die ihn aus seinen Hoffnungen und Luftschlössern zu reißen bemüht war.

„Klingt es so sehr schlecht?“ fragte er endlich kleinlaut.

Da lachten die beiden Degele's: „Ja! Du lieber Gott, hat er denn keine Ohren?"

„Ihr versteht von Musik wirklich nichts," warf Rosina schüchtern dazwischen.

„Was? Nichts soll er verstehen?" fuhr Jette wieder auf und redete sich von Neuem in Aerger hinein. „Gar nichts versteht er. Was bildet er sich denn ein? Glaubt Er, man ließe sich das von Ihm gefallen, etwa weil Er für einen Burschen so albern schön ist? Daß Er sich nicht etwa darauf Etwas einbildet." Rosina nahm die Schwester, von der sie wußte, daß sie von jeher eine starke Abneigung gegen Valentin gehabt hatte, bei der Hand, um sie aus dem Zimmer zu ziehen.

„Ja, ja! ich gehe schon," polterte Jette; aber als die Schwestern aus dem Zimmer wollten, um den ganz zerknirschten Valentin wieder loszulassen, da bemerkten sie, daß sie ihren Zank bei offener Hausthüre gehalten und Zuhörer hatten. Der Besitzer des Gärtchens auf dem Kannerückchen war beim Heimgehen an des Instrumentenmachers Haus vorübergekommen und, weil er darin lautes Reden hörte, war er stehen geblieben, um zu lauschen. Da hatten sich auch noch ein paar Nachbarsleute zu ihm gefunden, und so war die Scene zwischen den beiden Jungfern und Valentin nicht ohne Zeugen geblieben. Die vor der Thüre hatten bald begriffen, um was es sich handelte, und ohne Ausnahme Jettens Partei ergriffen. Als die Schwestern aus dem Laden traten und Rosina noch die Thürklinke in der Hand hielt, wurden sie von dem alten Gartenbesitzer um ihrer Angelegenheit willen begrüßt: „Was hat denn der Mosje für ein Gesicht dazu gemacht; es war ihm wohl nicht ganz genehm?"

„Was wird er für ein Gesicht gemacht haben?" wiederholte Jette erregt. „Mit seiner Vornehmthuerei hat er es gehalten. Kein Wort war aus ihm herauszubringen, wie ein Graf stand er da."

Wie wenig ahnte die gute Jette, was in dem gedemüthigten Herzen des armen, schönen Tropfes vorging, der in diesem Augenblicke in seiner Werthlosigkeit versank!

Sie wollte gerade noch weiter ihrem Herzen Luft machen, da kam auch schon der Instrumentenmacher nach Hause zurück und schien ganz bestürzt, noch so viele Leute in seinem Hausflur zu treffen.

„Du guter Gott!" rief er. „Da ist ein Unglück geschehen!"

„Was gar, ein Unglück!" rief Jette resolut, „das fehlte noch. Ausziehen wollen wir, wenn es hier unten mit der Geigenspielerei nicht bald ein Ende nimmt."

„Wo ist Valentin?" fragte der Instrumentenmacher noch immer geängstigt.

„Mit Valentin hat es nichts auf sich, der ist drinnen," beschwichtigte ihn Rosina.

Der Alte trat hinein in das Lädchen und sah seinen Sohn am Ofen stehen. Er blickte nicht auf und rührte sich nicht. Wie tief gebeugt starrte er vor sich hin.

„Nun, Valentin?" fragte der Vater, erhielt aber keine Antwort.

Jette, Rosina, der Nachbar waren dem Instrumentenmacher wieder mit in

das Stübchen gefolgt und noch ein paar Gestalten drängten sich in die enge Thüre so halbwegs auch mit herein.

„Hat er denn so viel gespielt? Ich dächte gar nicht?" sagte der arme Alte.

„Ihr müßt doch keine Ohren haben!" fuhr Jette wieder neu aufgeregt fort.

„Du lieber Gott!" warf der Instrumentenmacher bescheidentlich ein, „ich meine, daß das bischen Geigenspiel, auch wenn es nicht sehr schön ist, dem armen Burschen doch zu gönnen wäre. Er hat doch außerdem keinen Spaß und Niemand kümmert sich um meinen guten Kerl."

Valentin blickte erstaunt und eigen bewegt auf, als er den Vater in der Erregung so liebevoll reden hörte. — Der Instrumentenmacher hatte es nie sehr mit dem Aussprechen seiner Gefühle gehalten. — Jetzt traten in Valentin's Augen durch diese neue Bewegung seines Gemüthes Thränen und unverwandt blickte er auf seinen Vater.

Da trat Einer von denen, die durch die Thüre schauten, hervor und sagte: „Nun Meister Bärlein, was braucht Euer Valentin Besonderes zu haben, laßt ihn tüchtig arbeiten, dann hat er seinen Spaß, wenn Ruhezeit ist. Was denkt Ihr denn, was wir unseren Söhnen für Herrlichkeiten auftischen? Ja, da hat sich was! Oder meint Ihr, wegen der schönen Larve des Sohnes müßte er ganz etwas Apartes vorgesetzt bekommen?"

In diesem Tone ging es noch ein gutes Weilchen fort. Jeder bestrebte sich, seiner Bitterkeit gegen Valentin's unnöthige Schönheit, wie sie sie titulirten und hinter der sie allerlei Böswilligkeit, Ueberhebung und Hang zum Wohlleben vermutheten, Luft zu machen. Jeder legte bei dieser Gelegenheit seine Abneigung gegen Valentin klar an den Tag, als sollte Examen darüber gehalten werden. Sie trieben es in ihrem Eifer so weit, daß sie Valentin's Aussehen dem guten Instrumentenmacher als Strafe Gottes darstellten. Ihre wunderliche Ansicht begründeten sie dadurch, daß sie meinten, es sei nicht gut, wenn das Aeußere zum Stande nicht passe. So einem feinen Junker, wie der Valentin einen vorstellen wolle, könnte man im Voraus nicht rechtes Zutrauen schenken; und was sie dergleichen darüber zu sagen hatten. Kurz, es wurde Valentin an diesem Abende klar, daß er wenig Liebe auf dem Kannerückchen erfahren hatte und daß seine unschuldige Person Allen ein Anstoß sei. Jeder, als hätten sie sich verabredet, hatte dieselbe Meinung gegen ihn gefaßt, und Alles, was sie über ihn vorbrachten, artete zu guter Letzt in dieselbe Spitze aus.

Als die beiden Instrumentenmacher wieder Herren ihres Lädchens geworden waren und die Hausthüre geschlossen hatten, da schauten sie sich verworren an und der Alte sagte: „Du, mit dem Geigenspielen ist es nun nichts mehr. Bleib' Du beim Handwerk, Valentin, wir sitzen hier hübsch fest und haben unsere sichern Kunden."

„Hier bleib' ich nicht!" sagte Valentin trocken, ohne aufzublicken.

„Nur ruhig," erwiderte der Alte; „natürlich bleibst Du; warum solltest Du nicht bleiben wollen?"

„Hier bleib' ich nicht!" wiederholte Valentin.

„Thorheit!" sagte der Instrumentenmacher, klopfte ihm auf die Schulter und ging nach seiner Kammer.

Diese Nacht fand unser armer Bursche wenig Ruhe. Sie waren dabei gewesen, ihm sein gutes, zartes Herz zu verwunden, und bis jetzt hatte er noch nicht erfahren, wie wehe das thut. — Mit seinem Geigenspiele mochte es nun wohl aus sein, was aber beginnen? Um Alles in der Welt wollte er nicht mehr auf dem Kannerückchen bleiben, wo sie ihm so böswillig mitgespielt hatten. Sein Sinn stand darauf, hinaus in die Welt zu gehen; aber wohin? Er stellte sich vor, daß unendlich viel Raum auf Erden sei, soviel, daß ihm davor schwindelte.

Es waren seit jenem Abend Jahre vergangen, und Valentin verbrachte immer noch seine Tage auf dem Kannerückchen in des Vaters Werkstatt. Der Alte hatte ihn nicht fortgelassen, sondern darauf gedrungen, daß der Lehrling bei ihm zum Gesellen werde. Eine besonders große Arbeitskraft schien er nicht zu sein, er ging eben nur so knapp am Mittelmäßigen hin; aber der Vater dachte: „Er wird sich schon durchhelfen." — Die Leute vom Kannerückchen behandelten ihn noch immer etwas von oben herab; die alte Machlett aber war ihm nach wie vor gut geblieben.

Valentin stand jetzt in seiner ganzen Schönheit, denn noch war sie von jugendlicher Zartheit überhaucht. Er versprach nicht das zu werden, was man einen schönen Mann, eine volle männliche Schönheit nennt. Die Natur seiner Schönheit schien dem Jünglingsalter anzugehören. Man konnte sich nicht recht vorstellen, wie seine reinen, schlanken Formen sich einst vergröbern und verstärken würden. Es gibt Menschen, die für das Alter nicht bestimmt zu sein scheinen, deren Abweichung von der Jugend uns undenkbar ist; zu diesen gehörte Valentin, und eigen war es, daß ein so schöner Bursche ein so zurückgezogenes Leben führte. Ihm hatte nie ein Mädel aus seiner Heimathstadt besonders gefallen, es gab auch dort wenig erwähnenswerth hübsche Erscheinungen.

Und dann, wer weiß, trug Valentin ein Ideal weiblichen Liebreizes in sich. Jedenfalls hatte er sich Gedanken darüber gemacht, das verräth die Hingabe seiner ersten Jugend an das undeutlich nebelhafte Bild der schönen Apollonia, das er fast leidenschaftlich in feste Züge umzuwandeln bestrebt gewesen war und das seinem Gemüth einen tiefen Eindruck gemacht hatte. Vielleicht war es die Vorstellung einer von dem Wachsen, Welken und Vergehen der Geschlechter längst überwucherten Gestalt, die noch in seinem Herzen lebte.

So hatte Valentin Jahre noch auf dem Kannerückchen in stiller Sehnsucht, auf und davon zu gehen, festgesessen; da war die Wanderzeit herangekommen und weil es sein mußte, schnürte er ganz ehrbar sein Bündel. Lieber wäre es ihm gewesen, er hätte sich bei Nacht und Nebel, Allen zum Possen, davon schleichen können; so mußte er sein manierlich bei den Nachbarn herumziehen, um Abschied zu nehmen, und hatte zum letzten Male die Freude, überall spitzige, spöttische Bemerkungen über seine Person, sein Handwerk, sein Reiseziel, seine Kleidung, den Schnitt seines Haares u. s. w. einzustecken. Man fühlte sich veranlaßt, ihm ganz unumwunden gute Lehren zu geben über Alles und Jedes. Sie stellten ihm mit ihren Ermahnungen ein Armuthszeugniß über seine Eigenschaften aus, und mit Verdruß und ohne Bedauern wendete er dem Städtchen den

Rücken; nur der Abschied von seinem alten Vater machte ihm ein Weilchen das Herz schwer. Sonst zog er freudiger erregt als gewöhnlich seines Weges.

Valentin's Reiseziel war eine kleine, bayerische Stadt, in welcher ein vorzüglicher Instrumentenmachermeister lebte; der alte Bärlein wünschte, daß sein Sohn eine Zeitlang in dessen Werkstatt in Arbeit stehen sollte. Auf seiner Wanderung sollte er sich hübsch umsehen und sich da aufhalten, wo es ihm gut und vortheilhaft zu sein bedünkte. Der Vater hatte ihn mit Geld versehen, denn der Alte war auf seinem Kannerückchen, für die Begriffe der Nachbarsleute wenigstens, ein wohlhabender Mann, und er hatte es sich nicht nehmen lassen, seinen Sohn gut auszurüsten.

Dem war es ganz wunderlich zu Muthe, die Welt offen vor sich liegen zu sehen und, wie es ihm schien, erfüllt von wünschenswerthen Kräften, die das Leben angenehm und erfreulich machen: von Freundschaft, Liebe, Wohlwollen, von dem, wonach unser Held im Herzen Verlangen trug. Er zog aus, um sich sein Theil, das auf ihn kommen mußte, selbst zu holen, da es so lange ausgeblieben war. — Und als er sich überlegte, was er von aller Schönheit und Wunderbarlichkeit der Erde am liebsten sehen wollte, so war es die See und die neue Eisenbahn von Fürth nach Nürnberg, welche sie gerade eröffnet hatten, und welche die Welt in Staunen und Erregung versetzte. Den Wunsch, dies neue Ding zu sehen, wurde ihm leicht zu befriedigen, da er auf seiner Reise die alte Stadt Nürnberg, ohne beträchtlich von dem Ziele abzuweichen, berühren konnte. So zog er des Weges und sah das Wunder seiner Tage. Noch in größter Erregung ging er durch die ehrwürdigen Straßen Nürnbergs träumend und grübelnd. Nürnberg war ganz dazu angethan, daß er sich seiner Begabung, sich in Vergangenes zu versetzen, behäbig hingeben konnte. Wäre diese Begabung in glückliche Verbindung mit anderen Eigenschaften getreten, unser Freund würde hier zum schaffenden Menschen geworden sein. So aber ging er und starrte, und ließ sich von dem Geiste der grauen Gemäuer in den Jahrhunderten, die an diesen mit allen ihren Eigenthümlichkeiten, ihren Bedeutungen, Narrheiten, ihren wechselnden Sitten, ihrem lachenden, längst verflossenen Sonnenschein, ihrem Grauen und den unbestimmbaren, lockenden Ereignissen vorübergezogen waren, umherhetzen und fühlte sich von solcher unlohnenden Jagd fast gepeinigt. Jeder Erker, jedes wunderliche Mäuerchen erregte ihn. Unaufhörlich ahnte er unbestimmte Dinge, die sich ihm nicht recht gestalten konnten. Um ihn schwirrten bedeutungsvolle unverständliche Geräusche längst vergangener Zeiten. Alles, was er sah, strömte den kaum schimmernden Abglanz eines früheren wahren, gewaltigen Lebens aus. Valentin begriff kaum, daß es sich zeitgemäß geschäftig in den Straßen regte, daß die gegenwärtigen Menschen durch angeerbtes Thun und Treiben ihm am sichersten ein Bild von den entschwundenen geben konnten. Die alten Giebelhäuser schienen ihm vereinsamt; ein anderes Geschlecht, ehrbares und doch wesenloses Gesindel, in Schauben, pelzverbrämten Röcken und allerlei närrischem Anhängsel, belebte ihm geisterhaft die Kirchen und Plätze, die Brücken und Erker. Das war eine Gesellschaft, zu der sich Valentin unwiderstehlich hingezogen fühlte, mit der sich aber für ihn wenig machen ließ. Sie bewegte sich sinnlos ver-

zerrt vor seinen Augen, und wollte er ja einmal fester auf sie schauen, zerrann, worauf sein Blick gefallen war.

So trug Valentin ein feindliches Element, das seine Ruhe und seine einfachen nützlichen Tugenden gefährdete, mit sich umher. Es hatte in seinem Kopfe arg gespukt. Die Kräfte, die in ihm erweckt werden konnten, waren in heftigster Bewegung und es mochte nun die Zeit kommen, in der auch für ihn zu erfahren sein würde, was für ein närrisches Geschöpf das Ding sei, was wir Mensch nennen.

Bei dem neuen Meister in dem bayerischen Städtchen hatte er sich ganz erträglich untergebracht und war wohlwollend aufgenommen worden. Der erste Abend brach herein, den er in neuen, bindenden Verhältnissen zubrachte. Man hatte ihm seine kleine Kammer mit dem Blick auf einen freundlichen Hof angewiesen, da hielt er eben Umschau. Das Kämmerchen lag zu ebener Erde und war gerade mit dem Nothwendigsten versehen. Ein ganz absonderliches steifbeiniges Bett stand an einer Seite, an den Wänden dann vertheilt zwei hölzerne Stühle, ein Tisch, ein eisernes rundes Oefchen, das seinen Lebenszweck längst schon vergessen zu haben schien, denn es war voll gepackt und gezwängt mit allerlei außer Gebrauch gesetzten Gegenständen, alten Schraubenziehern, rostigen Nägeln, verstaubten Bürsten und Haken, alten Lederstückchen und Bindfaden, was sich so zusammenfindet, wenn ein geduldiges Behältniß sich dazu hergibt, allerlei unnöthiges und zu Schaden gekommenes Kleinzeug in sich auffammeln zu lassen. Ueber dem Bette des Gesellen hing ein verblichener Kranz aus rosa Strohblumen, auf vergilbtem Papier befestigt, unter Glas und Rahmen. Ein etwas ungleich gedrucktes Gedicht füllte den Raum aus mitten im Kranze und war verfaßt zu Ehren des Hochzeitstages des Kilian Merne mit einer Eva Sauerbrei.

Der Name des Instrumentenmachers, in dessen Werkstatt Valentin eingetreten, war Merne, Peter Merne. Also mochte jener einst besungene Hochzeiter mit dem Meister in Verwandtschaft stehen, wohl aber längst aus der Reihe der Lebenden gestrichen sein, sonst würden sie schwerlich solch ein Ehrenblatt über das Bette des Gesellen gehangen haben. Der Hof, in den das einzige Fensterchen blickte, war weitläufig und lustig. Er stammte aus der heitern, raumverschwendenden Zeit, Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Das Hauptgebäude machte einen stattlichen Eindruck und hatte lustig verschnörkelte Fensterverzierungen. Es war wie die meisten Häuser der Stadt aus grauem Sandstein, der in nächster Nähe gebrochen wurde, aufgeführt. Aus demselben Material bestanden auch die Nebengebäude, welche den Hofraum bildeten, und diese hatten, wo die Laune des Erbauers es für gut befunden, auch ihr lustig geschnörkeltes Säulchen bekommen. Ueber den Lattenthüren des Holz- und Kohlenstalles, über der grau verwitterten Thüre der Waschküche prangten verschwenderisch unsinnige Ornamentenbüschel, als ob ein armseliger Holzstall so tollen Schmuckes bedurft hätte.

Valentin hatte seine Freude an dem Stübchen, an dem schönen, einst für das Auge des Besitzers geschmückten Hofe; aber auch das ganze Städtchen schien ihm zu behagen. Die meisten Häuser trugen denselben Stempel wie das Haus

des Instrumentenmachers und nahmen sich stattlich aus. Doch Valentin war in die Reize, Behaglichkeiten und den Eigensinn der munteren Rococozeit, die sie vertraten, zu wenig eingeweiht, um sich, wie erst vor wenig Tagen in dem alten Nürnberg, jetzt von den bepuderten und bezopften Herrschaften, die ihrer Zeit sich für die Krone der Schöpfung hielten, beunruhigen zu lassen. Er nahm dies schön geputzte Städtchen als ein fremdartiges Ding, ohne über dessen Entstehen fürs Erste nachzudenken; aber in dem Zauber des heitern Geistes, der hier einst geherrscht hatte, war er schon befangen. Seine Meistersleute machten einen behäbigen Eindruck. Der Meister stand in den sechziger Jahren und die Frau schien sorgsam und beweglich zu sein. Sie hatte dem neuen Gesellen gleich in der ersten Stunde einfach und gelassen gesagt, was im Hause Sitte sei, ihm die Stunden der Mahlzeiten genannt, seinen Aufenthalt angewiesen und Valentin so mit den Hausgesetzen vertraut gemacht.

Außer Valentin war noch ein Geselle im Hause, ein frischer, guter Junge, der sich mit ihm schon kameradschaftlich begrüßt hatte.

Der Meister schien viele Miethsleute im Hause zu haben, denn er lebte beschränkt im Erdgeschoß, trotzdem das Haus des Instrumentenmachers Eigenthum war. Das wußte Valentin von seinem Vater, der ihn über Peter Merne's Verhältnisse, soviel er sie kannte, unterrichtet hatte.

Als Valentin noch in seinem Stübchen stand und nicht recht wußte, was er anfangen sollte, da öffnete sich die Thüre und sein Mitgeselle Karl Frey steckte den Kopf herein und sagte: „Gehen wir mit? S'ist Samstag, wir spazieren miteinander durch die Stadt. Der Meister hat's gesagt." Valentin schien das sehr recht zu sein, denn der junge Bursche gefiel ihm. Es war für ihn etwas Neues, mit einem freundlichen Kameraden umherzustreifen.

„Dann haben wir hier ein Theater," fuhr der Eingetretene fort, „das sollt Ihr Euch ansehen. Es sind nicht immer Schauspieler hier, aber diesen ganzen Sommer haben wir welche."

Valentin war ganz hingerissen von der Freundlichkeit des guten Burschen. Er beeilte sich, fertig zu werden, strich sich vor dem kleinen Spiegelchen, das bescheiden in der Ecke am Fenster hing, das Haar zurecht und zog seinen guten Rock über.

„Es kommt nichts darauf an. Ihr seid schön genug," sagte der Geselle, der unsern Freund unverwandt gemustert hatte. „Bemüht Euch nicht; wir wollen schnell gehen, so lange es noch hell ist!"

Nun wanderten die Beiden durch das Städtchen und Karl Frey zeigte dem neuen Gesellen anheimelnde Straßen und Gassen. Die Stadt war einst Residenz prachtliebender Fürsten gewesen. Geheimnißvolle öde Plätze, schöne, halbzerfallene Portale, die von wildem Wein und Ephen überwuchert waren, verkündeten, daß das Leben, welches diese hervorbrachte, längst entronnen sei.

„Wer lebt hier? Wem gehört das?" fragte Valentin und blieb auf einem weiten Platze stehen, dessen eine Seite von einem prächtigen Palaste geschmückt war. Das anscheinend flache Dach des Gebäudes zierten Figuren in kühn flatternden Gewändern. Die Front strotzte im reichsten, abenteuerlichsten Schmuck.

Drachen, Imperatoren, unglaubliche Frauenzimmer und bewegliche Kinder, Blumengewinde, Säulen in ausartenden närrisch übertriebenen Linien klammerten sich an Vorsprünge, Balcons, Fenstersimse unruhig und gefährlich an.

„Wem gehört das?“ fragte Valentin wieder.

„Das weiß ich nicht,“ sagte sein Begleiter, „ich bin in dergleichen nicht groß. Der Meister wird es vielleicht wissen.“

„Wohnt schon lange Niemand mehr darin?“ fragte Valentin noch einmal, der gar zu gerne vertrauter mit diesen wunderlichen Gestaltungen, deren Fülle das fürstliche Haus wahrhaft überströmte, geworden wäre.

„Ich habe noch nicht gesehen, daß Jemand hier gewohnt hätte,“ erwiderte gleichmüthig der Geselle. „Der Brunnen da läuft nur Sonntags.“ Damit wies er auf ein unsinnig häßliches Gebilde von Tuffstein.

Jetzt zog Karl Frey seine große silberne Uhr vor und sagte: „Es würde nun an der Zeit sein, wenn wir noch nach dem Theater wollen.“

Valentin vertraute seinem Gefährten mit einiger Ueberwindung, daß er noch nie in einem Theater gewesen sei.

„Nun, das macht nichts. Man kann nicht allenthalben welche haben und braucht auch nicht allenthalben gewesen zu sein,“ sagte der Gesell herablassend. „Ich gehe oft hinein, weil es einmal da ist. Der Director wohnt im Haus von unserem Meister, da macht es sich so. Heute bezahlt nur, das nächste Mal wollen wir schon sehen. Sie haben nämlich Raum die Hülle und Fülle, da kommt es nicht darauf an, ob ein Paar so darunter mit hineinschlüpfen.“ Valentin ging erwartungsvoll neben seinem Mitgesellen einher.

„Da ist eine niedliche Schauspielerin, so ein Frauenzimmerchen, über das sie Alle entzückt sind,“ fuhr trocken der Geselle fort. „Ich mache mir nichts aus ihr, denn ich weiß nicht, was ich von ihr halten soll. Sie ist freundlich, aber es ist kein Verlaß auf sie. Neben uns wohnt sie, die Gärten stoßen aneinander.“

Valentin achtete kaum auf seinen Begleiter und ging schweigsam dem lockenden Ziele zu.

„Da ist das Theater!“ sagte der Geselle.

Sie standen vor einem Hause, das sich von den anderen durch reichen, architektonischen Schmuck auszeichnete. Auf den ersten Blick sah man, daß es aus derselben Zeit, in der das Schloß erbaut war, stammte, aber eine gewisse Ruhe und Größe, welche dem Schlosse und den meisten hervorragenden Gebäuden der Stadt abging, war in dem Schmucke, der die Fassade gliederte, zu spüren. Unsere beiden Gesellen traten ein. An der Casse standen die Leute gedrängt. Karl Frey drückte sich aber geschmeidig durch und verschaffte Valentin im Handumdrehen ein Billet. Sie stiegen auf breiten Treppen, die alterthümlich weiß gestrichene, hohe Geländer hatten, hinauf zur zweiten Galerie und traten ein. Da staunte Valentin über die Pracht des kleinen Theaters. Kein Fleckchen, keine Ecke war reizlos, an den Wänden blühte es von Gold und Roth, von eigen reizvoll capriciösem Zierrath. Der ganze, kleine aber ziemlich hohe Raum wirkte wie ein Wunder auf ihn.

„Die dunkele Loge der Bühne gegenüber war sonst Fürstenloge," bedeutete der Eingeweihte den Neuling, vor dessen Augen bei diesen Worten die Dinge einen bestimmten Charakter annahmen. „Die solche Pracht geschaffen haben, leben nicht mehr," dachte Valentin und sah in dem dämmerigen Raum, der einst von hohen, für ihn in geheimnißvolle Unbestimmbarkeit gehüllten Herrschaften belebt worden war. Das ganze heitere Theaterchen machte ihm mit einem Male den wehmüthigen Eindruck einer uns hinterlassenen Erbschaft, deren einstige Besitzer aus den glücklichsten Verhältnissen weggestorben waren. Die Leute, die jetzt den prächtigen Raum füllten, schienen ihm nicht hinein zu gehören, hatten sich spatzenhaft darin eingenistet. Die Frauen waren behäbig in dunkler, gegen den Farbenüberfluß ihrer Umgebung mißfarbenen Kleidung gekommen. Wegen der lieben Zeitausnutzung hatten sie ihre Strickstrümpfe mitgebracht und klapperten mit den Nadeln so eifrig, als sie schwatzten. Die Hausväter saßen behaglich und ruhten sich von ihrer Tagesarbeit aus, und das junge Volk plauderte und lachte.

Das Theater mag sonst ein anderes Gesicht gehabt haben, simulirte Valentin und blickte die Insassen, die es gegenwärtig belebten, interesselos an, oder so, als wären sie nur dazu da, um über sie hinweg oder durch sie hindurch zu blicken, um in weiter Ferne unbekannte, der schönen Umgebung würdigere Menschen zu finden.

Jetzt ging der Vorhang auf und Valentin durchschauerte es. Ein großer Augenblick schien ihm hereingebrochen zu sein.

Sie gaben ein Volksstück, welches wohl selten über die Bretter einer so stattlichen Bühne gegangen sein mochte, „Die heilige Genovefa", so stand es auf dem kleinen, schmalen Theaterzettel. Die Schauspielertruppe war eine umherziehende, die ihr Repertoir für die Herzen der Bauern und Kleinbürger einrichten mußte, und der Zufall hatte sie auf dieses prächtige Theaterchen verschlagen; aber sie spielte nicht übel. Die heilige Genovefa war eine schmächtige, etwas ältliche Person, der man bald ihren Kummer zu glauben anfing. Sie hatte eine gute, treue Stimme, und da es ihr so übel erging, war man geneigt, über Mancherlei hinwegzusehen.

Valentin wurde tief ergriffen; noch hatte er in das wahre Leben wenig hineingeblickt, ahnte kaum, was für Wandelungen mit dem Wesen der Menschen vorgehen können, mit Sprache, Bewegung und Ausdruck, wenn Schmerz und Leidenschaft in die ruhige Alltäglichkeit hereinbrechen. Nun staunte er, wie scharf die Ereignisse auf die Geschöpfe wirken können. So klar trat ihr Eindruck auf den Gesichtern derer, die betroffen waren, zu Tage, daß es ihn wunderbar berührte. Er empfand das unhemmbare Ineinanderfließen der äußeren Einflüsse und der inneren Kräfte beängstigend, wie er noch nie ähnlich gefühlt hatte. Und der Werth von Glück und Schmerz stieg vor den Augen des jungen Beobachters um ein Beträchtliches.

Um mit angreifenden Empfindungen wie Mitleid, Bewunderung, nicht zu ermüden, hatte der Dichter eine kleine muntere Rolle eingeschoben, ein listig gutes Bauerndirnchen, ein schelmisches Ding, das sich bei jeder Gelegenheit seiner Haut zu wehren wußte, treffende Redensarten im Mäulchen führte, einen lustigen,

harmlosen Liebeshandel betrieb und seiner Herrin, der Genovefa, in Treue ergeben war. Dieses Dirnchen schien dem gesammten Theaterpublicum eine angenehme Erscheinung zu sein; wo es nur anging, gaben sie ihr Beifall zu erkennen, und als nach dem ersten Acte der Vorhang fiel, da ließen sie ihrer Bewunderung für das Persönchen freien Lauf. Geklatscht wurde und gerufen, daß es eine Art hatte. Die jungen Leute, die Handlungsdiener und Lieutenants waren roth vor Anstrengung geworden. Sie hatten sich fast die Hände wund geschlagen. Und als der Vorhang aufging, damit man dem hübschen Liebling für dessen anmuthiges Dasein und das vergnügliche Talent danken konnte, knixte das Mädchen anmuthig und lächelte ruhig und gelassen.

Valentin wurde es ganz eigen ums Herz. Jedesmal, wenn die muntere Gute die Bühne betrat, war es ihm, als würde er heimischer in dem fremden Raum. Er staunte nicht über sie, sondern was ihn zu ihr hinzog, schien einer unbewußten Erinnerung zu gleichen, und er forschte in ihren Zügen, als müßte sie ihm schon begegnet sein. Doch betrachtete er sie ruhig und zufrieden, wie Jemand, der an dem Gegenstand, auf den seine Blicke fallen, nichts auszusetzen hat. Wenn er ein Ideal von weiblichem Liebreiz in sich getragen, so sah er es wahrscheinlich in dem schönen Kinde erfüllt und betrachtete die Kleine deshalb mit fast selbstzufriedenem Behagen, als verehrte er in ihr zugleich seinen eigenen Schönheitssinn.

„Das ist sie," sagte Karl Frey, nachdem das Stück gehörig vorgeschritten und sie schon zu den verschiedensten Malen zum Auftreten gekommen war. Er hatte seinen Platz nicht neben Valentin gefunden und mußte sich weit zu ihm hinüberbeugen, um ihm diese Bemerkung zuzuflüstern.

„Wer?" fragte Valentin.

„Ich meine die, von der ich vorhin sprach. Ambrosius heißt sie, auf dem Zettel steht es."

Valentin hatte keinen Zettel bekommen. Eine Nachbarin, über deren Person hinweg die beiden Gesellen sich unterhielten, reichte Valentin den ihrigen. Da stand es: „Lulu Ambrosius", und auf Valentin wirkte dieser Name wie ein gelinder Zauber. Im Nu stand er ihm im Herzen wie eingegraben, daß es der Zeit schon Mühe kosten mochte, ihn wieder zu löschen.

Nach dem befriedigenden Ende der „Genovefa", welches allen Jammer, den man mit der Armen durchgemacht, in Gerechtigkeit und Fröhlichkeit vergessen sein ließ, war es dem Director für gut erschienen, noch eine Nachfeier anzuschließen und zwar eine allerseits willkommene. Das Bauerndirnchen hatte sich, als der Vorhang wieder aufgegangen, in eine artige Tänzerin verwandelt, die vor einer ziemlich breiten Spiegelwand, welche Eigenthum des Theaters war, sich reizend bewegte und mit dem eigenen Bildchen, das ihr aus dem Glas entgegenlächelte, Kurzweil trieb. Bei einer munteren Tanzweise sprang sie ab und zu, scheinbar willkürlich, eilte mit offenen Armen ihrem eigenen Spiegelbilde zu, daß sich das schöne blonde Haar wie ein Schleier um sie her bewegte und zog sich langsam und betreten wieder zurück, um in aller Anmuth wieder auf sich selbst zuzustürzen; bog sich dann ganz sachte vor, küßte das Mündchen, das ihr

entgegenschimmerte und küßte es mit solcher Innigkeit, als wäre sie von ihrem eigenen Anblick tief berückt.

Sie trug ein Kränzchen von frischen Rosen im Haar, rund und voll, unter dem ihr zartes Kinderantlitz zwanglos lächelte. Jetzt hob sie die Hände und brach aus dem Kranze zwei Rosen, sorgsam, daß ihr der Schmuck dadurch nicht entstellt würde, und nun begann ein reizvolles Spiel. Sie hielt die Rosen, als könnten sie ihr entwischen, behutsam in geschlossener Hand, schlich sich träumerisch damit vor, kniete hin, öffnete die Hand mit einer Geberde, als wollte sie schonend die zarten Dinger des Lichtes wieder theilhaftig werden lassen, plötzlich aber, ihre sanfte Stimmung unterbrechend, flog es wie Muthwille durch ihr ganzes Wesen. Sie warf die Rosen fast heftig in die Höhe, fing sie wieder auf, die flinken Fingerchen zerpflückten die Blüthen und dann, das Köpfchen zurückgebogen, ließ sie die einzelnen Blätter wie rosige Schmetterlinge über sich her flattern, haschte etliche auf und trieb damit, sich lebhaft drehend und bewegend, das leichte Ballspiel von Neuem. So taumelte sie im Tacte der Melodie, wie ein vom Laufe fast schwindelndes Kind, zweien Rosenblättern nach, die sie durch geschicktes Fangen und Werfen nicht zum Fallen kommen ließ.

Sie trug ein leichtes halblanges, faltiges Kleid aus weißem, sich anschmiegenden Wollenstoff, welches Arm und Hals ihr freiließ. Das natürlich-schöne Bewegen ihres jugendlichen Körpers erstaunte und fesselte Alle, und als der Vorhang niedergelassen wurde, brach ein Jubel aus. Sie hatten Grund dazu, denn Anmuth war ihnen hier deutlich und verständlich vor Augen getreten. So kindisch des Mädchens Spiel erscheinen mochte, hatten sich dem hübschen Dirnchen doch Mächte verbunden, die über jede Weisheit, jede Größe, jedes Anbetungswürdige leicht siegen, die zum Vergessen, zur Freude locken und deren Lockung in jeder Brust Wiederklang findet.

Valentin war wie sich selbst entrückt. Das schöne Mädchen hatte ihn mit seinem Einfluß überströmt, seine ganze Person erfüllt, und es kam ihm unglaublich vor, als er sich vergegenwärtigte, daß die Schöne von seinem Dasein nicht das Geringste wußte; das erschien ihm ungerecht und kränkend. Schweigsam ging er neben dem Gesellen Karl Frey einher.

„Nun, was sagt Ihr, hat es Euch gefallen?“ fragte dieser. „Das wäre ein Schätzchen für Euch, nicht wahr? Ich glaube, Ihr seid Einer, hinter dem die Mädels gehörig her sind. Die Nachbarinnen zwischen uns haben ehrlich miteinander getuschelt.“

„So?“ sagte Valentin, der nicht wußte, was er erwidern sollte. Er war bis jetzt, wie schon gesagt, trotz seiner Schönheit wenig beachtet worden. Sein Begleiter schmunzelte in sich hinein und that sich wichtig. Er führte Valentin in ein kleines Speisehaus, wo sie noch einen Schoppen miteinander tranken und plauderten.

Karl Frey in seiner eigenthümlich kahlen und uncultivirten Weise unterrichtete Valentin, wie es fast schien mit Absicht, spärlich über die Verhältnisse der Lulu Ambrosius, denn der schlaue trockene Geselle hatte bald heraus, daß der schönen Lulu ein neuer Anbeter zugefallen sei. Wie es schien, war ihm die

Nähe der beiden Gärten, deren er vor dem Theater erwähnte, einigermaßen gefährlich geworden; da er aber ein praktischer Bursche war und wahrscheinlich vor den Augen der Schönen keine Gnade gefunden, so hatte er sich dem Mädchen kritisch gegenübergestellt. Er war nicht besonders auf sie zu sprechen. „Niedlich ist sie," sagte er, indem er seinen Schoppen Wein zum Munde führte, „das muß man ihr lassen, aber faul und lügenhaft ist sie auch, darauf könnt Ihr Euch verlassen! Da lobe ich mir die Frau Ambrosius, das ist eine tüchtige Frau, die es sich sauer werden läßt. Vor der kann man schon Respect haben. Sie hat die Garderobe der Truppe in Verwaltung und besorgt die Wäsche. Ich lasse auch bei ihr waschen, und noch Mehrere in der Stadt benutzen das halbe Jahr, welches sie sich im Städtchen aufhält, um Sonntags schön gebügelte Vorhemdchen zu haben. Sie versteht das Glanzplätten, und die Frauenzimmer hier, die es lernen wollen, lernen es bei ihr. Da geht es im Hause immer ein und aus, die Lulu aber sitzt in ihrer Faulheit im Nebenstübchen. Sie haben nämlich eine große Stube gemiethet unten im Erdgeschoß neben uns, darin wird nun gefeuert und geplättet. Die Ambrosius hängt auch die Wäsche dort auf, wenn es regnet; aber glaubt Ihr, daß die Jungfer da mit Hand anlegt? Die geht höchstens zwischen den gezogenen Leinen hin und her, klatscht an der nassen Wäsche herum und treibt Allotria. Kommen fremde, ehrbare Frauenzimmer, um bei der Mutter das Plätten wegzukriegen, da hängt sie ihnen Unverschämtheiten an, stellt sich hinter sie, wenn sie bei ihrer Arbeit sind und macht ihnen ihren Eifer possierlich nach. Und Publicum hat sie Tags über immer, denn alle Augenblicke geht die Thüre und es kommt Einer und fragt, wie weit es mit seiner Wäsche gediehen ist und hält sich dann ein hübsches Weilchen auf, oder die Frauenzimmer lösen einander ab, es sind immer gleich ihrer mehrere da. — Die kleine Kröte hat ihren Zeitvertreib, stiehlt dem lieben Herrgott den Tag und ist ein leichtsinniges Geschöpf. So tüchtig die Alte ist, hat sie die Tochter doch gründlich verzogen. Ein vernünftiger Mensch muß darüber seinen Aerger haben. Alles sieht sie ihr nach und läßt sie die lieben Stunden vertrödeln, läßt sie Unarten treiben, die so ein Mädel längst abgelegt haben müßte; und schimpfen thut sie wie ein Schulbube. Neulich Morgen stehe ich neben der Ambrosius am Bügelbrette und warte auf mein Vorhemdchen. Es war gerade Sonntag und ich wollte noch zur Kirche gehen. Da sagte mir die Alte: „Sieh Er 'mal hinaus, wie es sich mit dem Wetter macht; ich möchte heut' gerne noch Etwas zum Trocknen bringen!" Da gehe ich ans Fenster und wie ich so seitwärts in die Wetterecke hinein sehe, daß mich die Sonne blendet, da fährt mir die Lulu so im Vorübergehen über die Visage und sagt einfach, wie eine Andere Einem „guten Morgen" bietet: „Du Schafsgesicht!" Nun frage ich, was sind das für Manieren?"

Valentin sah den Gesellen an, lachte und dachte bei sich: „Was hat der Mensch für eine zurückweichende Stirn und eine gerade, große, weiche Nase und auch die dummen, hellen Löckchen." Er fühlte und begriff mit der unartigen Lulu und sagte nichts, sondern schüttelte nur belustigt den Kopf.

„Nein, glaubt nur," fuhr der Geselle unbeirrt fort, „sie ist ein unleidliches

Ding, und ich wollte ihr gönnen, wenn sie einmal eine Tüchtige von der Mutter aufgeblitzt bekäme."

Valentin blickte ihn ungläubig lächelnd an. Vor seinen Augen tanzte das süße, verlockende Kind, dem Karl Frey eine hausbackene Unannehmlichkeit zugedacht hatte, und er fühlte sich von dem sanftnasigen Gesellen geärgert.

Als Valentin diesen Abend im Bette lag, fand er, daß es ihm sehr wohl ginge und er wünschte sich selbst Glück dazu, gerade dahin gekommen zu sein, wo die Welt so recht im Gange war. Er schien am Herzen der Erde zu wohnen und dachte vergnügt: „Was für ein Glückspilz bin ich," so wenig er auch bis jetzt zu dieser Annahme Grund gehabt haben mochte.

(Schluß im nächsten Hefte.)

Jessonda.

Von

Philipp Spitta.

Am 5. April des vergangenen Jahres ist in Cassel das Denkmal Ludwig Spohr's enthüllt worden. Die Kunstwelt hat dies Ereigniß zwar nicht unbeachtet gelassen. Aeußerungen einer lebhafteren Theilnahme für die Kunst des Mannes, dessen 99. Geburtstag man an der Stätte seines längsten Wirkens in dieser feierlichen Weise beging, sind indessen, außer in Cassel selbst, kaum irgendwo hervorgetreten. Auch ist mir nicht bekannt geworden, daß über Spohr's Künstlerthum bei dieser Gelegenheit bemerkenswerthe Betrachtungen angestellt worden wären.

Unsere Zeit ist wenig geartet, den Werth eines Musikers, wie Spohr es war, lebendig zu empfinden. Niemand versagt ihm die Achtung, aber er vermag nicht zu fesseln. Seine Ideale liegen weit ab von denjenigen, nach welchen das verworrene Ringen der Gegenwart hindrängt. Die Thatsache ist von den wenigen, welche seiner Kunst innerlich nahe stehen, längst bemerkt und beklagt worden. Vor drei Jahren hat H. M. Schletterer versucht, das Interesse für den verehrten Meister wieder aufzufrischen, und die Vorurtheile zu widerlegen, in denen er die Welt Spohr gegenüber befangen glaubt. Seine Begeisterung hat ihn dabei wohl hier und da ins andere Extrem getrieben, wie das bei oppositionellen Bestrebungen leicht zu geschehen pflegt.

Ich glaube, es ist verfrüht, für Spohr Propaganda zu machen. Die Schicksale, welche die Werke eines Künstlers bei den nächstfolgenden Generationen haben, erfüllen sich mit einer Art von elementarer Gewalt. Der Strom geschichtlicher Entwickelung ist auf so kurzer Strecke viel zu stark, als daß sich gegen ihn ankämpfen ließe. Um Spohr's Kunst für unsere Tage erneuern zu können, müßte sie älter sein, als sie ist. Aber wenn die Zahl seiner hingegebenen Verehrer auch keine große mehr sein mag, daß sie ganz verschwinden sollten, steht noch auf lange Zeit nicht zu befürchten.

Was die nachfolgenden Blätter enthalten, verfolgt nicht den Zweck, Spohr zu verherrlichen, so gern ich übrigens meine Sympathie für diesen Meister bekenne. Es ist nur im wissenschaftlichen Interesse niedergeschrieben. Den äußeren

Anstoß gab allerdings die Enthüllung des Casseler Denkmals; Zufälligkeiten hinderten die Vollendung zur rechten Zeit. Indessen da der Gegenstand ein allgemeineres Interesse beansprucht, so komme ich wohl auch jetzt noch nicht zu spät.

I.

Unter den Opern Spohr's ist Jessonda die beliebteste und wird auch ziemlich allgemein als die gelungenste angesehen. Sie erfuhr ihre erste Aufführung am 28. Juli 1823 in Cassel. Im zweiten Bande seiner Selbstbiographie erzählt Spohr in der schlicht-vornehmen Weise, welche dieses Buch so werthvoll und anziehend macht, wie er zur Composition der Oper gekommen sei. Als er sich im Winter 1820/21 in Paris befand, bat er an einem Regentage, da ihm das Ausgehen unmöglich erschien, seine Wirthin um Unterhaltungslectüre. Sie brachte einen alten, schon ganz zerlesenen Roman: „La veuve de Malabar“. Er glaubte zu erkennen, daß derselbe den Stoff zu einer Oper in sich berge, erstand von der Frau das Buch für wenige Sous, und nahm es mit nach Deutschland. In Gandersheim entwarf er das Scenarium und vervollständigte es, als er im Herbst 1821 nach Dresden übergesiedelt war, im Einzelnen. Hier fand er in dem 26jährigen Eduard Gehe auch den Mann, welcher die dichterische Ausgestaltung desselben übernahm. Gehe lebte seit 1817 in Dresden und war seines Zeichens Advocat. Wie Friedrich Kind, der Dichter des „Freischütz“, zog er jedoch literarische Beschäftigungen der Rechtspraxis vor. Zu seinem Trauerspiel „Heinrich IV.“, das am 6. Juni 1818 zum ersten Male aufgeführt wurde, hatte Karl Maria von Weber die erforderliche Musik gemacht. Weber war es auch, der die Bekanntschaft zwischen ihm und Spohr vermittelte. Nachdem die Oper durch ganz Deutschland einen großen Erfolg gehabt hatte, nahm Gehe 1836 die Dichtung in den zweiten Theil seiner „Vermischten Schriften“ auf. Daß er nach einem von Spohr gefertigten Plane gearbeitet habe, wird hier ebensowenig gesagt, als daß dieser Plan sich auf einen französischen Roman gründe.

Der Inhalt ist bekannt; es bedarf hier also nur einer gedrängten Angabe. Die Handlung bewegt sich in der Zeit des beginnenden 16. Jahrhunderts, da die Portugiesen sich in Indien festsetzten. Ein junger portugiesischer Kriegsheld, Tristan d'Acunha, hat am Ganges ein indisches Mädchen kennen gelernt, das seine Liebe erweckte und erwiederte. Der Vater fürchtet die fremden Eindringlinge und entweicht mit Jessonda und der jüngeren Schwester Amazili heimlich an die malabarische Küste. Jessonda wird gezwungen, einem greisen Rajah in Goa ihre Hand zu reichen. Dieser stirbt, und es steht ihr bevor, nach religiösem Brauch mit seiner Leiche verbrannt zu werden. Die portugiesischen Ansiedler in Goa sind durch die Eingebornen überfallen und niedergemacht worden. Um die That zu rächen, hat sich eine Belagerungsflotte vor die Stadt gelegt; ihr Führer wird Tristan, der seit seiner ersten Begegnung mit Jessonda jede Spur von ihr verloren hatte. Einige Tage der Waffenruhe, und die durch Ehrenwort des feindlichen Feldherrn gewährleistete Sicherheit gestatten der Jessonda in Begleitung ihrer Frauen einen Gang vor die Stadt zu einer heiligen Quelle: ein Bad in deren Fluthen soll dem Opfer die Weihe geben. Beim Rückgang sieht Tristan sie und erfährt, was ihr bevorsteht. Kriegsrecht und Ehrenwort binden ihn, er muß sie in den

Händen derer lassen, die sie zum Tode führen. Nadori, ein junger zum Priesterstand gezwungener Bramine, der den Brauch der Wittwenverbrennung verabscheut und Amazili liebt, bringt zur Nacht dem Tristan die Kunde, daß die Inder den Waffenstillstand selbst zu brechen und tückisch die portugiesischen Schiffe in Brand zu stecken sich rüsten. Dies gibt ihm die Freiheit der Bewegung zurück. Geführt von Nadori dringt er durch einen unterirdischen Gang in die Stadt, unterwirft die Inder, rettet und gewinnt sich Jessonda.

Die dramatische Anlage ist geschickt und sicher. Da Gehe an ihr kaum einen Theil haben dürfte, so würden Spohr neben dem Ruhm der Composition auch noch dichterische Ehren von Belang gebühren. In Wirklichkeit möchte indessen sein dichterisches Verdienst kaum hoch zu schätzen sein, denn der Stoff war ursprünglich ein dramatischer. Durch länger als ein halbes Jahrhundert schon war er in den verschiedensten Bearbeitungen über die Bühnen Europa's gegangen. In Deutschland hat man dies theils ganz vergessen, in seinem vollen Umfange aber auch wohl niemals gewußt.

Antoine-Marin Lemierre, 1723 zu Paris geboren, brachte am 30. Juli 1770 durch die Comédiens Français ein Schauspiel „La veuve du Malabar“ zur Aufführung. Er war kein Neuling auf der Bühne. 1758 hatte er mit einer Hypermnestra seine Laufbahn als Dramatiker begonnen. Noch einige Stücke antiken Stoffes waren gefolgt, dann 1766 ein Guillaume Tell. Auf die „malabarische Wittwe“ hatten Dichter und Schauspieler große Hoffnungen gesetzt. Sie erfüllten sich nicht, das Stück wurde nur sechsmal bei schwach besuchtem Hause gegeben, und schien damit für immer abgethan. Die Fremdartigkeit des Stoffes hatte abgestoßen. Auch tadelte man die Dürftigkeit der Erfindung, Verstöße gegen die Wirklichkeit, Härte der Versification. Der Dichter nutzte den Tadel. Nach zehn Jahren erschien er am 29. April 1780 mit dem gründlich umgearbeiteten Stücke aufs Neue vor dem Pariser Publicum. Seine Arbeit wurde belohnt. „La veuve du Malabar ou l'empire des coutumes“ erregte die höchste Begeisterung: seit mehr als fünfzehn Jahren hatte man in der Comédie française einen solchen Erfolg nicht erlebt. Die spannende Entwickelung, die Wärme der Empfindung, die zündenden Schlagwörter überglänzten weit, was an Schwächen dem Werke etwa noch zurückgeblieben war. Noch in demselben Jahre erschien es auch im Druck.

Neben den rein dichterischen Schönheiten war es offenbar aber noch etwas anderes, wodurch „La veuve du Malabar“ die Pariser hinriß. Das Stück ist von revolutionärem Geiste erfüllt. Es gleicht hierin und auch in seiner Wirkung dem Lustspiel des Beaumarchais: „Le mariage de Figaro“, welches vier Jahre später zur Aufführung kam. Nur daß dieses es auf den sittenlosen Adel abgesehen hatte, welcher die Menschenrechte seiner Untergebenen mit Füßen tritt, während Lemierre sich gegen die religiösen Vorurtheile wendete, die von einer herrschsüchtigen Priesterschaft sorglich genährt, barbarische Gewohnheiten dem Volke als gottgefällige Gebräuche erscheinen lassen. Inder und Europäer stehen einander gegenüber, jene als Repräsentanten eines grausamen religiösen Fanatismus, diese als Vorkämpfer für eine mildere, menschliche Gesittung. Eine französische Kriegsflotte — die Handlung spielt also etwa anderthalb hundert

Jahre später, als in der Spohr'schen Oper — ist unter Führung des Generals Montalban vor einer malabarischen Stadt gelandet, hat Truppen ausgeschifft und belagert sie. In der Stadt wird auf Anordnung des Oberbraminen der feierliche Act einer Wittwenverbrennung vorbereitet. Lanassa — so heißt das junge Weib — war drei Jahre zuvor mit ihrem Vater und einer persischen Begleiterin (Fatime) von Ougly daher gekommen. Auf dem Schiffe, das sie trug, war ein junger europäischer Krieger gewesen; eine tiefe Neigung zu einander hatte während der Fahrt Beide ergriffen. In Malabar angekommen, vermählt der Vater Lanassa wider ihren Willen mit einem vornehmen Inder, nachdem ihr Geliebter plötzlich nach Europa zurückgerufen war. Lanassa's ungeliebter Gemahl ist fern von ihr gestorben. Aber sie hat nur die Wahl, entweder ihm freiwillig in den Tod zu folgen, oder durch ihre Weigerung sich und die gesammte Anverwandtschaft mit unauslöschlicher Schande zu bedecken. Still und fest wählt sie das erstere.

Nun befindet sich unter den Braminen ein Jüngling, der frühe in der Welt allein geblieben, im Tempel eine Zufluchtstätte gefunden hatte. Auch er ein Opfer unmenschlicher Gebräuche. Nach dem Aberglauben, daß ein Säugling, der dreimal die Mutterbrust zu nehmen sich weigert, nicht leben dürfe, war er dem Tode ausgeliefert gewesen. Ein mitleidiger Mann rettete ihn, und brachte ihn aus seiner Heimath Bengalen nach Malabar. Nach dessen Tode wurde er Priester. Aber der Stand läßt ihn unbefriedigt und seine Satzungen empören ihm das Gemüth. Dieser Jüngling wird vom Oberbramin erlesen, Lanassa zum Tode zu führen. Er versucht vergeblich, ihm das Widernatürliche des Gebrauchs zu beweisen. Der Oberbramin vertheidigt denselben durch Hinweis auf den Grundgedanken ihrer Religion, auf die zahlreichen Beispiele verschiedenartiger gottgefälliger Askese, auf das Alter des Gebrauchs, auf den tiefen Eindruck, den er im Volke mache. Den Hauptgrund sagt er nur sich selbst:

C'est un usage saint, inviolable, antique,
Et la Religion jointe à la Politique
Le maintient jusqu'ici dans ces états divers.

Auf wiederholten Befehl des Oberbramin begibt sich der Jüngling zu Lanassa, ihr den ihm gewordenen Auftrag kund zu thun. Er verhehlt nicht seinen Abscheu gegen das Gesetz, bei dessen Erfüllung er mitwirken muß. Er beklagt sein Geschick, erzählt von seinen frühesten Erlebnissen in der Heimath Ougly — es kommt zu Tage, daß er Lanassa's Bruder ist. Diese Entdeckung dient wirksam zur Vertiefung des Conflicts. In seiner Eigenschaft als Bramin und als Anverwandter muß der Bruder dahin trachten, daß Lanassa sich der Verbrennung nicht entzieht. Wie aber seine Sinnesart ist, muß es ihm jetzt doppelt darum zu thun sein, ihren Tod zu verhindern. „Laß uns fliehn," ruft er ihr zu, „in Ländern, wo mildere Sitten herrschen, ein Asyl uns suchen:"

Là nous suivrons ces mœurs à jamais conservées,
Que chez tous les humains la Nature a gravées,
Ces vrais devoirs sentis et non pas convenus,
Immuables partout, et partout reconnus,
Lois que le Ciel, non l'homme, à la terre a prescrites
Et qui n'ont ni les tems, ni les mers pour limites.

Lanassa weigert sich: Schmach werde dann auf ihrem Namen ruhen, untröstlich, nicht wagend die Augen zu erheben, werde die Anverwandtschaft in der Heimath wie verbannt ein elendes Dasein führen, Racherufe ob des verrathenen Gatten werde das Volk ihr auf die Flucht nachsenden. Der Bruder geht mit dem Entschluß, in seinem Stande auszuharren, um die Schwester zu retten, und sich dann für immer von ihm loszusagen.

Mittlerweile hat der Befehlshaber der indischen Truppen einen eintägigen Waffenstillstand mit den Franzosen geschlossen, angeblich um die gefallenen Krieger zu bestatten. In Wahrheit will er für den ungestörten Vollzug der Verbrennung Lanassa's Sicherheit gewinnen. Der Tempel des Brama, bei welchem dies geschehen soll, liegt vor der Stadt. Er hatte gebeten, den Act im Angesicht der Feinde zu unterlassen, da derselbe sie zur Wuth entflammen könne, aber bei den fanatischen Braminen mit seinen Vorstellungen nichts ausgerichtet. Fatime deutet der Lanassa den Waffenstillstand als Zeichen der bevorstehenden Uebergabe: die Franzosen werden Herren der Stadt, vielleicht daß sie von dem verschwundenen Geliebten Kunde bringen. Der Wunsch, leben zu dürfen, blitzt einen Augenblick glühend in Lanassa's Seele auf.

Auch Montalban hat die junge Inderin nicht vergessen, und als er sich darum bewarb, der Führer des Unternehmens gegen Malabar zu sein, war ihm die Hoffnung sie wiederzusehen, eine geheime Triebfeder. Der Officier, welchen er ausschickt, sich nach ihr zu erkundigen, kehrt unverrichteter Sache zurück: eine ungeheure Menschenmenge versperrt den Durchgang, sie ist aus der Stadt geströmt, um beim Bramatempel der Verbrennung einer Wittwe zuzusehen. Ein solches Schauspiel in seiner Nähe dulden zu sollen, empört Montalban's menschliches Gefühl. Vergessen ist seine eigne Sache, er stürmt fort die Greuelthat zu hindern. Schon haben auch seine Krieger sich drohend genähert, die Ceremonie ist ins Stocken gerathen, und der Oberbramin tritt dem Feldherrn mit der Aufforderung entgegen, den Bruch des Waffenstillstands zu verhindern. Es kommt zu heftigen Auseinandersetzungen. Der Oberbramin gibt den Vorstellungen Montalban's nicht nach, und dieser ist durch sein Feldherrnwort gebunden. Er glaubt nicht, daß der feindliche Befehlshaber ihn hintergangen habe, und eilt die Schonung der Wittwe von ihm zu fordern. Eine Ahnung, wer er sein möge, durchzuckt Lanassa, als sie dies erfährt. Sie erfährt aber auch, daß sein Leben durch die fanatischen Inder bedroht sei; ein neuer Beweggrund für sie, die Opferung mit sich vollziehen zu lassen.

Der junge Bramin tritt dem zurückkehrenden Montalban entgegen, und gewinnt sein Vertrauen durch die Entdeckung, daß er der Wittwe Bruder sei. Jetzt erfährt auch Montalban mit dem Namen Lanassa, daß es die Geliebte ist, der man den Tod bereitet. Mit Mühe bestimmt der junge Bramin den Feldherrn, den die Leidenschaft zu den verzweifeltsten Wagnissen fortzureißen droht, während des Waffenstillstandes nichts zu unternehmen und ihn sorgen zu lassen. Ein unterirdischer Gang führt vom Tempel ans Meer. Man sagt, daß durch ihn schon einmal eine Wittwe den Händen ihrer Opferer entzogen worden sei. Auf diesem Wege wollen sie versuchen, Lanassa zu retten. Doch kann sich Montalban nicht enthalten, dem herankommenden Oberpriester zu drohen, er

werde Tempel und Stadt dem Erdboden gleich machen, wenn Lanassa sterbe. Diese gegen das Heiligthum und die Religion ausgesprochene Drohung treibt die Braminen selbst zum Bruch des Waffenstillstandes. Fanatisirte Inder werfen bei Nacht Feuer in die Flotte der Franzosen. Die Hälfte der Schiffe ist zu Grunde gegangen, auf dem Rest haben sich die vom Lande geflüchteten Franzosen geborgen und eiligst das Weite gesucht. Montalban selbst ist im Kampfe gefallen. So berichtet der junge Bramine, welcher nun nichts übrig sieht, als aus eigner Kraft den Tod der Schwester zu hindern oder mit ihr zu sterben.

Der feierliche Act beginnt, nachdem der Oberbramin den Bruch des Waffenstillstandes mit religiösen Gründen vor dem Volke gerechtfertigt hat. Der junge Bramin weigert sich, Lanassa zum Tode zu führen, entdeckt, daß sie seine Schwester sei, und sagt sich feierlich los von einer Religion der Unmenschlichkeit. Lanassa, von einem andern hergeleitet, verräth angesichts des Scheiterhaufens, bei wem ihre Gedanken weilen und wessen Wiederkehr sie heimlich erhofft hat. Auf die Nachricht vom Tode Montalban's besteigt sie, aller Hoffnung entsagend, den Holzstoß. Vergeblich ringt ihr Bruder für sie. Da ertönt Waffenlärm. Durch den unterirdischen Gang sind französische Krieger eingedrungen. In dem auf den Scheiterhaufen zuspringenden, fälschlich todtgesagten Montalban erkennt Lanassa den Geliebten.

Von dem eroberten Gebiete nimmt Montalban Besitz und erklärt den unmenschlichen Gebrauch der Wittwenverbrennung aufgehoben im Namen seines Königs:

D'autres chez les vaincus portent la cruauté,
L'orgueil, la violence, et lui l'humanité.

Daß Lemierre unter dem Einflusse Voltaire's gedichtet hat, ist einleuchtend. „La veuve du Malabar“ soll die Zuschauer nicht nur als Kunstwerk erfreuen, sondern sie auch für gewisse philosophische Meinungen gewinnen. Es ist ein Tendenzstück, wie „Mahomet“, „Les Guèbres“, „Olympie“. Man mag finden, daß Lemierre's Stück in den Schlußscenen geradezu an die entsprechenden Scenen der „Olympie“ anklingt, wenn schon mehr durch die scenische Erfindung, als durch den inneren Gehalt. Sonst kann man nicht sagen, daß Lemierre sich eine besondere Tragödie Voltaire's zum Muster genommen habe. Wenn der Baron Grimm in der „Correspondance littéraire“ behauptet, auch aus Sédaine's „Aline ou la Reine de Golconde“ habe Lemierre einige Ideen genommen (es handelt sich in dieser Oper ebenfalls um die Berührung der Franzosen mit einem asiatischen Volke und um ein Liebespaar, das sich durch die jähesten Schicksalsfälle hindurch treu bleibt und endlich glücklich wird), so schmeckt das etwas nach Reminiscenzenjägerei. Wohl aber fällt die Aehnlichkeit auf mit einem Drama Fontanelle's: „Ericie ou La Vestale“. Dasselbe ist 1768 zu Lausanne gedruckt, seine Aufführung wurde verboten, angeblich auf Veranlassung der Geistlichkeit, die in ihm einen Angriff auf die Klöster witterte. Abgesehen von dem Gegensatz religiöser Vorurtheile gegen die ewig gültigen Rechte der Menschennatur, welcher die Seele des ganzen Stückes ist, erinnert es auch in den Einzelheiten oft sehr lebhaft an „die Wittwe von Malabar“. Ericie ist zum Dienst der Vesta gezwungen worden, von dem ihr Herz nichts wissen will; so

steht auch der junge Bramin mit seiner Ueberzeugung im Gegensatz zu den Forderungen seiner Religion. Hier wie dort beginnt die Handlung mit einem Auftrage, der den inneren Conflict Beider bloßlegt. Wie Lanassa mußte auch Ericie einem Geliebten entsagen. Beider Geliebten sind seit Jahren für sie verschollen, aber ihre Neigung ist unvermindert geblieben. Wie Osmide die Ericie, so will der junge Bramin Lanassa zur Flucht bewegen; Beide leisten Widerstand. Bei Lemierre soll der Bruder die Schwester, bei Fontanelle der Vater die Tochter zum Tode führen. In beiden Tragödien ist ein unterirdischer Gang von entscheidender Bedeutung, worauf wieder der Baron Grimm mit einer abfälligen Bemerkung gegen Lemierre hinweist; anderer äußerlicher Uebereinstimmungen zu geschweigen. Man kann also in gewissem Sinne sagen, daß die Geschichte der Jessondafabel schon mit Fontanelle's „Ericie" beginnt.

II.

„La veuve du Malabar" gelangte bald nach Deutschland. C. M. Plümicke in Berlin, wegen seines „Entwurfs einer Theatergeschichte von Berlin" dem Kunsthistoriker achtungswürdig, beschloß, das ausländische Stück seiner Nation zu vermitteln. Er begnügte sich aber nicht mit einer Uebersetzung. Ihm schien Lemierre „sowohl im Plan und der Behandlung überhaupt, als in den Charakteren merkliche Fehler" begangen zu haben. Diese meinte er beseitigen zu sollen, und zugleich „durch wichtige Veränderungen das Interesse des Stücks noch mehr befördern" zu können. Am 25. September 1781 wurde „Lanassa" — so hatte er das Stück betitelt — in Berlin durch die Döbbelin'sche Truppe zum ersten Male gegeben. 1782 erschien es im Druck, da es mit „ausgezeichnetem Beifall von Kennern gesehen und wieder gesehen worden".

In diesen Beifall können wir freilich nicht einstimmen. Plümicke hat hier und da eine Andeutung des französischen Dichters nicht unwirksam ausgeführt. Dahin mag gerechnet werden, daß bei dem jungen Bramin eine Hinneigung zum Christenthum herrscht, in welche er Lanassa hineinzieht. Auch kann man anerkennen, daß er den Dialog lebendiger gemacht hat. Dem gegenüber stehen wenigstens ebensoviele dramatische Ungeschicklichkeiten, die ihm bei seinen Veränderungen passirt sind. Vor allem aber hat er sich beflissen, das knapp gefaßte Original behaglich breit zu treten. Eine philiströse Geschwätzigkeit und Rührseligkeit machen seine Bearbeitung dem Kenner des Originals unleidlich. Die glänzenden Schlagworte Lemierre's bringen in dieser Fassung zuweilen eine unbeabsichtigte komische Wirkung hervor. So läßt der Franzose, als Montalban den Oberbramin heftig zur Rede gestellt hat, folgendes zwischen ihnen geredet werden:

Le Grand Bramine.

Es-tu vainqueur ici pour nous parler en maitre?

Le Général.

Je parle en homme.

Das „bearbeitet" Plümicke so:

„Oberbramin. Frevelhafter Fremdling! Bist du hier Ueberwinder, um so mit uns zu reden?

General. Mehr als Ueberwinder bin ich — ich bin Mensch."

In der schwammigen Masse, zu der das Stück aufgetrieben worden ist, verliert sich natürlich auch die Schärfe der Linien, mit welcher Lemierre die Charaktere umrissen hat. Gleichwohl ist die Thatsache nicht zu leugnen, daß „Lanassa" in Deutschland großen und nachhaltigen Beifall, und weite Verbreitung fand. Plümicke hatte den Ton getroffen, welcher damals bei der Menge der Theaterbesucher beliebt war, und der Erfolg stärkte ihn, in den beiden nächsten Jahren auch die „Räuber" und den „Fiesco" von Schiller zu „bearbeiten".

Um die Zugkraft des Stückes zu erhöhen, hatte er die Mitwirkung der Musik beliebt, und dies ist für den von uns verfolgten Zweck von Wichtigkeit: es ist das erste Mal, daß die Musik Fühlung gewinnt mit einer Fabel, in deren ausschließlichen Besitz sie sich später setzen sollte. Chöre mit Solostimmen untermischt, sowie eine einleitende schildernde Instrumentalsinfonie sollten im 5. Act, der hierdurch einen stark opernhaften Anstrich erhält, zur Verwendung kommen; Plümicke fand in Johann André einen Musiker, der nicht nur die von ihm gewünschten Stücke, sondern auch noch Ouverture und Zwischenmusiken für den zweiten, dritten und vierten Act componirte. André, seit 1777 Musikdirector am Döbbelin'schen Theater, hatte seine Stärke allerdings mehr im Liede und in der Operette. Die Musik zu „Lanassa", welche handschriftlich erhalten ist, zeigt indessen, daß er auch Aufgaben ernsten Charakters wohl zu lösen vermochte. Sie ist überall zweckentsprechend, hat lebendigen Ausdruck und verräth hie und da das Studium Gluck's. Ein bis zwei Jahre zuvor hatte Mozart für diese Art von Musik ein glänzendes Muster geliefert in seinen Chören und Entr'actes zu „König Thamos". Es ist aber unerwiesen, daß André diese jemals gekannt hat. Uebrigens blieb seine Musik zu „Lanassa" nicht die einzige. Als Goethe das Stück in Weimar aufführte, mußte ihm sein Operntenorist Christian Benda die Chöre neu componiren und erhielt dafür ein Honorar von sechs Thalern. In Breslau schrieb 1802 Heinrich Karl Ebell eine vollständige Musik zu „Lanassa", und das unter diesem Namen angeführte Werk Franz Tuczek's ist vielleicht auch nur eine musikalische Zuthat zu Plümicke's Bearbeitung.

Zum ersten Male zu einer vollständigen Oper umgestaltet wurde das Drama Lemierre's, welches inzwischen in englischen Bearbeitungen von David Humphreys und Miß Mariana Starke auch in Philadelphia (1790) und London (1791) auf der Bühne erschien, erst im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts. Und zwar in Deutschland von einem Deutschen, aber über einen französischen Text. Christian Kalkbrenner war der Componist. Er befand sich seit 1790 als Capellmeister im Dienste des Prinzen Heinrich von Preußen zu Rheinsberg. Hier wurde die Oper componirt und aufgeführt. Es muß vor 1796 gewesen sein, da in diesem Jahre Kalkbrenner Rheinsberg verließ, und nach Italien ging. Das ungedruckt gebliebene Werk ist verschollen. Nach dem Tode des Prinzen Heinrich kamen die Rheinsberger Musikalien durch testamentarische Bestimmung in den Besitz seines letzten Capellmeisters Wessely. Dieser ist 1826 in Potsdam gestorben und sein Musikaliennachlaß untergegangen oder zerstreut. Man kann also auch nicht feststellen, ob der Operntext sich mehr dem Original oder der Plümicke'schen Bearbeitung anschloß. Das eine hat soviel Wahrscheinlichkeit für sich, wie das andere.

Als im Jahre 1798 „La veuve du Malabar" in Paris noch immer ein

volles Haus machte, hielt Francesco Albergati Capacelli eine Uebertragung ins Italienische für ein verdienstliches Unternehmen. Schon früher hatte Gozzi sich an dieser Aufgabe versucht, ohne jedoch seine Arbeit, die erst 1802 zum Druck gelangte, auf die Bühne zu bringen. Capacelli's Uebertragung — nur das ist sie, und zwar eine recht gewandte, keine Bearbeitung à la Plümicke — erschien 1798 zu Venedig, mit nicht uninteressanten historisch-kritischen Bemerkungen als Anhang. Sie wurde ihrerseits wieder Veranlassung zu einer italienischen Oper „Lanassa", welche Simon Mayr in Musik setzte, und im Carneval 1817 im Teatro Fenice ohne großen Erfolg zur Aufführung brachte. Die Partitur befindet sich jetzt nicht mehr dort; ob sie etwa in Bergamo vorhanden ist, wo Mayr von 1802 bis zu seinem Tode lebte, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Der Verfasser des Textbuches hat sich nicht genannt. Dasselbe ist an sich betrachtet nicht besser und schlechter als hundert andere Libretti. Interessant wird es durch die Naivetät, mit welcher der Originalstoff den Forderungen der italienischen Oper gerecht gemacht worden ist. Die langen philosophirenden Dialoge sind überall auf das knappeste Maß zusammengezogen, nur das von ihnen ist übrig gelassen, was zur Motivirung der Entwicklung unerläßlich war. Dagegen sind die Fugen, durch welche Musik einströmen konnte — und deren hat der Bau des Stückes nicht wenige — mit sicherem Blick erkannt und alsbald auch weit geöffnet. Naiv nenne ich die Bearbeitung, weil sie sich um die Tendenz des Originals nicht die geringste Sorge macht, einzig bedacht, den Aufriß eines lebhaft bewegten, farbenreichen Musikdramas herzustellen. Wo es die musikalische Wirkung steigern kann, scheut der Bearbeiter auch vor erheblichen Zusätzen und Aenderungen durchaus nicht zurück. Man läßt sie sich gefallen, da er einen vernünftigen Zweck verfolgt. So beginnt die Oper mit einer Scene im Tempel des Gottes Calanidru: Braminen und Volk sind versammelt, Fatime mit Dienerinnen bringt Opfergaben, alles fleht um Genesung des schwer erkrankten Rajah, des Gatten der Lanassa. Dann erscheint Zorai und verkündet seinen Tod; allgemeine Klage. Eine Scene, die an den Anfang der Gluck'schen „Alceste" erinnert. Nachdem der Oberbramin dem Zorai seinen Auftrag ertheilt hat, hört man Kanonendonner. Das Volk, seines Führers beraubt, drängt sich in Bestürzung auf die Bühne. Der tapfre Palmore tritt ihnen Muth zusprechend entgegen. Man wählt ihn zum Rajah und Feldherrn. Er erklärt, einen eintägigen Waffenstillstand schließen zu wollen, da er vom Nabob von Ganganor Hilfe erwarte. Dieser Palmore ist der übliche verschmähte Liebhaber. Er naht sich der Lanassa, welche einem Chor von Bluts- und Standes-Verwandten erklärt hat, sie werde ihrer Pflicht getreu dem Gatten in den Tod folgen, und verspricht sie zu retten, wenn sie ihn erhöre, wird aber stolz zurückgewiesen. Seine aus Liebe und Zorn gemischte, ihre durch Rückerinnerung an den verlorenen Geliebten bewegte Empfindung stellen dann wieder der Musik eine angemessene Aufgabe. Als Beispiel, wie die Motive der Handlung sorgfältig gespart, gesammelt und zu Knotenpunkten zusammengeleitet werden, an welchen sich dann die Musik mit ihrer ganzen Macht entladet, stehe hier noch der Inhalt des ersten Finales. Die Vorgeschichte des jungen Braminen, die auch ihn als Opfer eines barbarischen Gebrauchs erscheinen läßt, ist fallen

gelassen. Es wird angenommen, daß die Geschwister sich als Kinder gekannt haben und dann getrennt worden sind. Als Zorai seine Botschaft an Lanassa ausrichten will, trifft er nicht sie, sondern nur Fatime. Palmore ist in glänzendem Aufzuge zu Montalban gekommen. Wegen der gestellten Friedensbedingungen erbittet er eintägige Bedenkzeit, da er im Stillen die Hilfe des Nabob erhofft. Er wünscht jetzt nur freien Zutritt zum Brama-Tempel, damit eine heilige Handlung dort begangen werde. Was diese betreffe, will er nicht sagen und erregt dadurch Montalban's Argwohn. Montalban hat bereits einen Vertrauten beauftragt, über Lanassa, die er vor Jahren in dieser Stadt zurücklassen mußte, Erkundigungen einzuziehen. Auch Palmore traut dem feindlichen Führer nicht und trifft seine Maßregeln. Nun also das Finale. Der Act der Opferung beginnt. Alles Volk ist versammelt und wendet sich in feierlichem Chore an die Gottheit. Lanassa erscheint, prächtig gekleidet, mit Blumen und Juwelen geschmückt. Noch könne er sie retten, flüstert ihr Palmore zu, sie möge sich weigern, den Tod zu erleiden. Entrüstet weist sie den Verführer zurück. Der Oberbramin heißt den Holzstoß entzünden, die Trompeter das Zeichen geben (die Aehnlichkeit des Vorgangs mit dem letzten Finale aus Marschner's „Templer und Jüdin" wird man bemerken), schon besteigt Lanassa den Scheiterhaufen — „Haltet ein", ruft eine Stimme und Montalban stürzt herein; „wo ist sie? wen muß ich sehen? Lanassa!" Auch sie erkennt ihn. Zorai erkennt die Schwester. Entrüstung über die freche Störung und Eifersucht erfüllen den Oberbramin und Palmore. Fatime ist von Hoffnung auf Rettung erfüllt. Die versammelte Menge in größter Ueberraschung. Die aufgestauten Wogen der Empfindung fluthen nun mit mächtigem Schwall einher. Nach dem ersten Entzücken des Wiedersehens aber kehrt Lanassa das Bewußtsein ihrer Pflicht zurück. Der Oberbramin erklärt die heilige Handlung für aufgehoben, da die Gegenwart eines Fremdlings sie entweiht habe. Freudige Erregung Palmore's, der nun wieder hofft, sich Lanassa zu gewinnen. Auf seinen Wink schleicht sich ein Trupp indischer Soldaten davon, den Ueberfall der feindlichen Flotte zu bewerkstelligen. Montalban will sich Lanassa's bemächtigen, der Hinweis auf den Waffenstillstand hindert ihn, Gewalt zu gebrauchen. Er droht für später mit Gewaltmaßregeln, die Inder drohen dagegen. Lanassa wird in die naheliegende Behausung des Braminen geschleppt.

Man mag auf Grund dieser Proben meinen, daß von der eigentlichen „Veuve du Malabar" hier nicht mehr viel übrig geblieben sei. Das wäre indessen auch nicht nöthig. Der Dichter darf sich die Stoffe suchen, wo er will, und es ist gänzlich seine Sache, was er aus ihnen neues gestaltet. Die Sicherheit, mit welcher in diesem Operntexte die musikalische Seele des Originals bloß gelegt und organisch ausgebildet ist — natürlich vom italienischen Standpunkte aus — verdient volle Anerkennung. Wohl nur durch eine Jahrhunderte alte, praktisch stets lebendig erhaltene Tradition ließ sich eine so sichere Technik erreichen.

Wir kehren nach Deutschland zurück. Am 19. Februar 1791 hatte die Bossische Schauspielergesellschaft in Pilsen Plümicke's „Lanassa" aufgeführt. Mehr das Stück selbst als die Aufführung begeisterten einen gewissen Johann Nepomuk Komareck für eine Fortsetzung desselben. Gedacht, gethan; er dichtete

eine „Marie von Montalban, oder Lanassa's zweiter Theil. Trauerspiel mit Chören" und ließ es 1792 im Druck ausgehen. Folgendes ist in Kürze das, was uns Herr Komareck erleben läßt. Sechs Jahre sind verstrichen seit den Ereignissen, die in „Lanassa" zur Darstellung kommen. Die Europäer haben sich die Inder unterworfen. Lanassa, Montalban's Gemahlin, ist nebst ihrem Bruder und ihrer Vertrauten zum Christenthum übergetreten. Sie führen die Namen Marie, Emanuel, Christine. Die Braminen sinnen heimlich auf Befreiung und Rache, ein Theil des Volkes hängt ihnen an. Deli, Lanassa's früherer Gatte, von dem man glaubte, er sei im Schiffbruch umgekommen, lebt und kehrt zurück. Man wählt ihn zum Führer. Das nächste, was er thut, ist indessen, daß er als Bramin verkleidet zu Montalban geht und ihm Vorwürfe macht, warum er den Indern, die ihm nichts zu Leid gethan, die Freiheit geraubt habe und ihre Religion unterdrücke. Je weniger Stichhaltiges Montalban hierauf zu erwidern weiß, desto schroffer weist er ihn ab. Deli geht, Rache drohend, Marie wird ohnmächtig, Emanuel kommt die Sprache Deli's bekannt vor. Feindselige Bewegungen der Inder werden gemeldet. Die Männer entfernen sich, Ruhe zu stiften. Alsbald dringt der Oberbramin mit Bewaffneten herein und schleppt die Frauen fort. In ihr Gewahrsam kommt der verkleidete Deli, hält Marie ihr Vergehen vor, stellt ihr Montalban's und ihren eigenen Tod in Aussicht und weidet sich an ihren Qualen. Der Oberbramin ruft ihn ab, damit er die geplante Empörung zur Ausführung bringe. Dieselbe nimmt einen für die Inder günstigen Verlauf, da auch einige von Montalban's Leuten Verrath üben. Der Oberbramin räth Deli, Montalban's Haus anzugreifen. Dasselbe wird angezündet; Montalban war aber nicht darin, er stürzt voll Wuth herbei und jagt die flüchtenden Inder vor sich her. Dann drängt er weiter zum Gefängniß der Frauen, sprengt die Kerkerthür und will sie fortführen. Aber die Flamme schlägt ihm entgegen. Hinter ihnen öffnet sich eine Fallthür, und Deli mit Indern steigt herauf. Im Kampf sinkt Montalban verwundet, die Frauen werden abermals fortgeschleppt. Nun sollen Marie und Christine verbrannt und Montalban feierlich geschlachtet werden. Da aber erscheint Emanuel, von dem Montalban geglaubt hatte, er sei im Kampf gefallen, mit bewaffneten Europäern, stößt Deli nieder, jagt die Inder auseinander, und die Christen stimmen zur Ehre Gottes einen Lobgesang an.

Fortsetzungen beliebter Bühnenstücke sind nicht selten, aber nie mit sonderlichem Glück versucht. Ein wirkliches Kunstwerk erschöpft seinen Gegenstand, und auch in Bezug auf die Frische und Neuheit der Handlung ist die Fortsetzung stets im Nachtheil. Bei Komareck's Stück war aber schon aus anderen Gründen nicht anzunehmen, daß es die ältere „Lanassa" verdunkeln werde. Einige gute dramatische Motive sind doch nur mangelhaft verwerthet. Der Gang der Handlung ist schleppend und unsicher, die Sprache, welche Schiller's „Räuber" übertrumpfen möchte, roh und hohlpathetisch. Komareck wünscht, „daß die Musik zu den Chören nur für Sänger und für keine Schnattergänse, wie wir sie und ein wildes Miauen hier hören mußten, componirt werden möchte, damit es Voß und Consorten nie einfallen könnte, sich daran zu versündigen". Diese Probe dürfte die Sorgfalt seines Stils und die Gewähltheit seiner Bilder hinlänglich

illustriren. Ich weiß nicht, ob Jemand Lust gehabt hat, seine Chöre überhaupt zu componiren.

Aber als Ganzes ist „Marie von Montalban" allerdings componirt, wenn schon nicht in der Originalform. Karl Reger in München arbeitete Komareck's Machwerk zu einem Operntexte um, und Peter Winter setzte denselben in Musik. Die erste Aufführung der Oper „Marie von Montalban" fand am 28. Januar 1800 zu München statt. Warum Winter nicht lieber die „Lanassa" als Opernstoff wählte, erklärt sich wohl am einfachsten daraus, daß dieses Stück sich als Schauspiel schon zu sehr in der Gunst des Publicums festgesetzt hatte. Die Diction des Reger'schen Textes erhebt sich nun freilich nirgends über die gewöhnliche Opernreimerei. Dagegen ist durch einige glückliche Aenderungen der Gang der Handlung einheitlicher und spannender gemacht. Winter war im Ganzen genommen nur ein Talent von mittlerer Kraft. Aber er besaß etwas, was zu allen Zeiten unter den deutschen Componisten selten gewesen ist: lebendigen Sinn für das dramatisch Wirksame. Das zeigt sich auch in dieser Oper. Es sind Stellen darin von hinreißender Leidenschaft und sogar von einem gewissen imponirenden Wuchse, die als Vorbild Gluck erkennen lassen. Neben dem „unterbrochenen Opferfest" errang sich daher „Marie von Montalban" mit Recht den größten Ruhm unter den zahlreichen Opern Winter's. —

In der ersten Scene des zweiten Actes läßt Lemierre die über die Ungerechtigkeit der Wittwenverbrennung empörte Fatime sagen:

L'époux traîne à la mort son épouse fidelle;
Mais lui, lorsqu'il survit, s'immole-t-il pour elle?
Au-delà du tombeau lui garde-t-il sa foi?
Quel droit de vivre a-t-il, que d'avoir fait la loi?
Sans peine il l'imposa sur un sexe timide,
Tandis qu'il s'affranchit de ce joug homicide.

Nachdem „La veuve du Malabar" bei ihrem ersten Erscheinen durch die Neuheit des Gegenstandes befremdet hatte und ihrer zahlreichen Schwächen wegen gleichsam durchgefallen war, lag es nahe, daß der Pariser Witz aus ihr Nahrung zog. Ich glaube fast, es sind obige Worte gewesen, welche Framery auf den Einfall brachten, seine „Indienne" zu dichten, die mit Musik von Cifolelli am 31. Oct. 1770 zur Aufführung kam. Es war keine eigentliche Oper, sondern eine sogenannte Comédie mêlée d'ariettes. Der Name Opéra comique bedeutet in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts durchaus das, was man später Vaudeville zu nennen pflegte. Die eingelegten Lieder werden zu derzeit allgemein bekannten Melodien gesungen: darin, daß zu irgend einem Gassenhauer ein neuer durch den dramatischen Zusammenhang bedingter Text gehört wird, liegt ein Hauptreiz dieser Gesangsstücke. In solchem Verstande ist z. B. bei Favart's Stücken überall das Wort Opéra comique gebraucht. Zwischen dieser Gattung und der durch Einwirkung der Opera buffa später entstandenen höheren komischen Oper der Franzosen steht die Comédie mêlée d'ariettes gewissermaßen in der Mitte. Der musikalische Theil war gewählter und pflegte für das Stück eigens componirt zu werden, auch gehörte eine sorgfältige Instrumentalbegleitung dazu. Aeltere und einfachere Opere buffe, wie Pergolese's „Serva padrona", führen in der

französischen Uebertragung auch wohl geradezu den Namen Comédie mêlée d'ariettes. Andererseits nähert der überwiegend lustige und tanzartige Charakter der Arietten sich wieder mehr dem Stil der alten Opéra comique. Eine solche Comédie also war „L'Indienne", und ein italienischer Baß-Buffo hatte die Musik dazu geliefert. Baron Grimm meinte, sie hätte den Namen „La petite Veuve du Malabar" tragen sollen. Es wird angenommen, daß in Indien nicht nur die Frauen ihren Männern, sondern auch die Männer ihren Frauen durch Verbrennung in den Tod folgen. Ein Oberbramin ist verwittwet, und schickt sich an, unter prahlerischen Ceremonien den Scheiterhaufen zu besteigen. Eine junge Inderin ist auch verwittwet, hat aber nicht die geringste Lust, dem Leben zu entsagen. Durch allerhand Künste bringt sie es nun dahin, daß der Oberbramin sich in sie verliebt und sie heirathen will. Nun ist sie gerettet. Denn wenn ein verwittweter Bramin, der sich zum Feuertode vorbereitet, eine Wittwe findet, die in derselben Lage ist, so kann er dadurch, daß er sie heirathet, sie mit Ehren dem Tode entziehen. Natürlich nur bei einem Bramin ist eine solche Ausnahme von der allgemeinen Sitte zulässig. Eine satirische Spitze gegen die Geistlichkeit fühlt sich auch hier heraus. Das einactige Stück hat keinen großen Werth und verdankte, wie der Baron Grimm berichtet, seinen geringen Erfolg nur der Musik Cifolelli's. Dennoch fand es in Deutschland Freunde. Joseph von Pauersbach in Esterház verfaßte eine deutsche Bearbeitung, in welcher aber auf die Mitwirkung der Musik verzichtet wurde. Unter dem Titel: „Die indianische Wittwe" ließ er sie 1772 in Preßburg drucken.

Als „La veuve du Malabar" 1780 in ihrer Umgestaltung allgemeinsten Beifall fand, wurde sie von Pierre Germain Parisau parodirt. Hier mögen politische Motive mitgewirkt haben. Parisau war ein Anhänger des ancien régime; die unausgesetzten Angriffe, welche er später gegen die Männer und Doctrinen der Revolution führte, brachten ihn 1794 auf die Guillotine. Ein leichtes Blut, das sich in den verschiedensten Verhältnissen umgetrieben hatte, auch Theaterdirector und Schauspieler gewesen war, und dessen witzige, originelle Stücke gern gesehen wurden. Die Parodie führt den Titel: „La Veuve de Cancale" und wurde den 3. October 1780 in der „Comédie italienne" zum ersten Male gegeben. Die schonungslosen Angriffe auf Lemierre's Person und Dichtung nahm aber das Publicum so übel, daß Parisau genöthigt war, die stärksten Dinge zu streichen und einiges Lob einfließen zu lassen. In dieser Gestalt wurde das Stück beifällig aufgenommen, gedruckt und auch viel gelesen; 1786 erschien in Toulouse eine zweite Auflage. Der Schauplatz der Handlung ist Cancale, eine Küstenstadt der Bretagne. Der Oberbramin ist zum Amtmann von Cancale, der junge Bramin zu seinem Gerichtsschreiber gemacht. „Lassana" ist die Wittwe eines Kirchendieners, an Montalban's Platz steht ein Sergent der Milizen. Für die Sitte der Wittwenverbrennung ist die Fiction eingeführt, daß der Amtmann von Cancale, wenn ihm die Frau gestorben ist, das Recht hat, sich aus den Wittwen des Ortes eine neue Gattin zu wählen. Er wählt Lassana, die den Sergent Eisenbrecher (Brisefer) liebt. Diesen läßt der Amtmann durch seine Polizisten überfallen und dingfest machen. Lassana springt in einen Brunnen, Eisenbrecher, der ausgebrochen ist, hinterher. Man zieht das

Paar wieder ans Licht; Eisenbrecher stellt dem Amtmann die Alternative, entweder Lassana oder seine beiden Ohren herzugeben, worauf dieser sich schleunigst für ersteres entscheidet. Das Interessante der Parodie liegt, wie bei Stücken dieser Gattung meistens, in den Einzelheiten, in der überraschenden Einführung von Citaten aus dem Original, in den scharfen Schlaglichtern, die auf die Schwächen desselben geworfen werden, dann aber auch in dem Uebermuth, mit dem der Verfasser eine gefeierte Tragödie zum Object seiner Laune macht. Der Gefahr, die ihm hieraus erwachsen konnte, und die der ersten Aufführung auch wohl wirklich erwachsen ist, hat er durch die Schlußverse die Spitze abgebrochen: „Keiner weiß besser die Schönheiten eines Werkes zu schätzen, als der, welcher seine Fehler zu finden sucht." Außerdem aber fehlt es dem Stücke auch nicht an allerhand satirischen Anspielungen auf damalige französische Sittenzustände.

Die Musik ist bei dieser Parodie nicht herangezogen worden, obschon man solches in Frankreich sonst zu thun liebte. Aber nach länger als 40 Jahren taucht die Jessonda-Fabel noch einmal in einem einactigen Vaudeville auf. „La veuve du Malabar" von Saint-Amand wurde am 19. August 1822 im „Théâtre du Gymnase" gegeben, zu der Zeit also, da eben Spohr in Deutschland seine „Jessonda" componirte. Eine Stelle bei Lemierre, wo der junge Bramin dem Montalban verräth, daß durch den unterirdischen Gang schon einmal eine Frau um den Preis einer bedeutenden Geldsumme dem Feuertode entzogen sein soll, hat offenbar den Verfasser auf die Idee gebracht, den Brauch der Wittwenverbrennung einmal ganz unter den Gesichtspunkt des kaufmännischen Geschäfts zu bringen. Surville, ein reicher junger Franzose, liebt Zeila, eine junge indische Wittwe, welcher der Flammentod bevorsteht. Ein nach Indien übergesiedelter französischer Kaufmann, Dupré, hat sich gegen eine Summe von 20,000 Piastern bereit erklärt, sie zu retten. Der berühmte unterirdische Gang führt vom Tempel, wo Zeila sich aufhält, in seine Wohnung. Hierher gelangen heimlich die Liebenden. Ein Schiff am nahen Strande ist bereit, sie nach Frankreich zu führen. Dupré mit seinen erworbenen Reichthümern und dem Rest seiner Waaren, will sich mit ihnen einschiffen. Um aber alles Aufsehen zu vermeiden, das durch den Schluß seines Geschäfts, die Entlassung seiner Dienstboten entstehen und Verdacht erregen könnte, kommt Dupré auf den Gedanken, die Nachricht von seinem Tode zu verbreiten. Nun ist seine Gattin, die er in Frankreich heimlich verlassen hatte und die im Dienste einer englischen Lady ebenfalls nach Indien gekommen war, hier wieder mit ihm zusammengetroffen. Die Frau, sonst zänkisch und rücksichtslos, wird alsbald von liebendster Sorgfalt für ihren Gatten erfüllt, da sie erfährt, was ihr im Falle seines Todes in Indien bevorsteht. Die fingirte Nachricht von Dupré's Tode bringt sie daher in die größte Verzweiflung. Natürlich klärt sich der Irrthum bald auf, herrscht aber doch so lange, daß ein gewisser Ali Brull-Pha-Gos Raum gewinnt, seine Eigenthümlichkeiten zu zeigen. Dieser ist ein Makler in Wittwenverbrennungsgeschäften, der gelegentlich gegen eine Summe von 40,000 Piastern auch par procuration verbrennen läßt, d. h. eine andere Wittwe oder auch wohl eine leblose Puppe unterschiebt — eine Figur von grotesker Komik. Das Stück enthält eine Anzahl recht drolliger Scenen. Unter den Melodien, zu welchen die Liedereinlagen ge-

sungen werden, befinden sich auch solche von Gretry und Rossini. Die Bezugnahme auf Lemierre ist durch das ganze Stück deutlich erkennbar, und daraus geht dann auch hervor, daß dessen Dichtung den Zuhörern oder Lesern noch ganz geläufig gewesen sein wird; sonst würde das Vaudeville zum guten Theil unwirksam haben bleiben müssen. Daß endlich auch noch 1873 eine komische Oper „La veuve du Malabar", gedichtet von Delacour und Crémieux, componirt von Hervé, in Paris auf die Bühne gebracht worden ist, möge hier nur zum Abschluß bemerkt sein.

III.

Es ist wohl möglich, daß die Menge der aus einem und demselben Grundstoff entwickelten Dramen mit den angeführten noch nicht erschöpft ist. So könnte eine „Clara von Montalban" von Elise Bürger, welche am 11. August 1822, also fast zur selben Zeit wie Saint-Amand's Vaudeville, in Würzburg aufgeführt wurde, auch wohl in diese Familie gehören. Immerhin ist klar, daß die Fabel mehr als fünfzig Jahre hindurch eine bedeutende Anziehungskraft für die dramatischen Dichter und Componisten Frankreichs, Deutschlands und Italiens besessen hat, und auch im Publicum zu den beliebtesten und bekanntesten gehört haben muß. Blickt man nach Gewinnung dieser Erkenntniß auf Spohr's anfänglich mitgetheilte Erzählung zurück, so kann man sich einer gewissen Verwunderung nicht erwehren. Scheint es doch, als habe er von all' diesen Dingen nichts gewußt. Er findet in Paris, wo damals Lemierre's „malabarische Wittwe" noch ein ganz bekanntes Stück war, einen Roman gleichen Namens und formt sich aus diesem ein Scenarium, ohne sich um Autor und Quelle des Romans irgendwie zu kümmern. Kein Wort sagt, daß er Plümicke's „Lanassa", Winter's damals ziemlich verbreitete „Marie von Montalban", Mayr's „Lanassa" gekannt habe. Letzteres ist besonders merkwürdig. Spohr war im Februar und März 1817 in Neapel, wo Mayr nach Aufführung seiner „Lanassa" in Venedig ebenfalls verweilte, zum 12. Januar sein Festspiel „Il sogno di Partenope" in Scene gesetzt hatte, und einige Wochen später seine Oper „Cora" von Neuem aufführte. Beide Künstler verkehrten viel und gern miteinander. Es ist doch kaum anzunehmen, daß Spohr hier von der Existenz und dem Inhalt der „Lanassa" nichts erfahren habe. Ein Roman „La veuve du Malabar" ist mir nicht bekannt, und von sachkundiger Seite in Paris angestellte Forschungen haben ebenfalls nur ein negatives Resultat gehabt. War ein solcher wirklich vorhanden, so ist er jedenfalls dem Lemierre'schen Drama nacherzählt gewesen, und hieraus würde sich die geschickte Anlage des Spohr'schen Scenariums wohl schon genügend erklären. Allein Spohr schrieb die Stelle seiner Selbstbiographie, welche von der „Jessonda" handelt, beiläufig dreißig Jahre später, als die erzählten Ereignisse sich zugetragen hatten. In seinem Nachlasse hat sich der bewußte französische Roman ebenfalls nicht gefunden. Es ist also die Möglichkeit nicht ganz ausgeschlossen, daß dasjenige, was ihm in Paris in die Hand fiel, gar nicht der Roman, sondern das Lemierre'sche Stück selbst gewesen ist, und das Gedächtniß ihn, der immer viele Romane las, in dieser Beziehung täuschte. Möglich auch, daß er von anderen dramatischen Bearbeitungen des Stoffes wohl

eine gewisse Kunde hatte, dieselben aber für seine Zwecke absichtlich unbeachtet ließ, und sich daher derselben später nicht mehr erinnerte. In Cassel, wo die Oper „Jessonda" componirt wurde, war früher auch Plümicke's „Lanassa" gegeben worden, und W. Lynker macht in seiner „Geschichte des Theaters und der Musik in Cassel" auf die Uebereinstimmung der Fabel aufmerksam. Wie dem auch sei, so ist Spohr's Verhalten in dieser Angelegenheit für ihn bezeichnend. Er liebte nicht, weite Umschau zu halten. Was in seinen Gesichtskreis kam, dessen bemächtigte er sich und that sein Werk in seiner Weise. Was jenseits dieses Kreises lag, ging ihn nichts an.

Zuverlässig war Gehe nicht in diesem Maße unbefangen. Er kannte jedenfalls Winter's Oper. Bei Lemierre und in der Oper Mayr's sind die erobernden Krieger Franzosen, bei Plümicke und Komareck Europäer, bei Reger Portugiesen. In der Portugiesenzeit spielt, wie erwähnt ist, auch Gehe's Dichtung. Sollte man die Uebereinstimmung für zufällig halten wollen, so schließt ein fast wörtliches Citat aus der dritten Scene des ersten Actes der Oper Winter's diese Annahme aus. Auch Plümicke's „Lanassa" mag ihm nicht unbekannt gewesen sein. Dort erscheint der europäische General erst beim Heere, als der Kampf schon im Gange ist. Auch bei Gehe trifft Tristan d'Acunha im portugiesischen Lager ein, um die schon zwei Monate währende Belagerung durch einen Sturm auf die Stadt zum Ziele zu bringen. Hier und dort herrscht Waffenruhe schon, als das Stück beginnt. Diese Züge können nicht wohl der französischen Vorlage entstammen; bei Lemierre finden sie sich wenigstens nicht. Doch das sind Kleinigkeiten, durch welche Gehe's Eigenthumsrecht auf die Ausführung des Opernbuches nicht verkürzt wird. Der Jessonda-Text ist viel gelobt worden; was die dramatische Anlage betrifft, mit vollem Recht. Auch die Sprache ist gewählt und melodisch, nicht selten erfreut man sich an einer gewissen sinnigen Zierlichkeit des Ausdrucks. An andern Stellen schwelgt der Dichter in verschwommenen Bildern bis zur Geschmacklosigkeit. Verse wie:

Daß sich Mild' und Pflicht vermähle,
An dem Himmel seiner Seele
Wallt empor der Wehmuth Hauch
Wie ein stiller Opferrauch.

stehen hart an der Grenze des blühenden Unsinns. Wer Gehe's Dichtung unbedingt lobt, hat wenigstens kein Recht, am Stil des Euryanthe-Textes Kritik zu üben.

Vergleicht man die Dichtung, sowie sie nun einmal besteht, mit der „Veuve du Malabar" des Lemierre, so springt ein Unterschied hell in die Augen. Von den revolutionären Stoffen des Originals ist dem Operntext nichts geblieben. Ich setzte oben Beaumarchais zu Lemierre in Parallele. Die Parallele läßt sich verlängern. Beaumarchais fand seinen Mozart, wie Lemierre seinen Spohr. Spohr verhält sich, hinsichtlich der Talentkraft, annähernd so zu Mozart, wie Lemierre zu Beaumarchais. Die Operntexte zum „Figaro" und zur „Jessonda" stimmen darin überein, daß in beiden das tendenziöse politische Element als ein unmusikalisches soweit ausgemerzt wurde, als es der Bau der Stücke irgend vertrug. Der poetische Gehalt des Restes ist bei „Jessonda" entschieden höher

als bei „Figaro". Hier aber trat Mozart's wunderwirkender Genius ein und schuf, den entgegenstehenden Schwierigkeiten wie zum Trotz, ein Kunstwerk allerhöchsten Ranges. Diese Bezeichnung kann man der „Jessonda" nicht geben.

„Jessonda" gehört gewiß zu den vorzüglichen deutschen Opern, darüber kann kein Streit sein. Und das bedeutet ein großes Lob; denn die Zahl der guten deutschen Opern ist verhältnißmäßig klein, wogegen freilich die besten unter ihnen auch alles hoch überragen, was andere Nationen auf diesem Gebiete aufzuweisen haben. Aber „Jessonda" ist mehr, man möchte sagen durch Zufall, durch ein glückliches Zusammentreffen der Umstände zu dem geworden, was sie ist, als durch den gebieterischen Willen des gestaltenden Künstlers. Sie hat etwas Dilettantisches an sich, nicht in der Musik, die überall ihren Meister lobt, aber in der dramatischen Gestaltung. Spohr war kein Dramatiker; er hat das auch wohl gefühlt und wundert sich gelegentlich über sich selbst, daß er das Opernschreiben nicht lassen kann, da er doch mit den wenigsten seiner Opern Erfolge erzielte. Seine Tonsprache ist durchaus eigenthümlich, aber nicht reich. Sie ist still, weich, dämmernd und schwermüthig, sie wirkt wie Mondlicht auf norddeutscher Ebene. Ein Charakterzug niedersächsischer Art kommt in Spohr zur Erscheinung, man denkt an Hölty oder Storm bei seiner Musik. Aus jener Grundstimmung aber findet er sich nie, oder nur mit großer Anstrengung heraus. Nun traf er in der „Jessonda" auf einen Stoff, für welchen gerade diese Stimmung gut verwendet werden konnte. Das Beschauliche, Träumerische, gestaltlos Zerfließende des indischen Wesens erhielt in ihm den rechten Componisten. Um den angemessenen Ton zu treffen, brauchte er nur zu schreiben, wie er immer schrieb. Alle Partien der Oper, in welchen dies Wesen zum Ausdruck kommt: die Introduction des ersten Actes, die Scenen zwischen Jessonda, Amazili und Nadori, die Gewitterscene im dritten Act, sind von hinreißender Naturwahrheit. In ihnen ruht, was die Oper unvergänglich macht. Aber vom Drama bilden diese Partieen nur eine Seite. Den Indern stehen die Europäer mit dem Recht auf gleich scharfe Charakterisirung gegenüber. Ja, die Inder selbst gliedern sich in eine quietistische und eine fanatische Gruppe. Hier reichen Spohr's Mittel zur Charakterisirung nicht mehr aus. Ein dramatischer Componist muß sich in jeden Charakter und jede Situation voll und ganz versetzen können, er muß eine Proteusnatur haben. Man werfe einen Blick auf „Oberon": in welch einleuchtendem Gegensatz steht das fränkische Ritterthum zum morgenländischen Wesen und zu beiden wieder das nordische Elfentreiben. Weber besaß jene Verwandlungsfähigkeit in sehr hohem Maße, darum ist er ein großer Dramatiker. Spohr besaß sie nicht, er agirt immer nur sich selbst. Absichtlich habe ich oben von dramatischem Dilettantismus gesprochen. Immer wieder muß es sich Weber wegen einiger Unvollkommenheiten, die seiner Musik anhaften, gefallen lassen, als ein dilettantischer Componist bezeichnet zu werden, und Spohr selbst hat ihn so genannt. Die Forderung ist doch vernunftgemäß, daß der Operncomponist zunächst und vor allem vom Standpunkt des dramatischen Dichters aus zu erfinden hat. So betrachtet, ist Weber ein Meister, und der von Spohr erhobene Vorwurf trifft ihn selbst.

Daß die Jessonda-Fabel schon vor Spohr im deutschen Publicum bekannt

und beliebt war, dürfte dem Erfolge seiner Oper eher genützt als geschadet haben. Lemierre hatte erfahren müssen, daß ein ganz neuer und fremdartiger dramatischer Stoff ein Theaterpublicum eben so leicht abstoßen als anziehen kann. Es scheint, als ob dramatische Stoffe sich überhaupt nicht leicht beim ersten Anlauf bewältigen lassen. Gerade die besten unter ihnen haben vielfach erst dann ihre endgültige Ausprägung erhalten, nachdem schon eine Anzahl schöpferischer Kräfte sich an ihnen abgearbeitet hatte. Indessen diese Betrachtung braucht hier nicht weiter verfolgt zu werden, denn man muß leugnen, daß Spohr's „Jessonda" die von Stufe zu Stufe weitergeführte endliche Lösung des von Lemierre aufgeworfenen dramatischen Problems darstellt. Daß in der Oper sehr viel verloren gegangen ist, was gerade zu den glänzendsten Vorzügen des Schauspiels gehört, ist schon gesagt. Daß man auch für den Zweck einer Oper den Stoff ganz anders behandeln kann, beweist die italienische „Lanassa". Spohr war seinen Vorarbeitern zwar wohl an allgemeinem musikalischem Talent, keinesfalls aber an der entscheidenden dramatischen Begabung überlegen. Was ihm den Erfolg sicherte, dürfte vielmehr dieses gewesen sein, daß er zu einer Zeit, da das Interesse an dem vielbearbeiteten Gegenstande anfangen wollte nachzulassen, eine Seite desselben besonders stark und glücklich heraushob, die der romantischen Stimmung der Zeit entsprach: den fremdartigen, indischen Localton. Eine allseitig genügende musikalische Behandlung, eine solche, wie sie z. B. der Don Juan-Sage durch Mozart zu Theil wurde, hat die „malabarische Wittwe" überhaupt nicht erfahren. Vielleicht wäre dies eine Aufgabe für Spontini gewesen. An Spontini zu denken liegt nahe, da der Jessonda-Text sich mit jeder seiner drei Hauptopern berührt. Es ist gesagt, daß Lemierre's Stück an Voltaire's „Olympie" wenigstens anklingt, und aus Fontanelle's „Ericie" mehrere wichtige Motive entnimmt. Voltaire's „Olympie" wurde die Grundlage für Spontini's gleichnamige Oper, und daß Jouy, der Verfasser des Textes zur „Vestalin" die Tragödie Fontanelle's gekannt und benutzt hat, darf als unzweifelhaft gelten. Die Aehnlichkeit endlich zwischen „Cortez", ebenfalls von Jouy gedichtet, und der „Wittwe von Malabar" liegt auf der Hand; auch Gehe ist sich ihrer bewußt gewesen, die Entlehnung des Frauennamens Amazili läßt es erkennen.

Man hat von jeher „Jessonda" mit besonderem Stolz eine echt deutsche Oper genannt und in dieser Eigenschaft auch ihre Wirkung auf das deutsche Volk begründet gefunden. Ich meine, daß dies Urtheil doch einer wesentlichen Einschränkung bedarf. Deutsch ist die Oper wohl in Bezug auf die Musik, ja in ihren schönsten Partien so eigenthümlich deutsch, daß die Romanen Mühe haben würden, sie zu verstehen. Aber mit dieser nationalen Eigenthümlichkeit allein hätte Spohr doch niemals ein Werk schaffen können, das im Stande gewesen wäre, sich neben den Producten der Italiener und Franzosen im deutschen Vaterlande dauernd zu behaupten. Mir scheint die Musik zum „Faust" keineswegs geringwerthiger als die zur „Jessonda", in manchem Betracht möchte sie gar höher stehen. Dennoch hat sich diese Oper nicht einbürgern können. Die Lebensfähigkeit der „Jessonda" liegt zum guten Theil in der Trefflichkeit der Dichtung und diese verdanken wir einem französischen Dramatiker. Dadurch

wird Spohr von seinem Verdienste nichts genommen; er erscheint nur einem geschichtlichen Gesetze unterthan, durch welches die Entwickelung der Oper überhaupt bestimmt worden ist. Deutsche, Italiener, Franzosen und mit ihnen zeitweilig die Engländer und Spanier haben durch einen Zeitraum von mehr als dreihundert Jahren nur einen gemeinsamen musikalischen Haushalt geführt. Die Geschichte der europäischen Musik zu begreifen ist nur möglich, wenn man sich dies Verhältniß bei jedem Schritte gegenwärtig erhält. Es erscheint nicht in allen Zweigen der Tonkunst gleich wirksam. Gerade aber die deutsche Oper wäre ohne die stete Mithilfe der Italiener und Franzosen eine Unmöglichkeit gewesen. Diese internationale Entwickelung schließt selbstverständlich das Hervortreten nationaler Eigenthümlichkeiten nicht aus. Nur wird man sich hüten müssen, in ihnen den eigentlichen Grund und Boden des Kunstwerks sehen zu wollen. Wenn in unserer Zeit die deutsche Musik die offenbare Neigung zeigt, sich national zu isoliren — im merkwürdigen Gegensatz zu der allgemeinen Tendenz des 19. Jahrhunderts, das die Völker mit jedem Jahre enger zusammenrückt — so hoffen wir, daß es nur eine vorübergehende Laune derselben ist, von einem Wege abzuschwenken, der sie bisher ununterbrochen von Höhe zu Höhe geleitet hat.

Pergamon.

Von

A. **Milchhoefer** in Göttingen.

I.

Als das junge deutsche Reich seine frische Kraft und seinen Einfluß einem bis dahin einzigartigen Friedenswerke zuwandte, als die Aufdeckung von Olympia Thatsache zu werden begann und im October 1875 der erste Spatenstich auf dem heiligen Boden der Altis gethan werden konnte, da begrüßten alle Anhänger classischer Bildung, soweit sie wenigstens Deutsche waren, mit Genugthuung und Spannung den endlichen Erfolg des hundertjährigen Planes. Nur Einer stand damals bei Seite, dessen Hoffnungen und Wünsche vor dem großen Unternehmen von Neuem und abermals in den Schatten traten, durch dessen Brust gerade jetzt ein Gefühl der Enttäuschung und fast der Bitterkeit gehen mußte. Und doch wollte er nichts Selbstsüchtiges; und doch war er trotz langjähriger Fremde im fernen Orient ein echter Sohn Deutschlands geblieben, ein warmer Freund unserer Wissenschaft und ihrer Vertreter, ein begeisterter Verehrer des Alterthums, dessen Erforschung ihm, obgleich nicht Gelehrtem von Beruf, schon manche pfadfindende That verdankte. Das war der Ingenieur Karl Humann, nunmehr schon länger als zwanzig Jahre in Kleinasien thätig, wohin ihn ursprünglich Gesundheitsrücksichten geführt hatten. Und sein liebevoll gehegtes Schmerzenskind, dem er doch so zuversichtlich eine glänzende Zukunft prophezeihen konnte, war die Idee einer Durchforschung der alten Königsburg von Pergamon.

Bereits im Jahre 1861 erstieg er von der heute wohlbevölkerten Stadt Bergamo aus zum ersten Male die tausend Fuß über dem Meer gelegene, nur von Süden zugängliche Bergkuppe. Die in romantischen Schluchten herabrauschenden Bäche Selinos und Ketios, welche jene Höhe von zwei Seiten, von Ost und West, umströmen, fließen dann gemeinsam dem großen Thale des Kaikos zu, dessen Wasser in etwa fünf Stunden das Meer erreichen, in der Mitte ungefähr zwischen Smyrna und dem Südrande der trojanischen Ebene. Auf jener Burg sah unser Wanderer damals nur eine verwirrende Fülle türkischen, byzantinischen und antiken Mauerwerks, edle Bauglieder aus Marmor, überwuchert von Gestrüpp und wilden Feigen, oder aus dem Schutte hervorgeholt, um dann, mit dem Hammer zerkleinert, in den daneben rauchenden Kalkofen zu wandern. „Das

also," ruft wehmüthig er aus, „ist übrig geblieben von dem stolzen, uneinnehmbaren Herrschersitz der Attaliden; birgt der Boden noch Reste, und wo? von all' den Kunstschätzen, welche diese Medicäer der Diadochenzeit hier zusammengetragen und errichtet hatten?" Den Kalkbrennern legte er ihr Handwerk bald; weiter schweiften seine Absichten damals noch nicht; aber er hatte einen unauslöschlichen Eindruck mitgenommen und magisch zog es ihn immer wieder nach der alten Stätte zurück. So wieder im Jahre 1866, „als unsere Heere in Böhmen standen", wie er hinzufügt, um mit Befriedigung das auch in die Ferne wachsende Ansehen Deutschlands zu constatiren. Auch diesmal beschränkt sich Humann darauf, mit heiligem Eifer die neu etablirten Kalköfen für immer auszurotten; ein großes Marmorrelief, das man ihnen noch rechtzeitig entriß, wanderte damals nach Constantinopel. Seit 1869 ist Humann, bei Chausseebauten beschäftigt, dauernd in Pergamon und hütet die Alterthümer der Burg so gut er kann. Dennoch kam es vor, daß er ein zufällig ausgegrabenes Hochrelief, heute darf man sagen, ein Stück der Gigantenschlacht, nach zwei Tagen, da er es bergen wollte, zu einer Treppenstufe verarbeitet wiederfand. Erst nach dem großen Kriege von 1870 erwachen in ihm mit dem schwellenden patriotischen Selbstgefühl auch kühnere Pläne. Eine zufällige Begegnung mit Ernst Curtius in Constantinopel veranlaßt ihn, denselben mit seinen Begleitern, Adler und Gelzer, nach Pergamon einzuladen. Der Besuch verweilt einige Tage dort. Vor ihren Augen läßt Humann aus einer späten, aus Mörtel und antikem Material gefügten Mauer zwei zufällig sichtbar gewordene Fragmente eines gewaltigen Reliefs herausbrechen, die denn auch ins Berliner Museum wanderten; und damit ist wenigstens ein Keim gelegt.

Aber Humann's Ungeduld wächst mit der Kraft der Ueberzeugung. Die zufällig gefundenen Stücke sind offenbar Theile eines großen Kampfbildes, in dem wilde Thiere, Pferde und Männer erscheinen; hier muß noch mehr bei einander liegen. Immer von Neuem, und jetzt direct nach Berlin, erhebt er seine Stimme; immer dringender lauten seine Vorschläge. „Der deutsche Forschergeist," so ruft er, „hält Wacht in Rom und Athen; im kleinasiatischen Griechenland aber, wo wir Museen füllen könnten, sollen wir Andern den Vorrang lassen, die ohnehin schon durch politische Machtstellung viele Jahrzehnte Vorsprung vor uns hatten?" Mittlerweile waren zufällig neue Bruchstücke zum Vorschein gekommen. Im Herbst 1873 sucht Humann Curtius in Wiesbaden auf und erneuert seine Vorstellungen; aber Curtius stand unmittelbar vor der Verwirklichung seines Olympiaunternehmens und mußte ablehnen. Im Jahre 1874 ist Gustav Hirschfeld in Smyrna; wiederum läßt Humann in seiner Gegenwart ein Marmorrelief des großen Kampfbildes heben und drängt ihn zu weiterem Vorgehen. Wirklich wird auch ein Anlauf in Constantinopel gemacht, der aber nicht über die ersten Schritte hinauskommt; Hirschfeld geht als Leiter der Ausgrabungen nach Olympia, und wiederum ist Humann mit seinen Wünschen allein. Somit schien auf lange Zeit jede Aussicht für Pergamon verloren; erst der Zufall, wenn man will, brachte sie wieder zurück. Ein Anderer wird in der Folge der Begebenheiten eine fast providentielle Fügung erblicken, und gewiß mit gleichem Recht. Heute, da diese Dinge abgeschlossen vor uns liegen,

da wir Olympia und Pergamon besitzen, erkennen wir mit voller Klarheit, daß Pergamon und Olympia vielleicht nie Ereigniß geworden wäre, wie sie es geworden sind; sicherlich nicht im Zeitraum eines halben Decenniums. Es scheint den Deutschen einmal beschieden, im Großen wie im Kleinen jede reifende That erst lange vorher in der Idee durchzuringen und durchzukämpfen, bis sie, wenn ihre Zeit gekommen ist, dann auch weit über sich selbst hinaus wächst und alle ersten Plane und Hoffnungen in der Verwirklichung weit übersteigt. Auch Humann's, unseres Pergamonapostels, Zeit war noch nicht gekommen, als Olympia endlich, nach langen Wehen ins Leben trat. Es währte noch einige Jahre. Inzwischen hatte sich in Berlin ein bedeutsamer Wechsel vollzogen; an Stelle Karl Bötticher's war in die Leitung der Sculpturensammlung des königlichen Museums ein Mann eingetreten, wie auserlesen zu frischer That: Alexander Conze. Humann war unterdeß trotz alledem nicht müde geworden, dem Museum von Smyrna aus gelegentlich antike Bildwerke, wie sie sich gerade in Kleinasien fanden, zuzuwenden. So trat er, von Curtius an Conze gewiesen, mit diesem in brieflichen Verkehr. „Bei dieser Gelegenheit war es natürlich," so berichtet er, „daß ich Conze von meinem chronischen Pergamonleiden aufs Neue des Weiteren erzählte; durch ihn fand ich endlich Erlösung."

Das Wenige, was ich bisher über Pergamon gesagt habe, verflocht ich in die Geschichte eines einzelnen Mannes. Es schien mir der Betrachtung nicht unwerth, wie wenig und wie viel der Einzelne vermag, als Werkzeug einer Idee, welche fast unabhängig von ihm mehr ihren eigenen Weg nimmt, als sich nach seinem Ermessen leiten läßt. Humann gedachte unsere Museen zu füllen, und bereits nach den allerersten Tagen der begonnenen Ausgrabung kann er nach Berlin berichten: „wir haben eine ganze Kunstepoche gefunden".

Conze hatte gleich zu Anfang, als Humann sein Interesse auf Pergamon lenkte, eine wichtige Combination gemacht. In dem Sammelsurium eines obscuren Schriftstellers aus dem zweiten oder dritten Jahrhundert nach Chr., welches die sogenannten Weltwunder aufzählt, findet sich folgende, bis dahin noch wenig beachtete Notiz: „Zu Pergamon ein großer Altar aus Marmor, vierzig Fuß hoch mit sehr großen Bildwerken; sie stellen aber den Gigantenkampf dar." Jene Bruchstücke überlebensgroßer, wildbewegter Körper, welche sich schon seit Jahren im Museum befanden, sollten sie Theile dieses Weltwunders, des Altars mit der Gigantenschlacht, darstellen? Thaten sie das aber, so mußte es eine ungeheure Composition sein, die zu gewinnen war. Zu diesen Erwägungen gesellten sich noch andere, nicht minder spannende.

II.

Es ist jetzt an der Zeit, in Kürze dessen zu gedenken, was wir bis dahin von Pergamon wußten; was jene Stadt ihrer Zeit der griechischen Welt gewesen ist und was wir von ihrem weiteren Nachlaß berechtigter Weise erwarten durften.

Auch vor den letzten Ereignissen war der Name Pergamon keinem Gebildeten ein völlig leerer Klang; wenigstens kannte man ihn aus der Erfindung des Pergamentes und dabei erinnern wir uns, daß diese Erfindung oder Verbesserung einer Art Nothwehr entsprang, als Aegypten, als König Ptolemäos Epiphanes

aus Eifersucht gegen die wachsenden Bücherschätze der pergamenischen Bibliothek die Ausfuhr des Papyros verbot. Hatten die Könige des reichen und mächtigen Aegyptens, hatte ihre Hauptstadt Alexandria die Rivalität des nachgeborenen Fürstensitzes von Pergamon zu fürchten? In der That ist Pergamon verhältnißmäßig spät, und nicht einmal aus legitimen Anfängen, zu Macht und Selbständigkeit gelangt. Als das große Alexanderreich in seine Theile zerfiel, war hier nichts weiter als eine starke Festung (Pergamos bedeutet lediglich „Burg") — sicher genug, um als Vorrathskammer für die zusammengeplünderten Schätze der Diadochenfürsten zu dienen. So hatte Lysimachos, der mächtige König von Macedonien, daselbst 2000 Talente, d. i. über 40 Millionen Mark, deponirt und unter die Obhut eines Vertrauten mit Namen Philetairos gestellt. Die langbewährte Treue desselben wurde erst gelockert, als Lysimachos auf Betreiben seiner vierten Gemahlin Arsinoë den eignen allbeliebten Sohn Agathokles ermorden ließ und sich in wahnwitziger Verblendung alle ehemaligen Freunde entfremdete. Als Philetairos, halbgedrängt durch die Gefahr für seine eigene Sicherheit, sich von ihm lossagte, vergaß er natürlich nicht, Hand auf das anvertraute Gut zu legen. Geld und Macht waren in jener Zeit eines vaterlandslosen Söldnerwesens identisch und somit die Grundlagen zur Neubildung eines Staates vorhanden; was noch dazu gehörte, die Kunst des diplomatischen Schaukelspiels, um sich die Stärkeren zu verpflichten oder das politische Uebergewicht auf der einen Seite durch Hinneigen zur anderen auszugleichen, verstand schon Philetairos vortrefflich und er hat diese Gabe auf alle seine Nachfolger, welche übrigens Seitenlinien entstammten, vererbt. Waren diese Fähigkeiten aber ein nothwendiges Requisit für Jeden, der sich inmitten einer wüsten Epoche des Haders und der Kriege an so hervorragender Stelle behaupten wollte, so brachte die nun folgende Herrscherreihe aus der Familie des Philetairos, seine Neffen Eumenes I. und Attalos I., sowie dessen Sohn Eumenes II. Eigenschaften und Tugenden hinzu, welche zu jeder Zeit ihresgleichen suchen, damals aber zum großen Theil, wie selbst ihre Zeitgenossen bekannten, eine ganz einzige Ausnahme bildeten. Unerhört war vor allem schon die Harmonie und Makellosigkeit ihres Familienlebens. Das innige Verhältniß namentlich, welches König Eumenes II. mit seinen drei Brüdern verband, galt weithin als leuchtendes Vorbild. Nicht minder berühmt geworden ist die Kindesliebe derselben zu ihrer Mutter Apollonis, einer der edelsten Frauengestalten des Alterthums und gewiß einer der glücklichsten aller Königinnen.

Daß die Attaliden allezeit Mehrer des Reiches waren, daß sie persönliche Tapferkeit und Feldherrntalent besaßen, braucht kaum hervorgehoben zu werden; wohl aber, daß ihre kriegerischen Erfolge sich mit dem Ruhm echt nationaler Großthaten schmücken durften, da sich an ihnen — zum letzten Mal, dürfen wir sagen, — jener Gegensatz verkörperte, welcher der griechischen Welt ihr eigenthümlichstes Gepräge verliehen, sie zu ihren höchsten Leistungen emporgeführt hat, der Gegensatz zwischen Hellenen und Barbaren. Diesen Inhalt aber schufen sich ihre Siege gegen jene furchtbaren Gallierhorden, welche damals schon seit 40 Jahren Griechenland und Kleinasien durchflutheten. Hohe, sehnige Gestalten, nackten Körpers, nur mit Schwertern und langen Schilden bewaffnet, struppigen

Hauptthaares, das sie durch künstliche Mittel noch spröder machten, voll ungebändigter Wildheit und Todesverachtung erschienen sie dem damaligen Geschlechte schier unüberwindlich. Mußte doch, rasch gebildeter Legende zufolge, Apollo selbst erst zum Schutze seines Heiligthums in Delphi herbeieilen und die Natur gegen sie in Aufruhr versetzen. Diesen Gallierströmen sich zuerst und mehrmals erfolgreich entgegengeworfen und dieselben auf ein bestimmtes Gebiet, die nach ihnen Galatien genannte Landschaft, zurückgedämmt zu haben, galt als ein Hauptverdienst der pergamenischen Herrscher. Wiewohl es sich heute wahrscheinlich machen läßt, daß die Gallier hier nur als gedungene Hilfsvölker der syrischen Könige auftraten, blieb in der Erinnerung der dankbaren Mit- und Nachwelt doch fast allein der Sieg des Griechenthums über die Uncultur als Thatsache haften. Noch mehr: auch alle anderen Erscheinungen stellten sich ein, welche wir sonst, und vornehmlich in Griechenland, im Gefolge nationalen Aufschwunges wahrzunehmen gewohnt sind. Ich denke dabei nicht sowohl an die zahllosen Werke des Friedens im Allgemeinen, welche zu Pergamon gediehen und von Pergamon ihren Ausgang nahmen, wiewohl eigentlich keiner seiner Herrscher die Muße des Friedens irgendwie dauernd gekostet hat. Freilich ist es bewunderungswürdig, mit wie vielseitigem Interesse diese Fürsten alle Zweige einer hohen Cultur erfaßten und zu sich verpflanzten. Die pergamenische Bibliothek mit ihren 200,000 Handschriften, die zweitgrößte der antiken Welt, galt ihrer Ausstattung nach als unerreichtes Muster; auch als Sitz der Gelehrsamkeit wetteiferte Pergamon erfolgreich mit Alexandria. Der erste und dritte Attalos waren selber wissenschaftlich thätig. Poesie und Literatur wurden unterstützt und gefördert. Handel und Gewerbe blühten; pergamenische Teppichwirkerei und Mosaikarbeit wurden hochberühmt. An religiösen Vereinen, musischen Spielen und Wettkämpfen aller Art waren die Attaliden betheiligt; in Wagen- und Roßesiegen trugen sie Preise zu Olympia davon. Mit herrlichen Bauwerken wurden die Stadt und die gleich der Akropolis in Athen zu einem Sitz der Götter umgeschaffene Burg geschmückt, deren jedes einzelne, wie ein Schriftsteller des Alterthums behauptet, hingereicht hätte, um andere Städte berühmt zu machen. Zahlreiche Colonien trugen den Namen des Attalos, des Eumenes, der Apollonis; in andern verewigten sie sich durch großartige Monumentalbauten und Bildwerke; so in Athen, in Sikyon, in Tralles, Ephesos, Kyzikos, Pessinus. Aber diese Erscheinungen stehen in der vielgestaltigen, universalen Diadochenzeit wenigstens nicht vereinzelt da. In mancher Beziehung wurde Pergamon immer noch von Alexandria überflügelt; auch Antiochia war zum Theil ebenbürtig. Ueberhaupt empfanden die damaligen Fürsten die Pflege aller jener Interessen als Ehrensache und als Verpflichtung. Ansammlung von Macht und Reichthum bildeten dafür die natürlichen Centren und gaben den Maßstab für die Leistungsfähigkeit ab. Die einzige Blüthe, welche nur auf natürlichem Boden gedeiht und nicht so leicht beliebig versetzt werden kann, ist die der echten, der nationalen Kunst. Auch die Attaliden, so eifrige Liebhaber und Sammler der Kunst sie waren, hätten dieselbe nicht emporziehen können ohne jene Anregungen, welche die Ereignisse gaben. Aber sie haben auch nichts verabsäumt, diese Vorbedingungen auszunutzen und so wird Pergamon nicht nur der einzige und letzte Sammel-

punkt höherer Kunstbestrebungen, sondern es erfüllt dieselben auch mit neuem Gehalt.

Ehe ich fortfahre zu schildern, wie diese unsere Erkenntniß erst jüngeren und jüngsten Datums ist, nehmen wir kurz von den historischen Ereignissen und von den Persönlichkeiten Abschied, die unser Interesse in so hohem Maße verdienen. Die Glanzperiode von Pergamon drängt sich in die Regierungszeit nur zweier Könige, Attalos' I. (241—197 v. Chr.) und Eumenes' II. (197—159) zusammen, von denen der erstere freilich 44, der andere 38 Jahre regierte, also beide 82 Jahre. Dreißig Jahre nach dem Tode des Eumenes, welchem noch zwei Herrscher folgten, wurde Pergamon erste Provinz der Römer in Kleinasien, wie dieselben vorgaben, auf Grund eines Testaments des letzten Königs. Den Todeskeim der Dynastie hatte Eumenes III. selber gepflanzt, indem er die Römer an den asiatischen Wirren zu betheiligen anfing und, allerdings mehr dem Kopfe als dem Herzen folgend, trotz aller Anfechtungen und vielen Undankes ihr treuester Bundesgenosse geblieben war. Das Ende nimmt sich wie tragische Nemesis aus, ohne tragische Verschuldung, es müßte sich denn der unrechte Erwerb des Philetairos noch in den spätesten Gliedern gerächt haben; ein Makel, der uns durch die Tugenden und Thaten seiner Nachfolger doch längst getilgt erschien.

Der Strom der Geschichte ist über das Attalidenreich hinweggegangen und hat jede Spur davon verwischt. Vom historischen Standpunkte sind alle Neubildungen, welche sich dort mit soviel staatsmännischer Weisheit und Geschicklichkeit, unter körperlichem und geistigem Ringen vollzogen, nur Episode gewesen; die pergamenischen Bücherschätze wie die Gelehrtenarbeiten sind Staub für uns. Was uns aber theils geblieben, theils zurückgewonnen ist, bezeichnet auch inhaltlich die bedeutsamste Schöpfung jener Zeit: es ist die bildende Kunst von Pergamon.

Wer jemals flüchtiger oder gewissenhafter die verwirrende Fülle antiker Bildwerke durchmustert hat, welche in den öffentlichen Museen, in den Palästen und Villen Roms seit Jahrhunderten angesammelt stehen, in dessen Erinnerung werden, er sei Laie oder Gelehrter, zwei Marmorgruppen gewiß vor vielen tausend andern eine besondere und bleibende Stelle finden. Und doch sind dieselben weit entfernt von der idealen Schönheit der antiken Götter- und Griechenwelt. Es sind Barbaren, Gallier, wie man erst in diesem Jahrhundert erkannt hat. Die eine Gruppe befindet sich in der Villa Ludovisi. Es ist eine blitzschnelle blutige That, welche sich vor unserem Auge vollzieht, fast zu rasch um in Marmor festgehalten zu werden. Ein Gallier sieht vor dem Feinde kein Entrinnen mehr, für ihn und die Seinen gibt es keine Knechtschaft, nur den Tod, so will es der Brauch seines Stammes. Er hat mit der kurzen Waffe soeben sein Weib durchbohrt, welches sterbend an seinem linken Arme zu Boden sinkt, während er sich, hoch aufgerichtet, mit trotzigem Blick auf den Feind, das Schwert in die Halsgrube stößt. Im nächsten Momente wird auch er über dem entseelten Körper seiner Lebens- und Todesgefährtin hinsinken, denselben mit dem Leibe noch als Leiche schirmend.

Weniger aufregend, aber vielleicht deshalb noch eindringlicher und ergreifender wirkt die berühmte Statue des sterbenden Galliers vom Capitol. Auf seinen Schild und sein zerbrochenes Schlachthorn gesunken, kämpft er einsam einen finsteren

Todeskampf. Ein Stich hat die rechte Lunge durchbohrt, aber diesmal keinesfalls, wie man geglaubt hat, sein eigenes Schwert. Lage des Körpers und Art der Verwundung schließen bei reiferer Ueberlegung diese Annahme völlig aus, welche lediglich durch den Wunsch empfohlen wurde, doch einen versöhnenden Zug in dem Bildwerke zu entdecken, eine Erklärung für die merkwürdige Anziehungskraft, welche der grause Gegenstand trotz alledem auf den Betrachter übt. Nein, mitten in der Schar der Feinde hat er sein Schlachthorn ertönen lassen und hier den Todesstoß empfangen, an dem er nun einsam verblutet, während der Kampf vielleicht an anderer Stelle weiter tobt.

Was wir in der Gruppe vom Capitol und aus der Villa Ludovisi besitzen, sind nur herausgelöste Episoden von großen Schlachtenbildern, und wie gewaltig müssen dieselben gewesen sein, wenn schon die Theile eine künstlerisch so bedeutsame Sonderexistenz führen können. Gallierkämpfe aber waren es, welche einer Nachricht bei Plinius zufolge die Künstler des Attalos und Eumenes gebildet haben. Auf Grund dieser Notiz vornehmlich hat zum ersten Male Heinrich Brunn den beiden genannten Werken ihre kunsthistorische Stellung angewiesen. Brunn hat acht Jahre darauf (1865) noch mehr gethan, eine wahrhaft schöpferische That, die uns reicher machte, als das Ergebniß so mancher Ausgrabung. Seinem Scharfblick ergab sich die Zusammengehörigkeit einer Reihe von Bildwerken, welche durch verschiedene Museen Europa's (in Neapel, Rom, Venedig, Paris) zerstreut in Stil, Proportionen, Art des Marmors unter sich vollkommen übereinstimmen und nicht minder mit der Gruppe der Villa Ludovisi und des Capitols, bis auf die Maße, denn sie erreichen kaum halbe Lebensgröße. Dieselben stellen nur Todte und Unterliegende dar, Gallier, Perser, je eine Amazone und einen Giganten. Damit verknüpfte Brunn höchst glücklich eine Angabe aus der Beschreibung Athens durch Pausanias, derzufolge König Attalos von Pergamon auf dem Südrande der Burg vier ausgedehnte Gruppen von Bildwerken stiftete, welche die Kämpfe der Götter gegen die Giganten und der Griechen gegen Amazonen, Perser und Gallier zum Gegenstande hatten. Das war bis zur Stunde der pergamenischen Ausgrabungen der feste, seit Brunn's Arbeiten nur noch um Weniges vermehrte Bestand unseres Wissens; schon lange, ehe diese Stunde schlug, hatte die deutsche Forschung von demselben Gebiete Besitz ergriffen.

III.

Am Montag den 9. September 1878 begann die deutsche Ausgrabung auf Pergamon unter Humann's persönlicher Leitung. Für uns, die wir zu dem Gefundenen in so nahem Verhältniß stehen, ist es kaum minder anziehend, zu verfolgen, wie wunderbar, mit wie unvergleichlichem Geschick das Alles gewonnen und erworben wurde; wie die Direction in Berlin, die Botschaft in Constantinopel, die technische Führung in Pergamon gleich einem einzigen Organismus auf das Exacteste ineinandergriff; wie man zuerst tastend und mit kleinen Anfängen vorging, sodann ohne Zögern mit vollem Einsatz aller Kräfte und Hilfsmittel.

Es galt dort vor Allem auf der wüsten, weiten Burghöhe von Pergamon die Stelle des großen Altars zu finden. Mit methodischem Scharfsinne ging

Humann vom Gegebenen aus. Eine breite byzantinische Vertheidigungsmauer zog sich mehr als 40 Meter unterhalb des höchsten Punktes quer über den Bergrücken hin, den einzigen Aufgang zum Gipfel absperrend; dieselbe Mauer, in welcher bisher die Reste des großen Reliefs gefunden wurden. Barg dieselbe noch mehr davon (und die ersten Arbeiten bestätigten dieses sofort), dann war das schwere Material offenbar nicht von tieferer Stelle hinauf, sondern von oben dazu herbeigeschleppt und zwar gewiß aus bequemer Nähe. Hier nun erregte ein Schutthügel nahe dem Westabhange Humann's Aufmerksamkeit; Gräben wurden gezogen und bereits am dritten Tage konnte Humann nach Berlin telegraphiren, daß der Altar gefunden sei. Freilich war derselbe abrasirt und verbaut bis auf die rostartig gekreuzten Fundamentmauern; aber das kostbarste Material lag ja wohlgebettet zwischen dicken, wenn auch steinharten Mörtelschichten zum großen Theil in jener byzantinischen Mauer, die mit unsäglicher Mühe sorgsam abgetragen wurde. Anderes fand sich im Schutte. Platte auf Platte des gewaltigen Bildwerkes trat unter wachsender Aufregung der glücklichen Finder zu Tage. Bis Ende des Monats waren deren bereits 23 gefunden; auch Stücke eines kleinen Relieffrieses aus demselben Bauwerk.

Ich muß darauf verzichten, die weiteren Details der Ausgrabung zu skizziren: wie die Sorge um den Alleinbesitz der anwachsenden Funde sich allmälig einstellt und durch diplomatische Verhandlungen gehoben wird; denn ursprünglich kam dem Deutschen Reich nur ein Drittel zu, das zweite Drittel hatte der Staat zu beanspruchen, den Rest der Grundeigenthümer, in unserem Falle wiederum die Türkei. Schließlich gelangte der zweite Theil durch Zuwendung, der dritte durch Kauf in unsere Hände. Noch ganz anderer Art waren die Schwierigkeiten des Transportes.

Ein brauchbarer Weg zum Meere mußte erst geschaffen werden. Jede unzerbrochene Platte, welche 40—60 Centner wog, nur bis an den Fuß der Burg hinabzuschleifen, kostete 2—3 Tage Arbeit und 30—40 Menschenkräfte. Von Büffeln gezogene Wagen mit eisernen Axen, die gleichfalls erst neu construirt wurden, schleppten die Lasten unter unzähligen Fährlichkeiten und kleineren Unfällen ans Meer. Dort, in Dikeli, gab es nur eine offene Rhede, keinen Hafen, nicht einmal eine Landungsbrücke; zum Theil auf Eisenbahnschienen mußten die Kisten in die bereit liegenden Lichterschiffe geschoben werden; draußen nahm sie das von unserer Admiralität bereitwilligst zur Verfügung gestellte Kanonenboot „Komet", später die „Loreley" auf, um sie nach Smyrna zu bringen. Hier kamen sie auf die großen Dampfer der ungarisch-österreichischen Lloyd-Gesellschaft, um nach Triest übergeführt und dort auf die Eisenbahn verladen zu werden, welche sie bis nach Berlin führte. Die weniger kostbaren, doch überaus schweren Architekturstücke wie die Inschriften gelangten über Rotterdam und Hamburg, dann die Elbe aufwärts auf dem Wasserwege unmittelbar an das königliche Museum in Berlin. Bis zum Frühjahr 1880, so lange währte die erste Campagne, waren 462 Kisten im Gewichte von ca. 7000 Centnern verladen. Darunter befanden sich 94 große Platten der Gigantenschlacht nebst zahllosen Fragmenten; 35 Platten des kleinen Frieses; ein Theil der 130 bis dahin gefundenen Steininschriften und über 40 andere Sculpturen, meist Statuen. Dies war lediglich

der materielle Erfolg; auch der wissenschaftliche wurde gesichert. Die Architekten Bohn, Stiller und Raschdorff waren aus Athen und Berlin hinzugetreten. Außer dem Altarbau wurde das tiefer gelegene Gymnasion und der auf der Höhe errichtete Tempel des Augustus durchforscht. Ein Photograph aus Athen und der kürzlich verstorbene Maler Wilberg, welcher mit Conze zusammen eintraf, fixirten die vorhandenen Ruinen und die denkwürdige Landschaft.

Der erste Eindruck, welchen die pergamenischen Sculpturen in Berlin hervorriefen, war ein sensationeller und ist noch heute in frischer Erinnerung. Humann wurde auf einem Besuche in die Heimath mit den wohlverdienten Ehren überhäuft. Man würdigte in allen Schichten der Gesellschaft ganz und voll die epochemachende Bedeutung dieser Funde. Zum Herbst 1880 wurde eine zweite Expedition ausgerüstet, welche etwas über ein Jahr thätig war. Die Früchte derselben gelangten in weiteren 240 Kisten nach Berlin, ein Gewicht von etwa 2500 Centnern. Das wesentlichste neue Ergebniß war die Entdeckung des ältesten Burgheiligthums, des Tempels der „siegbringenden Athene", wie sie dort hieß, auf der nächsten Terrasse oberhalb des Altars, welche von zwei Seiten mit einer doppelstöckigen Säulenhalle umgeben war. Von einer Marmorbalustrade zwischen den Säulen des oberen Geschosses fanden sich zahlreiche Platten mit Waffen und sonstige Trophäen in buntem Gemische verziert; daneben viele andere zum Theil hochwichtige Sculpturen.

Wir danken es namentlich dem Scharfsinn der Architekten, daß es heute möglich ist, oft auf verschwindend kleine, doch sichere Anhaltspunkte hin die Herrlichkeiten der alten Königsburg im Geiste und auf dem Papier mit großer Genauigkeit wieder aufzubauen. Einen solchen Versuch aus dem Vollen hat Friedrich Thiersch gemacht, der preisgekrönte Concurrent an unserm Reichstagsbau, in einer großen Farbenskizze, welche das Berliner Museum erworben hat. Wir werden ihn nicht von Bauwerk zu Bauwerk, von Terrasse zu Terrasse begleiten, welche sich hinter dem links im Vordergrunde befindlichen Altarplatz aufbauen: das Plateau mit dem Eingangsthor zum Heiligthum der Athene, der Säulenhalle und dem Standorte überaus zahlreicher Weihgeschenke; darüber der Augustustempel, ein prächtiger Marmorbau, endlich an schroffster Stelle, auf der Nordspitze der Burg, der Tempel der Julia.

Den Altar aber wollen wir, und zwar als Ganzes, näher ins Auge fassen, wie er sich auf ebener, durch mächtige Substructionen über den westlichen Steilabhang des Burgfelsens hinausgreifender Fläche erhob. Von drei Stufen rings umgeben steigt hier ein ungeheures, über 30 Meter im Geviert haltendes Marmorpostament empor.

In einer Höhe von 5½ Metern bildet es eine Plattform, um deren Rand sich eine ionische Säulenhalle zieht. Nur von der Südseite schneidet eine Treppe mit etwa 20 Stufen ein; in der Mitte des oberen Festplatzes befindet sich eine Feuerstätte. Wem gilt das Opfer? Es ist der Cultus des höchsten Zeus, der hier in seiner ältesten Form, wie zu Olympia, unter freiem Himmel gepflegt wird; ihm beigesellt unzweifelhaft die Stadt- und Burggöttin Athene Nikephoros.

Schon die oben stehende Säulenhalle entbehrte von innen nicht des bildnerischen Schmuckes; doch drängt sich derselbe, um die Heiligkeit des Ortes, die

Andacht nicht zu stören, keineswegs hervor. Zeus ist Vater des Herakles, dessen Sohn Telephos der Stammheros und Begründer von Pergamon, und Scenen aus der Telephossage sind es zumeist, welche in wechselnder, wenig abgegrenzter Folge den größeren Theil eines mehr als $1^1/_2$ Meter hohen, die Halle entlang laufenden Reliefbandes aus Marmor bedecken. Hier findet Herakles im Bergwalde des arkadischen Parthenion den kleinen Telephos wieder, wie er von einer Hirschkuh gesäugt wird. Seine Mutter Auge hatte ihn heimlich geboren und aus Furcht vor der Entdeckung ausgesetzt; sie wird dennoch überführt und von ihrem Vater in einem Floß dem Meere preisgegeben. Die Anfertigung des Fahrzeuges in Gegenwart der trauernden Auge führt uns vielleicht ein anderes Relief vor. Sie wird nach Mysien in Kleinasien verschlagen und von König Teuthras zur Gattin genommen. Auch Telephos kommt nach Mysien und wird Nachfolger des Teuthras. Die Gründung von Pergamon war, wie es scheint, auch im Bildwerk geschildert. Auf den Zusammenprall des Telephos mit den vor Troja ziehenden Griechen mögen einige Kampfscenen bezogen werden. Verwundet durch die Lanze des Achilleus und vom Orakel belehrt, daß er nur durch dieselbe Lanze wieder geheilt werden könne, sehen wir Telephos auf einem andern Relief im Griechenlager die Fürsprache des Agamemnon dadurch erzwingen, daß er sich mit Orestes, dem kleinen Sohne desselben auf den Altar des Herdes flüchtet und diesen zu ermorden droht.

Aber auch andere Begebenheiten aus dem trojanischen Kriege, aus der Odyssee und der übrigen Heldensage scheinen vorzukommen, deren inneres Band wir nicht mehr erkennen; allerdings reichte die Telephossage kaum aus, den langen Fries allein zu füllen.

Den bunten Schilderungen kam vermuthlich einst noch die Farbe zu Hilfe; aber auch so schon erwecken die Hintergründe und Perspectiven dieses bis jetzt ganz eigenartigen Reliefs durchaus den Gedanken an malerische Vorbilder. Wir werden in dieser Annahme noch bestärkt durch die Thatsache, daß derselbe Platz, welchen hier das Relief einnimmt, das Innere monumentaler Gebäude einst von den großen Frescomalern des fünften Jahrhunderts mit epischen, zum Theil sehr verwandten Compositionen ausgeschmückt wurde.

Die pergamenische Kunst aber, welche wir an dem Altarwerke vor Augen haben, bezeichnet die ausgebildetste Herrschaft und zugleich Beherrschung des Marmors. Das werden wir erst staunend gewahr, wenn wir die Stufen des Altarplateaus wieder abwärts steigen. Gleich an den beiden Flanken der Treppe wogt uns ein Kampf in seiner wildesten Entwicklung entgegen, alle bisherigen Schranken der Marmortechnik überspringend, ein Protest sogar gegen die Architektur der Treppe, deren Stufen die Leiber der Menschen und Schlangen zu durchbohren scheinen. Es ist die Gigantenschlacht, deren ungeheures Hochrelief den mächtigen Bau von hier aus auf allen Seiten des Postamentes umzieht, der den Altar zu einem Wunder in der an Wundern der Kunst doch wahrlich reichen antiken Welt erhoben hat. Die Gesammtlänge dieses Frieses betrug einst circa 135 Meter, d. i. über 400 Fuß; seine Höhe bemißt sich auf $2^1/_3$ Meter, mehr als 7 Fuß; wir erhalten somit nahezu 3000 Quadratfuß Flächeninhalt, etwa das Doppelte der größten, bisher bekannten antiken Reliefcomposition, des Par-

thenonfrieses. Nun aber treten die Figuren nicht etwa, wie an letzterem, bloß fünf Centimeter, sondern bis zu 50 Centimeter, d. i. nahezu in voller Körperlichkeit aus dem Grunde heraus. Ja der Hintergrund verschwindet fast vor dem Gewirre des Bildlichen. Die Ausarbeitung einer einzigen Gestalt mit allen ihren Details würde einen Bildhauer unserer Zeit, wie diese selbst versichern, fast ein volles Jahr in Anspruch nehmen und die Gesammtzahl solcher Figuren belief sich einst auf etwa 140. Davon sind ungefähr zwei Drittel wieder entdeckt und heute im Berliner Museum geborgen.

Mit dieser Bergung war aber erst die Hälfte der Arbeit gethan; auch geistig mußte die gewaltige Composition zurückerobert werden. Die hohen und verhältnißmäßig schmalen Platten, die Tausende von Bruchstücken waren ja völlig aus ihrem ehemaligen Zusammenhange gerissen und verschleppt, während doch die Gliedmaßen und Leiber der Figuren über die freilich einst eng geschlossenen und dem Auge fast unsichtbar gemachten Fugen ohne die geringste Rücksicht hinweggehen. Ja, es ist sicher, daß das Relief erst herausgemeißelt wurde, als die Blöcke schon ihren Platz im Baue eingenommen hatten und eine einzige Fläche darboten. So begann erst in der Werkstatt des Berliner Museums nach mühseliger und äußerst behutsamer Ablösung des haftenden Mörtels die Wiedervereinigung des Zusammengehörigen. Vieles ergab sich leicht. Für die Zutheilung der gefundenen Reihen an die ursprüngliche Stelle des Altars thaten die gefundenen Eckstücke vortreffliche Dienste. Aber für das Meiste blieben hundert Combinationen übrig; hier ergaben sich die Entscheidungen erst dem geübtesten Blick, dem eindringenden Studium der Technik und der Motive, weil es galt, auch Fehlendes im Geiste zu ergänzen, um vielleicht über Lücken, über verlorene Platten hinweg die Fortsetzung zu finden. Heut ist die Arbeit soweit gediehen, daß ich es wagen darf, ein verhältnißmäßig vollständiges Bild der Gigantenschlacht nach ihrer ursprünglichen Anordnung zu bieten. Ich werde somit, ohne vom Gegebenen abzuweichen, keine Rücksicht nehmen auf den gegenwärtigen Erhaltungszustand und die provisorische Aufstellung im Berliner Museum. Mit Ausnahme einiger Stücke liegt die Hauptmasse noch horizontal längs den Wänden des assyrischen Saales am Boden mit allen Fragmenten und Verstümmelungen; ein Schlachtfeld in jedem Vergleich.

Vergebens sucht das unvorbereitete Auge anfangs den wirren Knäuel der Kämpfenden aufzulösen; zahlreiche Beschädigungen erschweren diesen Versuch. Eher könnte man die Forderung stellen, in dem brausenden, wogenden Tonmeere eines besetzten Orchesters ein völlig unbekanntes Leitmotiv beim ersten Anhören klar und deutlich zu erfassen, als in diesem Gewirre von Ueberschneidungen, Verschränkungen, Verkürzungen die Grundlinien von dem Nebenwerk sogleich zu unterscheiden. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß wir oft die Gliedmaßen einer einzigen Figur erst mühsam zusammensuchen müssen. Hier verschwindet ein Theil hinter anderen Figuren oder im Reliefgrunde, um an andrer oft unerwarteter Stelle wieder zum Vorschein zu kommen; dort erhebt sich der Kopf einer Schlange, die wir erst auf weiten Wegen zurückverfolgen, um zu erkennen, daß sie das Bein eines Giganten darstellt. Ein Berliner Bildhauer hat mehrere der Gruppen in kleinen Reliefs nachgebildet und ergänzt. Die im

Handel erschienenen Tafeln wirken meines Erachtens unbedeutend und lediglich barock. Weshalb? Weil die Compositionen eben auf den colossalen Maßstab berechnet sind und in diesem zugleich gar Vieles seine Erklärung oder Berechtigung findet.

IV.

Der Kampf gegen die Giganten, die riesenhaften Söhne der Erde, welcher erst die Herrschaft der Götter über die Welt befestigte, gehört zu den frühesten Stoffen der griechischen Kunst. Fast gleichzeitig mit dem Altar von Pergamon wurden in Olympia die um 400 Jahre älteren Reste einer Gigantomachie entdeckt, welche einst das Giebelfeld des Schatzhauses der Megareer schmückte. Hier und später treten sie den Göttern noch körperlich ähnlich, als Krieger entgegen; dann zwar als wilde Männer mit Thierfellen, aber doch noch in menschlicher Gestalt. Für die thierischen Bildungen ist der pergamenische Fries in unserem Antikenvorrathe vielleicht das älteste Monument; daß dieselben indeß für dieses Werk nicht erst erfunden werden mußten, dürfte sich wahrscheinlich machen lassen. Wohl aber wurde die Phantasie der Künstler um der Ausdehnung des Raumes willen zu zahlreichen Variationen und Neubildungen genöthigt. Aus demselben Grunde mußte diesmal auch das Aufgebot der Unsterblichen ein ganz ungewöhnliches sein. Die Götter und Göttinnen des Himmels, der Erde, des Meeres sind herbeigeeilt und haben ihre oft harmlosen Attribute mit tödtlichen Waffen vertauscht. Da somit viele ihr typisches Erkennungszeichen aufgeben mußten, da man andere im Bilde bisher noch kaum zu schauen gewohnt war, so sahen die Verfertiger des Altarreliefs sich zu dem Auskunftsmittel genöthigt, die Namen der Gottheiten über jeder einzelnen in die Hohlkehle des kräftig ausladenden Gesimses zu schreiben, während die der Giganten unterhalb der betreffenden Figuren standen. Diese Bauglieder gingen theils verloren, theils nützten sie wenig, da wir ihren ursprünglichen Platz nicht mehr ermitteln können; wir sind daher vorzugsweise auf innere Erklärungsgründe angewiesen und werden, wo diese fehlen, mehr als eine Gottheit (von den Giganten völlig zu schweigen), unbenannt lassen müssen; denn was die Künstler ihren Zeitgenossen nicht zumutheten, sind wir natürlich noch viel weniger zu leisten im Stande. Ich werde zunächst versuchen, lediglich eine Skizze der Handlung selber zu geben. Sollte diese durch die gleichmäßige Höhe des Affectes, durch ihre nirgends gemilderte Anspannung eine gewisse Reaction in der Empfänglichkeit des Betrachters hervorrufen, so wäre dieser Eindruck wenigstens vollkommen berechtigt und diente mit zur Charakteristik des Stoffes. Zu demselben Zwecke gestatte ich mir, Vergleiche mit anderen Kunstwerken, wo sie sich bieten, gleich von vorn herein mit einzuflechten; ich lege auf dieses Moment besonderen Werth, nicht allein um Motive zu erläutern, sondern schon um der Thatsache selber willen, daß so viele Erinnerungen in uns auftauchen.

Der Weg, welcher sich von Süden her zur Höhe der Burg emporwindet, führt rechts, also östlich am Zeusaltar vorbei. Die Ostseite des Altarfrieses ist deshalb auch vor allen übrigen ausgezeichnet. Hier streiten vereint die obersten Götter, welche wir in kleineren Compositionen ausschließlich den Kampf bestehen

sahen; im Centrum die gewaltigen Gruppen des Zeus und der Athene zu seiner Rechten, ferner Poseidon und Ares, Apollo und Artemis nebst ihren Begleitern. Die grausame Etiquette will es, daß den mächtigsten Gottheiten die meisten Opfer fallen. Ueber einem Leichenhaufen menschlich gebildeter Giganten sprengt von links her nach der Mitte das Viergespann des Zeus, Flügelrosse von einer geflügelten Göttin gelenkt. Zeus selber steht am Boden, Blitze schwingend in wallendem Gewande, das den colossalen Gliederbau des Oberkörpers enthüllt. Zu seinen Füßen rechts und links winden sich zwei jugendliche Giganten; der eine in Krämpfen unter der furchtbaren Aegis des Gottes, der andere mit zerschmettertem Oberschenkel, in welchem ein flammender Blitz gleich einem Bündel von Speeren steckt. Doch schon hat Zeus einen neuen Wetterstrahl bereit, um ihn gegen den bärtigen Giganten mit den spitzen Thierohren zu schleudern, der sich wie eine Felsmasse in Rückansicht erhebt und auf seine geringelten Schlangenbeine gestützt in ohnmächtigem Trotz ein Thierfell gegen ihn schüttelt. Diese offenbar schon im Alterthum berühmte Figur kennen wir bereits aus mehreren römischen Nachbildungen. Hoch in der Luft wiederholt sich der Kampf zwischen dem Adler des Zeus und der Gigantenschlange; denn die Beine des Ungethüms führen, als Schlangen mit seinem Körper verbunden, ein Sonderleben. Rechts schleift, in unverkennbarer Symmetrie zu Zeus, Athene einen ideal schönen, vierfach geflügelten Gigantenjüngling bei den Haaren. Ihre heilige Schlange hat Arm und rechtes Bein desselben umstrickt und versetzt ihm den tödtlichen Biß. Aeußerlich betrachtet ist die Aehnlichkeit dieser Figur mit Laokoon eine frappante und schien somit die Lösung manches Räthsels zu versprechen. Rechts unter dem Schilde der Athene aber steigt halben Körpers, weit größer als alle Figuren des Frieses, die Mutter der Giganten, die Erde aus ihrem Elemente empor, mit wallendem Haupthaar, das thränenfeuchte Antlitz flehend und vorwurfsvoll zur Athene erhoben; eine andere Niobe, mit deren berühmtem Bilde man sie oft verglichen hat; auch sie ist keine neue Erscheinung in den Gigantenkämpfen; hier wie sonst scheint sie den Mittelpunkt der Composition zu bezeichnen. In stimmungsvollem Contraste fliegt gerade über ihr die schlanke Gestalt der Nike, der Siegesgöttin, in langem Gewande auf Athene zu, um ihr einen Kranz aufs Haupt zu setzen. Athene ist ihrer Natur nach die Siegreiche und so auch hier, ohne Schild und Lanze zu gebrauchen. Rechts von der Athenegruppe erhebt sich wieder ein Gigant von abenteuerlichster Bildung; seine gewaltigen Schulterflügel sind statt der Federn aus Seegewächsen und Fischflossen zusammengesetzt, die Schlangenwindungen der Beine mit ähnlichen Auswüchsen gesäumt. Ihm wälzen sich auf angedeuteter Meeresfläche zwei angeschirrte Hippokampen entgegen, Rosse, deren Hintertheile in schuppige Fischschwänze ausgehen. Sie ziehen den Wagen, von welchem herab Poseidon gegen den seinem Elemente verwandten Dämon kämpfte. Aehnlich braust auf einem Zweigespann feurigster hochaufbäumender Rosse, mit Schild und Speer bewaffnet, Ares, der Kriegsgott, vom rechten Ende dieser Seite über Leichen heran. Ihm voraus seine Gefährtin Enyo, die Göttin des Schlachtgetümmels und vermuthlich auch Enyalios. Aber noch einen Gott dürfen wir hier zwischen Poseidon und Ares erkennen, der in weite Kreise Verderben sendet. Das ist Apollo, dessen schlanker unverhüllter Gliederbau vielleicht

die herrlichste, weil maßvollste Bildung im ganzen Friese ist. Triumphirend steht er über einem sterbenden Gegner, der — nach Art des Galliers vom Capitol — sich noch mühsam aufrecht erhält. Schon ersieht sich Apollo für seine todtbringenden Pfeile ein anderes Opfer. Jahrhunderte haben an dieser Idealfigur gearbeitet; es ist dieselbe Gestalt, dieselbe jugendlich stolze Kraft, welcher wir im neuentdeckten Westgiebel des Zeustempels zu Olympia und im Apollo vom Belvedere begegnen. Zwischen beiden hält unsere Figur oder besser ihr Vorbild die schöne Mitte: gleich frei von einer gewissen Härte und Gebundenheit des olympischen und der geleckten Eleganz des belvederischen Apollo.

Auf der andern Seite, links von Zeus und seinem Viergespann führt eine reich gekleidete Göttin mit franzengeschmücktem Mantel mit der brennenden Fackel einen Stoß gegen ihren ins Knie gesunkenen Gegner; vermuthlich die erste Gattin des Zeus, Dione, deren Anwesenheit im Friese durch eine Inschrift bezeugt wird. Rücken an Rücken mit ihr spannt Artemis den Bogen, in kurzem Jägergewand und hohen Stiefeln, das rechte Bein auf die Brust eines todesstarren, dem Niobiden aus München sehr ähnlichen Gigantenjünglings gesetzt. Die herbe Schönheit der jungfräulichen Göttin, welche den Blick des Beschauers immer wieder auf sich zurücklenkt, hat offenbar auch ihren jugendlichen Gegner verwirrt, unter allen Giganten die edelste Erscheinung, welche man sonst unbedenklich für einen Gott genommen hätte. Vom Blicke der Artemis gebannt, vergißt er völlig der Abwehr; der linke Arm mit dem prächtig ciselirten Schilde fährt unwillkürlich zur Seite und gibt die Brust dem Pfeilschusse preis. Und sie, die Mitleidslose, zögert nicht, ihn abzuschnellen. Es ist die einzige Gruppe unter den erhaltenen, bei welcher sich, wenn auch einseitig, ein menschlicher, ein psychologischer Zug in die Leidenschaft des Kampfes mischt. Und der Künstler konnte sich gar nicht genug thun, unser Auge zu fesseln. Artemis ist von einem großen Wolfshunde begleitet, welcher in dem Raum zwischen ihr und dem Jüngling einen schlangenfüßigen, sterbend hinsinkenden, wohlbeleibten Giganten im Nacken gepackt hält; mechanisch greift diese noch nach dem Kopf des Hundes, in dessen Auge er krampfhaft einen Finger bohrt. Es folgt, nunmehr bereits an der linken Ecke der Ostfront, die seltsamste Figur unter allen Göttern, eine Gefährtin der Artemis, die nächtliche dreigestaltige Hekate, welche wir in dieser Auffassung sonst nur als starres Idol zu sehen gewohnt sind. Ein Körper mit drei sich zum Theil verdeckenden Köpfen, mit fünf Armen (der sechste verschwindet), welche Schwert, Fackel und Lanze, Schild und Schwertscheide tragen, so kämpft sie, wieder von einem Hunde unterstützt, gegen eine verwetterte, steinschleudernde Riesengestalt, bei deren Kopf man sich an einen bekannten Poseidontypus erinnert fühlte.

Biegen wir nun um die Ecke zur Südseite des Frieses, welcher durch die einschneidende Treppe in zwei Theile gespalten wird, so kämpfen rechts meist Gottheiten der Erde und des luftigen Elementes, links die der Feuchtigkeit und des Wassers; in umgekehrtem Verhältniß dazu steht die Natur der ihnen gegenübertretenden Giganten. Zunächst rechts, neben der Hekategruppe, reißt eine Göttin den Schlangenfüßler von hinten bei den Haaren zurück, um ihn mit dem Messer niederzustoßen, gleich der stieropfernden Nike. Ein Hund von gleicher Rasse wie die

ersteren, weist sie noch dem vorigen Kreise zu; vielleicht Asteria, die Mutter der Hekate, deren Namen eine Inschrift meldet. Eine andere mit Diadem, in merkwürdig geknittertem, offenbar seidenem Gewande, vielleicht Leto, die Mutter der Artemis, oder Demeter, schwingt eine Fackel gegen einen geflügelten Seegiganten, mit tritonartigem, gehörntem Kopfe, dessen spitze Ohren und Flügel in Seegewächse auslaufen. Hier scheinen thatsächlich die Elemente, Feuer und Wasser in feindlichem Gegensatz gedacht. Unter den Giganten, ein Speerende in der Brust, liegt ein Sterbender, dessen vorwärts geneigter Kopf mit dem strähnenartigen blutgefeuchteten Haare an die Medusa Ludovisi, dessen zuckendes Gesicht an den sterbenden Gallier erinnert. Vor einer langbekleideten Göttin und einem geflügelten Gotte, dem rauhen Windgotte Boreas, fällt nach rechts und links je ein Gigant zu Boden, letzterer vergeblich den gewaltigen Arm mit einem Thierfell zum Schutz erhebend. Von der Treppenecke eilt Dionysos herbei; der Thyrsosstab ist seine magische Waffe; zwei knabenhaft gebildete Satyrn mit Ziegenohren und sein Panther begleiten ihn. Die Figuren der Treppenwange selbst sind bis auf einen in die äußerste Ecke geflüchteten Giganten, den eine Fackel bedroht, verloren gegangen. Desto vollständiger erhalten ist das Dreieck der gegenüberliegenden Flanke. Bereits hier erkennen wir mehrere Wassergottheiten. Ganz oben kämpft, wie auch gegenüber mit geschickter Raumbenutzung, je ein Adler mit einer Schlange der empordrängenden Giganten; ihnen nach ein Götterpaar, der Mann eine muskulöse Gestalt, vielleicht Hephaistos; weiter zurück ein zweites Paar; Nereus, der Meeresalte, etwas greisenhaft mit Fischhautmütze, vor ihm die jugendfrische Gestalt einer Nereide mit hohen Stiefeln aus Meergewächsen, die ihren Feind wiederum nach hinten zurückreißt. Auf der Südseite, dem Nereus benachbart, Amphitrite, vor deren Waffe ihr Gegner in der Stellung eines der Niobiden zurückbebt; es folgt ein Gigant, im Kampfschema des borghesischen Fechters, gegenüber einem Mischwesen aus menschlichem Haupt und Oberkörper, Pferdeleib, Fischschwanz und Flügeln aus Seegewächsen oder Krustaceenschalen, vermuthlich der inschriftlich genannte Triton. Nach einer kleinen Lücke begegnen wir dem alten gedunsenen Giganten mit Stierhörnern, Stierohren und Büffelnacken, der scheußlichsten Gestalt des ganzen Frieses. Mit Gebrüll sinkt er zusammen unter dem von unten geführten Lanzenstoß eines Gottes, der seinen Hörnern auswich, und dem wuchtigen Hiebe eines hammerschwingenden Mannes, in welchem wir den Kabiren, den Begleiter der phrygischen Göttin, Rhea oder Kybele erkennen. Diese, die Göttin des benachbarten idäischen Waldgebirges, sprengt auf einem Löwen heran, voraus eine Begleiterin mit segelförmig wallendem Gewande. Die herrliche, langlockige Gestalt der Löwenreiterin ist mit Bogen und Köcher bewehrt; sie bildet die linke Eckfigur; der blitztragende Adler über ihr entspricht einem andern am rechten Ende dieser südlichen Altarseite.

Die dritte, westliche Reliefreihe befand sich unmittelbar über dem Burgabhang. Diesem Umstande ist es vermuthlich zuzuschreiben, wenn wir hier am wenigsten im Stande sind, einen definitiven Zusammenhang des Erhaltenen herzustellen. Viele Blöcke werden herabgestürzt sein; die Ausgrabung an tieferer Stelle mußte abgebrochen werden, da der türkische Ferman zu Ende lief.

Hier ist noch ein ergiebiger Boden für weitere Thätigkeit; hoffen wir, daß derselbe nicht ungenutzt bleibt. Immerhin besitzen wir rechts, im linken Anschluß an Kybele, noch zwei Begleiterinnen derselben, welchen wiederum je ein Löwe folgt. Die drei Löwen um die Südwestecke herum entsprechen somit den drei Hunden auf der Südostseite. Der erste Löwe hat einen Giganten übergerannt, der liegend seinen Fuß gegen die Weiche des Thieres stemmt, und wirft sich soeben auf den zweiten Gegner. Der andere zermalmt in seinem furchtbaren Rachen den linken Arm eines Fallenden. Die folgende Reihe schließe ich nur vermuthungsweise an, ohne hier die Gründe zu erörtern, welche mir dafür zu sprechen scheinen. Einem vollständig gerüsteten, ins Knie gesunkenen Giganten reißt eine überaus großartig componirte Göttin, deren Hoheit durch Schleier, Diadem, geknotete Wollenbinden und Haar und anderen Schmuck noch gesteigert wird, den Schild von dem angstvollen Gesichte weg, um gegen dasselbe ein großes, von einer Schlange umwundenes Gefäß zu schleudern, vermuthlich Hygieia, eine in Pergamon besonders hoch verehrte Göttin. Der Gott daneben, Schild an Schild mit einem gepanzerten Giganten, wird dann Asklepios sein. Sein Gegner schwingt einen Wurfspeer an kunstvoller Schlinge. Sodann Iris, die in behendem Fluge einen Gegner wiederum von hinten ereilt hat und am Haar zurückreißt, um ihm, der mit weit geöffnetem Munde schreit, die Lanze in die Halsgrube zu stoßen. Ganz entsprechend, nur gegenseitig componirt und gewiß nicht weit von der vorigen entfernt, wiederholt sich dieselbe Scene mit einer ungeflügelten Göttin. Auch bekundet die nächstfolgende Gruppe, eine langlockige Göttin, welche den schlangenbeinigen Giganten wiederum bei den Haaren gepackt hält, nicht bloß ein Erlahmen der Erfindungskraft, sondern auch geringere künstlerische Durchbildung, wenn das Stück überhaupt vollendet ist. Flüchtigkeiten aber dürfen wir am ehesten auf der abgelegensten Seite des Altars, der westlichen, vermuthen. Gleich darauf freilich erhebt sich die Arbeit zu ihrer alten Höhe in einer höchst graziösen jugendlichen Gestalt, die mit Köcher und Bogen bewehrt in eiligem Schritte umblickt, ein vollkommenes Seitenstück zu der berühmten Artemis von Versailles. Unsere geringe Einsicht in die Composition der Westseite erschwert auch jede Benennung. Von weiblichen Namen wären etwa noch Themis und die Moiren (die Schicksalsgöttinnen), die Musen und die Horen unterzubringen.

Auf der Nordseite herrschen die Gottheiten der Himmelserscheinungen und der Gestirne vor, die alle, der Sage entsprechend, zum Gigantenkampfe aus ihrer natürlichen Bahn gewichen sind und im großen Zuge von Westen nach Osten stürmen. Rechts führt Helios, der Sonnengott, in langem Gewande, eine Fackel schwingend, auf schnaubendem Viergespann über Leichen hinweg; die Figur des Giganten, welcher vor ihm entsetzt zurückprallt, ist in ihrem Hauptmotive schon am Parthenon vorhanden. Voran reitet auf einem Rosse Eos, die Göttin der Morgenröthe. In die nun folgende Lücke gehört vermuthlich ein langhaariger, jugendlicher Gott, der, wie Herakles den nemeischen Löwen besonders auf einer Reihe von Münzen, so hier ein ganz sonderbares Ungethüm, einen löwenköpfigen, krallenbewehrten, schlangenleibigen Giganten mit einem Arme würgt, während die Rechte zu einem Keulenschlage ausholt. Weiter kämpfte vermuthlich ein gewaltiger Flügelgigant mit einer Göttin, deren stattliche Bildung, Diadem und

Schleier an Hera erinnern. Für den Kalkofen bereits in unzählige kleine Bruchstücke zerschlagen, wird diese Gruppe noch heute mühsam zusammengeflickt. In herrlicher Rückansicht gebildet, auf weitausgreifendem Maulthier sehen wir dann Selene, die Mondgöttin, über einen Todten hinwegsetzen. Im nächsten Moment werden die Hufe ihres Thieres von hinten einen speerstoßenden Giganten niederschmettern, gegen den von der anderen Seite Herakles, mit Löwenfell über Kopf und Brust, die Keule schwingt. Herakles, ohne welchen, nach der Bestimmung des Schicksals, der Göttersieg über die Giganten nicht erfochten werden konnte, hat schon zahlreiche Leichen um sich versammelt. Hinter ihm ist thatsächlich ein gefährdeter Punkt, der einzige Fall, da ein Gott oder Halbgott zu unterliegen droht. Die Gruppe ist zugleich höchst originell erfunden und wurde schon im Alterthum copirt. Ein wilder bärtiger Gigant hat seinen jugendlichen Gegner um die Mitte des Leibes gepackt und hält ihn über dem Boden in der Schwebe, die Füße mit den Windungen seiner Schlangenbeine verstrickt. Nur ein Arm mit dem Schwerte bleibt dem Ergriffenen zur Abwehr frei. Da nun gleich daneben auf Seiten der Götter wiederum ein Mann kämpft, was ungewöhnlich ist, so hat man wohl mit Recht an die beiden Dioskuren gedacht, mit Herakles die einzigen Heroen im Kampf. Auch die Frau links von ihnen zeigt einige Schwäche, indem sie vor der ausdrucksvollen Erscheinung eines jugendlichen geflügelten, schlangenbeinigen Giganten einen Moment zurückschreckt. Den Beschluß macht am linken Ende die überaus zarte, jugendliche Gestalt eines Weibes in durchsichtigem Gewande, vielleicht Aphrodite, dem schon genannten Ares benachbart, wie wir bisher auf allen Ecken nah verwandte Gottheiten zusammentreffen sahen. Obwohl eine der ruhigsten Figuren im Friese, ist ihr Geschäft doch nicht minder grausam. Einem Gigantenjüngling, der rücklings brechenden Auges vor ihren Füßen liegt, tritt sie mit Vorbedacht in das noch lebende Gesicht, entweder um ihm mit dem Schwerte den Rest zu geben oder um einen Speer aus seinem Körper zu ziehen.

V.

Unsere Wanderung ist vollendet. Verweilen wir noch einen Augenblick bei dem letzten Bilde. Es ist nicht wenig bezeichnend für eine Seite dieser Kunst. Schönheit der Formen, Anmuth der Bewegung sind ihr wahrlich nicht Selbstzweck; den Reiz des Nackten verschmäht sie fast durchaus. Wo sie aber nicht umhin kann, das Schöne darzustellen, durchkreuzt sie unsere Sympathie durch beigemischte Züge von Gefühlsverhärtung.

Es ist somit gerade das weibliche Element, und die Frauen erscheinen auf unserem Relief vor den Göttern in der Mehrzahl, welches von dieser Ungunst betroffen wird. Nie sehen wir wenigstens einen Gott auf Leichen und sterbende Leiber treten, wie es bei jenen fast Regel ist. Vielleicht gedachten die Künstler uns die Thaten des zarten Geschlechtes durch den Zustand leidenschaftlicher Erregung glaubhafter zu machen.

Ueber ein anderes Mißverhältniß täuschen sie uns schwerer hinweg. Die Giganten sind den Göttern gegenüber so gut wie wehrlos. Die meisten vermögen sich nicht einmal auf gleiche Höhe mit ihnen zu erheben; mit ihren

Schlangenbeinen, welche ihnen wenig Vortheil bringen, haften sie in schwerfälligen Bewegungen am Erdboden. Was hilft es, daß sie sich aufbäumen in ohnmächtigem Trotz; sie werden zertreten wie schädliches Gewürm! was helfen ihre Thierfelle, ihre Baumäste und Felsblöcke: kein erfolgreicher Wurf, kein Schlag ist ihnen vergönnt; höchstens die Schlange darf einmal beißen. Was hilft selbst menschliche Gestalt und volle Rüstung? Sie unterliegen magischen Kräften, sie stürzen zu Boden, meist ohne sichtbare Einwirkung, sie liegen haufenweise todt, ohne auch nur Wunden zu zeigen. Wir sind nahe daran, Sympathie mit den Unterdrückten zu fühlen; aber hüten wir uns, das Tragische ihres Unterganges für künstlerische Absicht zu nehmen. Jene Künstler stehen im Banne ihrer Zeit; was sie uns vorführen, ist ein conventionelles Schauspiel, nicht die Verwirklichung einer ethischen Idee. Eine ältere Kunst war feinfühlig genug, die Giganten wenigstens an Ausrüstung, körperlicher Bildung und Kraft den Göttern ebenbürtig sein zu lassen; hier sehen wir sie im Interesse des Effektes und der Abwechselung zu unedlen Geschöpfen herabgedrückt. Der Gigantenkampf ist zur phantastischen Arabeske geworden, eine rhetorische Phrase, wenn man will, zur Verherrlichung der Götter und vor allem des höchsten Zeus. Und stand denn überhaupt die Geistesbewegung jener Zeit, die Kunst des Mundes, Poesie und Beredsamkeit, auf höherer oder niederer Stufe? Auch ihre gigantischen Mischbildungen wurden unseren Künstlern unzweifelhaft bereits von der herrschenden Tradition dargeboten. Fragen wir uns, in welchem Interesse dieselben wohl geschaffen sein können, so war es, allerdings neben einem guten Theil orientalischer Phantastik, zu welcher die hellenische Welt damals wieder neigte, namentlich eine Kunstgattung, der nichts willkommener sein konnte. Das ist die Malerei. Man frage einen modernen Meister der Farbe, Boecklin, weshalb er sich mit Vorliebe mythischen Stoffen zuwendet, weshalb er schlangenleibige Drachen, fischschwänzige Nereiden und Tritone, halbthierische Pane und Satyre zu malen liebt? Oder man denke sich einen jener Unholde des pergamenischen Frieses, deren wunderliche Details sich in plastischer Ausführung bei entfernterem Standpunkte dem Auge nur zu schnell entziehen, ja eigentlich niemals zu künstlerischer Wirkung gelangen, farbig ausgeführt: einen Körper, dessen Haut die Einwirkung von Luft und Meerwasser zeigt, Haare und Bart struppig und verwildert, thierische oder pflanzenartige Ohren, gewaltige Flügel aus schillernden Federn, Fischflossen, Blattwerk, statt der Beine schuppige, gleißende Schlangenleiber mit züngelnden Köpfen, zur Abwehr fleckige Thierfelle, Baumäste, Felsblöcke in den Händen. Mußte es nicht ein Künstler der Farbe sein, welcher diese Gestalten zum ersten Mal fixirte? Was ich hier vortrage, ist freilich nur Vermuthung. Wir besitzen sehr natürlich nichts mehr von alledem, aber deshalb fällt es nicht minder ins Gewicht. Die Ueberlieferung läßt uns gar sehr im Stich; aber ahnen läßt sie uns wenigstens die hohe Stufe, ja die Führerrolle der Malerei. Man pflegt heute den Bildhauer Skopas als Erfinder von Mischgestalten, namentlich von Seewesen anzuführen; aber Lucian, ein feingebildeter und in Kunstsachen wohlbewanderter Schriftsteller, nennt gerade die Kunst eines Malers, des Zeuxis, um an den echten Typus eines leibhaftigen Boreas oder Triton zu erinnern.

Wetteiferten die pergamenischen Künstler im Vollgefühl ihrer Virtuosität einerseits mit der Malerei, so verschmähten sie andererseits wiederum nicht, auch den älteren Formenvorrath der Plastik auszunützen. Ich habe schon bei der Altarwanderung die zahlreichen Reminiscenzen angedeutet, welche ihre Composition erwecken und diese beruhen nur auf dem lückenhaften, zufälligen Bestande unseres Materials. Wir werden schwerlich fehlgehen, wenn wir in dem ganzen Friese ein wahres Repertorium classischer Motive voraussetzen, den Geistesschätzen entsprechend, welche die pergamenische Bibliothek auf sich versammelt hatte.

Wie aber diese aus älterem Boden überallher Nahrung zog und wiederum Nahrung spendete, so bildete auch die Hauptleistung der pergamenischen Kunst einen Durchgangspunkt zu weiteren Anregungen. Daß wir solche bereits jetzt zu verfolgen im Stande sind, habe ich gelegentlich erwähnt; allerdings gehöre ich nicht zu denjenigen, welche selbst ein Werk, wie den Laokoon, darauf zurückleiten möchten: es ist oft nur der gemeinsame Boden, dem verwandte Bildungen entsprossen.

Ich habe bisher das Wesen der pergamenischen Kunst, welche uns am Zeusaltar entgegentritt, vielleicht mehr umschrieben als direct bezeichnet. Was bleibt nun als positives Verdienst dieser Künstler übrig? Zunächst möchte ich mich gegen den Schein verwahren, als ob meiner Ansicht nach der strenge Anschluß an das Frühere einen Vorwurf involvirte. Bis zu einem gewissen Grade durchdringt derselbe Zug, einem Naturgesetze ähnlich, die gesammte griechische Kunst; man kann sagen, daß er die treibende Kraft zu ihrer hohen Entwickelung bezeichnet. Nicht nach der Verwerthung des Ueberkommenen, nach der Art der Verwerthung scheiden sich die Epochen. Was also haben unsere Künstler an eigener Zuthat geleistet? So äußerlich die Antwort auch klingen mag: ich glaube, eben dasjenige, was auf den ersten Eindruck die Sinne gefangen nimmt, die Kühnheit der Conception, die Herrschaft über die Materie, die um kein Mittel verlegene Technik, die unermüdliche und liebevolle Vollendung auch des Kleinen und Kleinsten. Es gibt gar verschiedene Arten des Kunstgenusses und viele Wege, welche dazu führen. Die Größe in den Werken eines Phidias wollte erheben, die reine Schönheit des Praxiteles erfreuen, die Altarreliefs aus Pergamon wollen imponiren, blenden, fortreißen. Und der Erfolg hat gelehrt, daß es ihnen gelang. Freilich hafteten diese Empfindungen nicht mehr, wie bei den Schöpfungen der alten Meister, ausschließlich an ihrem Gegenstande. Die pergamenischen Künstler haben hinreichend dafür gesorgt, daß man sie selber über ihren Werken nicht vergaß. Namentlich äußerte sich dieses Bestreben in der stupenden Virtuosität, mit der sie unsere Aufmerksamkeit auch an Nebendinge zu fesseln wissen, die für den Totaleindruck belanglos sind. Ich spreche nicht einmal von der Unterarbeitung wogender und wallender Gewänder, welche die Körperformen oft gleich Segeln oder gleich hohler Brandung mit umgebogenen Wellenkämmen umspielen, welche hier den Linnenstoff, dort die krausere Wolle, dann wieder die brüchige Seide imitiren. Man mag es dem Streben nach Mannigfaltigkeit, nach Unterbrechung der vertikalen Linien zuschreiben, wenn diese Gewänder noch die frischen Bruch- und Liegefalten aufweisen, als ob sie

eben aus dem Kasten genommen wären; als hätten unsere Göttinnen für den Gigantenkampf erst eigens Toilette gemacht.

Aber auch andere Flächen, z. B. Thierfelle, sind mit unglaublichem Detail ausgestattet, besonders da, wo sie am bequemsten sichtbar sind, also namentlich von unten her. Einem jungen Giganten, der den obersten Winkel der Treppenwange ausfüllt, liegt um die Schultern ein Pantherfell, welches der Herauf- oder Herabsteigende von oben sah und unmittelbar berühren konnte. In diesem Falle sind die Tausende feiner, kurzer Härchen so vollendet dargestellt, daß man das weiche Pelzwerk mit der Hand zu streicheln versucht wird. Alle flatternden Bänder, Riemen, Schnüre ahmen die Wirklichkeit bis zur Täuschung nach. An der kunstvollen Verschlingung des Knotens, vermittelst dessen die perspectivisch verlaufenden Joche der Rosse mit der Wagendeichsel verbunden sind, konnte man die antike Sitte studiren und zur Ueberraschung bestätigen, daß dieselbe an Ort und Stelle bis auf den heutigen Tag unverändert geblieben ist. Dazu kommt die wunderfeine Ciselirornamentik der Waffen, besonders der Schilde, überhaupt die Mannigfaltigkeit alles Decorativen, wohin wir auch die Schlangenleiber, die Endigungen der Gigantenbeine rechnen können; es dürfte schwer halten, auch nur zwei Schlangenpaare zu finden, welche in der Musterung der Leiber, ja im Ausdruck der Köpfe vollkommen identisch wären. Wie bewußt aber diese Künstler auch für den Standpunkt des Beschauers, für das mikroskopische Auge, darf man sagen, arbeiten, beweist wohl am schlagendsten die minutiöse Sorgfalt, welche sie den Fußbekleidungen zuwandten. Jener Schuster, dessen sachverständige Kritik sich selbst der Maler Apelles gefallen lassen mußte, würde hier schwerlich etwas zu tadeln gefunden haben; ja, man möchte glauben, daß die Pergamener für den Marmor ihre besonderen Schuhkünstler, wie ihre eigenen Kleiderfabrikanten hatten. Daß endlich manche Absonderlichkeiten, Verwickelungen, ja kleine Räthselaufgaben auf bewußter Reflexion beruhen, ist mir nach alledem kaum zweifelhaft. Ich will nur ein Beispiel anführen: In der so fesselnden Artemisgruppe ragt zwischen dem hinsinkenden, von dem Hunde gepackten Giganten und dem starren Leichnam unter ihm eine linke etwas gekrümmte Hand unmittelbar aus dem Reliefgrunde heraus; sie springt sofort in die Augen, denn sie ist mit hervorragender Meisterschaft gearbeitet. Welcher von beiden Figuren gehört nun die Hand? Jedermann entscheidet sich zuerst, um der Lage willen, für den Sterbenden; erst bei näherer Untersuchung ergibt sich, daß dies nicht möglich, daß es die Hand des rücklings liegenden Todten ist. Ich kann mich nicht überreden, daß diese Unklarheit nicht gewollt sei, nicht eine Art Versteckspiel mit dem Publicum bedeute, daß sich nicht im Alterthum so gut wie heute Discussionen um diese Hand erhoben haben und erheben sollten.

Erklärt sich nun auch all dieser Subjectivismus als ein Zeichen der Zeit, deren Kinder auch jene Künstler der Gigantenschlacht waren, so wird Jeder doch längst den Abstand herausgefühlt haben, welcher diese Werke, — und, fügen wir hinzu, alle übrigen Sculpturenfunde aus Pergamon, auf die ich hier nicht näher eingehen kann, — von derjenigen Pergamenerkunst trennt, welche ich zum Voraus geschildert hatte. Die Gallierbildwerke waren historische Kunstleistungen im eminenten Sinne des Wortes. Sie führten eine ganz neue Typik ein; sie

zeigten den Feind, den Besiegten in realistischer, doch keineswegs in unedler Auffassung; und dies gilt auch von dem einen todten Giganten. Sie ermangeln endlich nicht der psychologischen Charakteristik. Führt keine Brücke von Einem zum Andern herüber und wie erklärt sich dieser schroffe Gegensatz? Ich will die letzte Frage zuerst beantworten, soweit ich es thun zu können glaube. Die Ausgrabungen auf der Tempelterrasse der Athene haben von pergamenischen Gallierwerken wenigstens Theile der Postamente zu Tage gefördert. Von einzelnen Figuren sind Fußspuren vorhanden; dieselben bestätigen, was wir schon längst hätten wissen sollen, daß die Originale jener Schlachtenmonumente Erzbilder waren. Unter den Erzgießern werden auch jene Künstler des Attalos: Isigonos, Phyromachos, Stratonikos, Antigonos aufgeführt, wenn sie auch gerade nicht ausschließlich in Bronze arbeiteten. Ihre Heimath weist nach dem nördlichen Kleinasien und Griechenland. Alle inneren und äußeren Winke dagegen über den Ursprung der in Pergamon so großartig entfalteten Marmorbildnerei leiten auf Karien und Rhodos, in die Heimath des Laokoon und des farnesischen Stiers zurück. Es liegt somit der Schluß nahe, daß wir es mit zwei verschiedenen Kunstschulen zu thun haben, von denen die am Zeusaltar thätige die jüngere war. Hier sprechen auch andere Gründe für eine Entstehungszeit unter Eumenes II., während die Hauptthätigkeit der ersteren sich etwa fünfzig Jahre früher unter Attalos entwickelt haben mag. Wie weit diese Beziehungen in einander spielten, können wir heute nicht mehr ermessen. Von vornherein scheint die Vervielfältigung der pergamenischen Werke in Marmor begonnen zu haben; hoffentlich bleiben vermittelnde Zwischenglieder nicht aus.

Ein Gemeinsames aber nehmen wir auch heute wahr. Der pergamenische Altar will nicht minder ein Ausdruck der Siegesfreude in der Form des Dankes an die Götter sein, als die attalischen Stiftungen. Beide sind im letzten Sinne auf Selbstverherrlichung gegründet, aber beide in jenem noch nicht abgestorbenen Sinne, mit welchem die Alten Geschichte zu verewigen wußten. Im Spiegelbilde dessen, was ihre Götter, ihre Vorfahren gethan, strahlt ihnen der eigene Ruhm entgegen. Wie weit ist diese Auffassung bei allem Realismus noch immer entfernt von den porträthaften Kriegschroniken z. B. des Siegesdenkmals in Berlin! Und dennoch, gehört es nicht mit zu den Denkwürdigsten an dieser denkwürdigen pergamenischen Erwerbung, daß gerade Berlin auch vermöge seiner künstlerischen Tradition wie keine andere Stätte prädestinirt erschien, die zweite Heimath der „Pergamener“ zu werden? Hätte Michel Angelo kriegerische Größe und Thaten zu verherrlichen gehabt, seine Werke allein würden vielleicht noch näher an die Seite der pergamenischen rücken, als diejenigen, welche wir heute wenig Schritte von ihrem gegenwärtigen Aufenthaltsorte erreichen können. Nur das königliche Schloß trennt unser Museum von der Brücke, welche nunmehr seit 180 Jahren das herrlichste Standbild Alt-Berlins, den Großen Kurfürsten von Andreas Schlüter trägt, dessen Andenken man im Juni 1883, am hundertachtzigsten Jahrestage der Aufstellung, zu feiern beabsichtigte. Am Sockel sitzen vier colossale Erzfiguren gefesselter Männer. In ihnen hat der Künstler die Mächte verkörpert, gegen welche der große Kurfürst stritt und den Sieg errang. Habe ich noch nöthig, weiter auszuführen, wie geistesverwandt diese Werke den perga-

menischen Siegesmonumenten sind? Gerieth doch vor Zeiten Brunn, ganz unabhängig von dem Berliner Denkmal, auf die Vermuthung, die Erzbilder der attalischen Künstler möchten einst in vier Gruppen, ebenso wie hier, die Basis einer Reiterstatue des Königs umgeben haben! Auf der anderen, westlichen Seite steht dem Berliner Museum das ehemalige Zeughaus gegenüber; die Hauptzierde desselben bilden bekanntlich im inneren Hofe Schlüter's Masken sterbender Krieger und es ist sehr die Frage, ob diese Werke von vollendetstem Pathos des Ausdrucks vor der modernen Kunst, welche heute das Zeughaus in eine Ruhmeshalle verwandelt, irgendwie in den Schatten treten werden. Mein Vergleich bedarf wiederum keiner Erläuterung. In dritter Richtung aber schaut das Museum auf eine Brücke, deren Sandsteingruppen im Gewühle des Tages zwischen Börse und Bahnhof heute wohl nur zu wenig Beachtung finden. Es sind dies Schadow's, immer noch eines Meisters aus der alten Schule, Figuren auf der Herkulesbrücke: Herakles, wie er den Löwen und den Kentauren erschlägt. Blickt man, frisch von den Pergamenern kommend, zufällig empor, so wird man überrascht durch verwandte Züge in Auffassung und Bildung, namentlich in dem Gesichtsausdruck des unterliegenden Kentauren.

Ich verzichte darauf, diesen Vergleichen eine noch weitere Ausdehnung zu geben, deren sie fähig sind. Ein zukünftiger Kunsthistoriker wird es sich wohl schwerlich entgehen lassen, auch die weiteren Parallelen zu ziehen, an denen es hier und dort für manche ältere Epoche wahrlich nicht fehlt: von den zahlreichen gemeinsamen Zügen im Familienleben und in der Familientradition der Dynastien bis zu den politischen Hintergründen, ja, wenn man will, bis zu den gemeinsamen Galliersiegen.

Daß die pergamenische Kunst, welche, wie wir sehen, in so vieler Hinsicht unser eigen ist, auf diesem unserm Boden auch Wurzeln schlagen wird, bezweifle ich nicht; und wenn unsere Künstler ihr nicht bloß die äußerlichsten Handgriffe der Technik ablernen, so ist sie um so willkommener.

Die Wissenschaft aber, in deren Interesse der Anfang gemacht wurde und die nun so reich bedacht ist, wirft immer neue Fragen auf, die nur wieder an Ort und Stelle beantwortet werden können; ein Fragment der Gigantomachie, eine Inschrift wäre im Stande, zahlreiche Zweifel mit einem Schlage zu lösen. Um so begieriger und hoffnungsfreudiger eignen wir uns die Worte an, mit denen Carl Humann im Jahre 1881 seinen Bericht über die zweite Ausgrabungsperiode schließt: „Liegen aber noch immer Reste der Gigantomachie in Pergamon? Wahrscheinlich. Sind noch andere Kunstschätze dort verborgen? Sicherlich. Werden wir wieder dort graben? Ich hoffe es!“

Iwan Turgenjew's Literatur- und Lebenserinnerungen.

(Schluß.)

IV. Shukowski, Krylow, Lermontow, Sagoskin.

In der ersten dieser Skizzen gedachte ich meines Zusammentreffens mit Puschkin; ich will jetzt den anderen schon verstorbenen literarischen Berühmtheiten, denen ich begegnet bin, einige Worte widmen. Ich beginne mit Shukowski. Dieser hatte um die zwanziger Jahre auf seinem Gute im Bjelewskischen Kreise gelebt und zuweilen meine Mutter, die damals noch Mädchen war, auf ihrem Mzenskischen Besitzthum besucht. Es hatte sich noch die Tradition erhalten, daß er bei einer Privataufführung die Rolle eines Zauberers gespielt habe und ich glaube noch seine Kappe mit goldenen Sternen in der Rumpelkammer meines Elternhauses gesehen zu haben. Seitdem waren viele Jahre verflossen und die Erinnerung an die zufällige und vorübergehende Bekanntschaft mit dem Landfräulein mochte längst aus seinem Gedächtniß geschwunden sein. Im Jahre unserer Uebersiedlung nach Petersburg — ich war damals sechzehn Jahr alt — gedachte meine Mutter sich bei ihm in Erinnerung zu bringen. Sie stickte ihm zu seinem Namenstage ein schönes Sammtkissen und schickte mich damit ins Winterpalais. Ich sollte meinen Namen nennen, sagen, wessen Sohn ich sei und das Geschenk überreichen. Als ich das ungeheure, mir damals unbekannte Gebäude betreten, lange gewölbte Corridore durchirrt, steinerne Treppen erstiegen, beinahe ebenso unbewegliche steinerne Schildwachen passirt, endlich die Gemächer Shukowski's erreicht hatte und einen drei Arschin hohen rothen mit silbernen Treffen galonnirten Lakaien erblickte, ergriff mich aber eine unbeschreibliche Angst und Schüchternheit. Als der rothe Lakai mich in das Cabinet geführt hatte und nun das nachdenklich-freundliche, ernste und etwas verwunderte Gesicht des Dichters von dem Schreibtisch zu mir aufblickte, da übermannte mich die Furcht dermaßen, daß mir die Zunge am Gaumen klebte und ich trotz aller Anstrengung keine Silbe herausbringen konnte, wie festgebannt auf der Schwelle stehen blieb und das unglückliche Kissen, auf welchem, wie ich mich jetzt noch entsinne, ein Mädchen in mittelalterlichem Kostüm mit einem Papagei auf der Schulter, gestickt war, mit beiden Händen — wie einen Täufling — präsentirte. Meine Verlegenheit mochte das Mitleid des gutmüthigen Shukowski erregt haben.

Er kam auf mich zu, nahm mir sanft das Kissen ab, bat mich, Platz zu nehmen und sprach freundlich mit mir. Ich erklärte ihm endlich den Sachverhalt — und empfahl mich sobald als möglich.

Der Dichter Shukowski besaß in meinen Augen schon damals eine hohe Bedeutung; mich beglückte unser Zusammentreffen, so verfehlt es auch gewesen war, und zu Hause angelangt, gedachte ich mit besonderer Genugthuung seines Lächelns, des freundlichen Klanges seiner Stimme und seiner langsamen, angenehmen Bewegungen. Beinahe alle Porträts von Shukowski sind sehr ähnlich; sein Gesicht gehörte nicht zu derjenigen Art von Physiognomien, die wegen ihres wechselnden Ausdrucks schwer wiederzugeben wären. Natürlich war im Jahre 1834 keine Spur mehr von dem kränklichen Jüngling vorhanden, als den sich unsere Eltern den „Sänger im russischen Lager“ vorstellten (unter diesem Titel waren Shukowski's erste Schriften erschienen); er war von schönem Wuchs, eine wahrhaft männliche Erscheinung. Sein Gesicht war leicht gedunsen, wie Milch und Blut, ohne Runzeln und athmete Ruhe; er hielt den Kopf gesenkt wie in Aufhorchen oder Nachdenken versunken; sein dünnes Haar fiel in Büscheln auf seinen kahlen Schädel. Aus seinen tiefen dunkelen, chinesisch geformten Augen leuchtete stille Güte und um seinen vollen angenehmen Mund spielte beständig ein kaum bemerkbares aber herzliches Lächeln von Wohlwollen und Höflichkeit. Seine halb orientalische Abstammung (seine Mutter war bekanntlich eine Türkin) zeigte sich deutlich in seinen Gesichtszügen.

Einige Wochen später wurde ich durch einen alten Hausfreund, Woin Iwanowitsch Gubarew, eine bekannte typische Figur, wieder an Shukowski erinnert. Gubarew, ein armer Gutsbesitzer des Orlowschen Kreises, hatte in seiner Jugend zu Shukowski, Uwarow und Bludow in naher Beziehung gestanden. Er war in ihrem Kreise der Repräsentant der französischen Philosophie, des Scepticismus, des Encyklopädismus, des Rationalismus, kurz des achtzehnten Jahrhunderts gewesen. Gubarew sprach ausgezeichnet französisch, konnte Voltaire auswendig und stellte ihn über Alles in der Welt. Seine Geistesbildung war eine echt französische der vorrevolutionären Zeit. Noch heute entsinne ich mich seines fast beständigen kalten und hellen Lachens und seiner gewandten, ein wenig cynischen Urtheile und Ausfälle. Nach seinem Aeußeren zu urtheilen war er wie geschaffen zu einer unabhängigen einsamen Existenz. Er war groß und sehr häßlich, mit einem Gesicht voll Blatternarben. Der lange Aufenthalt in der Provinz hatte natürlich einen gewissen Einfluß auf Gubarew geübt. Er blieb aber dennoch bis an sein Lebensende ein Typus und hatte sich unter dem ärmlichen Rock eines im Hause mit Wasserstiefeln gehenden Landjunkers Freiheit und ausgezeichnete Manieren zu bewahren gewußt. Ich weiß nicht, warum er nicht wie seine Kameraden Carrière gemacht hat. Wahrscheinlich hatte es ihm an der nöthigen Ausdauer und am Ehrgeiz gefehlt, beides Eigenschaften, die sich mit jenem halb gleichgültigen, halb spöttischen Epikuräismus schlecht vertrugen, den er seinem Ideal Voltaire nachahmte. Dichterisches Talent besaß er nicht und Fortuna hatte ihm nicht gelächelt. Es wäre interessant gewesen zu untersuchen, wie sich dieser eingefleischte Voltairianer in seiner Jugend mit seinem

Freunde, dem zukünftigen Balladendichter und Schillerübersetzer gestanden hatte. Größere Gegensätze sind kaum denkbar; aber was ist das Leben anders als ein steter Sieg über Gegensätze? Shukowski hatte in Petersburg seinen alten Freund nicht vergessen und ihm eine große Freude zu machen gewußt. Er hatte ihm eine neue, schön ausgestattete Ausgabe von Voltaire's sämmtlichen Werken geschenkt. Die Nachbarn wollen Gubarew noch kurz vor seinem Tode in seinem armseligen verfallenen Hause an einem zerbrochenen Tisch haben sitzen sehen, auf welchem das Geschenk seines berühmten Freundes lag. Aengstlich soll er die goldgeränderten Blätter seiner Lieblingsbücher umgewendet und sich in seiner öden Steppeneinsamkeit an den Witzen erfreut haben, die einst Friedrich den Großen in Sanssouci und Katharina II. in Zarskoe Selo ergötzt hatten. Eine andere Art von Geist, Poesie und Philosophie gab es für ihn nicht. Das hinderte ihn natürlich nicht, ganze Haufen von Amuletten und Heiligenbildern am Halse zu tragen und unter dem Pantoffel einer Haushälterin zu stehen, die weder zu lesen, noch zu schreiben verstand [1]). Die Logik des Widerspruchs!

Ich bin Shukowski nicht wieder begegnet.

Krylów [2]) habe ich einmal in einer Abendgesellschaft bei einem hochgestellten und unbedeutenden Petersburger Schriftsteller gesehen. Er saß über drei Stunden unbeweglich zwischen zwei Fenstern und sagte kaum ein Wort. Er trug einen abgenutzten Frack und ein weißes Halstuch; Stiefel mit Troddeln umgaben seine dicken Füße. Beide Hände auf die Knie gestützt, saß er da, ohne seinen colossalen Kopf zu rühren, indem er nur manchmal die Augen unter den buschigen Brauen bewegte. Man wußte nicht recht, ob er zuhöre oder nur vor sich hin brüte, während er unaufhörlich den Bart drehte. Aus seinem großen echt russischen Gesicht sprach nicht Schläfrigkeit und nicht Aufmerksamkeit, nur viel Verstand und eingewurzelte Trägheit; von Zeit zu Zeit wollte sich ein listiger Zug über sein Antlitz stehlen, der indessen nicht recht durchzudringen vermochte. Endlich bat ihn der Wirth zum Abendessen. „Ein Ferkelchen mit Meerrettig ist für Sie angerichtet," sagte er geschäftsmäßig, als ob er sich einer unumgänglichen Pflicht entledige. Krylów sah ihn halb höflich, halb spöttisch an, als ob er bei sich dächte: „Also auf jeden Fall ein Ferkelchen?" — stand schwerfällig auf und ging mit schlurfenden Schritten, seinen Platz am Tische einzunehmen.

Lermontow habe ich im Ganzen zweimal gesehen: zuerst im Hause einer bekannten Petersburger Dame, der Fürstin Sch., und einige Tage später zu Neujahr 1840 auf einer Maskerade im adeligen Club. Bei der Fürstin Sch., deren Abende ich nur selten besuchte, beobachtete ich den berühmten Dichter aus einer Ecke, in die ich mich verkrochen hatte. Er hatte auf einem niedrigen Tabouret vor einem Divan Platz genommen, auf welchem in einem schwarzen

---

[1]) Da eine der Figuren des Romans „Rauch" den Namen Gubarew trägt, darf bemerkt werden, daß der Jugendbekannte des Dichters mit diesem nichts gemein hat, dafür aber eine unzweifelhafte Aehnlichkeit mit dem Vater der „Unglücklichen" verräth.

[2]) Der berühmte russische Fabeldichter, den die Russen ihren Lafontaine nennen.

Kleide eine der damaligen Petersburger Schönheiten saß, die blonde Gräfin M. P., die früh gestorben ist und in der That ein reizendes Geschöpf war. Lermontow trug die Uniform des Leibgarde-Husarenregiments; er hatte weder Säbel noch Handschuhe abgelegt und blickte die Gräfin finster, mit gesenktem Haupte an. Diese sprach wenig mit ihm und wendete sich immer wieder an den neben ihr sitzenden Grafen Sch., einen Husaren. In Lermontow's Erscheinung lag etwas Tragisches, Unheilverkündendes. Etwas wie eine unheimliche, dämonische Macht, wie Pessimismus und Leidenschaft sprach aus diesem brünetten Gesicht mit den großen, dunklen Augen, deren düsterer Blick seltsam mit dem beinahe kindlich-zärtlichen und hingebenden Ausdruck seines Mundes contrastirte. Seine niedrige krummbeinige Gestalt mit dem großen Kopf auf den hohen Schultern machte keinen angenehmen Eindruck, wenn die hervorragende Bedeutung ihres Trägers gleich nicht zu verkennen war. Es ist bekannt, daß der Dichter sich in dem Petschorin, der Hauptfigur des Romans „Ein Held unserer Zeit" geschildert hat; die Worte: „Seine Augen lachten nie, auch nicht, wenn er selbst lachte", beziehen sich z. B. direct auf ihn selbst. Ich entsinne mich, daß Graf Sch. und seine Nachbarin plötzlich über etwas lachten und auch Lermontow in das Gelächter einstimmte, zugleich aber Beide mit beleidigtem Erstaunen anblickte. Trotzdem schien es, als hege er sowohl für den Grafen, als auch für die Gräfin freundschaftliche Gefühle. Jedenfalls gefiel er sich darin, die damals zum guten Ton gehörigen Byron'schen Manieren mit einem Zusatz eigener Capricen und Wunderlichkeiten zur Schau zu tragen. Wie theuer sind sie ihm zu stehen gekommen! Innerlich hat sich Lermontow wahrscheinlich in jener ihm vom Schicksal bestimmten engen Sphäre entsetzlich gelangweilt. Auf dem Maskenball im adeligen Club ließ man ihm keinen Augenblick Ruhe. Immer wieder nahm ihn Jemand am Arm; eine Maske löste die andere ab, er aber stand unbeweglich da, hörte das Geschwätz an und richtete seine düsteren Augen bald auf Diesen, bald auf Jenen ......

Zum Schluß will ich noch einige Worte über einen ebenfalls schon verstorbenen Schriftsteller sagen, obgleich er zu den „diis minorum gentium" gehört und eigentlich nicht in einem Athem mit den oben behandelten genannt werden kann — über M. N. Sagoskin[1]). Dieser war ein naher Freund meines Vaters und besuchte in den dreißiger Jahren während unseres Aufenthalts in Moskau beinahe täglich unser Haus. Sein „Juri Miloslawski" war der erste große Literatur-Eindruck meines Lebens. Ich lernte diesen Roman kennen, als ich bei einem gewissen Weidenhammer in Pension war. Dort erzählte uns der russische Lehrer, der zugleich Klasseninspector war, in der Freistunde von dem Inhalt desselben. Mit glühendem Interesse horchten wir auf die Abenteuer Kirscha's, Alexei's und des Räubers Omlat. — Während mir „Juri Miloslawski" wie ein vollkommenes Wunderwerk erschien, blieb mir seltsamerweise der Autor des

[1]) Verfasser des seiner Zeit vielgenannten historischen Romans „Juri Miloslawski", einer der frühesten russischen Nachahmungen Walter Scott's. — Turgenjew zählte Herrn Sagoskin der „pseudo-großen" und pseudo-patriotischen Schule zu.

Buches, Herr Sagoskin, immer völlig gleichgültig. Die Gründe dafür dürften darin liegen, daß die Persönlichkeit Michael Nikolajewitsch's durchaus nicht von der Art war, das Gefühl von Verehrung und Entzücken, welches sein Roman erregte, verstärken zu können. Sie wirkte im Gegentheil abschwächend. Sagoskin hatte eben gar nichts Erhabenes oder Fatalistisches an sich, nichts von dem, was auf die jugendliche Einbildungskraft zu wirken pflegt. Er war eher etwas komisch und seine seltene Herzensgüte wußte ich nicht nach Verdienst zu würdigen: diese Eigenschaft wiegt ja nicht schwer in den Augen der leichtsinnigen Jugend. Die Gestalt Sagoskin's, sein seltsamer, fast plattgedrückter Kopf, sein viereckiges Gesicht mit den vorstehenden kurzsichtigen und schwachen Augen, die ungewöhnlichen Bewegungen seiner Augenbrauen, seines Mundes und seiner Nase, wenn er über etwas erstaunt war oder auch überhaupt, wenn er sprach, die plötzlichen Ausrufe und Gesten und der tiefe Einschnitt, der sein ohnehin kurzes Kinn wie in zwei Hälften theilte, — alles das schien mir wunderbar, plump und drollig. Außerdem besaß er noch drei sehr komische Schwächen: er rühmte sich erstens ganz ungewöhnlicher Körperkraft, war zweitens davon überzeugt, daß keine Frau ihm widerstehen könne, und hatte endlich (was bei einem so enragirten Patrioten besonders befremden mußte), eine unglückliche Schwäche für die französische Sprache, die er ohne Gnade verstümmelte, indem er beständig Zahl und Geschlecht verwechselte, so daß er bei uns im Hause den Spitznamen „Monsieur l'article“ trug. Trotzdem mußte man Michael Nikolajewitsch lieben um seines goldenen Herzens und seiner ungekünstelten Wahrhaftigkeit willen, die man auch aus allen seinen Schriften erkennt.

Mein letztes Zusammentreffen mit ihm war ein trauriges. Ich besuchte ihn nach jahrelanger Trennung in Moskau, kurz vor seinem Tode. Er konnte schon sein Zimmer nicht mehr verlassen und klagte über Schmerzen und Gicht in allen Gliedern. Er war nicht magerer geworden, aber eine tödtliche Bläſſe bedeckte schon seine vollen Wangen und gab ihm ein kränkliches, trauriges Aussehen. Die Gewohnheiten des Stirnrunzelns und Augenaufsperrens hatte er sich erhalten, aber das unwillkürlich Lächerliche dieser Bewegungen diente nur dazu, ein tiefes Mitleid für den armen Dichter zu erregen, der so sichtlich seinem Ende entgegen ging. Ich sprach von seiner literarischen Thätigkeit; davon, daß man in Petersburger Kreisen wieder beginne, seine Verdienste zu würdigen; erinnerte an die Bedeutung „Juri Miloslawski's“ als Volksbuch .... Das Gesicht Michael Nikolajewitsch's belebte sich. „Danke, danke,“ sagte er — „ich hatte schon geglaubt, vergessen zu sein; hatte gedacht, daß die jungen Leute von heut zu Tage mich in den Koth ziehen.“ (Michael Nikolajewitsch sprach nie französisch mit mir — brauchte aber immer sehr energische Ausdrücke in der russischen Unterhaltung.) „Danke,“ wiederholte er nicht ohne Rührung und drückte mir warm die Hand, nur weil ich ihm versichert hatte, daß er nicht vergessen sei. Ich entsinne mich, daß mir damals genug bittere Gedanken über sogenannte literarische Berühmtheiten kamen. In meinem Innern beschuldigte ich Sagoskin eines kleinlichen Sinnes. Worüber, dachte ich, freut sich der Mann? — Doch warum sollte er sich denn nicht freuen? — Hörte er doch von mir, daß er im

öffentlichen Gedächtniß noch nicht völlig todt sei .... und einen schlimmeren Tod als diesen gibt es für den Menschen nicht. Mancher literarischen Berühmtheit wird nicht einmal diese vergängliche Freude zu Theil. Auf eine Periode leichtsinniger Lobeserhebungen folgt eine Periode sinnlosen Tadels und dann — vollständige Vergessenheit .... Und wer von uns besäße wohl ein Recht darauf, die Nachwelt mit seinem Namen, seinen Mängeln, seinen Sorgen und seinen Bestrebungen zu behelligen?

Nichtsdestoweniger bin ich froh, daß ich dem guten Michael Nikolajewitsch zufällig vor seinem Ende eine, wenn auch noch so geringe Freude bereiten konnte.

V. Ein Ausflug nach Albano und Frascati.

(Erinnerungen an A. A. Iwanow [1].)

An einem herrlichen Octobertage des Jahres 1857 fuhr ein alter Miethswagen langsam und mit dröhnenden Fensterscheiben auf der Chaussee von Rom nach Albano.

Auf dem Bock thronte ein Vetturin mit mürrischem Gesicht und struppigem Backenbart, allem Anscheine nach ein ausgemachter Feigling und Wüstling; in der Kutsche selbst saßen drei russische „forestiere": der verstorbene Maler Iwanow, W. P. Botkin und ich. Uebrigens paßte die Bezeichnung „forestiere" nur auf mich und Botkin. Iwanow — oder wie er im Wirthshaus Falcone und im Café Greco genannt wurde — „il Signor Alessandro" — war sowohl seiner Erscheinung wie seinen Gewohnheiten nach längst zum Römer geworden.

Der Tag war wundervoll — und doch vermöchten weder Feder noch Pinsel ihn wiederzugeben; ist es ja bekannt, daß kein Landschaftsmaler nach Claude Lorrain der römischen Landschaft hat gerecht werden können; und daß es auch über das Vermögen der meisten Schriftsteller hinausgeht. Darum beschränke ich mich darauf zu sagen, daß die Luft klar und milde war, die Sonne leuchtete, aber nicht brannte, ein Lüftchen durch die geöffneten Fenster unseres Wagens wehte und unsere nicht mehr jungen Gesichter liebkoste, daß wir dahinfuhren von einem feiertäglichen Herbstglanz umgeben und mit einem festlichen und doch herbstlichen Gefühl in der Seele.

Tags zuvor waren wir Drei im Vatican gewesen; Iwanow war bei bester Laune, weder einsilbig noch menschenscheu, vielmehr außerordentlich gesprächig. Er redete von den verschiedenen italienischen Künstlerschulen, die er eingehend studirt hatte; seine Urtheile waren sachlich, sie zeugten von seiner aufrichtigen Verehrung für die alten Meister. Er betete Raphael an. Wie bekannt, hat Overbeck eine Zeitlang einen starken Einfluß auf Iwanow geübt: er führte ihn in das Studium Raphael's ein. Als er jedoch weiter ging zu Perugino und seinen Vorgängern, folgte Iwanow ihm nicht mehr. Sein gesunder russischer Sinn bewahrte ihn vor jener ascetischen, symbolischen Kunstwelt, in die sich der deutsche Künstler vertiefte. Dabei hielt Overbeck den Idealisten Iwanow für einen groben

[1]) Ueber diesen merkwürdigen und hervorragenden Künstler s. „Der Maler Iwanow" in der „Deutschen Rundschau", 1882, Bd. XXXI, S. 436 ff.

Realisten. — Iwanow bedauerte unsere jetzige Kunstrichtung aufs Tiefste (einer unserer Künstler nannte einmal mir gegenüber Raphael talentlos), und erzählte allerlei über Brüllow und Gogol, welchen letzteren er beständig Nikolai Wassilitsch nannte. Aus seinen ehrerbietigen, jedoch vorsichtigen Aeußerungen über diesen unsern größten Schriftsteller konnte man schließen, daß er ihn besonders eingehend studirt hatte. Gogol dagegen hatte durchaus kein Verständniß für Iwanow, wenn er auch über dessen „Verklärung Christi" in Entzücken gerieth; er schwärmte auch für Brüllow's „Untergang von Pompeji", wer aber jene beiden Bilder zugleich lieben kann — dem fehlt eben jedes Verständniß für die Malerei. Iwanow gedachte mit besonderem Mitgefühl des tiefen Eindrucks, den das vollständige Fiasco des „Briefwechsels" auf Gogol gemacht hatte. Er sprach über diesen, sowie über das Jahr 1848, und zwar mit einer gewissen Erbitterung. Möglicher Weise dachte er, „vielleicht werden sie mein Bild ebenso herunterreißen"; in den Principien, die in dem Jahre 1848 beinahe triumphirt hätten, sah er damals das Ende und die Zerstörung jeder Kunst.

Das Gespräch wandte sich auf sein Bild. Wir hatten es damals noch nicht gesehen und er versprach, uns in den nächsten Tagen sein Atelier zu zeigen, was er auch einige Wochen später ausführte. Er versicherte uns, daß sein Bild noch lange nicht beendet sei, und theilte uns dann interessante Einzelnheiten aus einer Reise nach Deutschland mit, die er zu David Strauß, dem Verfasser des „Lebens Jesu" unternommen hatte. Strauß' Ideen hatte Iwanow in seinem Bilde verkörpern und ihn bewegen wollen, nach Rom zu reisen, um zu entscheiden, ob das Bild auch seinen Anschauungen entspreche. Nach Iwanow's eigenem Bericht hat Strauß ihn wahrscheinlich für einen Wahnsinnigen gehalten, besonders da die Unterhaltung von Seiten Strauß' lateinisch, und von Seiten Iwanow's italienisch geführt wurde, da Iwanow des Deutschen nicht mächtig war und sein Latein ebenso mangelhaft war, wie Strauß' Italienisch. Ich erinnere mich lebhaft der naiven, beinahe rührenden Verwunderung Iwanow's, als Botkin und ich ihm erklärten, daß, wenn Strauß auch eingewilligt hätte nach Rom zu kommen, er doch kaum hätte entscheiden können, ob Iwanow seine Ideen verstanden und richtig verkörpert habe, da hierzu doch ein Kunstverständniß erforderlich sei, wie Strauß es wohl schwerlich besessen habe. Er hätte die Verkörperung seiner Anschauungen einerseits verkennen, anderseits erkennen können, wo sie gar nicht gedacht war.

„So, so," wiederholte Iwanow gutmüthig lächelnd, lispelnd und blinzelnd. „Das ist sehr interessant. Daran hatte ich noch nicht gedacht."

Die jahrelange Absonderung von der Welt und von anderen Menschen, die Beschränkung auf sich selbst und auf *einen* unablässig verfolgten, unverändert festgehaltenen Gedanken hatten dem Wesen Iwanow's einen eigenthümlichen Stempel aufgedrückt. Er hatte etwas Mystisches und zu gleicher Zeit Kindliches, etwas Tiefsinniges und dabei Possierliches an sich; er war rein und offen und dabei doch wieder versteckt, und, ich möchte sagen schlau. Auf den ersten Blick erschien er uns höchst mißtrauisch, zurückhaltend und von einer halb finstern, halb abwartenden Schüchternheit; sobald er sich aber an uns gewöhnt hatte — und das geschah ziemlich rasch — entfaltete sich seine weiche Natur. Er konnte

über den kleinsten Scherz lachen, über die einfachsten Dinge in Erstaunen gerathen, über zufällig gebrauchte scharfe Ausdrücke förmlich erschrecken (ich entsinne mich, daß er einmal vor Schreck aufsprang, als er von Einem von uns hörte, daß eine bekannte russische Schriftstellerin dumm sei), und dann wieder Aussprüche thun, deren Klarheit und Reife von der unermüdlichen Thätigkeit eines bedeutenden Geistes zeugten. Wie der größte Theil unserer russischen Künstler, hatte Iwanow eine nur sehr oberflächliche Bildung erhalten, deren Vervollständigung er sich indessen auf das Eifrigste angelegen sein ließ.

Ueber die antike Welt hatte er sich nach Kräften unterrichtet und im Interesse seiner künstlerischen Zukunftspläne namentlich assyrische Alterthümer eingehend studirt; die Bibel, und insbesondere die Evangelien, konnte er auswendig. Er hörte lieber zu, als daß er selbst sprach, und dennoch war eine Unterhaltung mit ihm wegen seines ehrenhaften, unwiderstehlichen Wahrheitsdranges ein großer Genuß. Bei unseren abendlichen Zusammenkünften kam Iwanow immer zuerst, und erhob sich ein Disput, so folgte er dem Gedankengange eines Jeden mit Aufmerksamkeit und Geduld. Unter den Russen, die damals in Rom lebten, war ein guter und auch nicht dummer Mensch, bei dem es im Kopf nicht ganz richtig war und der außerdem mit der Sprache nicht recht vorwärts konnte; Iwanow hatte von uns Allen am längsten Geduld mit ihm. An Literatur und Politik nahm er keinen Antheil; sein ganzes Interesse war den Fragen zugewandt, die sich auf die Kunst, auf Moral oder Philosophie bezogen. Als man ihm einst ein Heft geschickt gezeichneter Carricaturen gesendet und er dieselben still und in sich versunken durchgesehen hatte, richtete er sich plötzlich auf und sagte: „Christus hat nie gelacht". Er war überall gern gesehen; ein Blick auf sein Gesicht mit der breiten weißen Stirn, den etwas ermüdeten, gutmüthigen Augen, den kindlich zarten Wangen, der spitzen Nase und dem etwas komischen, aber freundlichen Mund genügte, um ihm die volle Sympathie eines jeden Herzens zu gewinnen. Er war nicht groß, vielmehr kurz und breitschulterig; seine ganze Erscheinung von dem Spitzbärtchen bis zu den weichen, kurzdaumigen Händen, den flinken Beinchen mit den dicken Waden bezeugte seine echt russische Herkunft. Er war ohne Egoismus, hatte aber eine hohe Meinung von seinem Werk: nicht umsonst hatte er ihm seine gesammten Kräfte und Hoffnungen gewidmet.

Unser Vetturin hielt an einer schlechten Schenke, um die Pferde zu tränken und selbst eine „foliette" zu sich zu nehmen. Wir stiegen gleichfalls ab und bestellten uns Brot und Käse. Der Käse war hart und das Brot unausgebacken und sauer; wir aber aßen unser frugales Frühstück mit jener heiteren, strahlenden Empfindung ewig bestehender Schönheit, wie sie die römische Landschaft jeder Zeit erweckt und besonders an einem goldenen Herbsttag. Ein schwarzäugiges braunes Mädchen in bunten Lumpen und bloßen Füßen betrachtete uns ruhig, beinahe hochmüthig von der steinernen Schwelle ihres Hauses und ihr Vater, ein stattlicher Mann von vierzig Jahren, mit einem alten Sammtmantel über eine Schulter geworfen, saß majestätisch auf einem zerbrochenen Stuhl in dem Halbdunkel der Osteria und hörte, indem er seine ungeheuren schwarzen Augen rollte und herablassend lächelte, den Klagen unseres Kutschers, über schlechte

Zeiten, den Mangel an Fremden ꝛc. zu. Iwanow, dessen sich plötzlich eine ängstliche Unruhe bemächtigt hatte, machte seinen Erörterungen ein Ende. Wir fuhren weiter.

Die Unterhaltung wendete sich abermals auf den Vatican. „Wir müssen morgen wieder hingehn,“ bemerkte Botkin; „und nachher müssen Sie, wie gestern, mit uns essen.“ (Wir aßen jeden Tag im „Hôtel d'Angleterre“ an der table d'hôte).

„Mittag essen?“ rief Iwanow und erblaßte plötzlich. „Mittag essen!“ wiederholte er. „Mein Herr, ich danke vielmals, denn ich bin schon gestern kaum am Leben geblieben.“

Wir dachten, er mache im Scherz Anspielungen darauf, daß er Tags zuvor des Guten zu viel gethan habe — er hatte nämlich außerordentlich viel und gierig gegessen — und wollten ihn überreden.

„Nein, nein,“ wiederholte er, immer blasser werdend, ganz außer sich. „Ich werde nicht gehen; man hat mich dort vergiftet.“

„Wie, vergiftet?“

„Ja, vergiftet, mit Gift.“ — Das Gesicht Iwanow's bekam einen seltsamen Ausdruck, seine Augen irrten unstät . . . . .

Botkin und ich blickten uns an, ein unwillkürliches Gefühl von Grauen bemächtigte sich unser.

„Wieso, lieber Alexander Andreewitsch, wie konnte man Ihnen an der table d'hôte Gift geben? Man hätte doch die ganze Schüssel vergiften müssen. Und aus welchem Grunde sollte man Ihnen auch nachstellen?“

„In der That gibt es Menschen, die mir nach dem Leben trachten. Und was die Schüssel betrifft . . . . man hat es mir auf den Teller gestreut.“

„Wer denn?“

„Der Kellner, der cameriere.“

„Der Kellner?“

„Ja, er ist bestochen. Sie kennen die Italiener noch nicht; ein schreckliches Volk voller Arglist! Er holte das Gift aus der Tasche seines Fracks — als wolle er — eine Prise nehmen . . . . und Niemand bemerkte es. Sie haben mich überall zu vergiften versucht, wo ich auch immer gegessen habe. Es gibt hier nur einen ehrlichen Kellner — bei Falcone, im untersten Zimmer, ... auf den kann man sich bis jetzt verlassen.“

Ich wäre gern noch weiter in ihn gedrungen, aber Botkin stieß mich heimlich an.

„Alexander Andreewitsch“, begann er, „was sagen Sie zu folgendem Vorschlag: Sie essen morgen mit uns als ob nichts vorgefallen wäre, und jedesmal, wenn Sie den Teller bekommen, wechseln wir ihn . . . .“

Damit war Iwanow einverstanden. Die Blässe verschwand aus seinem Gesicht, seine Lippen hörten auf zu zittern und seine Augen blickten wieder ruhig. Später erfuhren wir, daß er nach jedem guten Diner nach Hause eile, um Brechmittel zu nehmen und Milch zu trinken.

Der arme Einsiedler! Die zwanzig Jahre der Einsamkeit waren nicht umsonst an ihm vorüber gegangen.

Eine halbe Stunde später waren wir schon in Albano. Iwanow war wie

neu belebt und eilte, Pferde für einen Ritt nach Frascati zu nehmen. Aus verschiedenen Winkelgassen wurden uns drei elende, schlecht aufgezäumte Mähren zugeführt. Während längeren Wortwechsels mit ihren Besitzern hatte ich Gelegenheit, Iwanow's eiserne Beharrlichkeit kennen zu lernen. Endlich einigten wir uns über den Preis, erstiegen mühsam unsere Rosinanten und trabten fort, in der Richtung nach Frascati. Der Weg ging bergan, an der sog. Gallerie vorüber, durch eine Allee großartiger, immergrüner Eichen, an deren classischen Formen sich vielleicht schon Claude Lorrain und Poussin erfreut hatten. Eine solche Harmonie der Kraft und Schönheit habe ich bei keinem anderen Baume je gesehen. Diese Eichen, sonnenverbrannten Pinien, Cypressen und Oliven stehen in einer wunderbaren Harmonie. Sie bilden zusammen jenen der römischen Landschaft eigenthümlichen, feingestimmten Accord. Zu unseren Füßen strahlte in blauem Lichte der runde See von Albano; rings umher am Bergesabhang, im Thal, nah und fern schienen zauberisch durchsichtig die göttlichsten Farben durcheinander gewebt . . . . . Doch ich habe mir vorgenommen, keine Beschreibung zu liefern. Wir stiegen höher und höher, durchritten freundliche, strahlende Wälder, smaragdene, sommerliche Wiesen und erreichten endlich die kleine Stadt Rocca di Papa, die wie ein Vogelnest an den Berggipfel angeklebt ist.

An einer kleinen Terrasse, gegenüber einer im lombardischen Stil erbauten Kirche mit Schnörkeln an der Fassade, stiegen wir von den Pferden und setzten uns auf den Rand eines Brunnens voll silberklaren Wassers mit einem päpstlichen Wappen und einer lateinischen Inschrift auf den halb verfallenen Säulen. Auf die Terrasse mündeten von allen Seiten treppenartige Gassen. Zerlumpte Knaben rannten sogleich herbei, um uns anzugaffen, und die übliche Gabe einiger „paoli“ zu erbetteln; hier und da blickten alte Weiberköpfe hervor und ließen mit ihren kreischenden Stimmen laute Töne vernehmen; in der Ferne sah man, wie eine Vision, eine wohlgestaltete Schöne in albanesischem Kostüm, an einem dunklen Eingang. Sie hob sich malerisch ab von dem schwarzen Schatten der steinernen Wände, bewegte sich langsam und verschwand endlich. Ein beladener Esel mit knarrenden Körben trabte vorsichtig mit klappernden Hufen über die steinerne Brücke; hinter ihm schritt majestätisch, wie ein Consul in Person, ein mürrischer Mann in einem schmutzigen blauen Mantel, der den unteren Theil seines Gesichts verdeckte, mit einem hohen durchlöcherten Hut, den er wahrscheinlich vor Niemandem zog. Iwanow holte eine Brotrinde aus seiner Tasche, setzte sich auf den Brunnenrand und begann zu essen, wobei er die Zügel seines Pferdes in der einen Hand hielt und von Zeit zu Zeit das Brot in das kalte Wasser tunkte.

Jede Spur von Unruhe war aus seinem Gesicht verschwunden; es leuchtete von dem friedlichen Vergnügen einer künstlerischen Empfindung; in diesem Augenblick fehlte ihm nichts auf der Welt. Wie er so dasaß, in jener Lieblingsstadt der Maler, auf dem Brunnenrand vor der dunklen Kirche, hinter welcher sich in bläulich gelbem Licht an dem leuchtenden, luftigen Abgrund, leicht und hoch die Berge erhoben, schien er mir selbst ein würdiger Gegenstand für einen Maler. — Armer Iwanow! Dort hätte er noch Jahre leben sollen und doch lauerte der Tod schon auf ihn . . . .

Wir stiegen wieder zu Pferde und ritten weiter bergan. Iwanow fing an zu reden, und erzählte uns einige possierliche römische Anekdoten, über die er selbst herzlich und kindlich lachte. Es begegnete uns ein hübscher Bursche von etwa zweiundzwanzig Jahren, die Hände auf den Rücken gebunden von zwei Gensd'armen zu Pferde begleitet.

„Was hat er gethan?“ fragte Iwanow einen von ihnen.

„Ha dato una coltellata,“ antwortete der Gensd'arm gelassen. („Er hat Einem einen Messerstich gegeben.“)

Ich sah den jungen Menschen an; er lächelte, wobei er seine großen weißen Zähne zeigte und mir freundlich mit dem Kopf zunickte. — Eine Bäuerin in ihrem niedrigen Gemüsegarten, in welchem ihre Ziege umher kletterte, lachte auch, wobei sie uns ebenso blitzende Zähne zeigte, blickte erst ihn, dann uns an, und lachte wieder.

„Glückliches Völkchen!“ bemerkte Iwanow.

Erst spät erreichten wir Frascati. Der letzte Zug ging schon in dreiviertel Stunden; wir konnten die benachbarten Villen und prächtigen Gärten nur noch im Fluge sehen; ich habe ihre Namen vergessen. Einige Tage vor unserem Ausfluge nach Albano waren wir mit Iwanow in Tivoli in der Villa d'Este gewesen und hatten uns an dieser schönsten unter den vielen monumentalen, großen und herrlichen Villen nicht satt sehen können; gehört sie doch zu jenen, bei deren Anblick uns unwillkürlich die Phantasie Cardinäle und Prinzen aus der Zeit der Medicäer und Farnese hervorzaubert, Gedichte von Ariost, das Decameron, Bilder von Paul Veronese mit ihrem Sammt- und Seidenschimmer, blonden Schönen mit Perlengeschmeiden, die zerstreut den Klängen der Tiorba und Flöte lauschen, Schmetterlingen, Zwergen, marmornen Statuen, olympischen Göttern und Göttinnen auf vergoldeten Decken, Grotten, bocksbeinigen Satyrn und Fontainen. —

In Frascati durcheilten wir die herrlichen Gärten und besahen uns die Villen von den künstlichen Terrassen aus. Ich entsinne mich, daß wir ganz hingerissen waren von dem Schauspiel eines prachtvollen Sonnenuntergangs. Ein herrliches Abendroth übergoß wie eine lodernde Glut rothen Goldes die ungeheuren viereckigen Marmorfenster und erleuchtete die hohen Corridore mit den schlanken Säulen.

Noch lange schien es mir, als hafte auf unseren Gesichtern der Widerschein jener Gluth.

Im Eisenbahnwaggon saß mit uns ein junges neuvermähltes Paar und wir sahen wiederum jene pechschwarzen, schweren Locken und blitzenden Augen und Zähne — alle diese Züge, die in der Nähe vielleicht etwas grob scheinen und doch einen unvergleichlichen Stempel von Einfachheit, ich möchte sagen wilder Grazie tragen.

„Ich muß Ihnen Mariannina zeigen“ (ein bekanntes Modell), bemerkte plötzlich Iwanow mit leiser Stimme ..... Er zeigte sie uns später.

Die ewige Stadt nahm uns bald in ihren Schoß auf. Wir gingen zu Fuß durch ihre schon dunklen Straßen. Iwanow begleitete uns bis auf die Piazza di Spagna, und wir schieden mit dem Gefühl eines herrlich verbrachten Tages in der Seele.

Acht Monate später, an einem nicht heißen und nicht kalten, aber unangenehmen Julitage begegnete ich Iwanow wieder, auf dem Platz vor dem Winterpalais in Petersburg, inmitten einer jener zähen schmutzigen Staubsäulen, die einmal zu unserer nordischen Residenz gehören. Auf meinen Gruß antwortete er nur mit einem sorgenvollen Blick; er ging in die Eremitage; der Seewind hob die Schöße seines Uniformfracks; mit beiden Händen hielt er seinen Hut.

Sein Bild war schon in Petersburg und man fing an dasselbe ungünstig zu beurtheilen. Einige Tage später fuhr ich aufs Land und eine Woche darauf erhielt ich die Nachricht von Iwanow's Tode. Mir fiel die abergläubische Angst ein, mit der er immer von Petersburg und seiner bevorstehenden Reise dahin gesprochen hatte . . . . .

Ich will mich hier nicht ausführlich über die Mängel und Vorzüge von Iwanow's bekanntem Bilde verbreiten; Andere haben das gethan, und zwar wahrscheinlich viel besser, als ich es könnte. Ich will nur kurz erwähnen, wie ich das Talent und die Bedeutung Iwanow's auffasse. Der verstorbene A. S. Chomjäkow widmete ihm in der „Ruskaja Besseda" einen Artikel, der wie Alles aus seiner Feder ungemein anziehend war, mit dem ich aber nicht übereinstimmen kann. Seiner Ansicht nach war Iwanow ein aus dem Innersten des russischen Volksgeistes hervorgegangener, von tiefstem religiösen Gefühl erfüllter, starker und reiner Künstler, dazu berufen, in einer Zeit allgemeinen Abfalls vom Glauben und von der echten Kunst, aus der Tiefe seines gläubigen Herzens eine neue Incarnation des christlichen Dogmas darzustellen und dadurch den Grund zu einer national-russischen Malerschule und zu einer Wiedergeburt der Kunst im Allgemeinen vorzubereiten. Diese Auffassung erscheint erfreulich, auch logisch richtig zu sein, entspricht aber leider durchaus nicht der Wahrheit. Daß Iwanow in seinem ganzen Streben immer ein Russe geblieben ist, das ist freilich nicht in Frage zu stellen; aber er war ein Russe seiner, d. h. unserer Uebergangszeit. Er war, so wie auch wir es sind, noch nicht in das gelobte Land gelangt, er sah und empfand dasselbe voraus, aber er starb, bevor er die Grenze desselben überschritten hatte. Er war kein harmonischer, kein eigenartiger Künstler (solche gibt es bei uns in Rußland noch nicht); sein Malertalent war schwach und unsicher, davon kann sich Jeder überzeugen, der sich die Mühe gibt, sein Werk aufmerksam und unparteiisch zu prüfen; dieses Werk, das Alles besitzt: erstaunliche Wahrheitstreue und ehrenhaftes Streben nach dem Ideal — Alles, nur nicht das, was allein nöthig ist, nämlich: schöpferische Kraft und freie Begeisterung. Leider zeigt sich auch bei Iwanow jener, der gesammten russischen Kunst anhaftende Mangel an der gehörigen Einheit in der Begabung. Hätte er das Talent Brüllow's besessen, oder Brüllow die Seele und den Geist Iwanow's, so hätten wir vielleicht Wunder gesehen. So aber kam es, daß der Eine alles darstellen konnte, was er wollte, aber nichts zu sagen hatte, und der Andere viel zu sagen hatte, aber die Zunge ihm versagte. Der Eine malte prächtige Bilder mit Effecten, aber ohne Poesie und Gehalt; der Andere bestrebte sich, tief ergreifende neue Ideen darzustellen, aber die Ausführung war holprig, unklar, leblos. Der Eine zeigte uns, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Lüge in wahrer Form, der Andere die Wahrheit falsch, d. h. schwach und unwahr. Es heißt, Iwanow habe den Kopf des Apoll

von Belvedere dreißig Mal copirt und so viel mit einem von ihm selbst in Palermo entdeckten byzantinischen Christus verglichen, bis aus der Vermischung beider das Gesicht seines Johannes des Täufers entstanden sei. So schafft kein wahrer Künstler! Und dennoch, soll man ja zwischen den Richtungen jener Beiden wählen, so ist es besser, tausendmal besser Iwanow zu folgen, so lange der wahre Führer noch nicht erschienen ist. Die Idee besitzt eine ganz eigene Kraft, sie dringt und leuchtet selbst durch die mangelhafte Darstellung, besonders wo der Künstler ihr uneigennützig und selbstverleugnend dient, wie Iwanow es gethan hat. Es sind noch nie völlig umsonst Opfer gebracht worden. Man mag mir einwenden, daß Iwanow vergeblich sich mit Dingen befaßte, die über seine Kräfte gingen; man mag behaupten, daß bei den ersten Skizzen zu seinem Bilde der Inhalt weniger tief, dafür aber die Ausführung naturtreuer und lebendiger war. In der Möglichkeit eines Strebens nach dem Unerreichbaren liegt schon etwas Abnormes, Tragisches; ist ein solches Streben aus lauteren Beweggründen hervorgegangen, so wird es seinen Nutzen haben, mögen auch die Ziele nicht erreicht worden sein. Ein junger Mensch, welcher der Richtung Brüllow's folgt, wird aller Wahrscheinlichkeit nach als Künstler untergehen — wie viele solcher Beispiele haben wir nicht erlebt! Läßt sich hingegen ein junger Mensch von den die Werke Iwanow's durchdringenden Ideen anziehen, so wird er sich weiter entwickeln, sobald es ihm nicht an Talent fehlt. Bei aller seiner Mühe und Arbeit ist Iwanow entkräftet, verkannt, auf halbem Wege zur Wahrheit gestorben; aber sein zukünftiger Nachfolger, „der noch unbekannte Auserwählte" wird auf dem von ihm zuerst angebahnten Wege fortschreiten. — Ich will noch einem andern Einwurf begegnen. Man kann fragen: weshalb soll man Iwanow, den unvollkommenen, unklaren Meister studiren, da es große, unangezweifelte, siegreiche Vorbilder gibt. Erstens, weil Iwanow als eine eigenthümlich russische Natur dem jugendlichen russischen Herzen ungleich näher, verständlicher, theurer ist; und zweitens, und darin besteht sein großes Verdienst, sein Verdienst als Idealist und Denker, weil er auf die alten Meister hinwies und zu ihnen zurückkehrte. Er gestattete nicht sich selbst und noch Andern bequeme Selbstzufriedenheit, er lehrte seine Schüler, sich hohe, mühevolle Aufgaben zu setzen, sich nicht mit jener technischen Vollendung, jenem Blendwerk zu begnügen, auf welches die Anhänger Brüllow's so stolz sind. Aus diesem Gesichtspunkt sind selbst die Mängel Iwanow's nützlicher, als manche Schönheiten.

Es ist hier nicht der Ort zu analysiren, worin die eigenthümliche Idee Iwanow's bestand; ich will jedoch meine kleine Abhandlung nicht schließen, ohne dem Wunsch Ausdruck zu geben, daß seine Entwürfe zu den Darstellungen aus dem Leben Christi veröffentlicht werden möchten. Sie befinden sich im Besitz seines Bruders. Aus diesen bedeutenden Entwürfen ist am klarsten die leitende Grundidee Iwanow's zu erkennen; hier hat ihn der Pinsel nicht genirt, den er besonders gegen Ende seines Lebens wegen der zunehmenden Schwäche seiner Augen nicht mehr beherrschte. Auf seinem Bilde ist die Figur Christi bekanntlich besser gelungen als alle anderen. Eine im Besitz W. P. Botkin's befindliche Skizze davon ist besonders bemerkenswerth. Eine photographische Wiedergabe dieser

Entwürfe würde allen Verehrern des guten, ehrenhaften, unglücklichen russischen Künstlers Alexander Iwanow eine willkommene Gabe sein [1]).

1861.

VI. Väter und Söhne.

Den ersten Plan zu diesem Buche, welches mich — wie es scheint, für immer — um die Gunst der russischen Jugend gebracht hat, faßte ich im August 1860, als ich in Ventnor auf der Insel Wight das Seebad brauchte. Wiederholt hörte und las ich in kritischen Artikeln, daß ich „mich von der Idee entfernt“ oder „eine Idee durchgeführt hätte“, bald wurde ich dafür gelobt, bald dafür getadelt. Meinerseits will ich hierzu nur bemerken, daß ich, da mir keine überreiche Erfindungsgabe zu Gebote steht, von jeher darauf angewiesen war, auf gegebenem Boden Fuß zu fassen. Ich habe überhaupt nie „Typen“ geschildert, wenn ich nicht von einem festen Ausgangspunkt, einem Gesicht, welches ich wirklich gesehen, die Anregung dazu erhalten hatte. So ist es mir auch mit dem Roman „Väter und Söhne“ gegangen; die Figur des Basarow ist das Ebenbild eines jungen, kurz vor dem Jahre 1860 verstorbenen, in der Provinz lebenden Arztes, den ich kennen gelernt hatte und in dem mir das verkörpert zu sein schien, was man später Nihilismus nannte. Der Eindruck, den diese Persönlichkeit auf mich gemacht, war so stark, daß ich denselben nicht wieder loswerden konnte, obgleich es mir nie recht klar zum Bewußtsein kam. Ich suchte vielmehr in meiner Umgebung nach einer Bestätigung der eigenen Empfindung. Mich verwundert die Thatsache, daß in unserer gesammten Literatur nirgend eine Richtung zur Darstellung gebracht wurde, die mir zu meinem Erstaunen allenthalben begegnete. Allen Ernstes fragte ich mich, ob ich nicht vielleicht Gespenster sähe. Ich entsinne mich, daß ich meinen Gedanken einem jungen, auf der Insel Wight badenden Landsmanne und sehr feinem Kunstkenner mittheilte, und dieser zu meiner nicht geringen Verwunderung mir zur Antwort gab: „Hast Du nicht schon einen ähnlichen Typus im Rudin geschildert?“ Ich schwieg; was hätte ich auch sagen sollen? Rudin und Basarow sollten ein und derselbe Typus sein!

Diese Bemerkung hatte zur Folge, daß ich den Gedanken an diese Arbeit für einige Wochen vollständig aufgab, ja ihn förmlich zu fliehen suchte. Nach Paris zurückgekehrt, nahm ich den Plan dennoch wieder auf, die Fabel des Buches entwickelte sich allmälig in mir und im Laufe des Winters schrieb ich die ersten Capitel; der Schluß der Erzählung wurde im Juli 1861 in Rußland auf dem Lande geschrieben, den Herbst und Winter über an demselben gefeilt und das Ganze im März des folgenden Jahres (1862) vom „Rußki Westnik“ zum Abdruck gebracht.

Ich will hier nicht erörtern, welchen Eindruck das Erscheinen des Romans

[1]) Iwanow's Zeichnungen zur Geschichte des Lebens Jesu sind seitdem auf Veranlassung des deutschen archäologischen Instituts in chromo-lithographischer Vervielfältigung herausgegeben worden. Bedauerlicher Weise ist dem Institut testamentarisch die Pflicht auferlegt worden, sämmtliche hinterlassene Zeichnungen Iwanow's zu publiciren; eine sachverständige Auswahl dieser zum Theil höchst interessanten, aber ungleichen Entwürfe wäre sehr viel zweckmäßiger gewesen, als die von dem Bruder des Malers angeordnete Gesammtausgabe. Immerhin bieten diese Studien ein außerordentliches Interesse. Man vergleiche darüber insbesondere den eben genannten ausführlichen Aufsatz über Iwanow in der „Deutschen Rundschau“, S. 442.

gemacht hat. Ich bemerke nur, daß, als ich einige Wochen später, gerade am Tage der großen Feuersbrunst im Apraxin-Dwor, in Petersburg eintraf, das Wort „Nihilist" bereits auf tausend Lippen lag. „Sehen Sie, das haben Ihre Nihilisten gethan, sie stecken Petersburg in Brand," waren die ersten Worte, welche der erste mir auf dem Newski-Prospect begegnende Bekannte sagte. Bald wurde ich gewahr, daß mich viele, mir bis dahin nahestehende Personen, kalt, zuweilen unfreundlich empfingen, daß andere, die im gegnerischen Lager standen und die ich als Gegner ansah, mir Glückwünsche spendeten. Es hat mich das in Ueberraschung, ja selbst in Bitterkeit versetzt; aber mein Gewissen blieb rein, ich wußte, daß ich mich gegen den von mir vorgeführten Typus [1]) nicht nur vorurtheilslos und ehrlich, sondern sogar sympathisch verhalten hatte und daß ich den Beruf des Künstlers und Schriftstellers zu hoch stellte, um in einer solchen Angelegenheit krumme Wege zu gehen. Das Wort „hoch stellen" ist hier eigentlich nicht am Platz; ich verstehe einfach nicht anders zu arbeiten und außerdem war gar keine Veranlassung dazu vorhanden. Die Kritiker nannten meinen Roman „Pamphlet", sprachen von „beleidigter" und „gekränkter" Eigenliebe; aus welchem Grunde hätte ich denn ein Pamphlet auf Dobroljubow schreiben sollen, den ich beinahe nie gesehen hatte und immer als Mensch und begabten Schriftsteller achtete? So bescheiden ich auch von meiner Begabung denke, so ist und war doch das Verfassen von „Pamphleten", „Pasquillen" meiner stets unwürdig gewesen. Was die „gekränkte" Eigenliebe betrifft, so bemerke ich, daß die Artikel Dobroljubow's über mein letztes Werk vor „Väter und Söhne", über „Am Vorabend" (Helene) (und er durfte sich mit Recht für den Vertreter der öffentlichen Meinung halten) — daß diese Artikel, die im Jahre 1861 erschienen, wie ich auf Ehre versichern kann, voll von lebhaftem, unverdientem Lobe waren. Aber die Herren Kritiker mußten mich einen beleidigten Pamphletisten nennen: leur siège était fait — und heute noch kann man im „Kosmos" folgende Zeilen lesen: „Endlich steht es fest, daß das Piedestal, auf welchem Herr Turgenjew stand, hauptsächlich durch Dobroljubow zerstört worden ist;" und weiter spricht der Kritiker von meiner „Erbitterung", die er übrigens begreift und „vielleicht selbst entschuldigt".

Die Herren Kritiker können sich wahrscheinlich keinen Begriff machen von dem, was in der Seele eines Autors vorgeht, worin seine Freuden und Leiden, sein Streben, Gelingen und Mißlingen besteht. Sie ahnen ferner nichts von dem Genuß, dessen auch Gogol gedachte bei der Darstellung erfundener Gestalten über eigene Mängel zu Gericht zu sitzen; sie wollen nicht glauben, daß es eine Hauptaufgabe des Schriftstellers ist, die Wahrheit, die Realität genau zu reproduciren, selbst wenn dieselbe auch nicht mit seinen eigenen Sympathien übereinstimmt. Ich erlaube mir, ein kleines Beispiel anzuführen. Ich bin immer ein eingefleischter Anhänger des Westens gewesen und habe niemals ein Hehl daraus gemacht; trotzdem habe ich in Panschin („adeliges Nest") alle komischen und abgeschmackten

[1]) Ich erlaube mir, folgende Stelle aus meinem Tagebuch anzuführen: „30. Juli, Himmelfahrt. Vor einer halben Stunde habe ich endlich meinen Roman beendet .... Ich weiß nicht, ob er Erfolg haben wird. Der Sowremennik wird mir wahrscheinlich vorwerfen, daß ich Basarow verachtet habe, und nicht glauben, daß zur Zeit des Schreibens ich mich unwillkürlich zu ihm hingezogen fühlte."

Seiten dieser Richtung geschildert; ich ließ den Slawophilen Lawretzki ihn „in allen Punkten schlagen". Und warum that ich dies, ich, der ich die Bestrebungen der Slawophilen für falsch und unfruchtbar halte? Darum, weil im gegebenen Falle dies aus dem Leben gegriffen war, und ich vor Allem den Wunsch hatte, lebenswahr zu sein. Beim Zeichnen der Figur des Basarow stellte ich ihn als allem Künstlerischen abgeneigt dar, und gab ihm einen scharfen, rücksichtslosen Ton, und zwar nicht in der ungereimten Absicht, das junge Geschlecht zu kränken (!!!)[1], sondern weil ich das bei meinem Bekannten, dem Doctor D., und ähnlichen Persönlichkeiten so beobachtet hatte. „Das Leben hat sie so gemacht," sagte mir meine ehrliche, wenn auch vielleicht irrthümliche Erfahrung; ich konnte nicht klügeln, sondern wollte nur eine bestimmte Person zeichnen.

Meine persönlichen Neigungen kamen dabei wenig in Betracht, und es werden viele meiner Leser erstaunt sein, wenn ich behaupte, daß ich, mit Ausnahme von Basarow's Kunstansichten, dennoch beinahe alle seine Ansichten theile. Man nimmt vielmehr an, ich hätte auf Seiten der „Väter" gestanden .... ich, der in der Gestalt Paul Kirsanow's beinahe gegen die künstlerische Wahrheit verstieß, seine schwachen Seiten carikirte, ja ihn selbst lächerlich machte[2])!

Der Grund des Mißverstehens liegt darin, daß dem von mir geschilderten Typus des Basarow nicht jene Uebergangsphasen vorausgingen, wie den andern literarischen Typen. Er folgte nicht — wie Onägin oder Petschorin — einer Epoche der Idealisirung, der Gefühlsherrschaft; mit dem Augenblicke, wo der neue Typus des Basarow erschien, trat ihm auch der Autor kritisch, objectiv gegenüber. Das hat dem Verständniß seiner Persönlichkeit wesentlich Eintrag gethan, und vielleicht mag darin der Grund zu den Irrthümern, der Ungerechtigkeit liegen. Der Typus des Basarow besitzt ein gleiches Anrecht auf Idealisirung wie seine Vorgänger. Schon oben habe ich angedeutet, daß durch ein directes Verhältniß des Autors zu der von ihm geschaffenen Gestalt dem Verständniß des Lesers Abbruch geschieht: es sagt ihm nicht zu, daß der Autor zu dem von ihm gezeichneten Charakter in Beziehungen steht wie zu einem lebenden Wesen, daß er seine guten und schlechten Eigenschaften zeigt und hauptsächlich seine Sympathien und Antipathien mit demselben klar legt. Der Leser will nicht einen

[1]) Als einen der vielen Beweise meiner „Bosheit gegen das junge Geschlecht" führt ein Kritiker an, daß ich Basarow im Kartenspiel mit dem Pater Alexei verlieren ließ. „Er weiß gar nicht, wie er ihn genug kränken und beleidigen soll! Er läßt ihn nicht einmal Karten spielen können!" Hätte ich es so eingerichtet, daß Basarow gewonnen hätte, so würde derselbe Kritiker unfehlbar ausgerufen haben: „Ist es nicht klar? Der Autor will zu verstehen geben, daß Basarow falsch spielt." T.

[2]) Im Auslande kann man durchaus nicht verstehen, weshalb um Basarow's willen so schonungslose Angriffe gegen mich gerichtet werden. „Väter und Söhne" sind mehrmals ins Deutsche übersetzt worden. Ein Kritiker der „Vossischen Zeitung" schreibt aus Anlaß der letzten, in Riga erschienenen Uebersetzung: „Es bleibt für den unbefangenen Leser schlechthin unbegreiflich, wie sich gerade die radicale Jugend Rußlands über diesen geistigen Vertreter ihrer Richtung (Basarow), ihrer Ueberzeugungen und Bestrebungen, wie ihn Turgenjew zeichnete, in eine Wuth hinein erhitzen konnte, die sie den Dichter gleichsam in die Acht erklären und mit jeder Schmähung überhäufen ließ. Man sollte denken, jeder moderne Radicale könne nur mit froher Genugthuung in einer so stolzen Gestalt, von solcher Wucht des Charakters, solcher gründlichen Freiheit von allem Kleinlichen, Trivialen, Faulen, Schlaffen und Lügenhaften, sein und seiner Parteigenossen typisches Porträt dargestellt sehen." T.

schon eingeschlagenen Weg verfolgen, er will selbst einen finden. „Wozu alle Mühe," denkt er unwillkürlich; „Bücher sollen zerstreuen, nicht Kopfzerbrechen machen; warum schreibt mir der Autor vor, was ich über seine Gestalten denken soll — warum sagt er mir, was er selber über sie denkt?" Ist aber das Verhältniß des Autors zu dem dargestellten Charakter noch unbestimmt, ist er sich selbst nicht klar, ob er ihn liebt oder nicht (wie es mir mit Basarow ging, zu dem ich mich, wie mein Tagebuch sagt, „unwillkürlich hingezogen fühlte") — dann steht es allerdings schlimm. Um aus einer unangenehmen Ungewißheit herauszukommen, ist der Leser im Stande, dem Autor gar nicht vorhandene Sympathien oder Antipathien unterzuschieben.

„Der wahre Titel Ihres Buches," sagte mir einmal eine geistreiche Dame, „sollte heißen „Weder Väter noch Söhne", denn Sie sind selbst der Nihilist." Aehnliche Ansichten wurden später bei dem Erscheinen von „Rauch" noch nachdrücklicher ausgesprochen. Ich will nicht darüber streiten; vielleicht hatte die Dame wahr gesprochen. Bei der Schriftstellerei thut Jeder (hier urtheile ich nach mir selbst) nicht das, was er will, sondern das, was er kann, und zwar insoweit es ihm gelingt. Ich gebe zu, daß belletristische Werke en gros beurtheilt werden müssen und zwar ruhig, wenn auch nicht gleichgültig; und daß die Kritik strenge Gewissenhaftigkeit in jedem einzelnen Punkt von dem Autor verlangen darf. Der Gewissenlosigkeit kann ich mich, trotz meines Wunsches den Kritikern gefällig zu sein, nicht für schuldig erklären.

In Bezug auf „Väter und Söhne" besitze ich noch eine merkwürdige Sammlung von Briefen und anderen Documenten. Es wird nicht ohne Interesse sein, wenn ich auf einige derselben hier näher eingehe. Während die Einen mich beschuldigen, das junge Geschlecht beleidigt zu haben, Andere mir mittheilen, daß sie „mit kalter Verachtung meine Photographie verbrannt hätten", werfen mir wieder Andere Verehrung desselben jungen Geschlechts vor. „Sie kriechen vor Basarow," ruft ein Correspondent aus: „Sie verurtheilen ihn nur scheinbar; im Grunde verehren Sie ihn und empfangen ein kaltes Lächeln von ihm wie eine Gnade!" — Ein anderer Kritiker, der sich in kräftiger und beredter Weise direct an mich wendet, stellt mich und Herrn Katkow wie zwei Verschwörer dar, die in einem einsamen Cabinet im Halbdunkel ihren schwarzen Anschlag zur Verleumdung des jungrussischen Geschlechts planen. Wie sah es aber in Wirklichkeit um diese Verschwörung aus? Als Herr Katkow von mir das Manuscript „Väter und Söhne" erhalten hatte, von dessen Inhalt er schlechterdings nichts wußte, gerieth er in Unwillen [1]). Der Typus des Basarow schien ihm

[1]) Herr Katkow wird es mir nicht übel nehmen, wenn ich einen kurzen Auszug aus seinem Briefe mittheile. Er schrieb mir u. A. das Folgende: „Wenn Basarow auch nicht der Gegenstand einer förmlichen Apotheose ist, so ist er doch auf ein unverdient hohes Piedestal gestellt worden. Er überragt seine ganze Umgebung, die im Vergleich zu ihm schwach und unreif erscheint. Kann dieser Eindruck wirklich wünschenswerth genannt werden? Es kommt Einem vor, als habe der Verfasser einen ihm unsympathischen Typus darstellen wollen, es aber im Ton vergriffen und sich schließlich vor diesem Typus gebeugt. Man hat den Eindruck einer gewissen Unsicherheit des Verfassers seinem Helden gegenüber, den er zwar nicht liebt, aber fürchtet." Außerdem bedauerte Herr Katkow, daß Frau Odinzoff sich Basarow gegenüber nicht ironisch verhalten habe u. s. w. Offenbar war der eine Verschwörer mit der Arbeit des andern nicht zufrieden. T.

nichts weiter als eine Apotheose des „Sowremennik", und ich hätte mich nicht gewundert, wenn er die Aufnahme meines Romans in seine Zeitschrift verweigert hätte. „Et voilà, comme on écrit l'histoire!" könnte ich ausrufen, wenn man ein so großes Wort auf so unwichtige Dinge anwenden dürfte.

Andererseits begreife ich, daß mein Buch bei gedachter Partei Unwillen erregte. Es war das nicht ohne Grund und es ist nicht falsche Demuth, wenn ich ihren Tadel in gewisser Hinsicht für berechtigt halte. Das von mir erfundene Wort „Nihilist" wurde von Vielen aufgegriffen, die nur auf eine Gelegenheit, einen Vorwand warteten, die Bewegung, die sich der russischen Gesellschaft bemächtigt hatte, aufzuhalten. Nicht im Sinne eines Vorwurfs, einer Kränkung hatte ich dieses Wort gebraucht, vielmehr als einzig richtigen Ausdruck für ein historisches Factum; es wurde aber zu einem Werkzeuge falscher Anklagen — ja beinahe zu einem Brandmal der Schande gemacht. Einige traurige Ereignisse, die damals stattfanden, gaben diesem Argwohn Nahrung und da sie nur die immer mehr um sich greifenden Befürchtungen bestätigten, rechtfertigten sie die Bestrebungen und Pläne unserer „Vaterlandsretter" .... denn auch bei uns in Rußland traten damals „Vaterlandsretter" auf. Die bei uns noch so unselbständige öffentliche Meinung stürzte sich in eine rückläufige Bewegung. Auf meinem Namen aber lag ein Schatten. Ich täusche mich nicht, der Schatten wird nie von meinem Namen schwinden. — Aber es haben Andere, Solche, vor deren Namen ich mir meiner eigenen Nichtigkeit tief bewußt bin, das große Wort gesprochen: „Périssent nos noms, pourvu que la chose publique soit sauvée!" Nach ihrem Beispiel kann ich mich mit dem Gedanken an gestifteten Nutzen trösten. Dieser Gedanke nimmt dem unverdienten Vorwurf einen Theil seiner Bitterkeit. Uebrigens weshalb dem solche Wichtigkeit beilegen? Wer wird in zwanzig, dreißig Jahren noch an den Sturm im Glase Wasser denken — oder an meinen Namen mit oder ohne Schatten?

Ich habe genug über mich gesprochen, und es ist an der Zeit, diese Erinnerungsskizzen zu schließen, die, wie ich fürchte, dem Leser wenig Vergnügen bereitet haben werden. Ich will nur, bevor ich schließe, noch einige Worte an meine jungen Zeitgenossen richten, die gleich mir die gefährliche Laufbahn der Literatur betreten haben. Schon einmal habe ich gesagt, daß ich in Bezug auf meine Stellung durchaus nicht verblendet bin. Mein zwanzigjähriger „Musendienst" endete mit einer allmäligen Erkaltung des Publicums — und ich habe nicht Grund anzunehmen, daß es sich wieder für mich erwärmen sollte. Neue Zeiten sind gekommen, und neue Menschen nöthig. Die literarischen Veteranen sind wie die Soldaten zu Invaliden geworden, — und wohl dem, der rechtzeitig seinen Abschied zu nehmen weiß! Nicht in belehrenden Ton will ich meine Abschiedsworte fassen, sondern in den Ton eines alten Freundes, dem man halb herablassend, halb ungeduldig zuhört, wenn man sich überhaupt in ein so überflüssiges Gespräch einläßt.

Also meine jungen Collegen, Euch gilt das Wort.

„Greift nur hinein ins volle Menschenleben," möchte ich Euch mit den Worten Goethe's, des Lehrers unser Aller, zurufen.

„Ein Jeder lebt's — nicht Vielen ist's bekannt,
Und wo Ihr's packt, da ist's interessant!"

Die Kraft zu diesem „Packen", „Greifen" verleiht zwar allein das Talent; doch Talent allein genügt nicht. Es bedarf der steten Gemeinschaft mit dem, was man reproduciren will; es bedarf der Rechtlichkeit, der unerbittlichen Wahrhaftigkeit in Bezug auf die eigene Empfindung, der vollen Freiheit des Gesichtskreises und endlich — sind Bildung und Kenntnisse nothwendig. „Ah, wir verstehen, wohin Sie zielen," ruft hier vielleicht der Eine oder Andere aus: — „das sind die Ideen Potugin's [1]) — Civilisation, prenez mon ours!" Dergleichen Einwürfe können mich nicht in Erstaunen setzen, mich nicht um ein Jota zurückweichen machen. Wissen ist nicht allein, wie das Sprüchwort sagt, Licht, sondern auch Freiheit. Nichts wirkt so befreiend auf den Menschen, wie Wissen, und nirgends ist die Freiheit so unumgänglich nothwendig, wie in Sachen der Kunst, der Poesie: nicht umsonst spricht man von den „freien Künsten". Kann der Mensch das „packen", „ergreifen", was ihn umgibt, wenn er selbst innerlich gebunden ist? Puschkin hat das tief gefühlt; nicht umsonst hat er in jenem unsterblichen Sonett, das jeder angehende Schriftsteller wie ein Gebot auswendig wissen sollte, gesagt:

„Geh hin auf freiem Wege,
Wohin der freie Geist dich führt."

Der Mangel an Freiheit zeigt sich unter Anderem darin, daß keiner der Slawophilen, trotz ihrer großen Gaben [2]) je etwas Lebendiges geschrieben hat [3]). Keiner von ihnen hat sich — und sei es auch nur für einen Augenblick — seiner gefärbten Brille zu entledigen gewußt. Dasselbe traurige Beispiel des Mangels an wahrer Freiheit, entspringend aus dem Mangel an wahrer Bildung, zeigt sich besonders in dem letzten Werk des Grafen L. Tolstoi („Krieg und Frieden"), welches, was schöpferische und poetische Begabung anlangt, zu dem Besten gehört, was unsere Literatur seit dem Jahre 1840 hervorgebracht hat. Nein! ohne Bildung, ohne Freiheit im weitesten Sinn, in Bezug auf sich selbst, seine vorgefaßten Ideen und Systeme, selbst auf sein Volk und dessen Geschichte, ist kein wahrer Künstler denkbar; ohne ihren Hauch kann Niemand athmen.

Was die letzten Resultate, die endliche Schätzung der sogenannten „literarischen Carriere" betrifft, so brauche ich nur an die Worte Goethe's zu erinnern:

„Sind's Rosen, nun, sie werden blüh'n."

Wahres Genie wird nicht verkannt, aber auch das Verdienst überlebt seine Zeit nicht: „Jeder wird früher oder später zu den Todten geworfen", pflegte der selige Belinski zu sagen. Wer zu seiner Zeit ein Scherflein hat beitragen können, darf

---

[1]) Eine Figur aus „Rauch".

[2]) Man kann den Slawophilen natürlich nicht Unwissenheit oder Unbildung vorwerfen; um jedoch ein künstlerisches Resultat zu erzielen, bedarf es des Zusammenwirkens verschiedener Factoren. Der Factor, der den Slawophilen fehlt, ist die Freiheit; Anderen mangelt es an Bildung, noch Anderen — an Talent u. s. w. T.

[3]) Wie Turgenjew dem Uebersetzer einmal schrieb, zählt er den gewöhnlich der Slawophilenschule zugerechneten S. J. Aksakow (den Vater Iwan's und Constantin's und Verfasser der herrlichen „Familienchronik") nicht zu der gedachten Partei.

schon dankbar sein. Nur wenigen Auserwählten wird es zu Theil, nicht allein den Inhalt, sondern auch die Formen ihrer Ideen und Gesichtspunkte, selbst ihre Persönlichkeit, mit welcher die Menge gewöhnlich nichts anzufangen weiß, auf die Nachwelt zu übertragen. Die gewöhnlichen Individuen sind verdammt, mit ihren Zielen der Vergessenheit anheim zu fallen. Sie haben ihre Kraft erhöht, ihre Sphäre erweitert und vertieft, und was sollte es weiter geben?

Ich lege die Feder fort. . . . . Noch einen Rath und eine letzte Bitte habe ich an die jungen Schriftsteller. Meine Freunde, rechtfertigt Euch niemals, wessen Euch auch die Verleumdung beschuldigen mag; gebt Euch nie die Mühe, Mißverständnisse aufzuklären, „das letzte Wort zu behalten". Thut Eure Pflicht und laßt es dabei bewenden. Jedenfalls laßt erst einen gewissen Zeitraum verstreichen, und betrachtet dann die Sache aus einem historischen Gesichtspunkt, wie ich es hier zu thun den Versuch gemacht habe. Folgendes Beispiel mag Euch zum Trost dienen: — im Laufe meiner literarischen Carriere habe ich nur ein einziges Mal versucht: „Thatsachen zu constatiren"; und zwar als die Redaction des „Sowremennik" ihren Subscribenten mittheilte, daß sie ihre Verbindung mit mir gelöst habe wegen meiner falschen Ueberzeugungen (in Wahrheit hatte ich mit dem „Sowremennik" gebrochen trotz aller Bitten, was ich auch mit schriftlichen Documenten beweisen kann), nur dieses eine Mal ließ ich mich hinreißen, das Publicum über den wahren Sachverhalt aufzuklären — und erlitt natürlich ein vollständiges Fiasco. Die Jugend fiel noch bittrer über mich her, hatte ich doch gewagt, die Hände gegen ihre Idole zu erheben. Was kam darauf an, ob ich Recht hatte, ich sollte schweigen! Diese Lehre gereichte mir zum Besten, hoffentlich wird sie auch Euch noch nützlich sein.

Meine Bitte aber besteht darin: „Achtet unsere Sprache, unsere schöne russische Sprache, diesen Schatz, der uns von unseren Vorgängern überliefert worden ist, unter denen vor Allem Puschkin glänzt. Achtet dieses mächtige Werkzeug, welches in verständigen Händen Wunder zu thun im Stande ist! — Selbst denen, die an „philosophischen Abstractionen", an „poetischen Feinheiten" keinen Geschmack finden, Leuten mit praktischem Sinn, denen die Sprache nichts Anderes ist, als ein Werkzeug, die Gedanken auszudrücken — auch ihnen sage ich: Zieht aus jedem Ding den größtmöglichen Nutzen. Denn der Leser, der dem dürren, kraftlos-weitschweifigen Gerede Eurer Journale begegnet, ist wirklich versucht zu glauben, daß die Sprache in Euren Händen nichts als ein ganz gewöhnliches Mittel zum Zweck geworden ist und daß Ihr zu den Uranfängen der Mechanik zurückgekehrt seid."

Doch genug, sonst werde ich am Ende selber noch weitschweifig.

1868—1869. Baden-Baden.

Ueber den gegenwärtigen Stand der Polarforschung.

Von

Friedrich Ratzel.

Der wirkliche Nutzen, den die zusammenfassende Darstellung eines wissenschaftlichen Gegenstandes bringt, darf vielleicht zu einem nicht ganz geringen Theile darin gesucht werden, daß dieser Gegenstand in seine natürliche Lage zurückversetzt wird, aus welcher die wissenschaftliche Erforschung ihn herauszuheben strebt. Diese letztere nämlich ist darauf angewiesen, gewisse Erscheinungen oder Erscheinungsgruppen zu isoliren, um ihr wahres Wesen kennen zu lernen, während jene gerade so sehr unter dem Bedürfnisse steht, aus dieser Isolirung heraus zu einer Gesammtbetrachtung sich zu erheben. Sagen wir zuviel, wenn wir nicht nur den Erfolg des Nutzens, sondern selbst einer gewissen gerechten Ausgleichung diesem zeitweiligen überblickenden Zurücktreten vor der Arbeit zuerkennen? Die Specialforschung läßt sich in der That durch das ganz subjective Uebergewicht, das sie ihrem Gegenstande beilegt, öfters zu Ueberschätzung und übermäßigen Ansprüchen verführen. Man erkennt das freilich nicht so leicht, wo es sich nur um Sachen handelt, wie man es dort wahrnimmt, wo Personen ins Spiel kommen, welche die bis zum Cultus gehende Ueberschätzung eines Biographen oder Historikers überschattet. Aber es ist im Wesen dieselbe Ungerechtigkeit, deren Wurzel in Einseitigkeit und in deren natürlicher Folge: Verkennung des Ganzen, des Zusammenhangs ruht. Wir sind der Ansicht, daß in Sachen der Polarforschung seit einiger Zeit eine solche ungerechte Strömung vorgeherrscht hat. Da nun dieser Zweig der Geographie von jeher, wie alle Entdeckungsgeschichte, nicht als eine Domäne der Gelehrten, sondern als ein Interesse aller Derer gegolten hat, welche einen weiteren Horizont als denjenigen ihres Kirchthums besitzen, so haben wir geglaubt, durch einen Ueberblick dessen, was auf diesem Gebiete erreicht ist und was zu wollen bleibt, nicht nur die Leser der „Deutschen Rundschau" auf einem wegen seiner Entlegenheit seltener betretenen Gebiete zu orientiren, sondern nach dem eben geäußerten Grundsatz auch bei einigen mehr Sachverständigen der Gefahr allzu enger und einseitiger Auffassung entgegen zu wirken. Beide Aufgaben sind freilich nicht sehr dankbar, die eine wegen des geringen Maßes von Anziehendem in der Natur der Polarregionen, welche viel-

mehr abzuschrecken scheinen, die andere, weil es den ungünstigen Anschein haben wird, daß wir einige Einzelinteressen der Wissenschaft nicht für das Höchste halten, was Menschen anstreben können. Daher wird in den folgenden Darlegungen umsomehr unser Bemühen dahin gehen, vor Allem klar und gerecht zu sein.

I.

Die Polarregionen umfassen die unwirthlichsten Theile der Erde. So wie man sie lebensfeindlich mit Rücksicht darauf genannt hat, daß höheres organisches Leben fast ganz aus ihnen ausgeschlossen ist, so kann man sie noch bestimmter als menschenfeindlich bezeichnen wegen der Kargheit und Strenge ihrer Natur, welche der freien Entfaltung nicht nur, sondern auch selbst der einfachen Erhaltung des menschlichen Lebens feindlich gegenübertritt. Innerhalb der Polarkreise liegt $^1/_{12}$ der Erdoberfläche, aber es wohnt hier nicht $^1/_{12,000}$ der Menschheit. Kein besonderes Land, kein selbständiges Volk, keine eigene Cultur, keine Stadt von Namen liegt in diesen Grenzen. In der Weltgeschichte in landläufigem Sinn, d. h. in der Geschichte der Staaten, haben die Polarregionen keine Rolle gespielt. Wenn man sagen würde, sie seien eigentlich niemals geschichtlicher Boden gewesen, so möchte man wohl nur von einigen sehr tief- und weitblickenden Geistern Widerspruch zu gewärtigen haben, welche einen nicht Jedem zugänglichen Begriff mit diesem Worte verbinden. Was also kann es denn sein, das die Menschen über Grenzen hinauszieht, jenseits deren sie nach allem Anschein so wenig zu suchen haben? Auf diese Frage mag ein kurzer Blick auf die Geschichte der Polarforschungen die beste Antwort geben.

Der Alten Kenntniß vom Norden ragte nicht bis zu den Eisregionen, deren der Schiffahrt jener Tage jedes Gelingen wehrende Natur gleichsam nur wie ein Eisblink am Horizont der griechischen und römischen Vorstellungen von der Erde aufleuchtete. Wo die Natur selber nicht das Vordringen verbot, da hemmte die Leichtgläubigkeit gegenüber den Schreckgeschichten, die vielleicht im Interesse monopolsüchtiger Phönizier erdacht und verbreitet worden waren, die Unternehmungslust und den Wissenstrieb. Männer wie Herodot und Strabo begnügten sich mit Resignation gegenüber den phönizischen Schiffer- und Kaufmannsfabeln, von denen sie unter Umständen auch Gebrauch machten zur Ausschmückung des leeren Raumes in ihren Nachrichten über die westliche trans-mediterranische Welt, etwa so wie die Kartographen des 16. Jahrhunderts die unbekannten Binnenländer der ihnen nur erst an den Rändern vertrauten neuen Welt mit Bildern leuchtend rother und goldener Männer bei Jagd, Schiffahrt oder kannibalischen Festen erfüllten. Herodot, der frisch und froh erzählende, fällt ganz aus der Art, wenn er sagt: „Von den Ländern am Westrande Europa's weiß ich nichts Sicheres zu sagen, denn ich glaube nicht an einen Fluß, der in das Nordmeer mündet und den die Barbaren Eridanus nennen und an dessen Ufern man angeblich den Bernstein findet. Ebensowenig weiß ich etwas von den Kassiteriden, die reich an Zinnerz. Das einzig Sichere hierin ist, daß Bernstein und Zinn aus den entlegensten Ländern dieses Theiles der Welt kommen." Und Strabo, wenn er auch soweit schon über den Vater der Geschichte hinausgeschritten ist, daß er den Ländern und Völkern der iberischen Halbinsel ein ganzes an That-

sachen reiches Buch seiner Erdbeschreibung zu widmen im Stande, kann doch, wie einer Unvermeidlichkeit gehorchend, dies lehrreiche Buch „Iberia" nicht schließen, ohne die vielerzählte Geschichte von dem patriotischen - phönizischen Schiffer noch am letzten Ende anzufügen, der lieber sein Schiff auf den Strand laufen ließ, als daß er den Römern, die in der Furche seines Kieles folgten, den lang verheimlichten Weg gezeigt hätte. Das Ganze ist eine hübsche Illustration zu den zwei ersten Zeilen der „Ars Poëtica", wo Horaz von dem Maler spricht, welcher zum menschlichen Kopf einen Pferdehals fügen und mit verschiedenartigen Federn die Glieder überziehen wolle —:

Humano capiti cervicem pictor equinam
Jungere si velit, et varias inducere plumas . . .

Weiter hat es an dieser Stelle keinen Zweck, wo unmittelbar hinter der Anekdote die alle Fabel abschließende Aussage folgt: „Dennoch fanden die Römer nach wiederholten Versuchen den Meerweg heraus . . . ."

Wenn uns auch nichts von sicheren Verbindungen berichtet wird, welche das griechische oder römische Alterthum mit den Küsten des europäischen oder asiatischen Eismeeres, den eigentlich „oceanischen" Küsten unterhielten, wie von den Römern die nördlich gelegenen im Gegensatz zu den westlichen, den eigentlich atlantischen genannt wurden, so lassen doch die bei alten Schriftstellern nicht selten sich findenden Bezeichnungen mare concretum, congelatum, *πεπυγυῖα θάλασσα* keinen Zweifel, daß Mittheilungen über jene entlegenen Regionen durch anwohnende Völker bis zu den mittelmeerischen Centren der damaligen Welt gelangten. Zwar liegt wohl das Thule des größten Nordfahrers des Alterthums, des Pytheas von Massilia, nicht viel weiter nördlich als die Nordspitze Britanniens, und seine Erzählungen von der Polarnacht u. s. w. stammen sicherlich aus zweiter Hand. Aber wenn es Thatsache, daß schon die griechischen Colonisten von Olbia und anderen Pflanzstätten am Nordrand des Schwarzen Meeres Handelsreisen in das innere Rußland machten, geht die Annahme zu weit, daß gerade von einem der noch heute als am eisreichsten berüchtigtsten Theile des Eismeeres, vom „Eiskeller" des Karischen Meeres, Nachrichten zu den Gestaden des Mittelmeeres gelangt sein könnten? Da das schon damals seichte Asow'sche Meer und die Limane in der Nachbarschaft der Dnjepr- und Donaumündungen häufig gefrieren, braucht hier die Vorstellung eines gefrorenen Meeres ganz und gar nicht fabelhaft aufgenommen zu werden, sondern wurde aus eigenster Erfahrung verstanden. Indessen traten doch diese Vorstellungen in dem Weltbild der Alten weit zurück hinter der heiteren Gegenwart der mittelmeerischen Umgebung, welcher jener erdumfließende Ocean entnommen war, den, sei er Meer oder Strom, noch Strabo eifrig festhält und vertheidigt. Es ist dies bezeichnend für die Entlegenheit der Regionen des ewigen Eises von ihrem fernsten Gesichtskreis.

Um eine Welt, deren Grenzen von Eis umstarrt waren, in das Bewußtsein der Menschen einzuführen, bedurfte es der Erweiterung des geschichtlichen Schauplatzes bis in die Nachbarschaft des Polarkreises selbst. Das griechisch-römische Alterthum, welches, schon im Sinken, am Piktenwall und an der Nordsee Halt macht, mußte also diese Aufgabe Denen überlassen, welche im Norden sein Erbe antraten. Aus dem Meervolk der Normannen, den Phöniziern

des frühen Mittelalters, die, entsprechend der rauheren Natur ihrer nordischen Wiege, an gestählter Kühnheit ihre mittelmeerischen Vorgänger weit übertrafen, gingen die Entdecker und Besiedler Islands und Grönlands und die Umschiffer des Nordrandes der skandinavischen Halbinsel hervor und ihnen folgten vor Allen die sturmgewohnten Basken des biskayischen Meerbusens, welche der Thran des Walfisches nordwärts lockte, wie einst Bernstein und Zinn die Phönizier und deren Nachfolger. Allein diese kühnen Fahrten zeigten doch nur die Thore zur nordischen Eisregion und es mußte ein stärkerer Magnet sein, welcher zu bewußtem Vordringen in dieselbe führte. In dieser Beziehung kann man es als eine jener merkwürdigen Thatsachen bezeichnen, welche das Gewebe der geschichtlichen Fäden mit einem Schlage erleuchten, sollten sie auch vielleicht selbst manchmal nur zufällig sein, daß Columbus vor seiner weltgeschichtlichen Westfahrt auch Island besucht hat; denn mit ihm erst begann eine Periode der Weltumfassung, welche nothwendig auf die Polarforschung hinführte und mit deren Vollendung erst selbst zum Abschluß gelangen wird.

Daß es nicht nur nützlich, sondern auch gerecht sei, in der Erforschung menschlicher Dinge auf die Anfänge zurückzugehen, wird hier sehr klar. Jegliche Erscheinung fordert, daß man ihr Werden betrachte, ehe man das Urtheil spricht. Nun, diese Polarforschungen, die man als eine Art wissenschaftlichen Sports der jüngsten Jahrzehnte ausgeben will, in denen man etwas von übertriebenen Ansprüchen und Anstrebungen des hypertrophisch gewordenen Wissenschaftsgeistes unserer Tage zu finden glaubt, haben die edelste Ahnenschaft. Columbus wollte „den Orient durch den Occident" finden, d. h. er wollte Asien auf westlichem Wege erreichen. In südlichen Breiten fahrend, stieß Columbus auf Amerika, in dem er zwar bis an sein Ende Indien sah, dessen Verschiedenheit von dem gesuchten Lande aber schon seinen Zeitgenossen klar ward, denen in Folge dessen in höheren Breiten der Indienweg zu suchen blieb. Hier in diesem Gedanken des Columbus liegt der Keim der westlichen Indienfahrten wie zugleich der nördlichen Polarfahrten.

Dieses sehr sichere, deutliche Wort: „den Orient durch den Occident suchen" mögen wir in der That einem Samenkorn mit zwei Keimen vergleichen. Durch des Columbus Reise wurde der eine Keim zur Reife gebracht, der, nach Mittag zu sich entfaltend, den herrlichen fruchtreichen Baum der Entdeckungen in den gemäßigten und warmen Erdgürteln Amerika's trieb. Aus dem anderen Keim aber, der erst zurückgeblieben war, begann es zu sprießen, als jene Triebkraft sich in der wesentlichen Vollendung der amerikanischen Entdeckungen fast schon erschöpft hatte, und es entsprangen ihm in entgegengesetzter Richtung, gen Mitternacht strebend, die weniger hochragenden als weit ästenden und tief wurzelnden Entdeckungen im nördlichen Polarkreis, eine viel unscheinbarere Entwickelung, an der, gleichwie bei den Polarpflanzen das Wesentliche die mit Riesenkraft in das schwierige Erdreich sich eingrabenden Wurzeln sind, höchst unscheinbar und doch voll Zähigkeit und Kraft neben dem schwachen Gekräute und den seltenen Blüthen. Dieser zweite Keim begann sich schon zu regen, als noch zu des Columbus Lebzeiten Giovanetti und Sebastiano Cabotto von 1497 an in nördlicheren Breiten Kathai und Indien zu gewinnen suchten. Aber

diese Pflanze hatte keinen so glücklichen Himmel. Als der jüngere Cabotto auf seiner zweiten Reise in der Straße, die später nach Davis genannt ward, einen Grad über den Polarkreis hinausgedrungen, ja, wie Einige glauben, sogar bis in die Hudsonsbai gelangt war, ohne weder Indien, noch selbst etwas den westindischen Funden des Columbus Aehnliches zu entdecken, und als 1501 der von Portugal ausgesandte Cortereal nach Entdeckung des Einganges in die Hudsonstraße im arktischen Eise verschollen war, der Erste in einer langen, langen Verlustliste, da wurde dieses Wegsuchen in so gefährlichen Regionen bald den Kühnsten und Geschicktesten überlassen, denen der offene Ocean noch nicht gefährlich genug war und die „Eisschiffahrt" entwickelte sich zu einer besonderen Kunst. Man rüstete zwar damals leichtherzig genug nur kleine Schiffe mit Vorräthen für sechs Monate aus und hielt die Ueberwinterung für leicht vermeidbar; aber jede Fahrt brachte neue Erfahrungen, die leider nur zu selten wissenschaftlich verwerthet wurden. Den Walfischfängern haben diese Fahrten mehr genützt als den Geographen. Aber das Zeitalter des wissenschaftlichen Reisens war überhaupt noch nicht gekommen und unverloren blieben wenigstens die Bereicherungen der Landkarte. Denn in diesen unbekannten Regionen wurde kaum eine Fahrt gemacht, welche nicht unbekannte Länder oder Meere enthüllt hätte, und lang ist die Reihe der hervorragenden Entdecker in den arktischen Regionen, welche die Geschichte verzeichnet. Frobisher, der 1576 an der Südspitze Grönlands vorbei die Labradorküste gewann, an welcher er sich durch das Eis bis zu der nach ihm benannten Straße Frobisher-Inlet, welcher in die Hudsonsbai führt, hinaufarbeitete, und welcher in seinen zwei späteren Expeditionen von 1578 und 1579 nicht über diesen eigentlich wenig entlegenen Punkt hinausgelangte; Davis, welcher, kühner auf sein Ziel lossteuernd, auf drei Reisen zwischen 1585 und 87 bis über den 73. Grad hinauskam, die mit großem Rechte nach ihm benannte Straße in allen Richtungen durchkreuzte, den Cumberland-Sund und das gleichnamige Land entdeckte; Hudson, den 1610 seine letzte Polarfahrt bis an den Eingang der Hudsonsbai führte; Baffin, der die Baffinsbai explorirte und in den Smithsund tiefer eindrang, als irgend Einer, von dessen Fahrten man in den darauf folgenden Jahren Kunde hat, und welcher, vom 78.° nördlicher Breite zurückkehrend, noch den später so wichtig werdenden Lancastersund entdeckte, in dem nach fast zweieinhalb Jahrhunderten der Eingang zu der vielgesuchten nordwestlichen Durchfahrt erkannt werden sollte: sie sind die großen Bahnbrecher in der Nordwestrichtung, deren Spuren zahlreiche minder berühmte folgten. Daß sie mit Ausnahme Hudson's, der in einer Meuterei auf seinem eigenen Schiffe umkam, glücklich von ihren wiederholten Reisen zurückkehrten, zeigt, daß nicht nothwendig die Polarreisen so gefährlich sind, wie sie den Holländern auf der nordöstlichen Seite erschienen waren. Diese waren nämlich, um auch auf diesem Gebiete mit den älteren Seemächten in Wettbewerbung zu treten, seit 1594 in der Richtung auf Spitzbergen und Nowaja Semlja vorgegangen. Ihre großen Polarfahrer Heemskerk und Barents hatten diese Inseln entdeckt, letzterer war dabei über 81° nördlicher Breite vorgedrungen. Aber 1596 auf der Nordwestspitze Nowaja Semlja's bei Cap Nassau vom Eise eingeschlossen und zu unfreiwilligem Ueberwintern gezwungen, fand mit jenen Helden der größte Theil

ihrer Mannschaft einen elenden Tod, was zusammen mit der anscheinenden Unmöglichkeit, zur See das sibirische Eismeer zu erreichen, das Suchen nach dem Nordostweg auch hier vertagen ließ.

Die Polarforschung, soweit sie dem Zeitalter der Entdeckungen angehörte, schließt wesentlich mit der hier wie dort gewonnenen Erkenntniß ab, daß das, was man gesucht hatte, nämlich ein leicht schiffbarer nördlicher Weg aus Europa nach Indien, weder in westlicher noch östlicher Richtung vorhanden sei. Blickt man heute, ungetrübt durch jene Enttäuschung, auf die Ergebnisse der Fahrten des 16. Jahrhunderts, einschließlich der hierhergehörigen zwei ersten Jahrzehnte des 17., so muß man gestehen, daß fast Alles erreicht ward, was bei der Unvollkommenheit der Hilfsmittel jener Zeit überhaupt möglich war. Unter Unvollkommenheit der Hilfsmittel verstehen wir aber hier vorzüglich die Rathlosigkeit, in welcher man sich bezüglich der in den arktischen Regionen so starken Störungen der Magnetnadel befand, die Unkenntniß in Betreff der Eisverhältnisse und Strömungen im Eismeer, die Mangelhaftigkeit der Ausrüstung mit Lebensmitteln, welche eine Ueberwinterung in hohen Breiten ohne große Gefahr einer Scorbut-Epidemie als Unmöglichkeit erscheinen ließ. Um diese Hindernisse wegzuräumen und gleichzeitig um ein anderes Ideal an Stelle des Weges nach Indien zu setzen, bedurfte es jener ganzen Summe von Entdeckerarbeit im stillen Kämmerlein wie auf der hohen See, welche die Aera des wissenschaftlichen Forschens und damit auch der wissenschaftlichen Reisen heraufführte. Galilei und Kepler, Newton und Huyghens haben die Polarforschung gefördert, indem sie die Wissenschaft im Ganzen bereicherten. Genauere Zeit- und Ortsbestimmung, bessere Kenntniß der Magnetnadel, Vervollkommnung des Baues und der Ausrüstung der Schiffe ließen mit größerer Sicherheit nautische Unternehmungen jenseits der Polarkreise ins Auge fassen, während gleichzeitig die Wissenschaften in ihrem steten Fortschreiten Frage auf Frage stellten, deren Beantwortung der Polarforschung anheimgegeben ward.

Die eigentliche Periode der wissenschaftlichen Polarforschung hebt mit dem großen Cook an, der auf seiner ersten Reise die Länder und Meere um den südlichen Polarkreis, auf seiner dritten die jenseits der nördlichen in der Gegend der Beringstraße gelegenen explorirte und der theils durch eigene Beobachtung, theils durch die seiner Begleiter, unter denen Reinhold Forster in erster Linie zu nennen ist, die Wissenschaft mit zahlreichen Thatsachen und Anregungen bereicherte. An das noch immer lesenswerthe Capitel „Vom Eis und dessen Entstehung" in Forster's „Bemerkungen auf einer Reise um die Welt" schließt sich die ganze Reihe späterer Forschungen über diesen für die Polarfahrten so wichtigen Gegenstand an. Des Augsburger Giesecke's mineralogisch-geologische Erforschung Grönlands von 1807—13 ist der erste Versuch der später mit so interessanten Ergebnissen fortgesetzten geologischen Studien über die Polarländer. Für Nowaja Semlja thaten Lütke, Baer u. A. Aehnliches. Scoresby's classisches Buch über den nordischen Walfischfang ist ein gutes Beispiel dafür, wie die wissenschaftlichen Probleme des Eismeeres jetzt sogar die Geister glücklicher Walfischfänger beschäftigten. Wenn nun auch der große Aufschwung der Polarfahrten seit dem zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts wieder wesentlich durch

die von der britischen Admiralität als hochdotirte Preisfrage in den Vordergrund geschobene Auffindung der nordwestlichen Durchfahrt bestimmt ward, so handelte es sich doch auch dabei längst nicht mehr um einen praktikabeln Weg, sondern um das zunächst geographische Problem der Landvertheilung in jenen Regionen, dann um die eng hiermit verknüpfte Bestimmung der Lage des magnetischen Nordpols, den die beiden Roß auf ihrer glorreichen Expedition nach Boothia Felix von 1829—31 fanden; endlich um die Lösung von Problemen, welche erst durch die Polarforschungen sich aufgeworfen hatten.

Wir erinnern noch an die Fahrt des Burtscheider Bürgermeisters B. von Loewenigh nach der Bäreninsel und Spitzbergen (1827), welche Kjerulf und L. von Buch Stoff zu wissenschaftlich hochwerthvollen Arbeiten lieferte. Die Untersuchungen Sabine's und Clavering's an der Ostküste Grönlands über den Erdmagnetismus (1823) gehören zu den größten Förderungen dieses Gegenstandes. Richardson's thiergeographische Arbeiten über das arktische Amerika, Hooker's pflanzengeographische Studien über die antarktischen Gebiete (1840—43) sind fundamentale Leistungen. Auf James Roß' Beobachtungen und Messungen (hier auch schon in größerer Zahl Tiefseemessungen) auf der Südpolarreise von 1840—43, gehen noch heute unsere hauptsächlichsten Kenntnisse über das Innere der „Antarktis" zurück. Seine Reise führt zur Entdeckung des magnetischen Südpols. Man kann über Mangel an wissenschaftlichen Ergebnissen wahrlich in dieser Zeit nicht klagen. Nur als die Reise Franklin's und Crozier's (1845—48) mit jener unglücklichen Katastrophe auf King Williams-Land endete, der die gesammte Bemannung der Schiffe „Erebus" und „Terror" zum Opfer fiel, da brach über alle wissenschaftlichen Interessen weg der tief menschliche Zug in den Polarforschungen noch einmal mit herrlicher elementarer Gewalt sich Bahn. Zwölf Expeditionen der Engländer und Amerikaner wurden in den nächsten 12 Jahren gemacht, um die Reste der Franklin-Expedition zu suchen und die Geschichte dieser Aufsuchungsfahrten bildet eine der menschlich anziehendsten Episoden der Polarforschung und vor allem erfreulich zeigte sich der warme Enthusiasmus, mit welchem bei dieser Gelegenheit die Amerikaner zum ersten Male auf den Plan der Polarforschungen traten. So groß war die Theilnahme an dem Schicksal der unglücklichen Verschollenen, daß die Auffindung der nordwestlichen Durchfahrt im Jahre 1852 nur wie irgend eine andere That wissenschaftlichen Charakters und wissenschaftlicher Consequenz von den Geographen registrirt ward.

II.

Da nun jenes traurige Interesse des Herzens befriedigt und dieses große Problem der Wissenschaft gelöst war, was blieb übrig, das die Menschen von Neuem in diesen Wirbel von Entbehrungen, Bedrängnissen und Gefahren hineinziehen konnte? Wir befinden uns jetzt in der Periode des höchsten Standes wissenschaftlicher Bestrebungen, deren Kennzeichen es ist, daß die durchdringendste Erforschung des Gegenwärtigen sich mit der gerechtesten Würdigung des Geschichtlichen verbindet. Nie ist man den einzelnen Erscheinungen zielbewußter und ausdauernder auf den Grund gegangen und nie war doch zugleich das Gefühl für Alles, was vergangene Geschlechter bewegt hat, ein gleich echtes, lebendiges.

Der Umblick im Raum und der Rückblick in die Zeit, die geographische und die geschichtliche Perspective, lagen vor den Augen keiner menschlichen Generation weiter und klarer als vor denen der heutigen und der nächstvergangenen. Was die Menschheit je bewegt hat, fühlt diese Zeit mit und was die Menschheit je beschäftigt hat, will sie zu Ende führen. Das Liegenbleiben und Vergessenwerden eines Problemes ist gegenüber der Schärfe und Allgegenwart des forschenden Geistes zur Unmöglichkeit geworden. Wenn lebendiger Besitz aller Errungenschaften der vergangenen Geschlechter die höchste Cultur, dann übertrifft unsere Zeit an Cultur alle vorhergegangenen. Und außerdem hat sie gerade angesichts von Problemen, wie die entdeckende Geographie sie bietet, den Vorzug der innigsten Fühlung mit weiten Classen der Bevölkerung. Dieser Vorzug ist nicht gering anzuschlagen in Dingen, welche ein ungewöhnliches Maß von Begeisterung und Opferwilligkeit voraussetzen, welche von Einzelnen kaum durchzuführen, denen außer der Zufuhr bedeutender Mittel auch die ermuthigenden Zurufe aus der Mitte des um die Arena der nationalen Wettkämpfe versammelten Volkes nicht fehlen sollten. Aus solcher Zeit heraus sind die Polarexpeditionen der letzten Jahrzehnte geboren, aus ähnlicher Fülle der Cultur und Wärme der Interessen darf man erwarten, noch viele Nachfolger die Anregung und Kraft zu ähnlichen Unternehmungen schöpfen zu sehen. In der pietätsvollen Anknüpfung an die historischen Fäden der früheren Expeditionen, die fruchtbar vor allem in der Verwerthung alter und neuer Erfahrungen sich zeigt; in der Fülle und Präcision der Aufgaben, die man sich stellt, im Getragensein von nationaler Begeisterung liegt das Kennzeichen aller geographischen Forschungsarbeit im großen Stile und so auch der Polarexpeditionen. Und nun, darf man sagen, sind auch die letzten Illusionen verschwunden, welche noch vor Kurzem wie ein Rest aus der Zeit des Maupertuis'schen Polarparadieses oder der Bouvet'schen Terra Australis, dem Zweck der Polarexpeditionen etwas unbestimmt Abenteuerliches verleihen konnten, und das Polarproblem ist ganz auf den Boden der thatsächlichen Erwägungen gestellt.

Wir denken an jenes „Offene Polarmeer", eine Theorie, welche wahre wissenschaftliche Leidenschaften entzündet und allein eine ganze Reihe von Polarexpeditionen hervorgerufen hat. Sie führte den letzten Läuterungsproceß in der Polarfrage herauf. Ihr zu Grunde lagen, wie allen falschen Theorien, unvollkommene Beobachtungen. Mehrere der nördlich von der Baffins-Bai vorgedrungenen Reisenden hatten nämlich weite offene Stellen des Meeres gesehen und sprachen daher hoffnungsvoll vom „Offenen Polarmeer". Die eben jetzt wissenschaftlicher Behandlung näher gebrachte Lehre von den Meeresströmungen wurde zur Stütze dieser Anschauung herangezogen, man führte den Golfstrom tief in das nördliche Eismeer hinein und ließ ihn Wärme aus äquatorialen Regionen dahintragen. Unsere ersten geographischen Zeitschriften vertraten die neue Ansicht, voran das „Ausland" und Petermann's „Geographische Mittheilungen". Der ruhige Beobachter fühlte wohl durch, wie diese Hypothese theilweise nur darum so eifrig aufgegriffen ward, weil man sie eben wünschte und brauchte. Aber unter dem Eindruck dieser Nachrichten konnte sogar ein Oskar Peschel 1858 in einem noch heute lesenswerthen Aufsatz der Deutschen Vierteljahrsschrift „Die großen Entdeckungen in den Jahren 1849—56" die nordwestliche Durchfahrt und das offene Polar-

meer an der Westküste Grönlands als „die beiden großen arktischen Entdeckungen" dieser Periode bezeichnen! Die Erforschung dieses mit der Wärmevertheilung an der Erdoberfläche tief zusammenhängenden Problems hat mehr als zwanzig Jahre hindurch die Polarforscher beschäftigt. Zwanzig Jahre der rührigsten Arbeit, der kühnsten Unternehmungen stand das Polarproblem unter dem Zeichen des „Offenen Polarmeeres"!

Es ist nicht zuviel gesagt, daß in dieser ganzen Zeit die Polarforschung ein unbewußter Kampf mit dieser Illusion gewesen ist. Sie abzuschütteln wurde ihr nur mit einem Aufwand von geistiger Anstrengung möglich, und dieser hat heute eine große Bereicherung unserer Einsicht gerade in jene Verhältnisse der Polarregionen zurückgelassen, welche für die Praxis der Eisfahrt von der größten Bedeutung sind. Man hat vor Allem in diesem Kampfe die wichtige Einsicht gewonnen, daß man sich bescheiden muß, dort kein offenes Meer zu finden, die einzelnen offenen Stellen in Bezug auf Dauer und Ausdehnung zu studiren, zu wissen, ob sie zufällige ephemere, oder gesetzliche, wiederkehrende Erscheinungen sind. Das rasche Vordringen der „Polaris" und der Nares-Markham'schen Expedition (1875/77) via Smithsund, ferner die mehrmalige Erreichung von Franz-Josefs-Land durch die Niederländer und Leigh Smith sind wesentlich der rationellen Ausnützung vergänglicher Oeffnungen im Eis zu danken und sie alle geben uns die Lehre, die ja nicht minder deutlich aus den seit acht Jahren im Schwange befindlichen Jenisseifahrten durch das Karische Meer hervorleuchtet, daß in günstigen Jahren sehr hohe Breiten zu Schiffe glücklich erreicht und aus solchen Breiten sogar heil wieder zurückgekehrt werden kann. Vor Allem aber die größte That unserer Zeit auf diesem Gebiete, die Gewinnung der nordöstlichen Durchfahrt durch Nordenskiöld, beruht am letzten Ende auf dem sorgfältigen Studium der Eisverhältnisse. Diese Studien machen es andererseits leicht, sich nicht auf Uebertreibungen einzulassen, wie Nares sie mit seiner „Palaeocrystic Sea", dem Meer des ewigen 80 Fuß dicken Eises noch vor wenigen Jahren geboten hat, und welche glücklicher Weise einen so berufenen Kritiker wie Weyprecht gefunden haben, der uns davor bewahrt, wieder in das gegentheilige Extrem des beständig eisbedeckten Meeres zu verfallen, wie es Scoresby vorschwebte.

Das Meer, mit welchem ein dem Pol zustrebendes Schiff es in den höheren Breiten zu thun hat, wird von den Sachkennern heute ohne allen Zweifel als in den meisten Strecken zu allen Jahreszeiten mit Eis bedeckt angesehen und die Eisbildung auf offener See scheint in ungünstigeren Jahren nur eine unmerkliche Unterbrechung zu erleiden. Winde, Meeresströmungen, ausmündende Süßwasserflüsse und Nähe des Landes sind im Stande, beschränkte Gebiete eisfrei zu machen, aber immer nur zeitweilig. Und die große Frage bleibt frei: treten derartige offene Stellen häufiger und regelmäßiger in gewissen Theilen der Eismeere auf als in anderen? Dieselbe der Lösung näher gebracht zu haben, ist das große Verdienst der jüngsten Polarfahrten. Mit ihrer endgültigen Lösung aber wird, wir hoffen es bestimmt, auch das Polarproblem gelöst sein.

In diesem Zusammenhang mag aber auch darauf hingewiesen werden, daß nicht nur in diesen letzten achtzehn Jahren die Kenntniß der Polarländer beträchtlich gefördert worden ist, sondern daß die für künftige Expeditionen höchst folgenreiche

allgemeine Anschauung, daß wir keine großen Polarländer, sondern nur Archipele vor uns haben, zu immer höherem Grade von Wahrscheinlichkeit erhoben worden ist. Es liegt in derselben etwas Tröstliches, insofern ein Eindringen und Durchdringen zum Pol unter solchen Umständen näher gerückt scheint, als wenn derselbe inmitten eines Polarcontinentes gelegen zu denken wäre. Vor allem hat sich der groteske Polarcontinent Petermann's nicht bewahrheitet, der von Ostgrönland bis Wrangelsland wie eine Mauer quer durch die Polarregionen sich strecken sollte. In der Petermann'schen Instruction für die zweite deutsche Nordpolexpedition wurde in § 2 noch die „Entdeckung, Aufnahme, Durchforschung von Ostgrönland und der damit nordwärts, gegen die Behringstraße hin in Verbindung stehenden Länder" als Aufgabe gestellt neben der Lösung der sogenannten Polarfrage. In dieser Beziehung haben die Entdeckung der Nordküste von Grönland und der Insularität von Wrangelland nur vereinfachend gewirkt und wir wagen zu hoffen, daß auch die Südpolarforschung sich nicht durch das Gespenst eines Südpolarcontinentes werde abhalten lassen, auf den Bahnen von Bellinghausen, Wedell und James Roß in die höchst wahrscheinlichen Meeresstraßen einzudringen, welche auch die dortigen Landmassen für die Erforschung günstig zerlegen dürften.

III.

Frägt man zurückblickend, was das Ergebniß dieser seit drei Jahrhunderten mit so vielen Opfern immer wieder begonnenen Versuche sei, zum Nord- oder Südpol vorzudringen, so wollen, weil man mit allzu hohen Erwartungen an diese Unternehmungen herangetreten war, die Ergebnisse zuerst als vorwiegend verneinender Natur erscheinen. Versagt sind uns leicht schiffbare Nordwege um Amerika oder Asien herum in den Stillen Ocean; ausgestrichen von den Karten ist das große Australland, von dem man bis vor 100 Jahren sich gar viel Schönes vorgestellt hatte; unfruchtbar, ungastlich, unfähig, mehr als ein Paar tausend Familien kümmerlich zu ernähren, sind Nord- wie Südpolarländer; selbst thierisches und pflanzliches Leben ist spärlich vertreten. Noch in den letzten zwei Jahrzehnten hat man jenen Illusionen jüngeren Alters, der Vorstellung des tief ins Eismeer eindringenden wärmetragenden Golfstromes und der damit in vielen Geistern verknüpften offenen Polarsee Valet sagen müssen. Was bleibt nun von gewonnenen Erkenntnissen? Sicherlich doch mehr, als nach dieser Aufzählung scheint. Zwei Gebiete von eigenartigster Bildung in jeder Beziehung, keinem anderen Erdtheil in Form oder Größe vergleichbar, eigenthümlich im geologischen Bau und der Oberflächengestalt, statt der Flüsse die mächtigsten Ströme von Gletschereis, die man kennt, Eishüllen von Hunderten von Quadratmeilen Ausdehnung und Hunderten von Fußen Dicke, welche ganze Länder bedecken; in den Räumen, die diese freilassen, Thiere und Pflanzen von ganz besonderer Prägung und, bei ihrer vorwiegend circumpolaren Verbreitung, höchst interessanten Verwandtschaftsverhältnissen zu den mehr äquatorwärts wohnenden; ein Meer mit beständig sich erneuernder und beständig wieder zertrümmernder Eiskruste, mit mächtigen Wirbeln von Strömungen, deren Wirkungen sich tief in die äquatorialen Zonen erstrecken, mit reichem Thierleben an der Oberfläche wie

am Grunde; Witterungserscheinungen von ganz eigenem Typus, den große Kälte, geringe Niederschläge, beträchtliche Luftdruckschwankungen bezeichnen; und endlich die Mittelpunkte der in ihrer Wichtigkeit vielleicht erst geahnten magnetischen Strömungen der Erde. Wir wollen auch nicht übersehen, daß, indem man die Erde mehr und mehr nach ihrem Werden erforscht, jene merkwürdigen früheren Zustände der einst mit milderem Klima begabten Polarländer, ebenso wie ihre Rolle in jenen Eiszeiten, welche die gemäßigten Theile beider Erdhalbkugeln einst erstarren ließen, uns von immer größerer Bedeutung erscheinen müssen. Ueber allem aber bleibt uns der Gewinn, die Zugänge zu jenen unbekannten Regionen im Innern der beiden Polarwelten und die beste Methode ihrer weiteren Entschleierung kennen gelernt zu haben, welche nicht nur manches interessante Einzelproblem bieten, sondern ununterbrochen den Entdeckungstrieb anreizen werden, der noch tiefer, weil ursprünglicher als der wissenschaftliche Forschungstrieb in der menschlichen Natur liegt. Denn immer bleibt es wahr, was die berühmte African Association zu London an der Spitze ihres ersten Programms von 1788 sagte, das für die Menschheit so folgenreich werden sollte: „Unter den Gegenständen der Forschung, die unsere Aufmerksamkeit am meisten fesseln, gibt es vielleicht keinen, der die Neugier vom Kindes- bis zum Greisenalter so unablässig anspornt, keinen, den Gelehrte und Ungelehrte gleich begierig zu ergründen wünschen, als die Naturbeschaffenheit und Geschichte derjenigen Theile unserer Erde, die unserem Wissen bisher verborgen und unerforscht blieben.“ Kein Wunder, dieser Planet ist ja unsere Muttererde! Und in der That, stellt man die Erwägung an, was auf diesem Gebiete nun zu thun bleibe und gethan werden solle, so scheint, wenn man den bisherigen Verlauf der Polarexpeditionen verfolgt hat, unzweifelhaft am höchsten immer das alte Ziel der Erreichung des geographischen Poles zu stehen. Dies ist das eigentliche und rechte Polarproblem. Die Landes- und Meerestheile zu erforschen, welche zwischen 90° des Nordens und Südens und den bis heute erreichten nördlichsten und südlichsten Punkten liegen, ist die große, Jedem verständliche Aufgabe der Polarforschung und deren Krönung ist die Erreichung des Poles selbst. Daß aber eine solche Aufgabe heute nicht gelöst werden kann ohne eingehende Erforschung der gesammten, am Weg zum Pole liegenden Erscheinungen, ist klar und ebenso versteht man unschwer, daß in der genauen Erkenntniß der letzteren eine gewisse Vorbedingung des Gelingens der ersteren, in dem wissenschaftlichen Studium der polaren Erscheinungen die Grundlage für die Erreichung des lang gesuchten Zieles erkannt werden müsse. Es schließt also das, was man geographische Polarforschung nennt, keineswegs die wissenschaftlichen Untersuchungen aus. Beide ergänzen und bedingen sich.

Der hochverdiente Lieutenant Weyprecht, mit Julius Payer der Entdecker von Franz-Josefs-Land, ging zu weit, wenn er jene, als zu anspruchs- und opfervoll und als zu wenig Ergebnisse liefernd, zu Gunsten der rein wissenschaftlichen sedentären Erforschung in feststehenden Stationen zurückzudrängen suchte. Daß die geographische Entdeckung in jenen Regionen nur insofern höheren Werth habe, als durch dieselbe das Feld für die wissenschaftliche Forschung im engeren Sinne vorbereitet werde, kann in der That nur auf einem Standpunkte behauptet werden, den der enge Horizont eines Fachgelehrten einschließt. Denn

wenn wir auch alle seelischen Motive, die bei der Entdeckungsthätigkeit ins Spiel kommen, bei Seite lassen, und rein nur die Forsch- und Wißbegier gelten lassen, so ist für diese die Kenntniß der Landvertheilung ein Problem für sich, dessen Erforschung ganz ebensowohl zur Einsicht in große naturgesetzliche Verhältnisse führen kann, wie die meteorologischen und erdmagnetischen Studien. Besitzt doch der geographische Pol allerdings für alle Wissenschaft, die mit der Erde sich beschäftigt, eine ganz andere Wichtigkeit als „jeder andere in höheren Breiten gelegene Punkt". Es würde weit führen, dies hier im Einzelnen durchzuführen; aber bedarf es auch einer besonderen Beweisführung, um zu zeigen, daß Nord- und Südpol die beiden einzigen Punkte der Erde sind, an welche die äußeren erdumgestaltenden Kräfte sich in ganz übereinstimmender Art und Kraft heften und welche daher für die Erkenntniß des Wesens und der Geschichte dieser Wirkungen von unvergleichlich größtem Werthe, weil sie allein sicheren Vergleich gestatten? Sind nicht diese Punkte die Centren jener Eiswirkungen, in deren Peripherie wir im mittleren Deutschland noch gelegen sind und für deren, in früheren Erdperioden, noch weitere Erstreckung manche Thatsachen sprechen? Ist es nicht sicher, daß gerade diese angeblich unwichtigen Punkte von gewaltiger, das ganze Erdleben umwälzender Bedeutung in dem Augenblick werden könnten, wo Schwankungen der Erdaxe ihre Lage sich verändern ließe? Gerade so wie der Meteorolog und der Erdmagnetiker das von Weyprecht und seinen Nachfolgern so stark betonte Bedürfniß empfinden, durch dauernde Beobachtungen sich die meteorologischen und magnetischen Zustände und Vorgänge innerhalb der Polarkreise klar zu machen, strebt der geographische Entdecker nach dem Einblick in die topographischen und geologischen Verhältnisse derselben, hoffend, gleich jenen dort den Schlüssel für die Grundzüge der heutigen Topographie des Planeten und der sie am Wesentlichsten bedingenden Vorgänge der neueren Erdgeschichte zu finden. Wobei wir die Thatsache, daß die circumpolare Verbreitung der nordischen Menschen, der Thiere und Pflanzen innerhalb der Polarkreise Verbindungen zwischen Menschenwelt, Fauna und Flora der hier sich berührenden, weiterhin auseinander strebenden Landmassen schafft, nur erwähnen wollen, trotzdem auch sie wichtig genug ist.

Seit einem Jahre sind die Stationen in Thätigkeit, welche um den Nord- und Südpol ein Beobachtungsnetz spinnen. Einige sind schon mit reicher Ernte heimgekehrt, der Rückkehr der anderen sehen wir mit Spannung und Zuversicht entgegen. Ein großer Schritt ist damit unzweifelhaft geschehen. Wenn auch die an fast allen Punkten nur einjährige Dauer der Beobachtungen den Werth der Ergebnisse dieser Stationen erheblich herabzudrücken geeignet ist, so möchte doch Niemand leugnen, daß hier für Erdmagnetismus und Meteorologie Großartiges geleistet werden wird. Und wer, der da weiß, wie die meteorologischen Thatsachen an tiefgreifendem Einfluß auf alle anderen Naturgebiete in dem Maße wachsen, als wir uns polwärts bewegen, wird die Hilfe verkennen, welche diese sedentäre Beobachtung allen späteren Unternehmungen gewähren wird? Wahrlich, wäre Weyprecht nicht der große Entdecker, als der er immer anerkannt sein wird, er würde in der Wissenschaft als Gründer dieser Stationen unsterblich sein. De Brosse räth den Entdeckern in seiner „Geschichte der Schiffahrten",

jenen tiefsinnigen Mathematikern nachzuahmen, die sich oft mit bloßen speculativen Wahrheiten beschäftigen, welche anfänglich nur ein Gegenstand der Neugierde sind, endlich aber für Statik, Astronomie, Geographie oder Seefahrt sehr nützlich werden. Diesem Rathe folgte die Schar von Gelehrten, welche auf den internationalen Polarstationen ein langes, todtenstilles Jahr mit der Beobachtung der Magnetnadel und des Thermometers zugebracht hat. Getrennt von einander durch weite Land- und Meeresräume, gebannt in enge Hütten auf kleinen Inseln, in eisigen Oeden, haben sie in Einem Gedanken, nach Einem Plan Tag für Tag, Stunde für Stunde ihre Beobachtungen angestellt und nicht gefragt, wann und wie dieselben je genützt werden sollten. Höchste Bewunderung fordert die Leistung, die hier vollbracht ward in stiller und heldenmüthiger Arbeit.

IV.

Wenn wir von den Früchten der Polarreisen sprechen, soll zum Schluß ein Feld großer und dauernder Leistungen der Polarforscher nicht unberührt bleiben. Die Polarliteratur ist in manchen Beziehungen eigenthümlich, und was sie Eigenes hat, wirft ein helles Licht auf das Wesen der Bestrebungen und Leistungen, denen sie zum Ausdruck dient. Kein Zweig der so ungemein reichen Literatur der Reisebeschreibungen umschließt so viele Werke von tieferer Bedeutung, von dauerndem Werth, wie die Polarliteratur. Das liegt ebensowohl in ihrem Stoffe, wie in dem Geiste der Polarforscher selbst. Was eine Polarreise vor die Sinne bringt, ist nicht so bunt, wie ein Stück Afrika oder Südamerika; es hat aber dafür den Vorzug der einfachen Größe. Die Bilder des schrecklich Erhabenen wechseln in der Polarwelt mit denjenigen des einförmig Unendlichen ab. Was an bunteren Fäden, von Belebung, von Vermannigfaltigung durch Pflanzen, Thiere und Menschen in diese Grau in Grau gehaltenen Scenen sich webt, ist im Ganzen wenig, wie interessant auch immer im Einzelnen es sein mag. Jedenfalls trägt es kaum etwas bei, den Eindruck zu bestimmen. So steht die Polarwelt der Welt des Meeres am nächsten. Auch in ihr sind Farben und Töne von beschränkter Auswahl; aber gerade die Einfachheit ihrer Mittel erhöht den Reiz ihrer so vielartigen Abwandelungen. Und dann ist diese Natur immer groß und es bedarf keiner verfeinerten Schilderungskunst, um uns unter den Bann dieser Größe zu bringen. Dem Erzähler einer Polarreise kommt dieses Einfache, Große in der Polarnatur entgegen, er wird ihr mit wenigen großen Linien gerecht. Es ist ein gewaltiger Fortschritt, den die Schilderungskunst auch auf diesem Gebiete gemacht hat. Julius Payer's vollendete Schilderungen aus der Welt des ewigen Eises können wohl nicht mehr übertroffen werden und doch wie ergreifen uns schon so mächtig die ersten sehr einfachen am anderen Pole der Schilderungskunst stehenden fast einsilbigen Beschreibungen der Eispressungen durch Gerrit de Veer, dem Begleiter Heemskerk's im Jahr 1595! Das wirksamste liegt in der Sache selbst und dann aber vor allem in der Stellung des Menschen zu dieser Sache. In der Polarwelt nimmt der Mensch eine ganz andere Stellung ein als in jeder anderen Gattung von Scenerie. Er ist mehr als bloß Staffage, er erhebt sich dieser Natur gegenüber als Gleichberechtigter und kämpft mit ihr. Jede Polarreise wirkt als Drama auf uns, in dem wir aus einer Reihe von Kämpfen, die alle Kräfte anspannen, den

Menschen als Sieger hervorgehen oder aber als Großes duldenden Helden unterliegen sehen. In jedem Falle wird unser Mitgefühl aufs Tiefste erregt. Welche Robinsonade kommt den Schilderungen Kane's oder Payer's nahe? Welche andere Reisebeschreibung erreicht die Schilderungen der Polarreisen an menschlich Ergreifendem?

V.

Man kann nicht verlangen, daß die vordringende Forschung warte, bis die Früchte jener stillen sedentären Arbeit gereift sein werden. Jedem sein Recht! Der kühne Schiffer ergreift die Gelegenheit, wo sie sich günstig bietet und nützt die Erfahrungen seiner Vorgänger, ohne sich indessen durch dieselben binden zu lassen. Und welchen Weg räth ihm nun die Erwägung jener Erfahrungen als den besten an?

Die wechselnd breiten Meeresgürtel, welche Arktis wie Antarktis von den Ländern mittlerer Zone trennen, müssen durchschifft werden, um von diesen zu jenen zu gelangen, sie machen daher die Erforschung der Polarregionen in erster Linie zu einem nautischen Problem, dessen Wichtigkeit noch vermehrt wird durch die Allgegenwart des Meeres in den hunderttausend Buchten, Armen und Sunden der Polarländer. Mit der Eismeerschiffahrt beginnt jede Unternehmung auf diesem Gebiete und von der Beantwortung der Frage, ob, wie weit und wie das Eismeer schiffbar sei, hängt es ab, ob wir die Pole, diese letzten Ziele aller Polarforschung, für erreichbar halten oder nicht. Man begreift also, daß die Erforschung des Eismeeres nicht nur Vorbedingung aller Polarforschung ist, sondern eine weite Strecke mit derselben zusammenfällt. Den Alten verwehrte die Vorstellung jenes Mare cronium das Eindringen in die polaren oder auch nur subpolaren Meerestheile, und im Gegensatz dazu basirte die wunderbare Kühnheit, mit der Davis, Baffin, Barents in das ewige Eis vordrangen, zum Theil auf der Vorstellung, das Meer könne wegen seines Salzes nicht gefrieren und das Eis sei also nur örtlich angehäuft, wo es mit den Flüssen aus dem Innern der polaren Länder gekommen sei. Ohne diesen guten Glauben würde sich ja die Auffsuchung der nordwestlichen und nordöstlichen Durchfahrt, die alle diese Helden der Eisfahrt sich vorsetzten, sehr bald als zwecklos herausgestellt haben. Als J. R. Forster die Gefrierbarkeit des Meerwassers zur Evidenz nachgewiesen hatte, entwickelte sich dann die Ansicht, man müsse zu Schlitten bis zum Pole vordringen können, da in sehr hohen Breiten eine zusammenhängende Eisdecke das Meer überziehe. Und endlich schwankte die Wage zurück zum „Offenen Polarmeere", mit dem die Geschichte der Polarforschungen in unserem Jahrhundert so eng verknüpft ist, bis nach allen diesen geistigen Pendelschwingungen von Extrem zu Extrem jene geläuterte Ansicht von viel und stark gefrierendem, aber darum doch nicht mit einer zusammenhängenden Eisdecke überzogenem, sondern von offenen Lücken durchsetztem Meer festgestellt blieb, welche heute die Grundlage aller Versuche sein muß, polwärts vorzudringen. Die große technische Frage, ob zu Schiff oder zu Schlitten der Pol leichter zu erreichen sei, kann heute auf dieser Basis mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit beantwortet werden und ist damit ein großer Grund von Unklarheiten, besonders aber von schlecht

begründeten Hoffnungen, Aussichten und Vorbereitungen weggeräumt. Es leuchtet ein, daß die Antwort hierauf ganz von der Vorstellung abhängt, die man sich vom Polareise macht. Denn wenn das Meereis nicht zusammenhängt, wird nur der Schlitten am Lande mit Nutzen Anwendung finden können. Wer möchte sich der Enttäuschung Parry's ausgesetzt wissen, welcher bei seiner kühnen fünften Polarfahrt sich nur auf schwimmenden Eisschollen fortbewegte, die er über trennende Wasserarme auf seinen in Boote verwandelten Schlitten erreichen mußte. Immerhin erreichte er so am 23. Juli 1827 die höchste bis dahin gewonnene Breite von 82° 45', aber während er von dieser aus mit saurer Mühe seine Bootschlitten nordwärts schob, schwamm das Eisfeld, auf dem er sich befand, vor dem Nordwind nach Süden, so daß er die Enttäuschung erfuhr, drei Tage später die Polhöhe von 82° 40' bestimmen zu müssen. Zugleich war das Eis ringsum so zusammengeschmolzen, daß außer der Scholle, auf der er sich mit seinen Bootschlitten befand, kein einziges größeres Eisstück in Sicht war. Es gehörte viel Glück dazu, um auf diese Weise überhaupt mit heiler Haut zurückzukehren!

Läßt so der normale Zustand des Eismeeres an ein Vordringen über das Meer hin allein zu Schlitten nicht denken, so lehren auf der anderen Seite vor allem die letzten Polarexpeditionen der Oesterreicher und Amerikaner, wie bedenklich es ist, mit dem Schiffe allein sich dem eiserfüllten Meere anzuvertrauen. Hätte der unglückliche Capitän der „Jeannette", De Long, die Lahmlegung seines Schiffes für die ganze Dauer der Reise an jenem verhängnißvollen 5.—6. September 1879 vorausgesehen, so würde er sich mit ganz anderer Energie der Eisumklammerung widersetzt haben. Er würde selbst lieber nach der Behringsstraße zurückgegangen sein. „Tegetthoff" und „Jeannette" lehren so eindringlich die Gefahren des Eistreibens, daß dasselbe mit allen Mitteln vermieden werden muß. Für uns, die wir keine offene See jenseits des Eiswalles zu finden wähnen, die wir wissen, daß mit der Hoffnung des Losthauens erst recht die Gefahr der Zertrümmerung im Eise beginnt, die wir endlich an keine directe in bestimmter Richtung führende Meeresströmung im Polarbecken glauben, ist das Festfrieren der Schiffe viel bedenklicher, als es früher scheinen mochte. Und wir würden sogar wagen zu behaupten, daß es für eine den Erfolg mit möglichster Sicherheit erfassende Polarexpedition nur zwei Möglichkeiten gibt: Entweder sie erreicht das Land, welches sie sich zur Operationsbasis ausgewählt und zwar so früh wie möglich; oder sie kehrt zurück, um eine bessere Chance abzuwarten. Das Schiff ist, mit anderen Worten, nicht dazu da, um im Eise vorzudringen. Hörten wir doch von den Technikern in der „Jeannette"-Untersuchung neuerdings wieder, was freilich nicht neu, aber leicht vergessen ist, daß kein Schiff zu denken sei, welches den Gefahren des Eises zu trotzen vermöge. Das Schiff bringt die Reisenden bis zur Operationsbasis und von derselben zurück. Von dieser aus aber geschieht, so lange die Technik der Luftballonfahrt kein Ueberfliegen der Hindernisse gestattet, das weitere Vordringen zu Boot und Schlitten. Nothwendig ist es aber, diese Operationsbasis möglichst früh zu erreichen, denn wenn auch der späte Sommer und das noch spätere Aufgehen des Meeres in den Polarregionen sehr oft den August, und selbst noch den September, als gute Zeit für

die Eismeerfahrt erscheinen ließen, gibt doch ein so spätes Vordringen wie das der „Jeannette“, die erst am 28. August die Behringsstraße durchfuhr, die besten Karten aus der Hand. Die Fahrten durch das karische Meer gelangen nur darum Jahre hindurch so gut, weil man den Grundsatz befolgte, sich eine gewisse Breite in der Ausnützung der Zeit zu gestatten. Ebenso dankt die ältere Polarforschung der Baffin, Davis und Genossen große Erfolge gerade dem frühzeitigen Bereitsein. Baffin machte seine große Reise, die ihn im Smithsund die nördlichste Breite aller Polarfahrer des 16. bis 18. Jahrhunderts erreichen ließ, schon im Juni. Zurückkehrend entdeckte er noch den Lancaster-Sund, welcher sich freilich erst über zweihundert Jahre später nach so vielen vergeblichen Versuchen als das Hauptthor zur nordwestlichen Durchfahrt erweisen sollte. Am Vordringen in der Richtung dieses Einlasses verhinderte Baffin, der denselben im Anfang des Juli erreichte, eine Eisschranke, und es ist sehr bezeichnend, daß er schon Ende Juli in England zurück war, d. h. in der Zeit des Jahres, in welcher man heutzutage die Polarfahrten oft erst anzutreten pflegt. Ohne diese Eile, welche nur zeigt, wie wenig Erfahrung man über die wahren Verhältnisse des Polarklimas mit seinem so sehr verspäteten Sommer besaß, würde vielleicht schon damals die Bresche in der rechten Richtung gebrochen worden sein, zumal der Sommer 1616 in den Polarregionen nach Baffin's Schilderung einer jener ungewöhnlich günstigen gewesen sein muß, welche öfters den Polarforschungen zu unverhofften Fortschritten verholfen haben. Noch die ersten Expeditionen der Engländer, welche im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts auf Baffin's Spuren vorschritten, fanden es unmöglich, bis zu seiner Breite vorzudringen. Seitdem hat man erkannt, daß gerade in diesem Meerestheil in günstigen Jahren ein frühes Vordringen bis zu hohen Breiten möglich ist. Hall ging 1871 mit der Polaris in 11 Tagen von 73° 20′ bis 82° 11′ durch den Smithsund vor. Das sind 700 nautische Meilen. Nare drang 1875 in demselben Meerestheil unter viel ungünstigeren Bedingungen im „Alert“ bis 82° 24′ vor.

Die Frage: Ob längs der Küste oder in offener See vorzudringen räthlicher sei? drängt sich als die nächste auf. Was in erster Linie für ein Vordringen längs einer Küste spricht, das findet sich mit großer Klarheit in den Motiven entwickelt, mit welchen in den Vorbesprechungen zur zweiten Deutschen Nordpolfahrt Capitän Koldewey sein Votum für ein Vorgehen längs der ostgrönländischen Küste begründete. Wenn als erstes Ziel einmal die Küste erreicht ist, so hat man viel mehr Aussicht, unter den erschwerendsten Umständen wichtige und bahnbrechende Entdeckungen und wissenschaftliche Forschungen zu machen, als durch ein Vordringen auf hohem Meere gegen den Pol. Gleich als ob Koldewey es vorausgesehen, trat der von ihm in Aussicht genommene Fall bekanntlich bei seiner zweiten Nordpolarfahrt ein: dieselbe erreichte die ostgrönländische Küste und machte, trotz sonst ungünstiger Umstände, dort jene bedeutenden Entdeckungen, welche unsere Vorstellungen vom Bau Grönlands wesentlich umgestaltet haben. Aber auch der entgegengesetzte Standpunkt, den Petermann zuerst in diesen Besprechungen vertreten hatte, nämlich das Vordringen auf hoher See und zwar in diesem Falle zwischen Nowaja Semlja und Grönland in der Richtung auf Gillis-Land, welches auf die Möglichkeit vollständig neuer Landentdeckung ausging,

fand seine Verwirklichung in der Fahrt des „Tegetthoff"; und auch diese zeigt klar, wie ein Experiment, was hier zu fürchten und was zu hoffen: ein Eingeschlossenwerden im Eis, ein hilfloses, dem Zufall preisgegebenes Fortgetriebenwerden in und mit dem schwimmenden Eis — bis zu großen, neuen Entdeckungen. Beide Fälle zeigen ferner, daß es wohl nicht gerathen sei, die Frage der Sicherheit mit einer oder der anderen von diesen beiden Fragen allzu innig zu verknüpfen, da die Küsten der weitaus meisten Polarländer so unwirthlich sind, um in Bezug auf Hilfe, welche sie etwa dem Menschen gewähren können, keinen Unterschied zwischen sich und dem Meere zu lassen. Sie haben nur den Vortheil, Proviantniederlagen zuzulassen, die beim Rückzug dienlich sein können. Die Reise der Männer von der „Germania" auf dem Eisfeld längs der ostgrönländischen Küste oder der Schiffbrüchigen von der „Polaris" längs der westgrönländischen, waren beide gefährlichere Unternehmungen, als die Rückfahrt der Oesterreicher oder im vorigen Jahre der „Eira"-Mannschaft von Franz-Josefs-Land über offene See. Für die Sicherheit dürfte die Frage der Rückzugslinie am wichtigsten sein, welche auf einen Punkt hinführen muß, von dem aus möglichst sichere Verbindungen mit der civilisirten Welt zu gewinnen sind. Nowaja Semlja, West- und Südgrönland, Behringsstraße sind derartige Punkte.

VI.

Die Erweiterung des geographischen Horizontes durch Aufdeckung neuer Polargebiete ist nicht zu vergleichen mit derjenigen, welche gewonnen wird durch die Entdeckung und Erforschung von Ländern, die innerhalb der Grenzen die Bewohnbarkeit, also innerhalb der Grenzen der Menschheit im körperlichen Sinne liegen. Hier wächst der Boden, auf dem die Menschheit steht, hier erweitert sich die Bühne des Dramas der Weltgeschichte, hier vergrößern sich die Möglichkeiten der Bewegung, des Wachsthums der Menschheit selbst, deren geistiger Horizont in demselben Maße weiter und lichter wird. Nur dieser gewinnt nun aber bei Entdeckungen in der Richtung jener ungastlichen Länder, denen nicht nur der Mensch für die Dauer, sondern überhaupt jedes höhere organische Leben versagt ist. Aber was liegt doch nicht alles hierin, trotz dieses einschränkenden Wörtchens „nur!" Eine Nothwendigkeit, die tief in unserem Geiste wurzelt, lenkt frei von allem körperlichen Wunsch und Bedürfniß immer wieder die Blicke der wahrhaft Weltkundigen und der in columbischer Weise nach Weltkunde Dürstenden polwärts. Wir wollen unseren Planeten kennen, mit dem unsere eigene Existenz unzertrennlich verbunden — das ist Alles. Aber das ist kein aus gelehrter Neugier hervorgegangener Wunsch, sondern ein natürlicher Trieb. Unsere Erde ist ohnehin so eng, jede Beschleunigung des Verkehrs macht sie noch kleiner, so daß nicht nur die Geister sich eingezwängt fühlen, die mit Adlerschwingen sich zur Höhe einer Betrachtung erheben, von der aus der Planet ein Punkt im weiten Raume wird, sondern selbst die Körper sich zu wenig Spielraum gegönnt sehen. Wenn nun auch aller Wunsch nach weiteren, wohnlichen Erdräumen angesichts der in dieser Beziehung unbarmherzig abweisenden Ergebnisse der bisherigen Polarfahrten schweigen muß, so ist es doch eine andere Sache mit dem Triebe nach geistigen Erwerbungen in jenen Regionen. Sei es

auch immer nur eine Klippe, eine Felseninsel, die dem Raume des Bekannten zugefügt wird, es wächst doch mit ihr das Gefühl des Daheimseins auf diesem Planeten. Und wenn auch die rastlose und kühne Woge der Wißbegierde, der Entdeckungslust lange unfruchtbar an diese Gestade schlägt, sie wird nicht ruhen, bis sie jene Eis- und Lavawände durchbrochen oder überstiegen hat, welche in so seltsamem, bizarrem Contrast wechselnd den Gürtel der unbekannten Polarregionen bilden. Denn diese oft, wir dürfen wohl sagen etwas zu oft, genannten „weißen Flecke“ der Landkarten sind etwas mehr als nur leere und zum Leerliegenbleiben verurtheilte Negativitäten. Höchst mächtige, weithin ihre Anziehung erstreckende Strudel erzeugen hier die Schranken unseres Wissens, die Hindernisse unseres Vor- und Eindringens, an welchen der Geist sich bricht, die er suchend umkreist. Diese Leere ist nicht das platte Nichts einer Null, sondern der Raum, der naturgemäß strebt sich auszufüllen, in den der Geist, weil er von expansivem Wesen, hinein, auf den er über alle Schranken weg hinübergezogen wird. Ein Geist kann, von der Vergeblichkeit vieler Versuche ermüdet und entmuthigt, verdrossen sagen: Ich resignire diesem Problem gegenüber. Dasselbe können Hundert und Tausend individuelle Geister. Aber der Geist der Menschheit überlebt diese Perioden seelischer Depression, diese Rückschläge, und geht immer neu ans Werk, zu welchem die Erfahrungen der Jahrtausende ihn immer geschickter machen. Dieser unsterbliche Geist abdicirt vor keinem Problem, dessen Lösung überhaupt im Bereiche des Möglichen gelegen ist. Und wenige Aufgaben, darf man wohl kühn behaupten, liegen ihm näher, als die lückenlose Kenntniß der Erde, seines Mutterbodens, von dem er selbst ein unzertrennlicher Theil ist. In diesem Zusammenhange lohnt es sich wohl, auch über den Abenteuertrieb, welcher den Polarforschern so oft vorgeworfen wurde, ein Wort zu sprechen. Würden wir als Advocat für die Sache der Polarentdeckungen aufzutreten haben, so wäre es ein sehr Leichtes, diesem Vorwurf dadurch die Spitze abzubrechen, daß wir die Gegenfrage thäten: Was wird ohne diesen Abenteuertrieb überhaupt entdeckt? Und welche Reihe großer Männer erscheint als Abenteurer, welche vor der Zeit wissenschaftlicher Erderforschung ihre Entdeckungsreisen machten? Allein es braucht hier keine effectvolle Widerlegung, sondern einfach die Hervorhebung des Irrthums angestrebt zu werden, welcher in dieser abfälligen Kennzeichnung des Entdeckungstriebes überhaupt liegt. Keine Frage, daß vom Standpunkt des in seiner Studirstube den Weltgeist „beschleichenden“ Gelehrten das Wagen eines Columbus nicht minder abenteuerlich erscheint als das eines Baffin oder Barents. Allein es wäre höchst wunderbar, wenn der wissenschaftliche Standpunkt hoch genug wäre, um allen Tendenzen der menschlichen Seele, wie sie in der Geschichte sich zeigt, gleichmäßig gerecht werden zu können. Und man muß zugeben, daß der Kern des Entdeckungstriebes ursprünglich nichts Wissenschaftliches hat, wie häufig er auch dann in seiner Entwicklung sich derselben als Mittel bedienen oder als Ziel ihr nachstreben mag. Es ist ein rein menschliches Bedürfniß, auf der Erde orientirt sein zu wollen. Wir finden es bei den einfachen Völkern der polynesischen Inseln, welche so wenig wissenschaftlichen Geist haben wie möglich, wir finden es bei den wissenschaftslosen Chinesen und Indern. Und was trieb den Necho, welcher die Flotte zur Umsegelung Afrika's ausrüstete? Man spricht

nicht umsonst von der „Mutter Erde", es ist mehr als Bild in dem Spruch. Etwas Intimes, Vertrauliches bezeichnet das Verhältniß, in welchem der Mensch zu seinem Planeten, seiner Erde steht; und ihm entspringt der starke Wunsch, sie zu kennen. Wenn irgend etwas zum Forschen antreibt, so dieser Wunsch, den dann freilich unter Umständen, auch noch ganz andere Triebfedern greifbarerer Natur erregen. Denn allem Verkehr muß ja die Orientirung auf dem Erdball vorausgehen. Man möchte nun wohl sagen: Was ist dieses Streben anders als derselbe Trieb zum Erkennen, der auch der Wissenschaft zu Grunde liegt, und hier nur auf ein näheres, einfacheres Ziel gerichtet ist? Hier soll ein thatsächlicher Zustand, nämlich die Vertheilung des Wassers und des Landes über den Planeten hin, erkannt werden; das ist dasselbe Ziel, welches der Pflanzen- oder Thierkundige in erster Linie bei seiner Erforschung der Reiche der belebten Natur verfolgt. Zuerst ist die Erkenntniß dessen, was ist, niedergelegt in Beschreibungen, welche in unserem Falle Karten sind. Dann erst kommt die Erforschung der Ursachen, im glücklichen Fall das Finden der Gesetze.

Aber ist denn nicht doch ein Unterschied des Grades in diesem Triebe, dieser Lust zum Erkennen? Bestimmt nicht den größten Unterschied die Natur des Gegenstandes selbst, der uns anzieht? Es ist wichtig festzustellen, daß diese Frage nur bejahend zu beantworten ist. Das Streben nach Erkenntniß einer wissenschaftlichen Wahrheit ist eine kühle, eine Verstandesliebe, im Vergleich zu dem alten in die fernsten Jahrtausende der Geschichtsursprünge hinabreichenden Trieb nach freiem Umblick auf der Erde, der schon durch seine historischen Associationen, mehr noch durch das menschlich höchst Ergreifende seiner eigenen Geschichte so eng mit dem Menschengeiste jeder Zeit und Bildung verflochten war. Welcher gelehrte Fund hat Epoche gemacht wie der Seeweg nach Indien oder die Entdeckung Amerika's? Welches Capitel der reinen Geistesgeschichte vergleicht sich an eindringlicher Sprache zu Geist und Gemüth mit der das Tiefste und Höchste von Leiden und Edelmuth umschließenden Franklin-Episode der Polarforschungen? An den geographischen Entdeckungen ist das Herz der Menschheit mitbetheiligt; die wissenschaftlichen sprechen nur zum Verstand und es geht daher gegen die Natur, die beiden auf eine Linie zu stellen, eine durch die andere ersetzen oder verdrängen zu wollen. Dazu kommt eine nationale Bedeutung, welche diesem wie jedem anderen idealen Opferbringen innewohnt. Man könnte vielleicht sagen: das Maß der Liebe zu idealen Dingen ist das Maß der Liebe zum Vaterland. Doch denken wir hier zunächst an Näherliegendes. Alles Leben ist Wettkampf und so denn auch das Völkerleben. Tritt nun die Kampfnatur unseres Thuns nicht oft klar hervor, so daß, wie träge Menschen, so auch erstarrte Völker sich außer allem Kampfe wähnen mögen, wiewohl das Täuschung ist, so regen um so tiefer die Volksphantasie jene Thaten auf, welche eben dieses Merkmal des Wettkampfes deutlich an sich tragen. Ganze Nationen jubeln begeistert ihren Siegern zu oder trauern mit denen aus ihrer Mitte, welche auf der verlierenden Seite standen. Mit welchem Rechte man die Leistung des Einzelnen die Gesammtfähigkeit der Nation repräsentiren läßt, bleibt unerörtert. Aber thatsächlich ist das Gefühl herrschend, daß solche Vertretung möglich. Es erneuert das Heraustreten bedeutender Männer in die Arena hervorragender Thaten jene Ent-

scheidungen alter Völkerzwiste durch Zweikämpfe in der Corona des gesammten Volkes. Es vermehrt das Interesse an diesen Wettkämpfen, daß sie auf Gebiete übertragbar sind, wo kleine Nationen mit großen, schwache mit starken, unterjochte mit beherrschenden es aufnehmen können, vor allem also auf die geistigen Gebiete. Wie oft ist es vorgekommen, daß Völker für politische Verluste und Leiden sich mit dem Gefühle trösteten, in Literatur, Kunst, Wissenschaft herrschend zu sein. Das Feld der geographischen Entdeckungen ist aber darum vielleicht die gesuchteste Arena solcher unblutigen Kämpfe, weil auf ihm die geistigen Ziele erreicht werden durch Aufbietung jener Seelenkräfte, auf denen vor allem geschichtliche Größe ruht: Unerschrockenheit, Ausdauer, kühnes Wagen. Man hat ja oft genug das Vordringen im ewigen Eis mit den Kämpfen auf den Schlachtfeldern verglichen. Das spricht zu Geist und Phantasie zugleich. Rechnet man dazu das Bestrickende eines hohen Spieles, in dem Menschenleben den Einsatz, und den Preis ein Jahrhunderte vergeblich umworbenes Ziel bilden; erwägt man ferner die politischen und wirthschaftlichen Vortheile, welche nicht selten die Frucht glücklicher Entdeckungsfahrten waren: dann erscheint es nicht wunderbar, wenn auch in ihnen eine Staffel zu nationaler Größe erblickt wird, deren sich die politisch Schwächeren und Aufstrebenden mit Vorliebe bedienen.

VII.

Blicken wir auf unsere eigene Geschichte zurück, welche merkwürdige Verknüpfung der nationalen Hoffnungen und Strebungen mit den Polar-Expeditionen tritt uns da entgegen!

Der Antheil der Polar-Expeditionen an der nationalen Wiedergeburt Deuschlands ist in der That eine der, wenn nicht folgenreichsten, so doch gewiß anziehendsten und auch bezeichnendsten Episoden unserer neueren Geschichte. Wer sie von dieser Seite her kennt, wird jene nicht so leichthin verwerfen. Der gründliche Geschichtschreiber des neuen Deutschlands wird einst nicht verfehlen, in den Bänden der Petermann'schen „Geographischen Mittheilungen" seit 1865 einen charakteristisch und erfreulich deutschen Ausläufer der nationalen Bewegung zu studiren. Petermann hatte damals den Plan eines Vordringens mit einem deutschen Schiffe in nordöstlicher Richtung unter Benutzung des Golfstroms entworfen. Die Idee war nach der so einseitigen Bevorzugung der Davisstraße durch die Engländer und Amerikaner, welche Franklin suchten, ganz naturgemäß auf rein geographischem Boden gewachsen. Die später in größerer Zahl unternommenen Expeditionen in die Meere von Spitzbergen, Nowaja Semlja und Franz-Josefs-Land haben bewiesen, wie einleuchtend die Nothwendigkeit der Aufklärung des geographischen Horizontes nach dieser Seite hin war, wie der Petermann'sche Plan eigentlich in der Luft lag. Aber in dem Deutschland jener unvergeßlichen Tage des nationalen Keimens und Regens war es ebenso natürlich, daß ein Gedanke, der zur Bethätigung auf einem der ehren- und ruhmvollsten Felder der maritimen Arbeit aufforderte, zum nationalen wurde. Zwar nur zagend hatte man ihn aufgenommen. Heute beschämt es, zu lesen, was Petermann in einem Aufsatz der Mittheilungen 1866 schreibt: „Es war vielleicht ein allzu kühner Gedanke, daß sogar wir Deutsche uns an diesen Expeditionen be-

theiligen könnten.“ Aber so stark war der Drang zu nationalen Thaten zur See, daß wenig fehlte, und der Nationalverein hätte 1865 eine Polarcommission niedergesetzt, ähnlich wie er damals Ludwig Bauer's Taucherprojecte als nationale Angelegenheit gefördert hatte. Friedrich Harkort schrieb im October 1865 in der „Rheinischen Zeitung“: „Die Tage sind wieder einmal vorüber, wo Deutschland sich für eine Kriegsflotte unter Preußischer Führung begeisterte. Eine deutsche Kriegsmarine harrt noch vergeblich ihrer Schöpfung durch den kranken Bundestag: wohin soll sich der gute Wille wenden, welcher unser Seewesen fördern will? Wir freuen uns, Rede stehen zu können. Petermann nimmt für den durch ihn vorgeschlagenen Plan einer Nordpol-Expedition die Unterstützung aller derer in Anspruch, denen die Wissenschaft und deren Förderung durch Deutschland am Herzen liegt.“ Und nun wird der Plan entwickelt, der ohne große Gefahr und mit geringen Kosten zu verwirklichen sei. Es wird hingewiesen auf die zahlreichen Leistungen individueller Deutschen in Schiffahrt und Nautik, und mit ihnen das Nichts der nationalen Leistung zur See contrastirt. Vorzüglich für die Hebung der deutschen Seefischerei sei von einer energischen Theilnahme an der Polarforschung viel zu hoffen. Und zum Schluß wird vorgeschlagen, die in den Cassen des Nationalvereins angesammelten Flottengelder diesem Zwecke zu widmen, denn „ob ein Kanonenboot mehr oder weniger schwimmt, erscheint unbedeutend gegen diese Entdeckungsreise, wodurch die deutsche Marine sich der der Seemächte ebenbürtig gegenüberstellte.“ Wieder ging eine Bewegung durch Deutschlands Gauen, wie sie seit 1859 öfters unser Volk durchbebt hatte. Wir sehen heute doch auch nur eines der frohen Anzeichen unserer nationalen Wiedergeburt in derselben. Seeleute von Ruf wie Wüllerstorf, Werner, Hegemann, Bernard boten freiwillig ihre Dienste an. Einer derselben deckte mit eigenem Vermögen die noch fehlende Summe. In den Hansastädten wurde schon damals die noch immer offene Frage der regeren Wiederbetheiligung deutscher Schiffe an der großen Seefischerei mit Eifer erörtert. Man erinnerte sich, daß Friedrich der Große 1768 einige Walfischfahrer, die nach Grönland und Spitzbergen gingen, aus Staatsmitteln unterstützt hatte. Auch kam ein treffliches Schriftchen eines gewissen Gloger, 1847 zu Berlin erschienen, jetzt zu Ehren, in welchem an dem Beispiel der Vereinigten Staaten gezeigt war, wie umfassender Betrieb des Walfischfanges eine Seemacht nautisch stark mache und den Mangel überseeischer Colonien vergessen lassen könne. Aber man hörte auch dort hoffnungsfreudige Stimmen, die der Gedanke begeisterte, es könnte Deutschlands Seeleuten gelingen, bis 85° nördlicher Breite vorzudringen. Die „Hansa“ schrieb im November 1865: „Würde es nicht unser Nationalgefühl ungemein heben müssen, wenn unsere Seeleute diesen Triumph feierten?“ Die Agitation für die Polar-Expedition breitete sich weiter aus. Zwar erhielt Petermann nur einen dilatorischen Bescheid über seinen den Ministern Bismarck und Roon persönlich im November 1865 vorgelegten Plan, den Beide mit großer Theilnahme aufgenommen hatten; und Oesterreich erklärte, kein Schiff, nur Officiere und Instrumente hergeben zu können; aber die Commission für Handel und Gewerbe des preußischen Abgeordnetenhauses sprach sich im Februar 1866 höchst lobend über denselben aus. „Man darf behaupten,“ heißt es in ihrem Bericht, „daß Petermann's Project eine

deutsche Nationalfrage geworden ist.“ Leider versagte ihr die damalige politische Lage die Möglichkeit, den Plan der Regierung direct zu empfehlen. Und die Ereignisse von 1866 schnitten dann jede Hoffnung auf thätige Theilnahme Preußens oder Oesterreichs ab. Aber in der Nation hatte die Anregung Wurzel geschlagen und zu den rühmlichsten, unvergänglichen Zeugnissen des nach selbständiger nationaler Bethätigung ringenden deutschen Geistes gehört die aus privaten Mitteln aufgebrachte erste deutsche Polar-Expedition von 1868.

König Wilhelm aber bezeugte und bekräftigte diese tiefere Bedeutung der deutschen Polarforschung, als er am 15. Juni 1869 in Begleitung seiner großen Paladine Bismarck, Moltke und Roon in Bremerhaven erschien, um der Abfahrt der „Germania“ und „Hansa“ die höchste Weihe zu geben. Es gehört dieser Moment wesentlich mit zu der welthistorischen Traumerfüllung jener Werdejahre deutscher Nation, ebenso wie der ganze Verlauf der zweiten deutschen Nordpolarfahrt unter Koldewey und Hegemann ein helles Blatt in der Geschichte des deutschen Seewesens für immer bilden wird.

* * *

Indem wir nun unsere Betrachtungen mit den Worten beenden, mit welchen Hartlaub und Lindenau im Jahr 1873 ihren Bericht über die zweite deutsche Nordpolarfahrt dem Publicum übergaben, möchten wir den nationalen Horizont der Frage noch einmal zum allgemein menschlichen erweitern, der doch allein groß genug ist, die ganze Polarfrage zu umfassen: „Wenn es schließlich,“ sagten dort diese verdienten Förderer deutscher Polarforschung, „unseren muthigen Landsleuten nicht beschieden gewesen ist, die deutsche Flagge am Nordpol zu entfalten, so liegt dennoch unseres Erachtens kein positiver Grund vor, an dem endlichen Gelingen des Vordringens bis dahin zu verzweifeln. Gestützt auf die gewonnenen Erfahrungen und Resultate wird Deutschland das so ruhmvoll angefangene Werk arktischer Entdeckung fortführen, vor keinen Opfern und Anstrengungen zurückschreckend. Es wird vor allem auch nicht ruhen, bis sich ihm der grandiose Kaiser-Franz-Josefs-Fjord und damit das Innere Grönlands vollständiger erschlossen haben wird. Gerade die außerordentliche Schwierigkeit solcher Unternehmungen verleiht denselben die unwiderstehlichste Anziehung und wird immer von Neuem Bewerber auf den Kampfplatz locken, bis früher oder später der hohe Preis errungen, der Pol erreicht und damit das größte geographische Geheimniß des Nordens enthüllt sein wird. Dann werden sich unsere Blicke dem entgegengesetzten Punkte des Erdballs zuwenden, und wenn es vielleicht an jenem fernen Tage, wo Sirius aus unseren Wolken verschwunden, und das südliche Kreuz wieder sichtbar sein wird, einem kühnen Forscher gelingen sollte, das unzweifelhaft letzte Thule, den Südpol, zu erreichen, dann mag er sein Glück mit dem Dichterworte Petrarca's preisen:

Vedi insieme l' uno e l' altro polo,
Le stelle vaghe e lor viaggio torto
E vedi' il veder nostro quanto e corto.

Zwischenspiel und bewölkter Himmel.

Zwei Novelletten von **Salvatore Farina.**

Deutsch von

Hans Hoffmann.

Zwischenspiel.

Hier berichtet der Rechtsanwalt Epaminondas Placidi einen kleinen Auftritt, der ihn eigentlich gar nichts angeht.

Sie waren bei den Früchten und erwarteten den Kaffee. Sie hatte einige allgemeine Redensarten gemacht, die nur den Zweck hatten, ohne Aufsehen den Pfad zu entdecken, auf dem die Gedanken ihres Gatten umherirrten; jetzt verzog sie ein wenig das Gesicht und schwieg. Er hatte einsilbig auf ihre Reden geantwortet; jetzt merkte er nicht einmal, daß sie absichtlich stillschwieg, sondern zog seine einsame Straße fürbaß.

Jedoch er kam nicht weit. Sie (nämlich Frau Ermenegilda) begriff rasch, daß sie zu einem heroischen Mittel ihre Zuflucht nehmen müßte, und brach das Schweigen abermals. „Habe ich Dir erzählt, was mir heute Morgen begegnet ist?"

„Nein ... was ist Dir begegnet?"

„Es war auf dem Corso, ich kam aus dem Handschuhladen ... nein, nicht doch, sondern ... warte 'mal ..."

Der Gatte (nämlich Herr Ermenegildo), solcherart zum Warten aufgefordert, wagte sich nicht zu bewegen, blieb aber weit fort mit seinen Gedanken. Er wartete ein Weilchen; Ermenegilda sagte kein Wort. Da machte der Aermste eine gewaltsame Anstrengung, warf noch einen melancholischen Rückblick auf seine eigenen Gedanken, sah seiner Frau fest ins Gesicht und sprach: „Also Du kamst aus dem Handschuhladen ... Und dann?"

Ermenegilda machte eine Geberde gemäßigten Triumphes und entgegnete lächelnd: „Du warst in ein unbekanntes Land verreist; ich dachte schon, Du wolltest die Nilquellen entdecken ..."

„Du vergißt, daß die schon entdeckt sind," unterbrach sie Ermenegildo und lachte.

„Wirklich? Ich hatte es nicht bemerkt," sagte seine Frau mit einem Ausdruck von kindlicher Liebenswürdigkeit. „Also Du warst verreist, Du fuhrst mit Schnellzügen und ich hatte keine Hoffnung, Dich sobald wieder heimkehren zu sehen ... als mir der glückliche Gedanke kam, in den Handschuhladen zu treten — und wie ich diesen wieder verlasse, sehe ich, daß Du da bist, mit dem Expreßzug zurückgekehrt. Hast Du eine glückliche Reise gehabt?"

„Danke," sagte der Gatte, stand auf und ging um den Tisch herum, einen Kuß auf diesen übermüthigen Mund zu drücken. Ermenegilda empfing den Kuß mit Würde, ohne ihn jedoch zurückzugeben; und nach vergeblichem Harren wanderte der Herr Gemahl seinen Weg um den Tisch zurück und setzte sich wieder an seinen Platz. „Ich war wirklich zerstreut," sagte er.

Jetzt war keine Gefahr mehr, daß er noch einmal in Zerstreutheit verfiele: er stützte die Ellbogen auf den Tisch, die Hände an die Schläfe und blickte seiner Frau mit weit geöffneten Augen ins Gesicht.

„Woran also dachtest Du? Laß doch hören!" sagte Ermenegilda, sich rückwärts gegen die hohe Stuhllehne legend.

„Ich will es Dir sagen. Ich dachte an Freund Santi. Das letztemal, als er hier war, erinnerst Du Dich? Es werden vierzehn Tage sein ..."

„Gute drei Wochen," verbesserte die Gattin.

„Meinetwegen, drei Wochen! Wie die Zeit vergeht!"

„Darin hast Du Recht; sie vergeht."

„Also," fuhr der Gatte eilig fort, „also das letztemal, als Freund Santi hier war ... doch vor Allem, was hältst Du von Freund Santi? Wie schätzest Du seinen Charakter? Unter dem kühlen Firniß eines Mannes, der mit der Wissenschaft verheirathet ist ..."

„Entschuldige, ist unser Freund nicht auch mit seiner Frau verheirathet?"

„Nun ja, die Männer der Wissenschaft haben ihre Stunden der Zerstreutheit ..."

„Ei, sieh' doch, da stellst Du Dir ein hübsches Zeugniß aus!" sagte Ermenegilda, ohne ihre erkünstelte Gleichgültigkeit aufzugeben.

„Aber Du unterbrichst mich fortwährend. Ich fragte Dich, was Du von Freund Santi hältst?"

„Er ist Dein Freund, er ist ein Freund unseres Hauses ... also habe ich kein Urtheil über ihn zu fällen."

„Du bist grausam heute."

„Ich räche mich!"

„Gut denn, so will ich Dir sagen, was sich unter der kühlen Außenseite dieses gelehrten Herrn verbirgt: ein heißes Herz, eine Dichterseele, eine glühende Einbildungskraft, deren Zügel gar leicht seinen Händen entgleiten."

„Und dies Alles hast Du entdeckt, als Freund Santi das letztemal hier war?"

„Eben damals, vor drei Wochen; also ..."

„Vor drei und einer halben Woche," verbesserte die Gattin; „es war an einem Mittwoch. Da wir unsern gewohnten Spaziergang nach Tisch nicht machen konnten, so gingt Ihr beide allein, Arm in Arm, wie zwei lustige Junggesellen, und mein würdiger Hausherr kam nach Mitternacht zurück ..."

„Diesmal bist Du im Irrthum; es war eben erst drei Viertel auf Zwölf; Freund Santi fuhr mit dem Zuge um elf Uhr zwanzig; ich hätte die Flügel unserer Amsel haben müssen, um eher nach Hause zu kommen ..."

„Hören wir weiter," sagte Ermenegilda nachsichtig.

Darauf versuchte Ermenegildo ernst zu werden und mit einem ganz kleinen Zusatz ungewohnter Würde sprach er Wort für Wort, mit festen Blicken also: „Wir sprachen vom ehelichen Leben — ich weiß nicht, warum wir gerade auf diesen Gegenstand kamen — richtig, weil es regnete, weil Du allein zu Hause geblieben warst — er sagte mir, daß er so ungefähr dasselbe Leben führt wie ich, daß er, wenn seine Frau zu Hause bleibt, nur mühsam sich entschließt, nach Tisch ein paar Schritte spazieren zu gehen, daß er dann gleich wieder in sein Arbeitszimmer geht und liest oder auch schreibt neben dem Kaminfeuer, und daß, wenn auch eine so ruhige Gewohnheit einförmig erscheinen mag, das Glück doch fast immer dieses gleiche Aussehen hat."

Obwohl Ermenegildo die Wirkung jedes Wortes in den Augen seiner Frau unabläßig studirt hatte, unterbrach er sich an dieser Stelle doch, um noch besser beobachten zu können. „Ganz gewiß zeigt es immer das gleiche Aussehen!" rief ich aus und sagte ihm, wie ich über das Glück denke ... Du weißt, wie ich darüber denke: dem Glücke gegenüber ..."

„Dem Glücke gegenüber," fuhr die Gattin fort, als wenn sie ein auswendig gelerntes Stück hersagte, „sind alle Menschen gleich: das Glück liegt in der Sehnsucht; der Glücklichste ist, wer die meisten Wünsche hat ..."

„Du irrst," verbesserte sanft der philosophische Gatte, „das Glück liegt in der Sehnsucht nach etwas Erreichbarem, gewürzt durch einen leisen Beigeschmack von Ungewißheit."

„Wenn man etwas erreicht hat," fuhr Ermenegilda fort, muß man verstehen, gleich etwas Neues zu wünschen ..."

„Nur daß es nicht allzu fernliegend oder schwierig sei. Von Denen freilich, welche sich jeden Wunsch unmittelbar erfüllen können, darf man sagen, sie kennen das Glück nicht ..."

„Denn das Glück ist der Zwischenraum zwischen einem Wunsch und seiner Erfüllung. Und das ist der Grund, warum die Reichen und die Armen einander gleich werden, da wo die zwingenden Empfindungen von Hunger und Durst, von Hitze und Frost aufhören."

„Sehr gut!" sagte Ermenegildo, „sehr fein!" Aber es war deutlich zu sehen, daß er den Faden verloren hatte und nicht wußte, wie er fortfahren sollte.

Ermenegilda kam ihm zu Hilfe: „Wir sagten, daß das Leben unsers Freundes Santi diesem Glück ungefähr gleich sei. Und das Leben seiner Frau, kommt es auch dem Glücke nahe?"

„Das weiß ich nicht, ich habe nicht danach gefragt; in solchen Fällen kann Jeder nur aus eigener Erfahrung urtheilen. Dich halte ich für glücklich, weil ... weil ich an Deiner Seite glücklich bin; aber wenn ich hingehen und Andern erzählen wollte, daß ich Dich glücklich mache, daß Du mich liebst und daß ich Deine Liebe verdiene, so würden sie mich für einen Narren halten. Und zudem,"

fuhr er fort mit einem Anflug von Uebermuth, „was weiß ich am Ende, ob Dein Glück an meiner Seite groß oder klein ist?"

Statt der Antwort seufzte Ermenegilda, und der arme Ermenegildo konnte nicht dahinter kommen, ob das Spott oder Ungeduld bedeutete.

Ihm war, als ob er einen neuen Rock angezogen hätte, in welchem er sich unbehaglich fühlte und den er draußen doch nicht mehr wechseln konnte. Er gab seine Ungezwungenheit durch seltsame Geberden zu erkennen und marschirte vorwärts, weil er nicht mehr zurück konnte.

„Ermenegilda," sagte Freund Santi zu mir, „wir Männer der Kunst und Wissenschaft haben vielleicht einen Feind mehr, als die Andern: die Phantasie selbst, der wir so viele Freuden verdanken, die uns ermuthigt, die steilen Höhen des Wahren und des Schönen zu erklimmen, indem sie uns weiteren Ausblick verheißt, dieselbe Phantasie kann uns manchmal harte Kämpfe bereiten. Während wir freilich in unserm Hause an unserm Herdfeuer sitzen und uns des Glückes erfreuen, das sich in dem heitern Antlitz unserer Gefährtin, in den hellen Blicken unserer Kleinen spiegelt, fliegt ein Theil unseres Geistes von dannen ... wohin? ... Weit weg, neue Gefühle, neues Lachen und Weinen erträumend, unbekannte Bilder der Schönheit ahnend."

Ermenegildo schöpfte Athem; Ermenegilda, die auf diesen Augenblick gewartet hatte, begnügte sich mit einem leisen Hauch von Ironie zu sagen: „Kurzum, Ihr Männer der Kunst und Wissenschaft solltet nicht heirathen. Der Gedanke ist sehr alt, aber nicht so alt als die Wahrheit, welche ewig ist."

„Wer behauptet das?" unterbrach sie der Gatte; „die Junggesellen bis zu dreißig Jahren behaupten es — nach den dreißigen denkt es Keiner mehr, und von vierzig an sagt es auch Keiner mehr ..."

„Der Maler Baghi sagt es noch, und der hat seine ehrlichen fünfundsechzig auf dem Rücken," bemerkte Ermenegilda schalkhaft.

„Der alte Maler Baghi ist vor zehn Jahren wieder zu dieser Behauptung zurückgekehrt, seit er die letzte Hoffnung aufgegeben hat, eine junge und hübsche Frau zu finden."

„Woher weißt Du das?"

„Ich denke mir's. Er hat an den Frauen immer die Jugend und die Schönheit geliebt: jetzt hat er weiße Haare und ist nicht reich ... Kehren wir zu Freund Santi zurück."

Ermenegilda seufzte entweder oder gähnte bei diesem Namen und nahm ihre vorige Stellung wieder ein.

„Zwei Seelen wohnen, ach, in unsrer Brust," fuhr Ermenegildo fort, „die eine ist häuslich, ehrbar, verständig, ordnungsliebend, die andere launenhaft, unbefriedigt; die eine begnügt sich mit den Dingen, die andere hascht nach dem Schatten der Dinge; vielleicht ist es nicht gut, zumal wenn die eine der beiden Alles besitzt, daß die andere leer ausgehe; wenn es ohne Sünde geschehen kann, warum dürfte jener träumende Theil unseres Selbst nicht auch seine Nahrung haben? — So sprach Freund Santi zu mir. — Es gibt Gefühle (sagt er), die ich meiner Frau nicht ausdrücken kann; sie würde mich einen Narren nennen, oder übermäßig erschrecken; Bedürfnisse, oder richtiger Schattenbilder von Be-

dürfnissen, unbestimmte Sehnsuchtsträume der Seele, Entzückungen des Gedankens (der Redende ist immer er), welchen ich gern nachhänge, weil sie ein nicht unwürdiger Theil meines Wesens sind, und die doch meine Frau nicht begreift. Ein Bund zweier Geister, ein Fragen und Antworten nur aus der Ferne, zweier Seelen, die sich verstehen, das kann das heilige Band der Ehe nicht verletzen."

„Platonische Liebe ..." murmelte Ermenegilda.

„Platonisch würde ich es nennen, wenn Du willst, aber nicht Liebe."

„Sagen wir Neigung ... sagen wir ... sagen wir eine ..." Er wußte nicht, was er sagen sollte; jetzt verwirrte ihn die sinnige Gelehrigkeit seiner Frau ärger, als erst ihre scherzhafte Laune.

„Kurz, Du hast mich verstanden," knüpfte er eifriger wieder an; „Freund Santi ist unfähig etwas zu thun, das den leisesten Schatten auf die Ehre seiner Frau werfen könnte ... und doch ... ich sollte es eigentlich nicht sagen, weil er es mir im Vertrauen erzählt hat ... und doch ..."

„Wenn Du es mir nicht sagen darfst, so sag' es mir lieber nicht: es ist vielleicht besser so." Es schimmerte ein sonderbares Licht in den Augen meines theilnahmlosen Weibchens. War es Neugier, war es Schalkheit? Ermenegildo suchte vergeblich den Sinn zu ergründen, und indem er das bischen Feuer, das er eben in seine Worte gelegt hatte, plötzlich wieder dämpfte, fuhr er fort:

„Nein, ich irrte mich; im Gegentheil, ich muß es Dir sagen. Wer einem verheiratheten Manne im Vertrauen etwas erzählt, muß wissen, daß er es Mann und Frau zugleich erzählt. Es ist nicht dem Ersten Besten gestattet, ein Geheimniß zwischen zwei Gatten zu drängen, die sich lieben ..." Er wollte hinzusetzen, und er hätte sicher eine schöne rednerische Wirkung damit erzielt: „Zwischen zwei Gatten, die sich lieben, darf sich auch nicht der Schatten eines Geheimnisses drängen," doch er bemerkte noch zur rechten Zeit, daß er eben im Begriff war, das genaue Gegentheil zu beweisen. „Doch freilich," fuhr er mit der Miene eines Heiligen fort, „weil leider die menschliche Natur nicht vollkommen ist und es Dinge gibt, die uns ohne Grund bekümmern, so entsteht doch wohl einmal ein kleines unschuldiges Geheimniß auch zwischen den treuesten Ehegatten."

Die zärtliche Gattin hauchte einen Seufzer, der sehr gut bedeuten konnte: Freilich! Leider!

„Um es kurz zu machen: Freund Santi hat eine keusche Neigung zu einer Frau. Diese Neigung ist seine geheime Seligkeit, und er hat mir bekannt, daß er oft, wenn er einen Brief von jener entfernten Freundin empfängt, der er seine verborgensten Gedanken enthüllt, etwas wie einen segnenden Gruß des Ideals zu empfinden glaubt; dann fühlt er sich stärker, edler, besser, und, sollte man es glauben, er meint sogar seine Gattin inniger zu lieben."

„Das ist seltsam," war das Einzige, was Ermenegilda bemerkte.

„Es ist durchaus nicht seltsam! Er weiß, das heißt, er fürchtet, er könnte seiner Gattin ein Unrecht thun ... und je glücklicher er sich fühlt, desto mehr wachsen seine Bedenken."

„Hat er Bedenken?"

„Ja; er fragte mich, ob er diesen Briefwechsel aufgeben müßte oder nicht . . .“

„Und Du?“

„Ich sagte ihm . . . was konnte ich ihm sagen? . . . daß, so im Allgemeinen zu urtheilen, wenn keine Gefahr häuslichen Zwistes zu befürchten wäre . . . mir schiene, . . . er dürfte wohl ein Gefühl nähren, das im Grunde . . . nichts Unedles hätte.“

„Und er?“

„Er versichert, daß ein häuslicher Zwist nicht entstehen könne, da die Briefe unter geheimer Adresse an ihn gelangen.“

„Und hat er Dir gesagt, wer jene Frau ist?“

„Er hat mir nichts gesagt, als daß auch sie verheirathet ist?“

„Hat er Dir gesagt, ob sie jung und hübsch ist?“

„Jung, ja; von ihrer Schönheit weiß ich nichts, er hat nicht davon gesprochen.“

„Sehen sie sich manchmal?“

„Selten; er trifft sie nur, wenn er von Hause verreist, aber er verreist wenig; sie begegnen sich dann, als wenn nichts zwischen ihnen vorgefallen wäre; kaum, daß sie sich wiedererkennen. Alle diese Heimlichkeiten würden fortfallen, wenn die Beschränktheit der guten Gesellschaft und die menschliche Kleinlichkeit eine offene und aufrichtige Freundschaft zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechts nicht unmöglich gemacht hätten, wenn die lauernde Bosheit nicht überall gleich eheliche Untreue witterte. Ich behaupte, wenn es ein Glück ist, einen vertrauten Freund zu haben . . .“

„So würde doch noch süßer das Glück sein, eine Freundin zu besitzen, der man die zarteren Sorgen der Seele anvertrauen kann. Vielleicht hast Du nicht Unrecht; allein ich denke an sie, an die verheirathete Frau, welche eine zwar unschuldige, aber doch heimliche Flamme nährt . . . ich habe meine Bedenken um ihretwillen. Wie ist Deine Meinung darüber?“

Ermenegildo gestand aufrichtig, daß er daran noch gar nicht gedacht habe. „Doch scheint mir das nichts an der Sache zu ändern . . .“ sagte er.

„Ich fürchte doch . . .“

„Nun ja, ich fürchte wohl auch . . .“

„Und doch,“ fiel ihm Ermenegilda sogleich ins Wort, „wenn ein verheiratheter Mann in unschuldiger Weise eine . . . wie soll man sagen? . . . einen Briefwechsel über zärtliche Gefühle mit der Frau eines Anderen hat, so muß doch diese Frau eines Anderen damit einverstanden sein und seine Briefe erwidern . . .“

„Sicherlich,“ sagte Ermenegildo mit einer energischen Kopfbewegung. „Es ist immer der alte Fehler von uns Männern, daß wir die Dinge nur von Einer Seite betrachten . . . Sicherlich, wenn ein verheiratheter Mann . . . so muß natürlich auch die Frau des Andern . . .“

„Und diese Unbekannte verliert nichts in Deinen Augen? Achtest Du sie ebenso hoch, als wenn sie nichts ihrem Manne verheimlichte?“

„Gewiß, ich achte sie; ich will nicht sagen ganz ebenso hoch . . . das heißt

doch, ja, ich achte sie ebenso hoch. Es ist nicht ihre Schuld, wenn die Welt, wenn ihr Mann . . . Sicherlich würde ich sie noch höher schätzen, wenn . . . aber dann müßte der Mann kein gewöhnlicher Mensch sein . . ."

Ermenegilda blickte ihm mit weitgeöffneten Augen fest ins Gesicht, und dies mochte von Neuem den Faden seiner Gedanken in Verwirrung bringen.

„Ich wollte sagen, ich würde sie noch höher schätzen, wenn sie im Stande wäre, Alles ihrem Manne zu sagen; aber wenn sie ihm nichts sagt, so geschieht es wahrscheinlich deshalb, weil ihr Mann ein solches Vertrauen nicht gut aufnehmen würde . . ."

„Es müßte doch schön sein," seufzte Ermenegilda, „wenn man Alles, schlechterdings Alles seinem Manne sagen könnte! Welch entzückender Bund dreier Seelen!"

Ermenegildo, bescheiden in seinem Triumph, hatte sich noch nicht einmal völlig von seinem Siege überzeugt, als er sah, wie seine Frau sich halb von ihrem Stuhl erhob und ihm die Hand über den Tisch hinweg reichte. Und er nahm die kleine Hand und bemerkte auch diesmal, daß sie weiß, rundlich und schön, wirklich schön war, doch er bemerkte es nur wie im Traum.

„Mein Freund," sprach Ermenegilda zu ihm mit einem kleinen theatralischen Pathos, das ihn ganz aus diesem Traum erweckte, „mein Freund, schon allzulange habe ich Dich durch Schweigen, Verheimlichen, Komödiespielen gekränkt; Du bist würdig, Alles zu erfahren: jene Frau, die ferne Freundin des Herrn Santi, bin ich! Seit einem Jahre schreibt er mir heimlich und ich ihm . . ."

Aber schon war sie fest von dem Arm ihres Gatten umschlungen und ein Kuß schloß ihr den Mund; sie konnte den Satz nicht zu Ende bringen.

Sie versuchte mehrmals ihr Bekenntniß zu vervollständigen, doch immer vergebens. Ermenegildo küßte sie und lachte.

„Ja, ich sprach die Wahrheit," fügte Ermenegilda unter den Küssen hinzu, „ich glaubte nichts Unrechtes zu thun . . . doch ich fühlte mich nicht sicher . . . unser guter Freund ward auch verwirrt durch Gewissensbedenken . . . als er das letztemal bei uns zu Tisch war, vor drei Wochen, . . . an dem Mittwoch, wo es regnete . . . hätte er Dir beinahe sein Geheimniß . . . unser . . . unschuldiges Geheimniß enthüllt. Sag' mir noch einmal, daß dieser Briefwechsel Dich nicht kränkt, daß diese Zärtlichkeit zweier Seelen . . ."

Jetzt hatte seine Heiterkeit auch sie angesteckt. „Erbarme Dich meiner . . ." rief der fröhliche Gatte, sich die Seiten haltend, „ich ersticke vor Lachen . . ."

Das Gelächter des ungläubigen Ermenegildo dauerte noch fort, als Ermenegilda sich schon zu neuem Ernst gesammelt hatte. In dem Kopfe des klugen Weibchens war ein Rachegedanke aufgetaucht.

„Ja, ich bin es," wiederholte sie mit ernster Miene; und ihr Gatte lachte immer noch.

„Ja, ich bin es," behauptete sie zum dritten Mal, und der Gatte lachte nicht mehr, sondern trat feierlich an sie heran, hob ihr Kinn mit zwei Fingern in die Höhe und begann: „Ich verstehe Dich, ich weiß Alles, was Du mir sagen willst: es ist leicht Theorien zu bilden nach den Meinungen Anderer; das Beispiel dagegen beweist . . ."

Seine Frau unterbrach ihn: „Das Beispiel beweist nicht das Allergeringste, das Beispiel ist etwas Zufälliges, Nebensächliches, die Theorie ist die Wissenschaft. Aber ich sehe wohl, Du glaubst mir nicht, Du willst mir nicht glauben. Und doch versichere ich Dich, mein lieber Ermenegildo, die ferne Trösterin unseres gemeinschaftlichen Freundes Santi bin ich; ich kann Dir den Beweis liefern . . .“

Ermenegilda stöberte in ihrer Tasche herum, holte endlich ein Blatt Papier hervor und reichte es ihrem Manne. Da er zögerte es zu nehmen, sagte sie einfach und nachdrücklich: „Lies!“

Jetzt wurde Ermenegildo blaß; Ermenegilda aber klatschte in die Hände.

„Ich habe Dir Angst gemacht!“ rief das schlaue Weibchen mit ungestümer Freude, „jetzt bin ich gerächt!“

„Gib mir das Blatt!“ stotterte Ermenegildo.

Er nahm und las es mit tiefem Ernst von Anfang bis zu Ende. Es war ein Autograph der Putzmacherin; es war darin die Rede von einem Florentiner Strohhut mit Federn, Spitzen, Bändern, Blumen und dergleichen, von einem noch unbezahlten Hute, der so gut wie nichts kostete und schlechterdings unwürdig war ein so kluges Köpfchen zu bedecken.

„Gnädige Frau,“ sagte Ermenegildo mit scherzender Strenge, „dieses Blatt gehört mir!“ Ermenegilda neigte das Haupt und ergab sich in ihr Geschick. Mehr als einmal noch kräuselte an diesem denkwürdigen Tage das heiterste Lachen die Lippen der beiden Gatten, immer wieder lebte es plötzlich in ihren Mundwinkeln auf und verstarb erst spät unter den Zuckungen einer langen Agonie.

Bewölkter Himmel.

I.

Mein Herz war verstört, aber mein Antlitz lächelte, um Evangelina zu täuschen.

„Was ist Dir?“ rief sie aus, als sie mich erblickte.

„Nichts. Und die Kinder?“

„Sie spielen.“

Ich lächelte noch angestrengter und wollte ihr einen Kuß geben; allein sie beugte plötzlich den Kopf zurück, um mir in die Augen zu sehen. Da fühlte ich mich entdeckt.

„Was ist Dir?“ fragte sie dringender, und die Angst, die jäh in ihr Mutter- und Frauenherz einzog, dämpfte ihre Stimme.

„Nichts,“ wiederholte ich, „die Kinder spielen?“

„Ja . . . . August! Laurina!“ schrie die arme Mutter.

Die beiden lieben Schelme kommen angesprungen. August ist der Erste und hüpft mit einem Satz auf meinen Arm, Laurina, dicht hinter ihm, wirft sich zwischen meine Füße. Es gibt einen Sturm von Küssen und Fragen; August ist der Sprecher, Laurina lallt ihm die Worte nach. Doch heute lausche ich nicht auf diese Musik, sie ist mir fast unverständlich. Ich betrachte sie lange, ich küsse sie lange, meine Kleinen; zum erstenmal empfinde ich einen bittern Beigeschmack in dieser Freude. Ein forschender Blick Evangelina's dringt mir

ins Herz, ich merke, wie die Aermste von Sorgen gequält wird, lasse August hinabgleiten und mache die hartnäckige Laurina von meinen Beinen los. „Geht zum Spielen, seid aber artig und lauft nicht so sehr, daß ihr nicht in Schweiß kommt . . . das Fenster ist doch zu?"

Die Kinder antworten nicht; sie sind schon in der Küche. „Sei still," sage ich zu meiner Frau, „höre nur, August spielt die Rollen des Tambours und des Generals zu gleicher Zeit, und Laurina — ich meine, ich sehe sie mit Augen — marschirt in seinen Fußtapfen und stellt das Heer vor."

Einen Augenblick blieb die Aermste still, dann fragte sie mit einer Stimme, in welcher alle Saiten des Mutterherzens zitterten: „Was ist geschehen?"

* * *

„Nichts," sagte ich. „Ich bin ein Thor, daß ich mir so viele Gedanken machte, als müßte dasselbe Unglück auch uns gleich treffen."

„Welches Unglück?" fragt Evangelina hastig und schien wenig ermuthigt durch meine Worte.

„Wenn Jemand aus unserer Bekanntschaft von einem fallenden Dachziegel getroffen wird . . ."

Auf dem Gesicht meines armen Weibes sah ich eine Wirkung des unbedachten Gleichnisses, die ich nicht erwartet hatte; rasch unterbrach ich mich und sagte mit verändertem Ton: „Nicht doch, Du mußt nicht auch unnöthig erschrecken; dem Rechtsanwalt Marozzi ist vorige Nacht sein Sohn gestorben, das ist Alles . . . und ich wollte Dir gerade sagen, daß das noch kein vernünftiger Grund ist . . ."

„Er ist an der Diphtheritis gestorben?" unterbrach mich Evangelina, die ganz blaß geworden war.

„Ja, an der Diphtheritis," stammelte ich, „aber ich sage mir selber, wenn Jemand, und wäre es auch ein naher Freund, von einem Dachziegel getroffen wird, so zittern wir deshalb auf der Straße doch nicht vor jedem Hausgesimse."

Evangelina gab mir einen Wink zu schweigen und lauschte; von der Küche und dem Vorzimmer her drang bis zu uns der Lärm der Kriegstrommel, häufig unterbrochen von den Commandorufen des Generals. Die Disciplin hinderte das Heer nicht, seine Stimme manchmal mit der des Commandos zu vereinigen.

„Es war ein schöner Knabe," sagte meine Frau auf die Wand starrend, „gesund und kräftig, und ist so schnell gestorben? . . ."

„In wenigen Tagen . . ."

„Und die Aerzte?"

„Die Aerzte wußten nichts dagegen zu thun; sie verbrannten ihm die Kehle, gaben ihm Chinin ein; vorgestern besserte er sich, und gestern ist er gestorben."

Evangelina bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, dann schüttelte sie sich, und in ihren Augen leuchtete eine wilde Energie, als sie zum zweiten Male rief: „August! Laurina!"

* * *

Man hörte im Nebenzimmer die Stimme des Generals, der die Glieder lösen ließ, und alsbald machte das Heer von der Erlaubniß Gebrauch, die Mama zu besuchen und zu umarmen.

August, da er seine Schwester nicht hatte überholen können, ließ sich erst ein zweites Mal rufen, dann zeigte er sich in der Thür; aber er war noch damit beschäftigt, die Commando-Feuerzange in ein imaginäres Futteral zu stecken.

„Kommt her und laßt euch besehen," sagte meine Frau in scherzendem Ton, „hierher und gerade gestanden alle Beide! Gut! Nun streckt die Zunge heraus ... Sehr gut! Und jetzt zieht ihr sie wieder zurück ..."

Allein die beiden kleinen Schelme waren ganz begeistert durch dies neue Spiel mit der Mama selbst, blieben stehen mit offenem Munde und herausgestreckter Zunge und lachten unbändig. Ich mußte August auf den Mund klopfen, um damit Beide zugleich zur Ordnung zu bringen; denn sobald Laurina nicht mehr die Verpflichtung fühlte, ihren Bruder zu unterstützen, sprach sie mit ihrer gewohnten Würde: „Was ist da zu lachen?" und lachte nicht mehr.

„Hört, Kinder," begann die Mama, jetzt ernsthaft; „August, hast Du nicht etwas Kopfweh? Und Du auch nicht, mein Püppchen? Und fühlt Ihr keinen Schmerz in der Kehle? Wird Euch das Schlucken nicht schwer?"

August hatte eine halbe Semmel in der Tasche. „Ich will 'mal sehen," sagte er und biß ein tüchtiges Stück ab, das er hurtig verschwinden ließ.

„Ich will 'mal sehen," begann Laurina und suchte an ihrem taschenlosen Kleidchen herum; doch die Mama unterbrach sie mit einem Kusse. „Ihr müßt es sofort der Mama sagen, wenn Euch der Kopf weh thut oder der Hals. Und nun geht und spielt nur; lauft aber nicht zu wild, daß ihr Euch nicht erhitzt."

Statt die Commando-Zange aus dem Futteral zu holen, machte mein Sohn den Bindfaden, der ihm als Gürtel diente, los und erklärte seiner Schwester, sie müßten etwas Anderes spielen. „Wir wollen Doctor spielen," sagte er, „Du mußt krank sein, und ich muß Dich kuriren."

„Ja, ja," rief Laurina, „wir wollen Doctor spielen."

II.

Ein Feind war in unser Haus gedrungen: Die Furcht. Unser eigenes Glück eben war es, das einen schweren Schatten um sich her warf; all unsere Ruhe ging unter in dem abergläubischen Gedanken: „Wir sind bisher allzu glücklich gewesen." In der Hoffnung zu lesen, daß die Diphtheritis völlig verschwunden wäre oder daß man ein unfehlbares Mittel dagegen entdeckt hätte, studirte ich Morgens und Abends in der Zeitung die Zahl der „Fälle" und all das wunderliche Geschwätz über die neue Epidemie.

Eines Tages sandte ein braver Dorfarzt, der in meinen Augen sogleich das Ansehen eines verbannten Genies gewann, das erste Recept gegen die Diphtheritis in die Welt, mit der bündigen Versicherung, daß seine nach diesem System behandelten Kranken sämmtlich geheilt wären. Und ich fühlte mich stark in Versuchung auf den Markt zu stürzen, das Volk um mich zu versammeln und das Recept vorzulesen; auch fragte ich mich ernstlich, ob es kein Mittel gäbe, alle Aerzte, auch die berühmtesten, zu verpflichten, daß sie die Entdeckung des Dorf-

arztes ausprobirten. „Freilich,“ dachte ich boshaft, „wird es den Herren Stadtärzten nicht eben erfreulich sein, bei ihrem Collegen vom Lande in die Schule zu gehen.“

Einstweilen schnitt ich mit der Schere das kostbare Recept aus der Zeitung aus und verwahrte es in meinem Taschenbuche. Doch am nächsten Tage fühlten zwei andere ländliche Heilkünstler die Verpflichtung, dem Publicum ihre eigene Kurmethode zu offenbaren; und diese beiden Methoden waren unter einander so verschieden als möglich; und wunderbarer Weise hatten sie beide auch mit der Methode des ersten Arztes nicht die entfernteste Aehnlichkeit, obgleich sie alle beide ebenso unfehlbar waren. Ich schnitt auch diese Recepte mit der Schere aus und verwahrte sie zur Beruhigung meines Gewissens, ohne mich jedoch zu entscheiden, ob Citronensaft, Karbolsäure oder reines Eis den Vorzug verdiene. Ein leichter Skepticismus hatte schon mein verwirrtes Gemüth berührt; doch glaubte ich immer noch, eins dieser drei Mittel müßte das rechte sein. In der Folge vervielfachten sich die Recepte und die „Fälle“ auch. Aus Gewohnheit fuhr ich mit meiner Sammlung fort, bis eines Tages Evangelina mit bitterem Lächeln zu mir sagte: „Was würde eine unglückliche Mutter thun müssen? Alle Recepte in einen Hut werfen und eines von ihrem kleinen Kranken ziehen lassen …“

„Oder aber,“ sagte ich, „eins nach dem andern probiren.“

„Gestern,“ entgegnete sie mir mit heiserer Stimme, „wurde ein siebenjähriges Kind mitten im Spiel von der Krankheit ergriffen, und heut ist es gestorben; einige Tage früher ist der Sohn eines Arztes nach wenigen Stunden in die andere Welt gegangen.“

„Woher weißt Du das?“ fragte ich …

Auch meine Frau las seit einigen Wochen die Zeitung.

III.

Längst schon vernahm ich sie im Herzen, die heimliche Stimme, die uns das Leid verkündigt; doch ich suchte mich selbst zu täuschen und Evangelina Muth einzuflößen. „Unsere Stürme haben wir auch gehabt,“ sagte ich, „wir haben unser Theil durchgemacht.“ Und ich stöberte in der Vergangenheit herum und suchte mühsam all die vergessenen Leiden unseres Lebens zusammen, um damit den Neid der Götter zu beschwören. „Denkst Du noch an den Tag, da im ganzen Hause des Rechtsanwalts Placidi nicht ein Heller mehr übrig geblieben war?“

„Und Du Deine schöne Uhr versetzen mußtest … ob ich daran denke!“ seufzte meine Frau.

„Es geschah mehr als nur einmal,“ fuhr ich zu stöbern fort; „mir liegt sogar ein Weihnachtstag im Sinn, da wir wieder einmal die vielgequälte Uhr verjubelten. Und denkst Du daran, wie August bei der Amme krank wurde? Welcher Schreck! Und als Laurina das böse Geschwür hatte und ein Arzt vom großen Hospital kommen mußte es zu schneiden — welch Entsetzen! … Und die furchtbare Erkältung, durch die Du völlig die Stimme verloren hattest! … Und … und …“

„Und der gewaltsame Tod unserer Amsel in Folge einer verschluckten Näh-

nadel . . .?“ sagte Evangelina, einen ehrlichen Ton in unsere falsche Elegie mischend.

„Du machst jetzt Spaß: sag' aber doch, war nicht wirklich auch das ein Kummer?“

„Ich will es nicht leugnen.“

„Sei nur ruhig,“ schloß ich mit einem heuchlerischen Seufzer; „wir haben genug gelitten.“

Das war nicht die Wahrheit, und ich fühlte es wohl, als Evangelina treuherzig hinzufügte: „Ja, aber das ist so lange her, und jetzt sind wir so glücklich! Und wie viel Freuden haben wir nicht zur Entschädigung genossen!“

Sie dachte einen Augenblick nach, und in diesem einen Augenblick konnte sie in der Vergangenheit so viele gemeinsame Freuden sammeln und frisch und lebendig der Vergessenheit entsteigen sehen, daß ihr Antlitz durch ein Lächeln verklärt wurde. „Hast Du nie darauf geachtet?“ sagte sie dann, „unsere Freuden folgen uns im Leben, die Leiden nicht; das Herz begräbt sie.“

„Nein, das habe ich nicht bemerkt.“

„Ich doch; wenn ich versuche, mir im Geiste die alten Genüsse wieder vorzustellen, so gelingt es mir, und das ist wieder ein neuer Genuß; und wenn ich mich im Ernst noch darüber betrüben wollte, daß Du vor so vielen Jahren Deine Uhr versetzen mußtest, und daß Laurina im vorigen Jahre ein böses Geschwür hatte . . .“

„Und wenn sie gestorben wäre?“ unterbrach ich sie rücksichtslos.

Sie verstummte und blickte mich erschrocken an. Armes Mutterherz!

. . . Doch vergebens verschließe ich die Augen vor dem Gespenst des Schmerzes; der Schmerz ist da und spricht zu mir: „Bereite Dich zu leiden!“

IV.

Wir saßen bei Tische.

August hatte seine Suppe gegessen mit der Erklärung, daß er es nur thäte, um die Mama zufrieden zu stellen; wir hatten nicht darauf geachtet — er hatte immer Possen im Kopf! Doch als das Rindfleisch auf den Tisch kam, ergriff er seinen Teller und kehrte ihn ungestüm um.

„Was sind das für Manieren?“ fragte meine Frau.

„Ich will nicht essen,“ entgegnete August.

„Was fehlt Dir? Bist Du nicht wohl?“

Er blieb dabei, ihm fehle gar nichts, aber er wollte nicht essen.

„Er macht's wie der Nini,“ warf Laurina dazwischen, „er hat es von Nini gesehen; Nini macht es immer so bei Tisch.“

Es war möglich. Am Abend vorher war er zum Essen eingeladen gewesen bei einem Hausgenossen, um dem Nini Gesellschaft zu leisten, einer vielvermögenden Persönlichkeit, die ihre Eltern mit großer Strenge behandelte.

„Es ist ein Scherz,“ sagte ich jetzt.

Es war kein Scherz.

„Ist es also Eigensinn?“ fragte ich; ich merkte, daß ich andere Saiten aufziehen mußte, „gib Deinen Teller her!“

Da sah mir August starr ins Gesicht statt zu gehorchen, schob seinen Stuhl vom Tische zurück, ließ sich auf die Erde gleiten und machte Miene sich zu entfernen. Wir sprangen gleichzeitig auf, Evangelina und ich, beide zitternd.

„August!“ stammelte ich.

„Lieber August!“ rief die arme Mutter, „was fehlt Dir?“

„Nichts fehlt mir,“ sagte der kleine Widerspenstige.

Ich befühlte seine Stirn. Sie glühte.

Da er sich nun verstanden wußte, widerstrebte er nicht länger. Ich nahm ihn auf den Arm und legte ihn, bekleidet wie er war, auf sein Bettchen. Evangelina kam hinter mir her. Bleich und stumm beugten wir uns über ihn. Er hatte keine Lust, auf unsere Fragen zu antworten; aber er bereute schon, unartig gewesen zu sein und versuchte uns zu Gefallen zu lächeln.

„Wir müssen den Arzt holen lassen,“ sagte Evangelina angstvoll, „schicke das Mädchen; ich ziehe ihn aus und lege ihn zu Bett.“

Ich machte mich auf wie ein Gerichteter; August's Blicke begleiteten mich bis an die Thür. Als ich beim Eßzimmer vorüberging, sah ich Laurina, die auf ihrem hohen Stuhle sitzen geblieben war. Sie rief mir zu: „Papa, warum ist August unartig?“

„Er ist krank,“ sagte ich stehen bleibend.

„Höre, Papa,“ sagte sie, „komm mal her!“ Und als ich zu ihr trat, sollte ich mich bücken, so daß sie mir ins Ohr sagen konnte: „Nicht wahr, Papa, Du hast ihn nicht gescholten?“

V.

„Wir wollen das Beste hoffen,“ sagte der Arzt zu mir, als wir zu dem kleinen Patienten gingen. Schon vor ihm hatte eine andere Stimme mir heimlich zugerufen: „Wir wollen das Beste hoffen!“ Es ist das tröstende Spielzeug des Unglücklichen. Wenn ein jäher Sturmwind unser Haus zerstört und alle Freude, allen Frieden, den es barg, mit sich davongetragen hat, was thut der Mensch? Weinend sitzt er unter den Trümmern, sucht die Splitter und Steinchen zusammen und treibt damit ein wunderliches Kinderspiel. Alles um ihn her weint, und er weint auch; aber dazwischen leiht er sein Ohr einer Stimme, die ein heiteres Liedchen singt. Zu mir hatte jene Stimme gesagt, Augusts Krankheit sei eine Kleinigkeit, eine unbedeutende Erkältung, eine leichte Magenverstimmung; und sie sagte mir mit alberner oder boshafter Hartnäckigkeit immer dasselbe, bis zum Kopfkissen meines lieben Kranken, als schon das Gesicht des Arztes sich umwölkte und meine arme Seele darin ihr Todesurtheil las.

Wir standen beide in Schweigen; wir wagten nicht den Arzt zu fragen, während er sein Recept schrieb. Als er sich zu mir umdrehte, um mir zu sagen, daß man dem kleinen Kranken Eisumschläge machen und sie oft wechseln müßte, und daß man ihn beständig Eisstückchen im Munde müßte halten lassen, und daß man ihm alle halbe Stunden einen Löffel Chinin geben müßte — da nickte ich zu jeder Vorschrift mit dem Kopfe und wagte nicht nach dem Namen meines Unheils zu fragen, weil ich ihn längst wußte.

Im Vorzimmer faßte die arme Evangelina den Muth zu fragen: „Ist Gefahr vorhanden?"

„Für jetzt kann man nichts darüber sagen," entgegnete der Arzt, „diese Krankheiten sind heimtückisch; heute Abend wollen wir sehen. Sie werden aber doch das Schwesterchen entfernen müssen."

Jetzt erst stammelte ich: „Diphtheritis, nicht wahr?"

„Nun ja," sagte der Arzt, „Diphtheritis."

„Doch ist es keiner der schwersten Fälle?"

Ich wollte getäuscht sein; und er begriff mich: „Es scheint keiner der schwersten; heute Abend wollen wir weiter sehen."

Er ging; wir blieben allein und lagen uns in den Armen, vergessen des Lebens, vergessen der Pflicht und selbst unseres Schmerzes und unseres Knaben vergessen, um zu schluchzen wie die Kinder. „Ach, weine nicht so, wenigstens Du nicht," sagte Evangelina, „es thut mir zu weh."

Und ich lächelte — ich erinnere mich deutlich . . . In diesem Augenblick hörte ich in Augusts Kammer sprechen; ich stürzte hinein. Die kleine Laurina stand dort am Kopfkissen ihres Bruders und hob sich auf die Fußspitzen, um ihn sehen zu können.

„Fort mit Dir!" rief ich zornig. Sie sah mich an, verstand mich nicht und warf sich lachend zwischen meine Kniee.

An eben diesem Abend verließ uns Laurina; ein Freund, der die Ansteckung nicht scheute, nahm sie in sein Haus; als sie an seiner Hand über den Hof ging und sich noch einmal umdrehte, die Eltern oben am Fenster zu grüßen, als sie uns zurief: „Ich komme bald wieder!" — da schien mir das letzte Schattenbild unseres Glückes zu entschweben.

Die Kleine verschwand und eine innere Stimme sprach zu mir: „Du wirst sie erst wiedersehen, wenn dein Geschick sich erfüllt hat." Und eine andere Stimme sagte: Muth. Und das war Evangelinas Stimme. Wir drückten uns die Hände und schritten vereint dem Schreckgespenst des Todes entgegen.

VI.

Es begannen nun Tage voller Qualen, die noch verschärft wurden durch die Erwartung der nächtlichen Schrecknisse. O, ihr ewig langen Nächte, durchwacht am Krankenlager eines geliebten Wesens, mit angstbeklemmter Seele, in der Einsamkeit einer Kammer, deren Aussehen schreckhaft wechselnde Gestaltungen vor den mühsam gegen den Schlaf kämpfenden Augen annimmt!

Ich sehe es noch, mein krankes Kind; ich wache und glaube zu schlafen, ich schlafe und glaube zu wachen, und wenn meine Augen nichts mehr zu unterscheiden vermögen, blicken sie doch noch in verzweifelnder Liebeswacht auf meinen Knaben. Dann rüttle ich mich, sehe nach der Uhr, trete ans Bett, wechsele die Eisumschläge auf dem Halse meines Kleinen und beginne wieder die unabänderliche Quälerei.

„August!" Er antwortet nicht; er öffnet ein Auge und blickt mich flehend an. „August, Du mußt die Medicin einnehmen." Er seufzt; das Chinin schmeckt bitter, und der Vater ist unerbittlich.

„Es ist ja nur ein Augenblick, ein einziger Schluck. Nimm es mir zu Gefallen!"

Er sieht mich an, sieht die Medicin an, will sich Gewalt anthun: „Ja, ja . . . gleich will ich sie nehmen, sieh' nur . . . nur einen Augenblick . . . ein klein bischen nur warte noch . . ."

Ich bitte und befehle, scherze und drohe, dann blicke ich wieder auf die Uhr . . . ach, die Minuten fliegen, und wenn mein Sohn das Chinin nicht nimmt, stirbt er!

„Höre 'mal," sage ich heiter zu ihm, „Du sollst es ganz allein einnehmen; ich gehe einen Augenblick beiseite, und wenn ich wiederkomme, hast Du es genommen. Wir wollen doch sehen, ob Du das fertig bringst! . . . Und dann erzählen wir es der Mama, und wie wird die sich freuen über Dich!"

Dann hat er Mitleid mit meiner Folterqual und schluckt den bittern Trank hinab; ich athme auf, denn nun habe ich eine halbe Stunde lang Frieden!

Siehe, vor meinen Augen ziehen wieder all' die traurigen Gesichte der Nachtwache vorüber; die Möbel krachen, und bei jedem neuen Ton steigt ein neues furchtbares Schreckbild auf. Manchmal blicke ich in meine eigene Seele und ein unendliches Mitleid mit mir selbst ergreift mich. Welche Zerstörung! Nichts bleibt mehr übrig in ihr, vielleicht nicht einmal die Liebe. In meinem Hirn scheint sich ein egoistischer Gedanke zu gestalten, der fähig wäre, mit dem Unglück zu ringen und es zu besiegen. Schon sage ich zu mir: „Das Beste bleibt, gleichgültig zu sein gegen Alles!" Und weiter folgen meine Gedanken dem Princip der Gleichgültigkeit. „Was kümmert mich nun mein Haus, mein bischen Besitz, der mich so viel gekostet hat? Was kümmert mich mein Name, mein Ruf? Ich bin wahrlich ein Leichtsinniger gewesen! Ich war stark und muthig — konnte ich nicht allein bleiben, dem Leben und der Armuth zu trotzen? Dann hätte ich heute keinen sterbenden Sohn! Und wo würde dann August sein? Und wessen Weib würde Evangelina sein, in deren Arme mich einst die Liebe trieb? Die Liebe! Was ist die Liebe? Der Schmerz vielleicht. Und was ist der Schmerz?

Eine Hand berührt mein Haupt, das mühsam gegen den Schlaf kämpft. „Leg' Dich jetzt nieder," sagt Evangelina zu mir, „ich bin hier."

Ich öffne die Augen und blicke in das bleiche und traurige Antlitz. Da glaube ich doch noch zu lieben. „Hast Du geschlafen?" frage ich mein Weib.

„Ja, und ich hatte einen schönen Traum; wie war es möglich, daß ich so schön träumen konnte?"

„Einen schönen Traum!" wiederhole ich laut, ohne es selbst zu merken.

Sie versteht mich, ergreift meine Hand und führt mich ans Bett unseres Knaben. „Glaubst Du nicht, daß es besser geht?" sagt sie zu mir. „Sein Schlaf ist ruhig. Du bist müde," fügt sie hinzu, „armer Epaminondas!"

„Armer Epaminondas!" wiederhole ich mit einem bitteren Lächeln.

Darauf drückt sie kräftig meine Hand, erhebt sich auf die Fußspitzen und hält mir die Wange hin. „Küsse mich hierher," befiehlt sie sanft, „so; und jetzt küsse Deinen Sohn auf die Stirn, ohne ihn aufzuwecken; und jetzt lege Dich zur Ruhe!"

Ich fühle etwas von dieser weiblichen Seelenstärke in mein Herz dringen.

VII.

Angekleidet warf ich mich auf mein Bett; doch der Schlaf, den ich lange Stunden wie einen Zudringlichen hinweggescheucht, jetzt will er nicht kommen. Sobald ich die Augen schließe, sehe ich seltsame Gestalten meinem Lager sich nähern; eine fratzenhafte Schar umschwirrt mich und beschäftigt sich ausschließlich mit mir. Es sind lachende und spottende Gesichter; und ich brauche nur die Augen zu öffnen, so verstecken sie sich wieder in die Winkel des Zimmers. Ich lausche umher und höre nirgends ein Geräusch. Könnte ich doch wenigstens schlafen! Könnte ich nur für eine einzige Stunde mein Unglück vergessen!

Wieder schließe ich die Augen — und wieder erscheinen jene Wahngebilde; ich versuche, andere Bilder mit dem Geiste festzuhalten; manchmal gelingt es und meine Seele befreit sich und schwebt ins Weite — doch immer wieder dringen die Gespenster heran, zäh und höhnisch. . . . Jetzt bin ich bei meiner Laurina und will bei ihr allein sein; der Schmerz hatte mich ungerecht gemacht, und in diesen Tagen hatte ich sie vergessen. Was thut sie in diesem Augenblick? Sie schläft. Und ich sehe sie in einem unbekannten Zimmer, in einem fremden Bett, mit dem Händchen unter der Wange und mit halbgeöffneten Lippen.

Während ich an mein Töchterchen dachte und mit der Kraft der Sehnsucht es mir in dieser Lage vorstellte, sind hundert Phantome mit ihren Grimassen vorübergegangen; und wieder kommen andere: ein lächelndes Frauenantlitz, ein zerzauster Kinderkopf, der auch noch lächelt, ein trauerndes Haupt, das nicht mehr lächelt, ein runzliges Gesicht, das drohend blickt.

Lange Zeit ist dies mein Schlaf; endlich, ich weiß nicht wann, ich weiß nicht wie, verringert sich der Schwarm, verschwindet, und ich kehre an August's Lager zurück. Endlich schlafe ich. Ich schlafe, und dies ist mein Traum: Es ist tiefe Nacht. Evangeline ruht im Nebenzimmer, und ich wache mit meinen Gedanken an August's Lager. Ich durchlaufe mein ganzes vergangenes Leben von dem Tage an, da ich Evangelina kennen lernte, ich finde alle meine Freuden wieder und merke, daß sie alle nichts als Hoffnungen waren; denn so oft ich ein häusliches Behagen kostete oder eine Befriedigung der Eigenliebe, immer war der Gedanke miteinbegriffen, daß es auch für meine Kinder war. Ich finde auch meine alten Leiden wieder, und wenn ich diese messe an dem ungeheuren Schmerz von heute, scheinen sie verächtlich klein. Hatte ich nicht den Appetit verloren, als zum ersten Mal der Berichterstatter einer Zeitung von mir schrieb, ich wäre zu ernsthaft, und von meiner Beredsamkeit, sie wäre altfränkisch und sentimental, indem er dagegen den Witz und die Kraft des Rechtsanwalts Righi, meines Nebenbuhlers, zum Himmel erhob? Und als derselbe Berichterstatter im Laufe desselben Monats mit den gleichen Worten wiederholte, der Rechtsanwalt Righi sei witzig und kräftig, als wären diese Worte in Erz und Marmor gegraben, nicht in den Spalten eines Tageblattes gedruckt, hatte ich da nicht die kindliche Einfalt besessen, eine Stunde meiner Zeit mit der gewissenhaften Prüfung meiner Beredtsamkeit und meiner Ernsthaftigkeit zu verlieren und zu versuchen, ob ich mich bessern könnte?

Ja, ich hatte Dies und Anderes in jener glücklichen Zeit gethan. Und ich

denke weiter: wenn jener Berichterstatter mir die Artigkeit erweisen wollte, morgen drucken zu lassen, ich sei ein Esel, ein Blödsinniger, ich habe mein Ansehen als Sachwalter erschwindelt, der Rechtsanwalt Righi dagegen sei ein Genie? Ich würde ihm nicht Unrecht geben, ich muß ein Esel sein, ohne es zu wissen; der Andere ist ein Genie, und ich merke es nur nicht, weil ich eben blödsinnig bin. Und ich fahre fort, selbst die Arbeit des Berichterstatters zu übernehmen; ich wüthe gegen meine Advokateneitelkeit um die Angst des Vaters zu betäuben; so empfinden wir bei brennenden Schmerzen eine Erleichterung, wenn wir uns in Selbstpeinigung martern. Und wenn morgen jener Kritiker vor mich träte, sich an meiner Verlegenheit zu weiden, und ich müßte ihm mit blutender Brust sagen: „Sieh her, mein Kind ist gestorben!“ . . .

Ich schreie auf im Schlaf, und ich glaube zu erwachen von diesem Schrei und glaube zu hören, wie mein Kind mich an sein Lager ruft, um mir zuzuflüstern: „Weine nicht, Papa; sag' es der Mama nicht — ich sterbe.“

Jetzt erwache ich wirklich, und indem ich erkenne, daß ich auf meinem Bette liege und geträumt habe, sperre ich die Augen weit auf im Dunkeln und zittre. Wenn mein Traum eine Ahnung wäre, und mein August müßte wirklich sterben! Wenn er jetzt gerade kämpfte mit dem Tode! Wenn er gestorben wäre!

Ich lausche; eine Zeitlang läßt sich kein Laut vernehmen; dann kracht die Kommode, und der Schrank antwortet ihr.

Wehe mir! das ist ein Vorzeichen! . . . „Evangelina!“ rufe ich und eile zur Thür der Kammer. Und mir bietet sich der unveränderte Anblick meines Elends: unser leidendes Kind, die arme Mutter, die mir ein schmerzgebleichtes, doch ruhiges Antlitz zuwendet.

VIII.

Noch bin ich nicht aus dem Hause gewesen, seit die Todesgefahr über meinem Sohne schwebt. Heute sitze ich mit aufgestützten Ellbogen am geschlossenen Fenster und lasse den Blick über den Hof bis zum Eingangsthor und durch dieses über ein Stück der stillen Straße gleiten, auf der von Zeit zu Zeit zwei Beine vorübergehen, von denen ich nur die untere Hälfte sehen kann, einem halbirten Cirkel gleichend. Und meine Gedanken lösen sich unwillkürlich von der Angst, um über diese verstümmelten Erscheinungen zu phantasiren. „Jene Beine, die so schnell vorbeieilten und blauleinene Hosen trugen, gehörten sicherlich einem Arbeiter, diese dagegen einem Bettler; sie bewegen sich so langsam, daß ich Zeit habe sie näher zu prüfen: sie scheinen müde, die Lumpen, mit denen sie bedeckt sind, festzuhalten, und sie tragen an den Füßen nur gewisse zeit- und namenlose Fetzen.

Mein Geist hat so sehr das Bedürfniß umherzuschweifen, daß ich fast mein Unglück vergesse. Allein sobald ich mich umwende, schneidet mir der Anblick der Kammer, in der mein Kind leidet, ins Herz wie ein neuer Kummer. Doch August schläft; er hat kurz vorher sein Chinin eingenommen, und ich kann mich noch eine Weile weiter belustigen.

Heute ist mein Unglück vernünftig und zieht sich zurück, um mich wieder einen Blick ins Leben werfen zu lassen. Schon habe ich einige Gewandtheit in

diesem Spiele erlangt, dessen Hauptreiz mir in der Unbestimmtheit des Kommenden zu liegen scheint; ich will den, der unglücklich ist, darin unterrichten. „Willst Du wetten," sage ich zu mir selbst, „daß jetzt zunächst eine Frau vorübergehen wird?" — „Nein, ich wette, ein Mann." — Man hört einen wuchtigen Schritt auf dem Bürgersteig. — „Ich habe die Wette gewonnen, es ist ein Mann." — „Ja, aber was für ein Mann? Schnell, er kommt näher . . ." — „Ohne allen Zweifel ein Stutzer: er hat musikalische Stiefel."

Die musikalischen Stiefel pendeln vorüber — o Wunder! — sie werden von zwei krummen Beinen getragen, denen die Hosen auf ihrem gewundenen Pfade nicht bis zum Ende haben folgen können, sondern über dem Knöchel hängen geblieben sind.

Also nicht die Unbestimmtheit allein macht den großen Reiz dieses Spieles aus — es gibt auch Ueberraschungen. Und es gibt noch Anderes.

Ein seltsames Geräusch dringt an mein Ohr; es ist kein Tritt, es ist nicht das Rad eines Schiebkarrens, es ist keine Krücke, es ist auch nicht das dumpfe Pochen eines Stelzfußes. Was kann es nur sein? Es ist ein schleppender Ton, wie wenn ein Bündel Lumpen das Trottoir entlang geschoben würde . . . Da ist's! O grausame Natur! Welch Schauspiel! Dort, in der niedrigen Oeffnung, durch die ich bis jetzt meinen Nächsten nur bis zu den Knieen gesehen habe, erscheint eine vollständige menschliche Gestalt, fast auf dem Bauche kriechend, den Unterleib auf eine hölzerne Unterlage gestützt, und geht mit den Händen, die gelähmten und verkrümmten Beine hinterher schleppend. Vor dem Thorweg hält der Mensch still; er holt eine Hand aus dem großen Lappen, der sie verbirgt, heraus und mit der andern sich auf die Erde stützend wischt er sich den Schweiß ab, blickt umher und schleppt sich weiter. Wohin geht er? Wohin gehen wir?

Ich trete zurück vom Fenster und nähere mich dem Bette meines Sohnes. „August, Du mußt die Medicin einnehmen."

IX.

Eines Tages äußert Evangelina den Wunsch, ich möge ausgehen und etwas frische Luft schöpfen, und ich höre den sonderbaren Vorschlag kopfschüttelnd an. Doch meine Frau dringt in mich: „Es ist keine Gefahr," sagte sie; „mit August geht es nicht schlechter als sonst, mache Dir etwas Bewegung, das wird Dir gut thun."

Es ist wahr, mit August geht es nicht schlechter, und mit mir wahrhaftig nicht besser als sonst. Etwas frische Luft wird mir wohl thun; wenn ich wachen soll, wer kann wissen, wie viele Nächte noch, so darf ich nicht krank werden. Ich gehorche meiner Frau, ich gehe aus. Auf dem Hofe drehe ich mich um und bin in Versuchung, die Treppe wieder hinaufzusteigen; ich habe nicht das Herz, mein Kind zu verlassen. Doch Evangelina hat ihre Vorsichtsmaßregeln ergriffen; sie steht am Fenster und lächelt mir Muth zu. Ich sehe einen Hausgenossen, der mich neugierig anblickt; ich gehe weiter. Ich will in die öffentlichen Gärten gehen, wo die Luft von Mailand am besten ist; ich will einen Rundgang um die Bastionen machen, nur einen, und dann wieder nach Hause gehen.

Auf der Straße betrachten und grüßen mich die Bekannten, denen ich be-

gegne, in einer ungewohnten Art, in der ich etwas von Bewunderung zu entdecken meine, und ich erstaune darüber nicht; nur das seltsame Behagen der Eitelkeit nimmt mich Wunder, welches ich bei dem Gedanken empfinde, daß Viele sagen werden: „Was muß der Rechtsanwalt Placidi leiden!“ Unterdessen habe ich unvermerkt den weitesten Weg zu den Gärten eingeschlagen. „Ich bin falsch gegangen,“ denke ich bei mir und bemerke plötzlich, daß der Instinct mich zu dem Hause geführt hat, in welchem meine Laurina jetzt wohnt. Die entschlummerte Sehnsucht erwacht, und es ruft in mir: „Ich will sie sehen!“ Doch das ist unmöglich: ich trage den Ansteckungsstoff der Diphtheritis mit mir; kurz vorher ist ein Freund, der mich von fern erblickte, um die Ecke gebogen, und ich verzeihe es ihm gern: er hat ein geliebtes Töchterchen zu Hause.

Dort sind die Fenster des Hauses, wo Laurina wohnt; jetzt spielt mein Kind mit der Puppe, denkt vielleicht an mich, weint vielleicht — und keine heimliche Stimme ruft ihr zu, den Stuhl ans Fenster zu rücken, um den Papa durch die Scheiben zu grüßen. Ich warte ein Weilchen; die Leute, die mich hinaufstarren sehen, blicken ebenfalls in die Höhe, schütteln die Köpfe und lächeln. Ich sehe das Alles wie im Traum; dann schüttle ich mich und verlasse meinen Beobachtungsposten. Doch indem ich mich noch einmal umsehe in der Hoffnung, meine Tochter könnte in diesem Augenblick ans Fenster getreten sein, fühle ich etwas in ungewohnter Art meine Beine berühren. Ich blicke nach unten ... Gnädiger Gott! Es ist Laurina selbst! Sie kehrte mit dem Mädchen vom Spaziergange zurück, hat mich von Weitem gesehen und ist mir entgegengelaufen. „Papa,“ ruft sie mir zu, „nimm mich mit Dir; ich will nach Hause, ich will die Mama sehen!“

„Laurina! Liebe Laurina!“ stammle ich, „bist Du es? Und wie geht es Dir?“

Doch eine Furcht hält meine Glieder gefesselt, ich wage nicht mich zu bücken, nicht sie zu liebkosen, nicht ihr Gesichtchen mir zu nähern.

„Papa, warum gibst Du mir keinen Kuß?“

Ich ergreife sie, hebe sie auf, drücke sie an meine Brust und küsse sie auf Stirn und Haare. Dann setze ich sie zur Erde, ermahne sie artig zu sein, verspreche ihr wiederzukommen und sie nach Hause abzuholen; ich erzähle ihr von August, von der Mama; ich erfülle ihr Köpfchen mit Hoffnungen und heiteren Gedanken; mache ihr in wirrem Durcheinander die süßesten Verheißungen, eine neue Puppe, die Küsse der Mama, die Spaziergänge mit dem Papa, die Spiele mit dem wieder genesenen Bruder; dann verlasse ich das noch etwas erschrockene Kind und entfliehe, um nicht noch einmal in Versuchung zu gerathen.

Sie ruft hinter mir her: „Papa, viele Küsse für Mama!“ und trippelt ruhig von dannen wie ein Jungfräulein.

Dann stehe ich still ihr nachzublicken und folge ihr mit den Augen, bis sie verschwindet: dann blicke ich gen Himmel und sage mit schmerzlicher Bitterkeit: „Strafe mich! Ich habe mich nicht zu beherrschen vermocht und habe mein Kind auf die Stirne geküßt!“

Doch bevor ich wieder an das Schmerzenslager meines Sohnes trete, verschwindet Laurinens Bild, und ich sage mir zum Trost: „Ich habe sie ja nicht auf den Mund geküßt!“

X.

Meine Nerven sind stark, seit dem ersten Tage habe ich nicht mehr geweint: doch seit zwei Tagen erschreckt mich mein Kleiner. Es geht nicht gerade schlechter mit ihm, der Arzt constatirt sogar eine leichte Besserung; und doch wage ich nicht in mein Herz zu blicken, in welches eine seltsame Bangigkeit eingezogen ist.

Eines Morgens, nach dem Besuche des Arztes, bleiben wir allein an August's Lager, seine Mutter und ich; er sieht uns eine Weile an, doch er bemüht sich vergebens die Augen offen zu halten und überläßt sich bald wieder jenem schweren Schlaf, aus dem er nur von Zeit zu Zeit auffährt, mit beiden Händen an die Kehle greift und zuckt. Sein Gesicht ist entzündet, und diese Fieberröthe verbirgt uns, wie elend er aussieht. Wir betrachten ihn beide ohne ein Wort zu sprechen; auf einmal entfernt sich Evangelina von dem Bette und eilt ins Nebenzimmer, ich komme ihr nach und finde sie, den Kopf gegen die Wand gelehnt. Sie weint.

„Oh, nicht diese Thränen!" sage ich zu ihr; „warum weinst Du?"

„Du weinst ja auch."

„Nicht doch; Du irrst ..."

„Doch, ich sehe es ja. Und warum weinst Du? Du weißt es nicht einmal. Ich aber weiß es: Du hast keine Hoffnung mehr."

Wir lassen Beide unsern Thränen freien Lauf; dann trocknet sich Evangelina die Augen und sagt: „Vor kurzer Zeit glaubte ich ihn todt zu sehen; doch der arme Kleine lebt noch, wir dürfen ihn nicht verlassen. Komm."

Sie faßt mich bei der Hand und ich lasse mich führen wie ein Kind ...

— — — — —

Er lebte.

Laßt mich den schmerzlichen Bericht meiner Leiden abbrechen; ich würde mir als ein Undankbarer erscheinen, wollte ich nicht zum Schluß mein Glück verkünden. Ja, August lebte. August lebt, um Vater und Mutter glücklich zu machen.

Evangelina hat Recht: unsere Freuden folgen uns im Leben, die Leiden nicht; denn das Herz begräbt sie.

„O alte Burschenherrlichkeit."

Am 9. December des Jahres 1882 vollzog sich in Eschwege eine für das kleine, bescheidene kurhessische Städtchen denkwürdige Feier, die besonders von der studentischen Welt mit Theilnahme verfolgt wurde. An einem schlichten Hause dortselbst ward eine Tafel zur Erinnerung an den in ihm verstorbenen Arzt Dr. Eugen Höfling angebracht. Zahlreiche Vertreter der deutschen Corpsstudentenschaft hatten sich eingefunden. Und doch war der Mann, der dort gelebt hatte und gestorben war, durch kein Band mit dem Corpswesen verknüpft. Eugen Höfling war ein Burschenschafter in des Wortes schärfster Bedeutung gewesen; er hatte mitgestritten und mitgelitten für die Ideen, welche vor manchem Jahrzehnt die deutsche Burschenschaft in vollbewußtem Gegensatze zu den Corps schufen.

Welchen Anspruch hatte nun der Burschenschafter Höfling auf den Dank und die Anerkennung der Corpsstudenten? Wir wissen es: er hat ihnen, er hat dem deutschen Studententhum und Allem, was in ihm wurzelt und mit ihm zusammenhängt, jenes unvergeßliche Lied gegeben: „O alte Burschenherrlichkeit". Wie oft, wie unendlich oft haben wir die Weise gesungen, mit einer Stimme vielleicht, an der künstlerisch Manches auszusetzen war, aber mit vollem, empfindendem Herzen! Der Fuchs, der noch das Leben in rosigem Glanze vor sich ausgebreitet sieht, der semesterreiche Bursch, dem manchmal die Ahnung kommt, daß die schäumende Jugendfröhlichkeit enden müsse — sie finden in jenem Liede den Ausdruck ihrer innersten Empfindung wieder. Und uns gar, die wir schon im Lande der Prosa leben, steigt nicht, wenn das traute Lied an unser Ohr schlägt, die Erinnerung an das verlorene Eden, an die Paradieseszeit studentischer Jugend vor uns auf? Diese Erinnerung an die goldnen Tage der Studentenzeit, an die selige Ungebundenheit des akademischen Lebens, wo findet sie sich gleich eigenartig, wahrheitsgetreu und poetisch schön dargestellt wie in dieser Weise? Halb freudvoll, halb ernst, von frohen Empfindungen getragen und zugleich von leiser Wehmuth überschattet, schildert sie in ergreifender und doch von Rührseligkeit freier Weise, wie in der Seele des zum Philister gewordenen Burschen die Welt jener alten Herrlichkeit auftaucht. Es liegt etwas echt Deutsches in dieser Mischung von Frohsinn und Schwermuth, und aus der Volksseele heraus hat der Dichter dies Lied geschrieben.

Beinahe wäre es auch äußerlich Volkslied geworden, d. h. sein Ursprung unbekannt geblieben. Vielleicht hätten sich in spätern Tagen literarhistorische Forscher gefunden, welche den Nachweis geliefert, daß dies Lied nicht die poetische That eines Einzelnen sein könne, sondern aus dem Studentenleben herausgewachsen sein und gewissermaßen ein Sammelwesen zum Verfasser haben müsse. Derartige Combinationen sind nun dadurch ein für allemal unmöglich geworden, daß Höfling sich selbst als Dichter des Liedes, dessen Ursprung nahezu fünfzig Jahre verborgen war, bekannt hat. Höfling legte in seiner Bescheidenheit äußerst wenig Werth auf seine kleinen poetischen und novellistischen Versuche, und so kam es, daß er das von ihm in jungen Jahren gedichtete Lied vollständig aus dem Auge verlor, daß er nicht ahnte, wie sein Lied

zum Gemeingut der deutschen Studentenschaft geworden. Wie horchte er auf, als eines Tages seine in den Ferien weilenden Söhne unter andern Studentenliedern auch „O alte Burschenherrlichkeit" sangen. „Woher habt Ihr das Lied, Jungens?" fragte er und erhielt zur Antwort, daß es ein altes, vielgesungenes Studentenlied von unbekanntem Verfasser sei [1]). Er sann nach und kam bald zu der Gewißheit, daß ihm hier ein verlorenes Musenkind wiedergekehrt sei, ein Kind freilich, das seinen Weg zum Herzen der deutschen Studentenschaft allein gefunden hatte und der Liebling der akademischen Jugend geworden war. So innig die Freude Höfling's über diese Entdeckung erklärlicherweise war, so dachte er doch nicht daran, nun auch öffentlich den Ruhm in Anspruch zu nehmen. Durch den Mund eines Freundes, dem er gelegentlich Mittheilung von dem Funde machte, wurde die Sache ruchbar, und als Höfling vor einigen Jahren an der Jubelfeier der Universität Marburg Theil nahm, war er allgemein als der Dichter bekannt und die Studenten kargten nicht mit ihrem Danke gegen den Mann, der ihnen ihr schönstes Lied gegeben.

Ueber die Zeit der Entstehung des Liedes ist Genaues bisher nicht bekannt geworden. Einige Commersbücher nennen zwar das Jahr 1826 als Entstehungsjahr, indeß aufs Gerathewohl. Höfling selbst konnte in dieser Beziehung keine bestimmte Auskunft mehr geben; als unzweifelhaft hat er indeß mitgetheilt, daß er das Gedicht zwischen 1826 und 1830 verfaßt habe. Es ist auch gewiß, daß Höfling noch andere, Leid und Freude des Burschenlebens behandelnde Lieder gedichtet hat. In einem 1825 geschriebenen Gedichte bekennt schon der damals siebenzehnjährige Gymnasiast, daß er der religiösen und historisch-politischen Muse Valet gesagt habe und nun Wein und Liebe „in frohem Rundgesang" feiern wolle. Die meisten Erzeugnisse dieser Art scheinen verloren gegangen zu sein und nur zwei Bruchstücke, welche Beziehungen zum akademischen Leben aufweisen, sind mir zu Gesichte gekommen. Das eine ist eine lustige Parodie der Küßnachtscene:

„Durch diese finstre Gasse muß er kommen,
Es führt kein andrer Weg zur Kneipe — hier
Holz' ich ihn durch, die Suite macht sich gut.
Der alte Brunnen dort verbirgt mich ihm;
Von dort herab faßt ihn mein Ziegenhainer;
Die Schnurren nahen vor Manschetten nicht."

Vermuthlich war es der Angehörige eines Corps oder einer Landsmannschaft, mit welcher die Burschenschaft auf dem „Holzcomment" stand, dem diese handgreifliche Ueberraschung zugedacht war. Nun, auch das werden unsere Corpsstudenten mit dem Mantel der Liebe zudecken. Das andere Bruchstück gewinnt dadurch besonderes Interesse, daß es dieselbe Idee behandelt, wie „O alte Burschenherrlichkeit" und möglicher Weise die ursprüngliche Form desselben darstellt. Es lautet:

„So vergehn des Lebens Herrlichkeiten,
So entfleucht das Traumbild eitler Macht,
So versinkt im schnellen Lauf der Zeiten,
Was die Erde trägt, in öde Nacht.
Hoheit, Ehre, Macht und Ruhm sind eitel,
Eines flotten Burschen stolzen Scheitel
Beugt, eh' wenig Jahre noch herum
Trüb und matt das Philisterium."

Liegt hierin wirklich die erste Form unseres Liedes vor, so ergibt sich für uns mit Sicherheit, daß die Entstehung des Liedes „O alte Burschenherrlichkeit" frühestens in das Jahr 1829, wahrscheinlich in das Jahr 1830 zu setzen ist. An und für sich

[1]) Die Mittheilung der biographischen Notizen und die Einsichtnahme in Höfling's schriftliche Hinterlassenschaft verdanke ich der Freundlichkeit seiner Familie. D. V.

ist es schon unwahrscheinlich, daß ein lebensfroher Fuchs in so schwermüthiger Weise den Abschied von dem Burschenleben schildern sollte. Außerdem deuten auch äußere Umstände auf das Gegentheil hin. Das letzterwähnte, zeitlich vor das Lied „O alte Burschenherrlichkeit" zu setzende Bruchstück, das aus dem Jahre 1829 stammt, weist eine entwickelte und ausgebildete Handschrift auf, während ältere Gedichte in ihrer Niederschrift noch ein gewisses knabenhaftes Gepräge tragen. Als Ort der Entstehung wäre demgemäß auch Würzburg oder Marburg anzunehmen, wo Höfling in den Jahren 1829 und 1830 weilte.

Von Höfling's übrigen dichterischen Erzeugnissen ist Manches recht ansprechend und besonders im Hinblick auf die Jugend des Verfassers, der schon mit vierzehn Jahren Verse schrieb, als gelungen zu betrachten. Ursprünglich waren es Gott und die Natur, die Höfling's empfängliches Gemüth zum Liede begeisterten; später wendete er sich dem Preise der Liebe, des Weines und der Freiheit zu. Insbesondere diejenigen seiner Gedichte, welche die Tagesfragen behandeln, zeugen von poetischer Begabung. Ein treuer und energischer Anhänger der liberalen Sache fand er in jener trüben Zeit, die ihm selbst so schwere persönliche Opfer auferlegte, Trost im Liede. In einem seiner Tagebücher, das eine Reise durch Bayern, Böhmen und Mähren schildert, theilt er mit, daß er auf die Nachricht, in London sei im Parlament die Reformbill gefallen, Lord Grey aus dem Ministerium ausgetreten und Lord Wellington an seine Stelle gerückt, seine Gedanken in einem Gedichte ausgesprochen habe. Die Schlußstrophe desselben, welches die Niederlage des Liberalismus in England als einen Schlag für die Freiheit Europa's hinstellt, lautet hoffend und verheißend:

„Jener Augenblick wird kommen,
Kommen wird der Freiheit Tag,
Wo die Blendung wird genommen,
Wo die Schläfer werden wach;
Wo es tönt in Aller Ohren:
Noch ist Deutschland nicht verloren."

Hätte nicht ein hartes Lebensschicksal den für alles Schöne empfänglichen Jüngling, den ernst strebenden Mann in eine Wüste gebannt, ihm die Verbindung mit der Außenwelt fast unmöglich gemacht, hätte nicht der Kampf mit Widerwärtigkeiten aller Art und vorzugsweise politischer Natur seine ganze Kraft in Anspruch genommen, so würde sein dichterisches Talent sicherlich noch manche erfreuliche Frucht gereift haben.

Mit wenigen Strichen wollen wir Höfling's Lebensgang zeichnen. Eugen Höfling wurde am 5. October 1808 als der Sohn des Commerzienrathes Wilhelm Höfling zu Fulda geboren, besuchte das Gymnasium und Lyceum seiner Vaterstadt, ging 1826 zur Universität, um Medicin zu studiren, erst nach Marburg, dann nach Würzburg, und wurde im Jahre 1830 in Marburg zum Doctor der Medicin promovirt. Der junge Arzt betrachtete indeß hiermit keineswegs seine Studienzeit als abgeschlossen, er unternahm im Jahre 1832 die bereits erwähnte Reise nach Oesterreich, wo gerade die Cholera wüthete. Reicher an Wissen, geschätzt von den Lehrern der Wissenschaft und einer verheißungsvollen Zukunft entgegensehend, kam er zurück, ließ sich in Heidelberg als Privatdocent nieder und gewann alsbald zahlreiche Zuhörer. Indeß damals schon mußte er unter der politischen Reaction, wenn auch nur mittelbar, leiden. Viele seiner Zuhörer hatten dem Hambacher Feste beigewohnt; die auf dasselbe folgende Untersuchung zwang sie, Heidelberg den Rücken zu kehren; Höfling's Lehrsaal stand leer und der Ausfall in der Einnahme des jungen Privatdocenten, dessen Vermögensverhältnisse nicht die glänzendsten waren, nöthigten ihn, mit schwerem Herzen der wissenschaftlichen Laufbahn zu entsagen. Er wollte sich nunmehr in Fulda als praktischer Arzt niederlassen, hatte aber seine Rechnung ohne die Regierung gemacht, welche in dem ehemaligen Burschenschafter einen gefährlichen Verschwörer sah. Sein Vorhaben wurde nicht gestattet und ihm schließlich Hünfeld, ein ärmliches, kleines, von jedem Verkehr abgeschnittenes Städtchen zum Wohnort bestimmt. Sieben Jahre mußte

er in diesem verlassenen Winkel sitzen und dabei hatte er noch mannigfache Unbilden zu bestehen, denn die Untersuchung gegen den alten Burschenschafter dauerte fort. Eine ähnlich trostlose Existenz führte er in dem nicht minder abgelegenen und ärmlichen Friedewald, einem Flecken des Süllingswaldes, wo er die nächsten sieben Jahre als Physikatsverweser hauste. Alle diese bittern Erlebnisse vermochten indeß nicht, seinen festen Sinn zu brechen, und seinem Wahlspruch „Freiheit auf dem Boden des Gesetzes“ blieb er allezeit treu. Dagegen ist es natürlich, daß diese Prüfungen ihm seine wissenschaftliche Thätigkeit sehr erschwerten; trotzdem war er mit Erfolg schriftstellerisch wirksam. Außer mannigfachen Aufsätzen in medicinischen Zeitschriften verfaßte er ein Wörterbuch für die hessische Pharmacopöe und gewann den von der Marburger Universität im Jahre 1847 ausgesetzten Preis für die beste Beschreibung eines Physikatsbezirkes. Daneben lieferte er belletristischen Blättern manchen dichterischen und novellistischen Beitrag, ohne die Erzeugnisse seiner Muse des Sammelns für werth zu halten.

Als im Jahre 1848 ein kurzer Umschwung der Dinge in Kurhessen eintrat, erhielt Höfling, der sich grundsätzlich von Hünfeld wie von Friedewald aus um jede freigewordene Stelle beworben hatte und ebenso grundsätzlich von der Regierung abgewiesen worden war, die Physikatsstelle in Naumburg an der waldeckischen Grenze. Ja man beabsichtigte, ihm eine Professur an der Universität Marburg zu übertragen, da sein Streben und seine Leistungen doch nicht unbemerkt geblieben waren. Allein mit dem liberalen Ministerium Eberhard fiel auch das Gebäude seiner Wünsche und Hoffnungen zusammen; abermals mußte der schaffensfreudige Mann einer vielverheißenden Zukunft entsagen. Ende der sechziger Jahre wurde Höfling zum Kreisphysikus in Eschwege bestellt, wo er nunmehr seinen dauernden Aufenthalt nahm. Er lebte gern — so berichtete mir Jemand, der ihn genau kannte — in dem freundlichen, lieblichen Werrathal, das so reich an landschaftlichem Reiz ist. Seine Seele erquickte sich an den Schönheiten der Natur und darum empfand er kaum die Mühen der Reisen, die mit seinem Berufe ununterbrochen zusammenhingen. Für seine große Schaffenskraft hatte er vielfache Verwendung. Er war ein gesuchter und beliebter Arzt und eine lange Reihe von Jahren hatte er den bei weitem größten Theil der Praxis der Stadt und Umgegend in Händen. Als Bürger wurde er geschätzt und geehrt; er gehörte zwölf Jahre hindurch der städtischen Behörde an. Aber schmerzlicher noch als die Kranken den Arzt, als die Bürger den Mitbürger, betrauerten ihn, als er nach kurzer Krankheit am 21. Juli 1880 die Augen zum letzten Schlummer schloß, die Gattin und die Kinder, deren Glück seine Freude, seine Arbeit gewesen war.

Höfling hat nicht das Ziel erreicht, das ihm in seiner Jugend vorschwebte. Wie er oft selbst klagte, hätte er mehr und Größeres leisten können, wenn ein günstiger Wind ihm geweht hätte. Dennoch blickte er nicht muthlos und verzagt; an dem Platze, dahin ihn das Schicksal gestellt, hielt er kämpfend aus sein Lebenlang. Wir aber wollen freudig dessen gedenken, was er geleistet — „trotz alledem“. Sein Namen wird leben, so lange deutsches Burschenthum lebt; und in künftiger Zeit, wenn manches anspruchsvoller auftretende Lied der Gegenwart längst verklungen, wird noch neben dem „Gaudeamus“ und all den andren schönen Gesängen, auch die wehmüthig-fröhliche Weise: „O alte Burschenherrlichkeit“ tausende junger Herzen höher schlagen machen.

D. S.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Januar.

Nur noch ein kurzes Lustrum und die hundertste Wiederkehr der Tage steht vor der Thür, von denen der Beginn der neuen politischen Zeitrechnung datirt. Einer neuen Zeitrechnung in doppeltem Sinne: hat das Jahrzehnt der großen französischen Revolution doch zugleich in dem inneren und dem äußeren Leben der europäischen Culturvölker Epoche gemacht, und die internationalen Beziehungen derselben ebenso gewaltsam verändert, wie ihre inneren Entwicklungen. Die Consequenzen dieser Umwälzungen sind in Deutschland später gezogen worden, als in den meisten übrigen Ländern — den Einfluß derselben vermögen wir indessen eben so wenig zu verleugnen, wie Franzosen, Spanier, Italiener oder Russen. Alle Phasen der Entwicklung, welche das heilige römische Reich teutscher Nation durchmachen mußte, um zum deutschen Reiche zu werden, stehen mit gleichzeitigen französischen Ereignissen in directem Zusammenhang; der „Anfang des Endes" der alten Ordnung deutscher Dinge fällt mit der ersten, die definitive Festsetzung unserer neuen Ordnung mit der letzten französischen Revolution zusammen und die dazwischen liegenden Wendungen von 1815 und 1866 erinnern unabweislich an französische Ereignisse von 1814 und 1859.

Ist da zu verwundern, wenn der Deutsche, der in die Zukunft seines Landes Ausblick hält, unwillkürlich den Blick nach Frankreich wendet? Wissen wir gleich seit geraumer Zeit, daß die dem deutschen und europäischen Frieden von Osten drohenden Gefahren mindestens ebenso schwere sind, wie die im Westen erzeugten Gewitter, so ist die Macht der geschichtlichen Gewöhnung doch zu groß, als daß deutsche Gedanken an künftige Friedensstörungen von Gedanken an neue französische Erschütterungen getrennt gehalten werden könnten. Der Inhalt dieser Gedanken hat sich freilich im Lauf der Zeiten unkenntlich verändert. Daß die deutsche Cultur- und Machtentwicklung der französischen mindestens ebenbürtig sei, wird in Frankreich selbst anerkannt; unsere gewerbliche Leistungsfähigkeit beginnt die französische zu überwachsen und unser Staatswesen bedarf auswärtiger Impulse so wenig, daß selbst die Zeiten vorüber sind, zu denen Frankreich seinen deutschen Nachbarn indirect und wider seinen eigenen Willen Dienste erweisen konnte. Der Zusammenschweißung durch französisches Kanonenfeuer bedürfen wir nicht mehr und das Füllhorn neuer Gedanken, das der aggressivste aller europäischen Staaten sonst über seine Nachbarn auszuschütten pflegte, ist längst erschöpft. Ohne Selbstüberhebung dürfen wir behaupten, daß das größte aller Zeit-Probleme, das sociale, in Deutschland planmäßiger und energischer angegriffen worden sei, als das in Frankreich geschehen ist. Mit dem Stillstande verglichen, in welchem die französische Socialgesetzgebung seit Jahr und Tag steckt, hat die unserige sich im Sturmschritt weiterbewegt. An die Aufgaben, welche wir uns gesteckt haben und deren Lösung wir während des vorigen Jahres um einen erheblichen Schritt nähergekommen sind, wird bei unsern Nachbarn nicht einmal gedacht. Gambetta's, bei Gelegenheit der Veröffentlichung des ersten deutschen Unfallversicherungsgesetzes gethaner Ausspruch, daß Frankreich sich von Herrn von Bismarck nicht überholen lassen dürfe, ist längst vergessen; die unter dem „großen Ministerium" ausgearbeitete Vorlage, durch welche der damalige Unterstaats-Secretair im Handelsministerium Felix Faure die Haftpflicht der Arbeitgeber gesetzlich reguliren wollte, ist von den Gambettisten selbst zu Grabe getragen worden, — die die Arbeiter-Syndicate und Associationen betreffenden Entwürfe wurden von Session zu Session verschoben und fehlen auf der Liste der für die nächsten Monate in Aussicht genommenen Arbeiten vollständig, und

von Herrn Waldeck-Rousseau's Absicht, den Pariser Syndicaten gewisse öffentliche Arbeiten zu überweisen, ist seit einem reichlichen halben Jahre nicht mehr die Rede, weil die Lebensfragen der französischen Regierung andere sind, als diejenigen des Staats. Von dem peuple initiateur, dessen Ideen vor hundert Jahren die Rundreise um die Erde antraten, ist eigentlich nur noch zu lernen, wie man es nicht zu machen hat, wenn man zu definitiven, eine Weiterentwicklung ermöglichenden Zuständen gelangen will! Und seit dieser Staat um die Bundesgenossenschaft des Panslawismus geworben und zwar vergeblich geworben hat, ist es um seinen Anspruch auf eine große, dem Culturfortschritt dienende internationale Politik auch äußerlich geschehen. So weit menschliches Ermessen reicht, haben wir von der nächsten Auseinandersetzung mit Frankreich auch im günstigsten Falle weder directen noch indirecten Gewinn zu erwarten. Und doch vermögen alle Vernunftgründe, welche gegen die Wahrscheinlichkeit einer von Westen drohenden Friedensstörung reden, nichts gegen die innere Stimme auszurichten, die uns immer wieder des großen Königs „toujours en vedette“ zuruft! Wesentliches ist daran auch durch die diplomatischen Errungenschaften des friedlich verschiedenen Jahres 1883 nichts geändert worden. Es bleibt dabei, daß wir unser Pulver trocken halten und die Last einer Rüstung weiter tragen müssen, deren Empfindlichkeit sich durch die Länge der Zeit und die zunehmende Einsicht in ihre Unentbehrlichkeit allerdings gemindert hat, die aber nichtsdestoweniger eine schwere Last bleibt.

Mit der europäischen Lage haben die während des letzten Monats in der Presse meistbesprochenen ostasiatischen und ägyptischen Ereignisse des letzten Monats nur wenig zu schaffen gehabt. Trotz der jüngsten Thronveränderung in Anam und der Wegnahme Sontay's ist der weitere Fortgang der Tonking-Angelegenheit immer noch von Nebeln verhüllt. China geht einer definitiven Entscheidung immer wieder aus dem Wege und Frankreich glaubt seiner Sache so sicher zu sein, daß es von einer britischen Mediation nichts wissen, sondern das Maß seiner Forderungen hinaufschrauben will. Herr Ferry fühlt sich so vollständig als Herr der Lage, daß er die auswärtigen Verwicklungen wie Nebendinge behandelt und zu einer Fundamentirung der von seiner Regierung gewonnenen Position schreiten will. Er hat die von der radicalen Opposition geforderte Revision der jüngsten aller europäischen Verfassungen in sein Programm aufgenommen und gedenkt mit Hilfe derselben an der Spitze der öffentlichen Meinung zu bleiben. Die Zeiten, in denen der Glaube an die Heilkraft neuer „Paragraphen“ Wunder zu thun vermochte, sind aber auch für Frankreich vorüber. Eigentliche Begeisterung für die Sache der Verfassungsrevision will sich nirgend regen, weder bei den Anhängern der Regierung, die davor warnen, neuen Zündstoff unter die Wähler zu werfen, noch bei den Gegnern, denen an der Revision nur gelegen war, so lange mit derselben etwas gegen die Regierung ausgerichtet werden konnte. Nehmen die vorgeschrittenen Elemente die Sache in die Hand, so wird es im Sinne Andrieux's, nicht im Sinne Ferry's geschehen und das in den Mittelpunkt des ministeriellen Projects gerückte Listenscrutinium alsbald die ihm bisher zugeschriebene Bedeutung verlieren. Besonderer Beliebtheit hat diese Gambetta'sche Erfindung sich niemals erfreut. Den Freunden des Verstorbenen hat das Lieblingskind des Meisters zu übel mitgespielt, als daß sie demselben eigentliche Sympathien entgegenzubringen vermöchten und die conservativen Elemente wissen, daß dasselbe die Bestimmung hat, ihre Beziehungen zu den Wählern zu lockern, alle Localautoritäten zu vernichten und die Allmacht des Centralcomités zu proclamiren. — Die Massen aber haben der Sache alle Zeit fremd gegenüber gestanden. Die Fiction, als ob die Ermittelung des Volkswillens die wichtigste aller Aufgaben der Republik sei und als ob dieser Wille mit Hilfe eines geeigneten Destillir-Apparates rein und unverfälscht zur Darstellung gebracht werden könnte, will überhaupt nicht mehr recht verfangen. Auch die Naivsten wissen aus hundertfältiger Erfahrung, daß Wahleinrichtungen nur den einen Zweck haben, das Uebergewicht der augenblicklich herrschenden Partei zu befestigen und im Sinn und Interesse derselben mißbraucht zu werden. Ob das so oder so geschieht, dünkt denjenigen, die hinter die Coulissen gesehen haben, ziemlich gleichgültig zu sein. Die Mehrheit von 1881 ist mit dem Ge-

schäft, das sie bei den vorigen Wahlen gemacht hat, zufrieden und glaubt dasselbe auch unter der Herrschaft der bestehenden Einrichtungen fortsetzen zu können; die ländlichen und kleinstädtischen Massen aber hegen seit lange nur den einen Wunsch, von den öffentlichen Angelegenheiten möglichst wenig behelligt zu werden. Was übrig bleibt, sind die großen Städte, denen es kein Geheimniß mehr sein kann, daß der nackte Parteiegoismus die einzige bewegende Kraft der seit Jahr und Tag getriebenen Wirthschaft bildet. Einen Vorzug hat dieselbe freilich gehabt, denjenigen nämlich, mit dem Phrasenkram gründlich aufgeräumt und das Quantum politischer Illusionen wieder consumirt zu haben, das sich während der beiden kaiserlichen Jahrzehnte und des von diesen geübten Drucks angesammelt hatte. Daraus ist der Zug von Ermüdung zu erklären, der durch das gesammte französische öffentliche Leben geht, periodisch durch krankhafte Erregungen unterbrochen wird, wenn dieselben gewichen sind, aber alsbald wieder zur Erscheinung kommt und allen Parteien — die socialistische Revolutionspartei natürlich ausgenommen — nachgewiesen werden kann. Daß diese letztere in aller Stille ihr Minirwerk fortsetzt, hat sich auch während der letzten Wochen deutlich gezeigt und erheblich dazu beigetragen, daß die gemäßigten Republikaner von einem unter die Massen geworfenen neuen Zündstoffe nichts wissen wollen. In den entlegneren Rubriken der großen Pariser Bourgeois-Blätter nehmen Berichte über Arbeitseinstellungen und über von Arbeitgebern unternommene Versuche zur Sprengung der neuerdings wieder in Schwung gekommenen Gewerk-Genossenschaften schon seit einiger Zeit ihre bestimmte Stelle ein. Der Norden und der Süden des Landes sind dabei gleichmäßig vertreten; denn in den verschiedensten Gewerbszweigen hat der Rückgang der französischen Ausfuhr eine Tendenz zur Herabdrückung der Löhne erzeugt, gegen welche von Seiten der Arbeiter mit dem Aufgebote aller Kräfte angekämpft wird. Der im November vorigen Jahres von der Budgetcommission erstattete, auf das Handelsministerium bezügliche Bericht weist Einbußen der Industrie nach, die mit der Höhe der bisher gezahlten Löhne in engem Zusammenhange stehen und unbegreiflich erscheinen lassen, daß dieselben bis jetzt haben behauptet werden können. Der Durchschnittswerth der jährlichen französischen Ausfuhr hat sich während des Decenniums 1872 bis 1882 um 200 bis 300 Millionen verringert und während des ersten Halbjahres 1883 nur noch 1689 Millionen, d. h. 32 Millionen weniger als während des ersten Halbjahres 1882 betragen. Während im J. 1872 Leinen-, Seiden- und Lederwaaren, sowie Kleidungsstücke für zusammen 145 Millionen nach Nord-Amerika ausgeführt worden waren, weisen die bezüglichen Listen für die letzten Jahre nur noch 90 bis 96 Millionen auf. Es wird nur der fünfte Theil der Leinen- und Haftgespinnste ausgeführt, die vor zehn Jahren über die Grenzen gingen, ja die Ausfuhr der sog. Pariser Artikel ist während desselben Zeitraums von 10 Millionen auf 880 000 Francs, d. h. auf weniger als den elften Theil zurückgegangen. Und doch constatirte derselbe Bericht, der diese geradezu erschreckenden Ziffern aufweist, daß an eine Herabsetzung der Löhne nicht zu denken sei, weil die Arbeiter sich während der letzten Jahre an eine Anzahl neuer Bedürfnisse gewöhnt hätten, von denen sie um keinen Preis lassen wollten und die aus der Zeit herrührten, wo die durch den Krieg verursachte Minderung des Angebots von Arbeitskräften die Löhne unaufhaltsam in die Höhe getrieben hatte.

Zuständen so gespannter Art gegenüber begreift es sich, wenn Männer, denen die Ruhe des Landes mehr gilt, als das Interesse der Regierung, die Kunde von Ferry's neuestem Plane mit kaum verhohlener Ungunst aufgenommen und vorausgesagt haben, daß derselbe seinem Urheber über den Kopf wachsen und Wasser auf die Mühlen des Radicalismus schütten werde. Die Zuversicht, welche der leitende Minister seit der Einnahme von Sontay zur Schau trägt, wird sich durch diese Bedenken schwerlich aufhalten lassen. Solange die günstigen Posten aus Anam fortdauern, kommen die Enttäuschungen, die seiner Regierung durch das Scheitern der mit dem nördlichen Madagaskar geführten Verhandlungen und durch die neueste ägyptische Wendung bereitet worden sind, nicht in Betracht. China gegenüber hat Ferry für den Augen-

blick Recht behalten und das genügt, um ihm das Vertrauen seiner Landsleute zu erhalten. Am geeignetsten geschieht das durch festes, anspruchsvolles Auftreten und an einem solchen hat er es nicht fehlen lassen. Wie weit man in Paris von einer nüchternen und unbefangenen Auffassung der Dinge entfernt ist, hat vor Allem die Einstimmigkeit bewiesen, mit welcher die Presse jeden Gedanken an eine englische Vermittelung des mit China schwebenden Streites ablehnte und den Vorschlag einer von dem himmlischen Reiche zu verlangenden Entschädigung willkommen hieß. Daß Frankreich im Begriffe steht, die gute Meinung der einzigen ihm befreundet gebliebenen Macht vollständig zu verscherzen, ficht die kurzsichtigen Pariser Tagespolitiker keinen Augenblick an, die aus der britischen Zögerung in Sachen der Bekämpfung des Sudanaufstandes bereits gefolgert hatten, daß der Tag einer Wiederherstellung der französischen Position in Aegypten bevorstehe. Und das unmittelbar, nachdem die römische Reise unseres Kronprinzen die letzten Hoffnungen auf Wiederherstellung der alten Verbindungen mit Italien vernichtet und nachdem die neue Wendung der spanischen Dinge daran erinnert hatte, daß der im vorigen Jahre bemerkbar gewordene Zusammenhang zwischen den Radicalen diesseits und jenseits der Pyrenäen, in Madrid unvergessen geblieben ist.

Daß die britische Freundschaft in der Schätzung der Franzosen einen Rückgang erfahren hat, hängt bis zu einem gewissen Grade mit der Unsicherheit zusammen, welche Mr. Gladstone bei jeder an seine Regierung herantretenden auswärtigen Ueberraschung verräth. Zur Ueberraschung von In- und Ausland ist des whigistischen Ministers Antwort auf das siegreiche Vordringen der Sudan-Emeute der Vorschlag gewesen, das insurgirte Land der Pforte zurückzugeben und mit dieser wegen Absendung eines türkischen Expeditionscorps in Verhandlung zu treten. Seit dem neusten Ministerwechsel in Kairo beginnt man allerdings andere Saiten aufzuziehen und die Nothwendigkeit der Herstellung definitiver Zustände im Nilthal mit erneutem Nachdruck zu discutiren, — daß es überhaupt möglich gewesen, eine türkische Intervention in Aussicht zu nehmen, beweist indessen einen Mangel an gesundem Menschenverstande, der bei jedem andern Staatsmanne, als dem gegenwärtigen Oberhaupt der englischen Liberalen, unbegreiflich sein würde. Mit der Preisgebung Chartums und einer Rückwärtsconcentrirung bis zu dem zweiten Nilkatarakt hatte die große Mehrheit der Londoner Presse sich freilich zu Anfang einverstanden erklärt. Was aber will das in einem Lande sagen, dessen Politiker bei der Beurtheilung auswärtiger Zustände regelmäßig auf falsche Fährte gerathen, wenn es an einem energischen Führer fehlt — einem solchen aber ebenso regelmäßig die nöthige Heeresfolge leisten, wenn er den vollen Muth seiner Meinung zeigt. Bei einiger Klarheit darüber, daß der halbe Gewinn des vorigen Feldzugs in Frage gestellt würde, wenn es zu einer Intervention des Sultans käme und daß diesem jede Veranlassung dazu fehlt, für seinen längst dem britischen Einfluß verfallenen Vasallen die Kastanien aus dem Feuer zu holen, hätte man sich von Hause aus sagen müssen, daß Englands ägyptische Stellung bedingt ist durch die Fernhaltung jeden fremden Einflusses und daß der Sudan nicht Preis gegeben werden dürfe, ohne daß auch nur ein ernsthafter Versuch zu seiner Rettung angestrebt worden. Auf diese einfache Wahrheit scheint man sich denn auch nachträglich besinnen zu wollen. Die maßgebenden Organe der Londoner Presse halten den Zeitpunkt einer schärferen Anziehung der über Aegypten gehängten Zügel für gekommen. Von den verschiedensten Seiten wird Mr. Gladstone gemahnt, mit der förmlichen Einrichtung einer Regierung über das zur Selbstregierung unfähige Land Ernst zu machen. Selbst das Wort „Annexion" ist gefallen, — zunächst ohne Widerhall zu finden. Vorläufig hat man sich mit der Einsetzung eines neuen zuverlässigen ägyptischen Ministeriums begnügt, — voraussichtlich aber wird man weitergehen und bei der Wiederaufnahme der Sudanangelegenheit zu ferneren mindestens halb-annexionistischen Maßregeln Veranlassung nehmen. Art der heutigen Whigs ist es einmal von einem Extrem in das andere zu verfallen.

Rückwirkungen der oberägyptischen Vorgänge auf die übrige orientalische Welt

haben sich bis jetzt nicht fühlbar gemacht. In Constantinopel ist der Streit mit dem ökumenischen Patriarchat nach wie vor die Tagesfrage geblieben und der Versuch angestellt worden, die anspruchsvollen Griechen durch dem Oberhaupte der bulgarischen Kirche erwiesene Gunstbezeugungen einzuschüchtern. Das hat freilich nicht gelingen können, weil der russische Botschafter dieses Mal auf der Seite des Patriarchats und der historischen Rechte desselben zu stehen scheint. Die Erklärung dafür ist in der Entfremdung zwischen Rußland und Bulgarien zu suchen, dessen der griechischen feindliche Nationalkirche viele Jahre lang Gegenstand der besondern Fürsorge der russischen Politik gewesen war, dieses Verbündeten in Folge der bekannten letzten Ereignisse indessen verlustig geworden ist. Seit man in St. Petersburg keinen Grund mehr hat, den Anspruch der aufstrebenden südslawischen Macht auf die türkisch-griechische Erbschaft zu unterstützen, besinnt man sich wieder auf die Wichtigkeit der orientalischen Glaubenseinheit und ihrer Verkörperung in der Person des ökumenischen Patriarchen. Für die Beschaffenheit der russisch-bulgarischen Beziehungen ist das um so charakteristischer, als man in beiden Lagern jede öffentliche Erörterung der bestehen gebliebenen Differenzen vermeidet. Ohne des russischen Protectors auch nur Erwähnung zu thun, hat Fürst Alexander I. die Session der Versammlung von Sofia mit einer Rede geschlossen, welche die höchste Befriedigung über die gewonnenen Resultate (Uebernahme des Obercommandos durch den Landesherrn, Unterordnung der von einem russischen General geleiteten Militärangelegenheiten unter die Controle der Volksvertretung, Herabsetzung des Kriegsbudgets und Errichtung einer ersten Kammer) ausspricht und volles Vertrauen in eine gedeihliche Zukunft des sich selbst wiedergegebenen Landes athmet. — In Rußland ist von Fragen der auswärtigen Politik seit geraumer Zeit überhaupt nur ausnahmsweise die Rede. Durch die Abwesenheit des Hofs, die ungünstige Lage der Credit- und Wirthschaftsverhältnisse und den Rückgang der Staatseinnahmen geängstigt und verstimmt, steht die russische Hauptstadt seit drei Wochen unter dem Eindruck der Ermordung des Obristlieutenants Sudeikin, die vielfach als Vorläuferin einer neuen Attentats-Epoche angesehen wird. Bis jetzt ohne hinreichenden Grund. Die Annahme, daß es kein Unfall, sondern ein Ueberfall gewesen, an dessen Folgen der Kaiser darniederliegt, entbehrt jeder Bescheinigung und auf das Verbrechen, dem der technische Leiter der politischen Polizei zum Opfer gefallen, ist kein weiteres gefolgt. Um die Sicherheit, in welche man sich seit dem ruhigen Verlauf der Krönungsfestlichkeiten gewiegt hatte, ist es freilich ebenso geschehen, wie um den Glauben an die unbeschränkte Leistungsfähigkeit der Tolstoi'schen Polizei, der die Ergreifung des vielgenannten Jablonski-Dejajew und seiner Mitschuldigen bis zur Stunde nicht gelungen ist. Wie an alles Uebrige, so gewöhnt man sich aber auch an den Zustand der Unsicherheit und an eine politische Existenz, die über die Sorge des Tages nicht hinaussieht. Eine solche Existenz hat Rußland Jahre lang geführt und kann es noch Jahre lang führen. Wenn die Thätigkeit der unterirdischen Verschwörung nur periodisch und in abgemessenen Pausen an die Oeffentlichkeit tritt, so läßt die Fiction allgemeiner Ruhe und Zufriedenheit sich wohl noch eine Weile aufrechterhalten und von mehr als einer solchen ist ja überhaupt nicht die Rede. Die Gerüchte von Vorarbeiten für die Aufstellung eines Reichsstatuts sind schon seit geraumer Zeit verstummt, die berühmte Kochanow'sche Commission ist bei lebendigem Leibe begraben worden und der vielbesprochene Deljanow'sche Gesetzentwurf betr. Umgestaltung der Universitätseinrichtungen momentan in Vergessenheit gerathen. Man läßt sich daran genügen, daß der Hof am Neujahrstage alten Stils in der Newa-Residenz erschienen ist und die Eintönigkeit des freud- und lichtlosen Winters durch dieselbe Zahl von Festlichkeiten unterbrochen hat, welche die Chronik des vorigen Jahres zu verzeichnen hatte, — die Hoffnung auf klärende Ereignisse ist auch bei denjenigen, die dergleichen Illusionen gehegt haben, längst erloschen. — Merkwürdiger als alle übrigen neueren Kundgebungen der russischen Presse sind die periodisch veröffentlichten Tagebuch-Aufzeichnungen des Fürsten Meschtscherski, eines conservativen Modepublicisten, der die auf der Bahn der Bescheidung, der Apathie und des Pessimismus gemachten Fortschritte mit trockener Ruhe

verzeichnet und sich dabei die Miene gibt, die gegebene russische Welt immer noch für die beste unter den möglichen russischen Welten anzusehen.

So lange es dabei bleibt, daß die friedliche Stimmung der St. Petersburger Regierung die Oberhand über die nationalen Verstimmungen behält, haben Rußlands Nachbarn keinen Grund, zu der Stagnation scheel zu sehen, welche auf der großen sarmatischen Ebene lastet. Sein Versprechen, die chauvinistische Presse der beiden russischen Hauptstädte in Schranken zu halten, hat Herr von Giers redlich erfüllt, — die dem leitenden russischen Minister gewordene Einladung nach Wien verbürgt die Fortdauer leidlicher auswärtiger Beziehungen und seit dem Erlöschen des serbischen Aufstandes ist die letzte greifbare Veranlassung zu Zusammenstößen geschwunden. König Milan hat den ihm gewordenen Erfolg zur Auflösung der radicalen Skuptschina und zur Ausschreibung neuer Wahlen benutzt, — und in dem benachbarten Ungarn sind die Nachrichten von einem weiteren Umsichgreifen der slawischen Bewegung verstummt, seit alle Welt der von dem Pester Oberhause zu fällenden Entscheidung über den Tisza'schen Gesetzentwurf, betr. die Zulassung jüdisch-christlicher Eheschließungen, spannungsvoll entgegenzusehen die Miene annahm. Seit sich beider über dem Doppelreiche waltender Ministerien ein Gefühl zunehmender Unsicherheit bemächtigt hat, wittert man in jeder parlamentarischen Abstimmung den Vorläufer einer Regierungsveränderung, die hier Hoffnungen, dort Befürchtungen weckt. — Diesseits der Leitha sind die Erörterungen über die Thunlichkeit einer administrativen Zweitheilung Böhmens durch eine Publication Anton Springer's neu in Schwung gebracht worden. Der von dem Verfasser der „Geschichte Oesterreichs" beigebrachte Beweis dafür, daß die Czechen, als sie sich noch in der Minderheit befanden, den heute perhorrescirten Theilungs-Vorschlag selbst aufgestellt haben, ändert an dem Wesen desselben nicht das Geringste. Schon die Erwägung, daß eine Maßregel solcher Art der erste Schritt zu einer Zerschlagung der übrigen von verschiedenen Racen bewohnten Königreiche und Provinzen wäre, läßt denselben vom Standpunkt des österreichischen Staatsinteresses als unannehmbar erscheinen, — derjenigen Einwendungen zu geschweigen, welche Föderalisten und Autonomisten gegen denselben erheben müßten. — Daß man für Palliativvorschläge solcher Art Zeit und Gedanken übrig hat, stellt der Weitsicht der österreichischen Parlamentspolitiker kein allzu günstiges Zeugniß aus. Die Ereignisse der letzten Monate lassen so gut wie ausgemacht erscheinen, daß das letzte Wort über die staatsrechtliche Stellung der slawischen Bürger des Kaiserstaats nicht in Böhmen und überhaupt nicht in Cisleithanien gesprochen werden wird. Gegenüber den nationalen und confessionellen Gegensätzen, die sich in Ungarn und den occupirten Ländern regen, werden die im Schoße des Wiener Reichsraths geführten Kämpfe in nicht all' zu ferner Zeit ein gutes Theil ihrer gegenwärtigen Bedeutung eingebüßt haben. Die trügerische Decke, welche das Magyarenthum über Ungarn gespannt hat, ist durch die Vorgänge in Kroatien bereits durchgescheuert und zwar an einer der minder gefährlichen Stellen durchgescheuert worden: beginnen griechisch-orthodoxe Serben, Raizen, Rumänen und Ruthenen sich zu rühren und leisten die unter hartem Druck gehaltenen Slowaken diesem Beispiele Folge, so wird diese Decke alsbald in Fetzen gerissen und die Welt darüber belehrt sein, daß die Zeiten vorüber sind, in denen das Vorhandensein nach Millionen zählender Völkerstämme tendenziös ignorirt werden konnte. Hier liegt die eigentliche Gefahr, hier die Erklärung dafür, warum die weitsehende deutsche Politik sich vor jeder Theilnahme an den nationalen Streitigkeiten Cisleithaniens entfernt gehalten hat und warum die Pester Regierung es consequent vermied, den Slawen Cisleithaniens feindlich gegenüberzutreten und dieselben dadurch zu einer Aufrührung der ungarischen Nationalitätenfrage herauszufordern. Noch liegen die Verhältnisse so, daß die zunächst nur in dem katholischen Kroatien zu formalem Ausdruck gekommenen nationalen Aspirationen der ungarischen Slawen mit mäßigen Zugeständnissen beschwichtigt werden könnten, lange wird es dabei aber nicht bleiben. Geht es in dem Tempo der letzten Monate weiter, so kann schon bei Gelegenheit der für das Jahr 1887 bevorstehenden Erneuerung des sogenannten Ausgleiches erlebt werden,

daß das ungarische Slawenthum mit seinen Ansprüchen offen hervortritt und daß die Frage, zu welcher der beiden Reichshälften Bosnien geschlagen werden soll, nicht mehr abgewiesen werden kann. Wer aber vermöchte Bürgschaft dafür zu leisten, daß der Frieden, dessen die Welt sich gegenwärtig erfreut, so lange erhalten bleiben wird?

An dem Maßstabe dieser freilich noch nirgend bei Namen genannten Fragen gemessen, vermögen die Discussionen, welche gegenwärtig den politischen Tagesmarkt der österreichischen Hauptstadt bewegen, ein tiefer gehendes Interesse nicht in Anspruch zu nehmen. Daß die Tage deutscher Alleinherrschaft über das westliche Oesterreich vorüber sind, daß keine, wie immer geartete Regierung dieselben wiederzubringen vermöchte und daß es ein Wahn ist, von der Beseitigung des Grafen Taaffe die Wiederaufhebung der Ergebnisse einer fünfjährigen Entwicklung zu erwarten, ist für die unbefangene Betrachtung längst feststehend. An dem Wunsche und an dem Glauben, daß die Führung deutschen Händen gebührt, wird dadurch nichts geändert. Erfüllbar wird dieser Wunsch aber nur sein, wenn Deutsch-Oesterreicher, die auf höherer Warte als derjenigen einer überlebten, längst aufgelösten Partei stehen, Hand an das Werk legen und wenn sie durch die That beweisen, daß die Anerkennung unabänderlich gewordener Thatsachen mit föderalistischen und clericalen Velleitäten nichts zu schaffen hat. Denn die Behauptung der dem deutschen Elemente in Oesterreich gebührenden Stellung ist nur noch für Politiker möglich, die den Muth haben, offen einzuräumen, daß nationale Gegensätze im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts eine andere Behandlung erheischen, als diejenige, die zur Zeit Kaiser Joseph's II. möglich war — oder richtiger — möglich erschien.

Seit der letzten Reise unseres Kronprinzen ist die Aufmerksamkeit des deutschen Volkes in zunehmendem Maße auf die Länder jenseit der Alpen und Pyrenäen gerichtet gewesen, von denen angenommen wurde, sie fühlten mehr und mehr das Bedürfniß, an den großen europäischen Entscheidungen Theil zu nehmen. Vorgänge von allgemeinerer Bedeutung sind aus dem Süden des Welttheils indessen nicht zu verzeichnen, zumal aus Spanien nicht, wo die in den Cortes vertretenen Parteien ihre Kräfte in inneren Zwistigkeiten verzehren, von denen ein Zusammenhang mit den Interessen der Bevölkerung schlechterdings nicht nachgewiesen werden kann. Dem Ansehen der königlichen Gewalt mag das schließlich zu Gute kommen, augenblicklich hält dieselbe sich noch so vorsichtig zurück, als ob ihr Geschick mit demjenigen der rivalisirenden liberalen Fractionen unauflöslich verbunden wäre. Bemerkenswerth ist dabei nur, daß man sich allseitig den Verdacht näherer Beziehungen zu den Pariser Tonangebern vom Leibe zu halten sucht, und daß die Abneigung gegen diese bei der Mehrheit des spanischen Volks fortwährend zunimmt. — Die italienische Hauptstadt ist Zeugin einer nachträglichen Leichenfeier gewesen, von der man annimmt, daß sie der Sache der savoyischen Dynastie zu Gute kommen und dazu beitragen werde, dem franzosenfreundlichen Radicalismus den Boden zu entziehen. In Paris scheint an der Hoffnung eines Wiederauflebens desselben nichtsdestoweniger festgehalten zu werden. Die „Débats" z. B. ziehen aus den letzten römischen Ereignissen und dem unserem Kronprinzen gewordenen Empfang den Schluß, daß Frankreich wegen seiner gegenwärtigen Isolirung eher zu beglückwünschen, als zu bedauern sei. Die Feinde der französischen Republik seien aber „Könige", und Könige bedeuteten heut zu Tage nichts weiter als „Groß-Vasallen" des deutschen Reichs, dessen Erbe bereits gerühmt habe, daß er sich in Rom „zu Hause" fühle. Darum brauche Frankreich am Ende Niemand zu beneiden. — Wen gemahnten Ausführungen solcher Art nicht an die alte Fabel von sauren Trauben — und an die Erfahrungen, die Frankreich mit dem gemacht hat, was man in Paris die „Sympathien freier Völker" nennt?

Literarische Rundschau.

Zwei Romane.

Uhlenhans. Roman von Friedrich Spielhagen. Zwei Bände. Leipzig, L. Staackmann. 1883.

Der Sülfmeister. Eine alte Stadtgeschichte von Julius Wolff. Zwei Bände. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1883.

Nichts Gegensätzlicheres, als die Werke, welche zwei unserer gelesensten Autoren dem deutschen Publicum als Weihnachtsgabe dargeboten haben. Spielhagen, der Dichter des Modernen, bleibt modern selbst da, wo er uns in die Vergangenheit ein gutes Stück rückwärts führt: er schildert die Rügener von 1835 nicht anders, als er die heutigen schilderte; Wolff, der Dichter des deutschen Mittelalters, fühlt sich erst wohl, wenn er alte Giebelhäuser und alte Trachten vor seinem Auge aufsteigen sieht, ihn zieht es ebenso unwiderstehlich zu der bunten Vergangenheit zurück, wie es Spielhagen in der aufgeregten Gegenwart festhält — selbst wo er ihr entfliehen zu wollen scheint. Beide Dichter aber folgen einer inneren Nöthigung, nicht äußerer Mode: Spielhagen, wie in der Praxis, ist auch in der Theorie der abgesagteste Gegner des historischen Romans, er weigert ihm das Recht, in ästhetischem Sinne zu existiren; der naive Julius Wolff zieht seines natürlichen Weges, ohne von „Theorie und Technik des Romans" etwas zu wissen: und was er nicht weiß, macht ihn auch nicht heiß.

Der Gegensatz im Stoff führt so zu einem innern Gegensatze fort. Spielhagen entrollt in großen Scenen schnell und leidenschaftlich das Geschick seiner Personen, in wenig Tagen spielt sich ein Drama zu Ende, das seine kunstvolle Exposition und seine tragischen Höhepunkte hat; Wolff giebt eine lose Folge von Begebenheiten, welche sich gemächlich ablösen und in einer idyllischen Breite vorüberziehen, die von moderner Hast beneidenswerth entfernt scheint. Spielhagen gibt Handlungen; Wolff Schilderungen. Spielhagen führt uns vor trübe, bis zum Zerreißen gespannte Verhältnisse und läßt uns eine todbringende Katastrophe, in bewegter Darstellung, mit erleben; Wolff's alte Stadtgeschichte, obgleich sie von Revolutionen und grundlegenden Umwälzungen erzählt, ist von einer rührenden Harmlosigkeit, und der Dichter fühlt es als ein Wagstück bedenklichster Art, als er einmal eine Nebenperson Hungers sterben läßt. Spielhagen, mit einem Wort, weicht dem Ernst des Daseins nicht aus, ja er empfindet und schildert ihn vielleicht schwerer, als es manchem zartbesaiteten Leser lieb ist; Wolff sieht Alles im rosigsten Lichte, er ist ein Optimist von reinstem Wasser, und zwar ein Optimist, der nicht, wie etwa Gottfried Keller, durch den Zweifel hindurchgegangen und darum auch in die Tiefen der Menschenseele mit seinem hellen Auge schaut, sondern Einer, dessen argloser Blick auf der Oberfläche haften bleibt: er sieht zumeist nur weiß und schwarz, engelsgut und teuflisch böse; die weißen schildert er glaubwürdiger, als die schwarzen, und aus schwarz und weiß gemischte Charaktere gar nicht.

In solchen gemischten Charakteren aber ist Spielhagen auch diesmal am glücklichsten gewesen. Hat sein Uhlenhans, der gute, einäugige Baron, bei manchen lebenswahren Zügen, doch ein wenig zu stark weiß aufgelegt, schießt er zu treffsicher das Aß in der Karte, läuft er mit allzu opferbereiter Weichheit durchs Leben und in den Tod — so ist Hertha, die weibliche Heldin mit ihrem Stolz und ihrer Güte, ihrer Eitelkeit und ihrer Herzlichkeit, ihren blendenden und gewinnenden Eigenschaften dem Verfasser um so entschiedener gelungen. Auch Gustav, der ungleiche Bruder des Uhlenhans, der glänzende Jugendgenosse Hertha's, in dem reine und unreine Instincte kämpfen, wie in ihr, nur leidenschaftlicher, wilder, der als ein verschuldeter Officier abenteuernd nach Griechenland entwich, an der Seite der Griechin Jsäa zurückkehrt und doch der alten Neigung zu Hertha nicht vergessen kann — auch er ist mit fester Hand gestaltet. Eindringende Kenntniß des Lebens und scharfe Beobachtung helfen dem Dichter erfinden, die Energie seiner Kunstübung hilft ihm gestalten; und so führt er, im ersten und im zweiten Plan, eine große Fülle gut ausgeprägter Figuren auf, die sich in sicherer Schlachtordnung gegen einander bewegen. Alle Stände, Lebensalter, Generationen, Kinder Gottes und Kinder der Welt tummeln sich durcheinander; Fürsten und Kammerdiener, Schmuggler und Aristokraten, Griechen und Schweden, Mägde und Diplomaten und Wirthe; in voller Gestalt stehen die Einen vor uns, im Profil gesehen, aber in den wenigen Strichen deutlich festgehalten die Andern. Selbst wenn der Dichter nur mit einem Zuge charakterisirt — es reicht dennoch aus: er weiß dann so geschickt diesen Einen zu wiederholen, so oft die rothen Haare der Hanne Prebrow in Scene zu setzen, daß wir zuletzt eine wirkliche Gestalt zu sehen glauben. Diese Kunst, aus wenig viel zu machen, schlagen wir nicht gering an; sie eignet nur den Meistern.

Als Meister aber erweist sich Spielhagen zumal in Einem immer wieder: in der Composition. Er hat ohne Zweifel Romane geschrieben, die durch die Weite des Blickes und den geistigen Gehalt, durch die Abspiegelung großer Zeitbewegungen diesen „Uhlenhans" übertreffen; in der Composition hat er kaum etwas Vollendeteres geleistet als hier. Wie bewegen sich diese Massen, trotz ihrer Vielgestaltigkeit, lichtvoll gegen einander! Wie strebt Alles den großen Höhepunkten entgegen, den Ballscenen, in denen auch hier alles Gespannte sich löst, aller gehäufte Zündstoff zu gewaltigen Flammen verderbenbringend auflodert. Spielhagen macht es sich schwer, um es uns leicht zu machen; trotz aller Ausführlichkeit der Darstellung wird die Uebersichtlichkeit niemals getrübt, und der unbefangen Genießende, der das Ganze in Einem Zuge glatt und mühelos herunterliest, ahnt kaum die ungemeine Kunst, die hier gewaltet hat: er wandelt über diese gefeilten Sätze so weich, wie auf Nadeln im Föhrenwald.

Nennt man Spielhagen Meister der Technik, so kann man Wolff nicht wohl anders als Lehrling heißen; und man müßte alle Hoffnung aufgeben, ihn, nach dieser Richtung, fortschreiten zu sehen, wenn man sich nicht daran erinnerte, daß er hier sein erstes Prosabuch gegeben hat. In der That, ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß man einer der bekanntesten deutschen Schriftsteller sein und so kindlich-unerfahren die einfachsten Regeln der Erzählungskunst verfehlen könnte! Eine solche Ungleichheit des Stiles, eine solche Unsicherheit in der Methode, nachdem die Fragen der Romantechnik gerade in den letzten Jahren (zumeist durch Spielhagen's Verdienst) so allseitig erörtert worden sind! Alles, was über Objectivität der Erzählung, über die Einmischung und Nichteinmischung des Autors in die Darstellung gesagt und festgestellt worden ist, existirt für Wolff nicht; wir Andern, gleichviel ob wir nach dem Maße unserer Einsicht und unserer Individualität so oder so glauben, wissen doch, daß da Probleme zu entscheiden sind: Wolff geht auch hier, unschuldig wie ein Kind, seinen Weg und ahnt nicht einmal die Gefahren, die ihm drohen. Denn wie wären sie sonst möglich, alle diese directen moralischen Charakteristiken, dieses stete Einmischen des Dichters, wie wäre es möglich, daß, im Jahre 1883, ein Autor seine Personen, statt von ihnen zu erzählen, beständig anfährt und sich mit Fragen, Ermahnungen,

Ausrufen zu ihnen hinwendet? „Mutterherz, klopfst Du nicht rascher? Schwester Ilsabe, fährt Dir's nicht wie ein Blitz durch den Blondkopf: das könnte am Ende …“ Man traut seinen Augen nicht, wenn man dergleichen liest. Durch allzu umständliche und bequeme Rückgriffe, durch geschwätziges Unterbrechen und Erläutern der Handlung stört sich Wolff seine besten Wirkungen, überall springt er, statt die Dinge ruhig für sich wirken zu lassen, dazwischen und erscheint dadurch, da er tiefe Reflexionen nicht vorzutragen hat, trivial. Daß das weibliche Herz feinfühlig und vorahnend ist, daß die Jugend in Kümmernissen noch hofft und glaubt — dergleichen Wahrheiten zu Markte zu tragen, scheint doch wirklich entbehrlich.

Freilich, wenn man alles Entbehrliche aus Wolff's Roman streichen wollte, würde man mit Leichtigkeit von zwei Bänden auf einen kommen. In seiner Andacht für die Quellen, die er vermuthlich selbst erst jetzt kennen gelernt hat, erläßt er uns keinen Handwerksgebrauch, keine Beschreibung von Häusern, Kleidern und Sitten; ob auch die Handlung seitenlang stockt, jeder Zollbreit im alten Lüneburg soll uns vertraut werden. Das Bild, nicht die Scene ist es, die er schildert; und hier ist ihm freilich viel Hübsches gelungen. Die eigentliche Handlung kommt spät in Fluß, und der „Sülfmeister“, der Böttcher und Salzpächter Henneberg, geht gar lange thatenlos umher, bis er endlich sich entschließt, den betrügerischen Rath zu stürzen: und nun erst ergeben sich ein paar prächtige Momente, die den Dichter auf der Höhe seines Könnens zeigen. In gesammelterer Kraft sein zwar vielfach begrenztes, aber doch unbestreitbares Talent zu offenbaren, wird hoffentlich der Dichter das nächste Mal bestrebt sein und dabei auch mit den Gesetzen der epischen Form sich vertraut zu machen haben: denn wenn er nicht in technischer Hinsicht einen entscheidenden Schritt nach vorwärts thut, läuft er dringende Gefahr, als ein Concurrent der Nieritz und Horn, mit seinen Werken in die Kinderliteratur zu gerathen.

Otto Brahm.

Mach's Mechanik.

Die Mechanik in ihrer Entwickelung historisch-kritisch dargestellt von Dr. Ernst Mach, Prof. d. Phys. a. d. deutschen Universität zu Prag. Leipzig, Brockhaus. 1883.

Dieses Werk, welches den 59. Band der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek“ bildet, gehört zu den inhaltreichsten und interessantesten, welche seit Jahren auf dem Gebiete der exacten Naturwissenschaften erschienen sind. Seine Tendenz ist, wie der Verfasser in der Vorrede sagt, „eine aufklärende oder, um es noch deutlicher zu sagen, eine antimetaphysische. Auch die Mathematik ist in dieser Schrift gänzlich Nebensache. Wer sich aber für die Fragen interessirt, worin der naturwissenschaftliche Inhalt der Mechanik besteht, wie wir zu demselben gelangt sind, aus welchen Quellen wir ihn geschöpft haben, wie weit derselbe als ein gesicherter Besitz betrachtet werden kann, wird hier hoffentlich einige Aufklärung finden. Eben dieser Inhalt, welcher für jeden Naturforscher, jeden Denker das größte und allgemeinste Interesse hat, liegt eingeschlossen und verhüllt in dem intellectuellen Fachapparat der heutigen Mechanik.“ Hiermit ist die Tendenz des Werkes zur Genüge gekennzeichnet; es kann hinzugefügt werden, daß der Verf. seine Absicht in vollem Maße erreicht hat.

Die fünf Capitel, in welche die Schrift zerfällt, behandeln nacheinander die Entwickelung der Principien der Statik, der Dynamik, die weitere Verwendung der Principien und die deductive Entwickelung der Mechanik, die formelle Entwickelung derselben, schließlich ihre Beziehungen zu anderen Wissensgebieten. Es ist ein reiches historisches Wissen, welches der Verf. beherrscht und mit philosophischem Geiste aufs

fruchtbarste verwerthet. Eine durchaus eigenartige Denkweise, die man schon an früheren Veröffentlichungen des Verfassers schätzte, durchdringt das ganze Buch und verleiht ihm einen eigenen charakteristischen Reiz. Diese Selbständigkeit des Denkens tritt, um nur ein Beispiel zu erwähnen, u. A. bei der eingehenden Würdigung und Kritik der Newton'schen Aufstellungen bedeutsam zu Tage, welche in einer Zusammenstellung der nothwendigen und ausreichenden Grundsätze der Newton'schen Mechanik gipfelt, wesentlich abweichend von Newton's eigenen Aufstellungen (S. 227). Wie bei dieser Gelegenheit, so versteht es der Verf. überall, durch die zufälligen Formen der Erkenntnisse auf ihren eigentlichen Kern „hindurchzuschauen". Es ist hier nicht der Ort, dem Verf. bei der Entwickelung einzelner Sätze der Mechanik specieller zu folgen; nur gelegentlich sei auf seine Hervorhebung des Begriffs der Arbeit als eines mit dem Begriffe der Kraft gleichberechtigten Fundamentalbegriffes, wie er z. B. in Rob. Mayer's Schriften auftritt, hingewiesen; ferner auf die besonders lichtvolle Behandlung der Grundsätze der Hydrostatik und Hydrodynamik. Etwas näher mag aber auf einige allgemeinere Gedanken eingegangen werden, welche für die Haltung der ganzen Schrift charakteristisch sind.

Gleich im Eingange wird die maßgebende Rolle erörtert, welche die instinctiven Erkenntnisse bei der Auffindung neuer allgemeiner Wahrheiten spielen. „Die instinctive unwillkürliche Kenntniß der Naturvorgänge wird wohl stets der wissenschaftlichen willkürlichen Erkenntniß, der Erforschung der Erscheinungen vorausgehen .... Die Erwerbung der elementarsten Erkenntnisse fällt sogar sicherlich nicht dem Individuum allein anheim, sondern wird durch die Entwickelung der Art vorbereitet" (S. 1). „Jeder Experimentator kann täglich an sich beobachten, wie er durch instinctive Erkenntnisse geleitet wird" (S. 25). „Es ist gewiß, daß nur die Verbindung des stärksten Instincts mit der größten begrifflichen Kraft den großen Naturforscher ausmacht" (S. 25).

Sehr berechtigt ist des Verfassers ablehnende Haltung gegen die Sucht, zu viel beweisen zu wollen. „Man kann nicht mathematisch beweisen, daß die Natur so sein müsse, wie sie ist" (S. 72). Dieser Gedanke ist nahe verwandt mit G. Kirchhoff's bekannter Auffassung von der Aufgabe der Mechanik. „Wenn wir ein Princip, welches nicht bewiesen, aber als bestehend erkannt werden kann, durch alle Thatsachen klar hindurchsehen, so sind wir in der widerspruchslosen Auffassung der Natur viel weiter gekommen, als wenn wir uns durch einen Scheinbeweis imponiren lassen" (S. 63). Von Interesse ist ferner die Bemerkung (S. 72), daß die durch ein allgemeines Princip gewährte Einsicht nicht nur aufklärend, sondern zugleich enttäuschend wirkt. Als Beleg dafür dient z. B. der „triviale" Ausspruch der allgemeinen Gleichgewichtsbedingung (des Princips der virtuellen Geschwindigkeiten). „Es geschieht nichts, wenn nichts geschehen kann" (S. 71); nämlich wenn die Kräfte des Systems bereits ihr Arbeitmaximum geleistet haben.

Ein die ganze Schrift durchziehender, an vielen Stellen zum Ausdruck gelangender Lieblingsgedanke des Verfassers besteht in der Auffassung aller Wissenschaft als einer Oekonomie des Denkens. Diesem Gegenstande ist der ganze letzte Abschnitt des vierten Capitels gewidmet. „Jedes allgemeine Princip erspart größtentheils das Nachdenken über jeden neuen speciellen Fall, es hat also einen gewissen ökonomischen Werth" (S. 59). „Alle allgemeinen Sätze haben dieselbe ökonomische Function, die Nachbildung der Thatsachen in Gedanken zu erleichtern" (S. 475). „Alle Wissenschaft hat die Function, Erfahrung zu ersetzen" (S. 461). „Die Wissenschaft kann selbst als eine Minimumaufgabe angesehen werden, welche darin besteht, möglichst vollständig die Thatsachen mit dem geringsten Gedankenaufwand darzustellen" (S. 461).

Die allgemeinsten und tiefgehendsten Gedanken finden sich am Schlusse des Werkes, wo — nach den angedeuteten Auseinandersetzungen über die Oekonomie des Denkens — die Beziehungen der Mechanik zu anderen Wissenschaften behandelt werden. Hier hat man am meisten Gelegenheit, den weiten Gesichtskreis des Verfassers und die große Allgemeinheit seines Denkens kennen und schätzen zu lernen, wenn man auch vielleicht

nicht in jedem einzelnen Punkte mit seinen Ansichten übereinstimmt. So sagt er (S. 383): „Es ist lediglich einem glücklichen Zusammentreffen der Umstände zu danken, wenn ein Vorgang mit hinreichender Annäherung als ein rein mechanischer betrachtet werden kann;" nämlich mit den Bewegungen sind immer noch thermische, elektrische, magnetische Aenderungen verbunden. „Rein mechanische Vorgänge gibt es nicht." ... „(Das sind) Abstractionen, die zum Zweck der leichteren Uebersicht vorgenommen werden" ... „Jeder Vorgang gehört, genau genommen, allen Gebieten der Physik an" ... „Die Anschauung, daß die Mechanik als Grundlage aller übrigen Zweige der Physik betrachtet werden müsse, und daß alle physikalischen Vorgänge mechanisch zu erklären seien, halten wir für ein Vorurtheil" ... „Wir können jetzt noch gar nicht wissen, welche von den physikalischen Erscheinungen am tiefsten gehen, ob nicht die mechanischen gerade die oberflächlichsten sind, ob nicht alle gleich tief gehen" (S. 467). Von hohem Interesse sind die Auseinandersetzungen über das Causalgesetz (S. 473): „Unsere Naturwissenschaft besteht in der Nachbildung der Thatsachen in Gedanken oder in dem begrifflichen quantitativen Ausdruck der Thatsachen. Die Nachbildungsanweisungen sind die Naturgesetze. In der Ueberzeugung, daß solche Nachbildungsanweisungen überhaupt möglich sind, liegt das Causalgesetz. Das Causalgesetz spricht die Abhängigkeit der Erscheinungen voneinander aus. Die besondere Betonung des Raumes und der Zeit im Ausdrucke des Causalgesetzes ist unnöthig, da alle Raum- und Zeitbeziehungen wieder auf Abhängigkeit der Erscheinungen voneinander hinauslaufen" u. s. f.

Durchaus der Sachlage entsprechend erscheint des Verfassers Philosophie der Entsagung, wie ich sie nennen möchte. „Die Naturwissenschaft tritt nicht mit dem Anspruch auf, eine fertige Weltanschauung zu sein, wohl aber mit dem Bewußtsein, an einer künftigen Weltanschauung zu arbeiten. Die höchste Philosophie des Naturforschers besteht eben darin, eine unvollendete Weltanschauung zu ertragen, und einer scheinbar abgeschlossenen, aber unzureichenden vorzuziehen" (S. 437).

Wer sich durch die hier angeführten einzelnen Sätze veranlaßt sieht, dieselben im Zusammenhange kennen zu lernen und die ganze Schrift zu lesen, wird reichen Gewinn und Genuß von diesem Studium haben. Das Werk kann Jedem, dessen Denken nicht lediglich an der Oberfläche zu bleiben gewöhnt ist, nur aufs Wärmste empfohlen werden.

L. Sohncke.

Dem Andenken zweier Mitarbeiter.

Louis Ehlert.

Am 4. Januar d. J., neun Tage vor der Vollendung seines 59. Lebensjahres, starb zu Wiesbaden einer der ausgezeichnetsten Mitarbeiter der „Rundschau", Louis Ehlert. Das erste Heft dieser Zeitschrift brachte einen Aufsatz aus seiner Feder („Tristan und Isolde, Aufführungen in Weimar", Deutsche Rundschau 1874, Bd. I, S. 157), und ein trauriges Geschick hat es so bestimmt, daß das vorliegende Heft mit diesem Nekrolog auch die letzte seiner Arbeiten bringt — ich muß einen Brief, der Louis Ehlert's Adresse trägt, wieder aufbrechen, um die Notiz von den „Davidsbündlern" herauszunehmen, die man an einer anderen Stelle finden wird. Zwei Tage vor seinem Tode, am 2. Januar, schrieb der nunmehr Verstorbene, daß er einen Satz darin zu ändern wünsche; und in dem Momente, wo die Correctur an ihn abgehen sollte, traf die Nachricht ein, daß ihn nichts Irdisches mehr erreichen werde — kein Ruf der Pflicht und kein Wort des Dankes.

So treu bis zum letzten Athemzuge hat Louis Ehlert seines Amtes gewaltet und so plötzlich, so unerwartet ist er uns entrissen worden. Der Tod nahm ihm die Feder, die nur Wenige so graziös führten, aus der Hand; und dennoch wußten wir, wußten seine Freunde, wie viel er geduldet, wie viel er gekämpft: wie sehr körperliches und — seit dem Verlust der geliebten Gemahlin im Sommer 1881 — seelisches Leiden auf ihm lasteten, welcher Energie des Geistes, welcher Kraft des Willens er bedurfte, um sich zu jener Freiheit emporzuheben, welche das letzte Glück und die höchste Vollendung der ringenden, resignirenden Menschennatur ist. In einem von Ehlert's schönsten Aufsätzen, dem über den frühverstorbenen Carl Tausig, finden wir folgende charakteristische Reminiscenz aus seinem eigenen Leben: „Ich erinnere mich," so heißt es dort [1]), „daß, als ich in meiner Jugend zu Mendelssohn in die Lehre gegeben war, mich dieser einmal fragte, welche Art des Künstlerthums mir eigentlich vorschwebe? „Ich will Clavierspieler werden." — „„Sie denken nicht ans Componiren?"" — „Ich denke wohl daran, aber ich glaube nicht, daß ich dazu kommen werde." — „„Das werden Sie nicht ertragen."" — Ich werde niemals den Ausdruck der Ueberzeugung vergessen, mit dem er jene Worte sprach. Er hatte für sich ganz Recht. Wer den Sommernachtstraum geschrieben hat, konnte nicht beim Clavier stehen bleiben."

Und Louis Ehlert? — Hat er nicht dennoch einige reizvolle Lieder und Ouvertüren, „Hafis" und „Wintermärchen", eine „Frühlingssymphonie" und das „Requiem für ein Kind" componirt, welche mehrfach aufgeführt worden sind und den Beifall der Kenner gefunden haben? Aber er dachte zu groß von der Kunst, um sich mit weniger als dem Höchsten zu begnügen; er wollte den Maßstab, den er anzulegen von den Meistern gelernt hatte, sich nicht verringern lassen, am mindesten aus Liebe zu sich selber — er entsagte und gelangte auch hier zu einer geistigen Freiheit, in deren Aeußerungen nur Diejenigen, die ihm ganz nahe standen, manchmal noch den leisen

---

[1]) Aus der Tonwelt. Essays von Louis Ehlert. Berlin, B. Behr's Buchhandlung. 1877. S. 30.

Laut der Resignation zu erkennen vermochten. Wer seinen Entwicklungsgang verfolgt, wer beobachtet hat, wie sein Verhalten in Kunst und Leben ein selbstloses Aufgeben und eine beständige Selbstläuterung war, der allein wird den Werth dessen, was er geleistet und dessen, was er gewesen, ganz und voll und gerecht zu beurtheilen wissen. Aus der Schule Mendelssohn's hervorgegangen, hat er sich bald und ohne jeden Rückhalt dem Genius Schumann's zugewandt, um am Abschluß eines langen, langsamen und zögernden Werdeprocesses in jenes Verhältniß zu Wagner zu treten, welches weder die Freunde noch die Gegner dieser außerordentlichen Erscheinung ganz zu befriedigen vermochte. Wie schwer mag es ihm, dem am Andenken Mendelssohn's liebevoll hängenden Schüler geworden sein, als er, bei einer Betrachtung der Gesammtausgabe der Werke seines Meisters, an eben dieser Stelle die Worte schrieb: „Verblühen und verwehen zu sehen, was unsere Seele einst ganz erfüllte, was sie wie Ewigkeiten einzuschließen vermeinte, es ist ein herbes, herbstliches Gefühl" [1]). Aber nur eine Seite weiter, in demselben Aufsatz, indem er gegen die mehr und mehr, zum Theil künstlich hervorgerufene und genährte Unterschätzung Mendelssohn's eifert und der Ueberzeugung Ausdruck gibt, daß unsere heutige Musik in vieler Beziehung eine normalere sein würde, wenn sie jenem hohen und reinen Geist in der Macht und Klarheit seiner Ideale nachstreben wollte, finden wir die Worte: „Eine gute Hälfte künstlerischen Ringens ist sittlicher Natur. Wehe einer Kunst, die dies vergißt!"

Dies war sein Glaubensbekenntniß und ward das leitende Princip, als Louis Ehlert über Kunst zu schreiben begann. Anfangs etwas schwerfällig, etwas unsicher bei den ersten Schritten, gelangte sein Talent bald zu jener Concentration und sein Stil allmälig zu jener durchgeistigten Schönheit, die ihn zu einem hohen Range unter den deutschen Musikschriftstellern der Gegenwart erhoben, mit vielleicht nur Einem über und ganz gewiß nicht Vielen neben sich. Er war ein reifer Mann mit der feinsten literarischen und einer umfassenden philosophischen Bildung, als er zu schreiben anfing; aber was den supremen Reiz seiner Arbeiten ausmachte, das war die künstlerische Stimmung, die in allen herrscht. Jede derselben war ein kleines Kunstwerk, in welchem die Form den Inhalt harmonisch umschloß und ohne Rest oder Bruch wiedergab. Jedes Wort darin, jede Sentenz war überlegt; manchmal im Suchen nach Dem, was unaussprechlich ist, vielleicht ein wenig zu sehr. Aber hatte selbst in solchen Fällen, die übrigens mit dem fortschreitenden Bewußtsein der Kraft immer seltener wurden, hatte — sag' ich — für den denkenden Leser nicht auch dieses vergebliche Bemühen, das Unsagbare zu sagen, das Unsichtbare sichtbar zu machen, etwas ungemein Anregendes — Etwas, das zum Nachsinnen zwang?

Ach, der Schmerz macht egoistisch! Indem wir uns mit dem geschiedenen Freunde noch einmal unterhalten, denken wir nur an Das, was wir verloren haben. Wir denken an das erste Begegnen mit Louis Ehlert, als er, im Jahre 1862, die Seele warm von dem Abglanz des italienischen Himmels, nach Berlin zurückkehrte; wir denken an eine junge Häuslichkeit, welche durch eine liebenswürdige Frau verschönt, durch Frohsinn belebt wurde; wir denken an unser letztes Beisammensein mit Beiden und zwei lieblich heranwachsenden Kindern, in ihrer Garteneinsamkeit zu Wiesbaden, an einem fast südlichen Wintertage, feucht und dunkel, mit etwas Schwermuthsvollem in sich, das die Seele damals nur undeutlich verstand; wir denken an die lange Reihe herrlicher Aufsätze, die wir Demjenigen verdanken, der nun nach der Arbeit eines zu kurz bemessenen Lebens ausruht.

Ein Anderer wird vielleicht, über diese persönliche Empfindung hinaus, darzustellen versuchen, was Louis Ehlert für die Kritik und Geschichte der neueren Musik geleistet hat. Nur zwei Werke von ihm liegen vor, die „Briefe über Musik", die 1879 in dritter Auflage erschienen und ins Englische und Französische übersetzt worden sind,

---

[1]) F. Mendelssohn-Bartholdy und die Gesammtausgabe seiner Werke. Deutsche Rundschau, 1876, Bd. VIII, S. 214. 215.

sowie der erste Band der Essays „Aus der Tonwelt“, dem, aus seinem Nachlaß, sich wahrscheinlich ein zweiter Band anschließen wird. Ehlert dachte sehr bescheiden über sich und seine schriftstellerische Thätigkeit; aber ich glaube, daß, wie er es so schön von Chopin gesagt hat, Ephen und Rose sich auch um sein Gedächtniß flechten werden, „welches die Sprache der Grazie und der Wehmuth zu einem unvergeßlichen gemacht hat.“

Berlin, 6. Jan. 1884.

Eduard Lasker.

Der Nachruf an den einen unserer Mitarbeiter und Freunde war noch nicht fertig geschrieben, da kam eine zweite Todesbotschaft — einen weiten Weg hatte sie zurückgelegt, aus der neuen Welt, durch die tiefen Gewässer des Atlantischen Oceans, welcher zwischen den Küsten Europa's und Amerika's wogt und rollt. Dort, auf einer Straße New-Yorks, eine Stunde nach Mitternacht, in der ersten Stunde des 5. Januar war Eduard Lasker verschieden, und der Tag, an welchem diese Kunde sich bei uns verbreitete, war ein Tag allgemeiner Trauer. Jeder fühlte, daß das Vaterland einen seiner treuesten, edelsten, uneigennützigsten Söhne verloren habe; Jeder erinnerte sich der großen und bewegten Zeit, während welcher der Name Lasker's als einer der populärsten auf den Lippen Aller war; Jeder gedachte der Unsicherheit menschlicher und mehr noch politischer Geschicke, der Unbeständigkeit dessen, was man Volksgunst nennt, der Wandelbarkeit der öffentlichen Meinung — und da war gewiß Keiner, Keiner von Denen, die ihn geliebt und Keiner von Denen, die ihn nicht geliebt, der bei der Nachricht seines Todes nicht bewegt worden wäre. Hat denn dieser Tod auf der Höhe des Mannesalters nicht etwas Erschütterndes, fast Tragisches gehabt? Ist es nicht schmerzlich zu denken, daß dieser kaum Dreiundfünfzigjährige, der mit jeder Faser seines Herzens an der deutschen Heimath hing, unter Fremden, in der Ferne hat sterben — daß er, der seine Kraft im Dienste der höchsten Interessen seines Volkes verbraucht, vor der Zeit hat zusammenbrechen müssen? Keine Beschuldigung hier, mit dem noch frischen Schmerz um ihn in der Seele. Sie würde nicht in seinem Sinne sein. Suchen wir nicht ganz und allein außer ihm, wozu doch am Ende der Kern und Keim in ihm selber gelegen. Forschen wir nicht nach den Gründen, die ihn, mitten aus seiner politischen Thätigkeit, nach Amerika führten, dem großen Lande, welches zu sehen er sich lange gesehnt, welchem seine Sympathien gehörten und welches sie, noch über seinen Tod hinaus, ihm hochherzig erwidert hat. Er war nicht Einer, der dem Vaterland, auch wenn es ihm vielleicht Unrecht gethan, in Bitterkeit und Verstimmung den Rücken gewandt hat. Er war eine zu reine, zu gerechte Natur, um Unrecht mit Unrecht vergelten zu können. Makellos ist er durch ein Leben gegangen, welches der Versuchungen genug enthielt. Er schätzte die Macht des Guten höher als die Macht des Bösen; unerschütterlich war sein Glauben an den Fortschritt und die hohen Ziele der Menschheit. Seine Fehler und Irrthümer waren die Fehler und Irrthümer seiner Tugenden, eines Idealismus und Optimismus, die nicht immer durch die Wirklichkeit der Dinge bestätigt wurden. Er hoffte mit der Intensität und Stärke einer sittlichen Weltanschauung, welche nicht einmal die wiederholte Täuschung zu entkräften vermochte. Er hoffte, hoffte immer noch — und mitten in seinen Hoffnungen starb er. Aber der Tod hat etwas Versöhnendes in sich. Auch seine Gegner zollen dem Todten jetzt jene Anerkennung und Achtung, welche sie, zwar dem Charakter und den Fähigkeiten des Lebenden niemals, wohl aber seinen Verdiensten und seinen Leistungen nur zu oft versagt haben. Ueber jedem Parteihader strahlt sein Name jetzt, wird er immerdar strahlen als der des besten Patrioten und auf sein Grab legt das geeinte Deutschland den Kranz.

Eduard Lasker gehört der Nation und sie wird sein Andenken zu ehren wissen.

Aber auch uns, an unserem bescheiden Theil, ziemt es auszusprechen, was wir ihm zu danken und was wir in ihm verloren haben. Er nahm den wärmsten Antheil

an dieser Zeitschrift und hat zu dem steigenden Erfolg derselben, in den Tagen ihres Anfangs, nicht wenig beigetragen. Unser zweites und drittes Heft, im November und December 1874, brachte seinen Aufsatz „Ueber Anlagen und Erziehung", welcher großes Aufsehen erregte und den damals auf der Höhe seiner parlamentarischen Laufbahn stehenden Politiker auch als einen in der Behandlung allgemein menschlicher Fragen ausgezeichneten Schriftsteller zeigte. Diesem Aufsatze folgte im Jahre 1878 ein zweiter „Ueber Halbbildung", im August 1879 ein dritter über „Wort und That", und im November desselben Jahres ein vierter „Ueber Ursprung, Zweck und Entwicklung der Sprache". Wegen dieser letzteren Arbeit hat Lasker von Seiten der philologischen Kritik harte Angriffe erfahren. Wir wollen die Berechtigung derselben hier nicht untersuchen, noch auch, soweit es sich um das positive Material handelt, ganz in Abrede stellen. Aber uns scheint, daß man bei der Beurtheilung seiner Thätigkeit auf diesem Gebiete, einem Manne wie Lasker gegenüber, nicht den richtigen Standpunkt eingenommen hat und möchten auf die Worte eines bedeutenden Linguisten hinweisen, welcher an dieser Stelle selbst für Lasker eingetreten ist. „Indem Herr Lasker," sagt der Verfasser jenes Aufsatzes [1]), „Geistiges zu erforschen unternimmt, wünscht er nicht an dem Glanze desselben sich zu weiden, sondern der Ehrerbietung, mit welcher er das Menschenleben betrachtet, erkennend und fördernd genug zu thun. So sind seine Untersuchungen ein Ausfluß seines Charakters ebenso sehr wie seiner Studien, und was er findet, ist nicht nur ein Ergebniß, sondern ein Erlebniß. Der tiefe persönliche Antheil, welcher in diesen Schriften überall hervortritt und die kleinsten Erscheinungen mit derselben liebevollen Sorgfalt behandelt, wie die größten, drängt in jeder Zeile das sachliche Material zu durchgeisten, weil es nur so durchsittlicht werden kann .... Die Seele ergründend, um das Volk zu begreifen, und sittlich wahr, auch wo die Angaben bestreitbar wären, sind diese Essays im höchsten Sinne human und politisch weise. Wenn unsere Staatsmänner in solch edlem Geiste ihrer täglichen Politik dauernde, in Philosophie und Historie ruhende Fundamente zu geben vermögen, so dürfen wir der Zukunft noch immer getrost entgegensehen. Hätte Gladstone die Muße gehabt, das Buch zu schreiben, wie stolz würde der englische Bürger darauf sein, Tory, Whig und Radicaler! Aber wir Deutschen! Wir Berliner!"

Wie wir Lasker gekannt haben, war er weit davon entfernt, diese Nutzanwendung auf sich zu machen. Er that sein Werk aus der Freude daran; und wie die Polemik seiner politischen, konnte auch die seiner wissenschaftlichen Gegner ihm wenig davon rauben. Sie trübte nicht das schöne Bild des menschlichen Entwicklungsganges, welches ihm vorschwebte und ihn „über die Bedeutung unseres geschichtlichen und individuellen Daseins beruhigte", wie er sich im Vorwort zu der Sammlung jener Schriften ausdrückt [2]). Ihm, den Apologeten des Alters, der — mit Jacob Grimm — die Glückseligkeit, den erhöhten Genuß und die gewonnene Ruhe desselben in den beredtesten Worten pries, ihm war es nicht beschieden alt zu werden. Er ist jung gestorben. Aber wir wollen darüber nicht klagen. Vielleicht daß ihm dennoch die bitterste der Enttäuschungen erspart bleiben sollte. Wie wir ihn uns vorstellen, ist er gestorben, auch in der Fremde noch mit dem Lächeln, an dem wir uns so oft erfreut, und mitten in der Nacht mit jenem Zukunftsbilde vor Augen, welches ein kommender Morgen der Menschheit verwirklichen mag!

8. Januar 1884. J. R.

---

[1]) Deutsche Rundschau, 1882, Band XXX, S. 152.

[2]) Wege und Ziele der Culturentwicklung. Essays von Eduard Lasker. Leipzig, Brockhaus. 1881.

ε. **Die Davidsbündler.** Aus Robert Schumann's Sturm- und Drangperiode. Von F. Gustav Jansen. Mit 2 Porträts in Lichtdruck. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1883.

„Davidsbündler" hatte Schumann einen phantastischen Geheimbund genannt, welcher nach Art der Hoffmann'schen Serapionsbrüder ideale, mitunter auch humoristische Kunstkritik trieb. Er selbst, die Seele desselben, führte sich unter drei verschiedenen Charakteren, Florestan, Eusebius und Raro, ein. Florestan und Eusebius waren nach dem Muster der Jean Paul'schen „Walt" und „Wult" gebildet, während Raro den vermittelnden gesunden Kunstverstand vertrat. Aus dieser interessantesten Lebensperiode des großen Künstlers hat Jansen das vorliegende Buch zusammengestellt. Die besten Quellen standen ihm zur Seite. 59 ungedruckte Briefe Schumann's, Porträtskizzen aus dem Kreise seiner Freunde und zwei Bildnisse (Ludw. Schuncke auf dem Todtenbett, und Schumann im 21. Lebensjahre) vervollständigen den Band. — Den Freunden Schumann's wird dies Buch eine willkommene Gabe sein. Vielleicht gelingt es, die Zahl der ungedruckten Briefe in einer späteren Ausgabe zu vermehren. Es wird noch vielerlei vorhanden sein, abgesehen von jenen, welche Frau Schumann herauszugeben sich vorbehalten hat, und welche an Wichtigkeit alles bisher Veröffentlichte übertreffen werden. — Eine tiefere Studie des Schumann'schen musikalischen Genius wollte der Verfasser nicht geben. Man wird daher nirgends jenen Geisterlaut vernehmen, welcher für eine bestimmte Seite des Mannes einen überraschenden Ausdruck findet. Aber es ist durchweg ehrliche, tüchtige Arbeit, an der man sich freut, die man willkommen heißt. Das Jansen'sche Buch bildet ein Supplement zu Schumann's schriftstellerischen Arbeiten; es schildert den Beginn der Redactionsthätigkeit, die Zeit der kritischen Höhe des Mannes, sowie die spätere seines Ueberdrusses an diesen Arbeiten. Wir sehen, wie der Musiker den Poeten und Journalisten überflügelt, und wir verstehen Natur und Ausgang dieses Kampfes. — Auf einen unwesentlichen Irrthum sei noch hinzuweisen. Der „Fandango", von dem der Verfasser sagt, daß er verloren gegangen sei, befindet sich im Besitze von Joh. Brahms. Er hatte ursprünglich der Fismoll-Sonate als erster Satz dienen sollen.

ϱ. **Revue Internationale** sous la direction de M. Angelo de Gubernatis. Tome premier, 1re livraison. Florence. 1883 (25 Décembre).

Das erste Heft einer neuen Revue, welche zu Florenz erscheint und französisch geschrieben ist, in Wahrheit aber weder italienisch noch französisch, sondern kosmopolitisch oder international sein soll, ein vermittelndes Organ großen Stils, wie Goethe sich es gedacht haben mag, als er, auf der Höhe seines Lebens, von einer Weltliteratur sprach. Uns Deutschen wird, unsrer Natur nach, ein jeder solcher Versuch sympathisch sein. Aber auch in den Ländern der lateinischen Cultur hat der Gedanke lebhaften Anklang gefunden, wie die Adhäsionsschreiben darthun, welche sich auf den innern Umschlagseiten dieses ersten Heftes abgedruckt finden. Neben den berühmten Namen Italiens erblicken wir da die Namen von Ernst Renan, Jules Simon, Octave Feuillet und Maxime du Camp. Unter solchen Auspicien tritt die „Revue Internationale" in's Leben, deren erstes Heft einen sehr günstigen Eindruck macht. Wir finden darin Essays von Holtzendorff (über die Errichtung eines Lehrstuhls für den internationalen Unterricht an der Universität Rom), Max Müller (über einen indischen Gelehrten: Rammohun Roy), und Wilhelm Schwartz (über den Tannenbaum als deutschen Weihnachtsbaum), von Emile de Laveleye (über die Parteien in Belgien), von Giambattista Giuliani (Dante und der Dom von Florenz), Gaetano Trezza, Dora d'Istria (die russischen Volksepen); eine ungarische Novelle von Stephanie Wohl; eine Studie über das italienische Theater der Gegenwart; eine andre über die neueste Romanliteratur (in welcher u. A. auch von Gottfried Keller mit der höchsten Bewunderung gesprochen wird). Kürzere Notizen (Bulletin des livres) berichten über die jüngsten literarischen Erscheinungen und dann folgt, was einen Hauptreiz der neuen Revue bilden wird, „Correspondances de l'Étranger". Diesmal sind Paris, Berlin, St. Petersburg, Belgrad, Lissabon, Stockholm, Leyden, Rio de Janeiro, Bombay und Honolulu vertreten. Eine sehr maßvolle, verständige „Chronique politique" beschließt das 224 Seiten starke Heft. In diesem Umfang wird die „Revue Internationale" zweimal monatlich erscheinen und, wie wir hoffen, auch in Deutschland ihr Publicum finden. Denn bei uns ist jener „esprit international", von welchem der Herausgeber in seiner schönen Vorrede sagt, daß er „in seinem weitesten und edelsten Sinne des Wortes unser bester Erzieher sei", kein Fremdling mehr.

ο.β. **Goethe-Jahrbuch.** Herausgegeben von Ludwig Geiger. Vierter Band. Frankfurt a. Main, Rütten u. Loening. 1883.

Dieser neue Band des Goethe gewidmeten Jahrbuches zeigt das Unternehmen im besten Fortgange, reiches Material und fruchtbare Forschungen werden dargeboten. Mehr als dreißig ungedruckte Briefe erhalten wir, keine ersten Treffer zwar, aber doch mannigfach unsere Kenntniß vermehrend; und anschaulich tritt uns auch hier wieder die Allseitigkeit Goethe'scher Interessen entgegen, die behagliche Sicherheit und überlegene Ruhe, mit welcher der Dichter alle die vielverschlungenen Fäden in fester Hand hält. Aus dem Weimarer Goethe-Archiv gibt Bratanek eine große Anzahl Briefe Charlottens von Schiller, welche die reine, neidlose Bewunderung der ausgezeichneten Frau für den Genossen des Gatten auf jeder Seite offenbaren. Erich Schmidt setzt seine Betrachtungen zur Vorgeschichte des „Faust" fort und geht scharfsinnig den Spuren faustischen Empfindens im 17. Jahrhundert, insbesondere in Schwaben nach. Wilhelm Scherer, in seinen Betrachtungen über die Anordnung Goethe'scher Schriften zeigt in musterhafter Weise, wie man aus einer gründlichen philologischen Behandlung auch des Kleinen fruchtbare Resultate zu ziehen vermag (nicht von allen Beiträgen des Bandes kann man das Nämliche sagen, und bei manchen peinlichen und kleinlichen Erörterungen

wird man mit Mephisto empfinden: „ein großer Aufwand nutzlos ist verthan"). In der Sammlung Goethe'scher Gedichte von 1789 weist Scherer überzeugend die künstlerischen Motive nach, welche die Anordnung bestimmten, und macht damit auf einen bisher ganz vernachlässigten, höchst interessanten Gesichtspunkt aufmerksam. Der erste Beitrag des Bandes sei zuletzt genannt, geistreiche Erörterungen Friedrich Vischer's über Vers und Sprache bei Goethe, über die Wandlungen in ihm vom Pessimismus zum Optimismus: mit Freuden begrüßen wir den hochverehrten Mann als Mitarbeiter des Goethe-Jahrbuchs, in dem wir ihn noch oft zu finden hoffen.

18. **Atlas pour servir à l'Histoire Grecque** de E. Curtius par A. Bouché-Leclercq, professeur suppléant à la Faculté des Lettres de Paris. Paris. Ernest Leroux 1883.

Ein in mehrfacher Beziehung erfreuendes Werk, ein Zeugniß unter vielen, daß auf dem wissenschaftlichen Gebiete wenigstens der friedliche Austausch der Nationen fortfährt, so aufdringlich auch chauvinistische Ausnahmen bisweilen sich geltend machen. Herr Bouché-Leclercq, der durch ein eigenes Werk — „Histoire de la divination" — wohlbekannt ist, hat früher E. Curtius' griechische Geschichte sowie Droysen's Geschichte Alexander's und seiner Nachfolger ins Französische übertragen. Der vorliegende splendide Octavband zeigt, wie sehr Herr B. bemüht ist, deutsche Forschung seinen Landsleuten nicht bloß zugänglich zu machen, sondern wirklich, man kann sagen, zu erarbeiten. Die zahlreichen genealogischen und historischen Tabellen, die Elemente der Metrologie und Chronologie, wie sie hier geboten werden, können dem gebildeten Leser die Lectüre der griechischen Geschichte erst zu einem Genuß machen, weil sie ihn über alles darin Vorausgesetzte leicht und praktisch aufklären. Einundzwanzig sauber ausgeführte Tafeln gewähren die unerläßliche Anschauung vom Boden der Geschehnisse; auch diese ausdrücklich nach deutschen Vorlagen bearbeitet. Selbst der Fachmann wird das Buch nicht ungern zu schneller Orientirung benützen.

19. **Lorenzo de' Medici il Magnifico.** Von Alfred von Reumont. Zweite, vielfach veränderte Auflage. 2 Bde. Leipzig, Duncker & Humblot. 1883.

Es ist ein eigenthümliches Spiel des Zufalls, daß die bis vor Kurzem beste Darstellung des Lebens von Lorenzo de' Medici, dem Gliede der berühmtesten Kaufmannsfamilie der Welt, welches sich am schlechtesten auf Handelsgeschichte verstand, gerade von einem Kaufmanne herrührte, der noch dazu diese schwache Seite des großen Florentiners mit ihren schwer wiegenden Consequenzen übersehen hat. Denn wie hätte sonst William Roscoe, dessen „Life of Lorenzo de' Medici called the Magnificent" seit 1795 mehr als 10 Originalauflagen erlebt hat und in die Culturſprachen Europa's übersetzt ist, das Bild des Mannes so in's Rosenfarbene malen können, der, um den Finanzverlegenheiten seines Geschäftes zu begegnen, einen Staatsstreich in Florenz ins Werk setzen ließ, und sich an den öffentlichen Geldern nicht nur, sondern auch an dem Besitze der Wohlthätigkeitsanstalten vergriff! Der einseitigen Verherrlichung des großen Mediceers und seiner Zeit, welche seit W. Roscoe's Buch im Schwange war, und der schon mit Erfolg Sismondi widersprochen hatte, ist auch A. von Reumont mit seinem jetzt in zweiter, vielfach veränderter Auflage vorliegenden Werke (die erste war 1874 erschienen) entgegengetreten. Wer Reumont's Art Geschichte zu schreiben kennt, weiß im Voraus, daß er in seiner Darstellung einer so bedeutenden Persönlichkeit, wie die des Mediceer's ist, in keinem Falle auf Einseitigkeiten und parteiische Uebertreibungen stoßen werde. Eher würde er befürchten, alle scharfen Spitzen umgebogen und alle Schroffheiten gemildert zu sehen. Und das wird man auch an diesem Werke, der reifsten Frucht der vielseitigen Studien des mit dem neueren Italien, und besonders mit Florenz vor allen seinen Landsleuten vertrauten Historikers und Diplomaten, wohl hier und da auszusetzen haben. Nichts desto weniger erkennt B. Buser, der Lorenzo de' Medici von einem mehr absoluten Standpunkte aus als nach den Verhältnissen seiner Zeit einer selbständigen und recht bitteren Beurtheilung unterzogen hat, es vollkommen an, daß seine Arbeit nicht möglich gewesen wäre, wenn sie nicht die Reumont's zur Voraussetzung gehabt hätte. Für die neue Ausgabe hat unser Autor an seiner Gesammtauffassung Lorenzo's nichts zu ändern für nöthig gefunden. Das „Schlußcapitel" ist daher bis auf einige stilistische Veränderungen und unbedeutende Zusätze ganz dasselbe geblieben. Dagegen ist im Buche selbst doch Vieles im Einzelnen geändert worden. Kaum ist für die Geschichte einer Stadt in den letzten neun Jahren soviel geschehen, als für die von Florenz. Alle diese Arbeiten, mögen sie nun in zusammenfassenden Darstellungen oder in Einzeluntersuchungen bestehen, hat der unermüdlich thätige Greis jetzt herbeigezogen und, soweit es sein Gegenstand erforderte, verwerthet. Man wird es dem Autor wohl glauben, wenn er versichert, es sei ihm zuweilen sehr schwer geworden, sein Werk nicht mit noch mehr Detail zu beladen, als schon geschehen ist. Wie wichtig aber manche neue Zusätze sind, die Reumont jetzt hat machen können, mag man aus der einzigen Thatsache entnehmen, daß seit dem Erscheinen der ersten Auflage und der zweiten jene drei Foliobände „Ricordi di lettere scripte da Lorenzo de' Medici cominciate questo di 25 dè marzo 1477," d. h. die Registerbände der von L. de' Medici eigenhändig oder von seinen Secretären geschriebenen Briefe, denen die Entwürfe von Lorenzo's Hand oder eine kurze Inhaltsangabe nicht selten beigefügt waren, wieder zum Vorscheine gekommen sind. Der Verleger hat die neue Ausgabe mit zwei Porträts Lorenzo's geschmückt, von denen das erste vortrefflich gelungen ist, und dann ist ein gutes Register hinzugekommen, so daß wir nicht befürchten, diese treffliche Biographie des Mediceers, der eine „Künstlerseele und eine Fürstennatur" besaß, werde nicht auch in der zweiten Auflage ihren Weg zum Publicum finden.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. Januar zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Akademische Blätter. Herausgegeben von Professor Dr. Otto Sievers. I. Jahrg. 9. Heft. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn (M. Bruhn).

Almanach der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger. Herausgegeben von Ernst Gettke, Oberregisseur am Stadttheater zu Leipzig. Zwölfter Jahrgang. 1884. Cassel u. Leipzig, Paul Voigt's Musikalienverlag.

Arndt. — Die Mondhexe. Roman von A. Arndt. Breslau u. Leipzig, S. Schottländer. 1883.

Bacon. — Kleinere Schriften des Lord Bacon, Uebersetzt und erläutert von J. Fürstenhagen. Leipzig, C. F. Winter. 1884.

Baumgarten. — Der dunkle Fleck in der Lutherfeier zu Rostock, beleuchtet von Professor Dr. M. Baumgarten. Rostock u. Ludwigslust, Carl Hinstorff. 1883.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur und des geistigen Lebens in Oesterreich. Heft IV: Die englischen Comödianten zur Zeit Shakespeare's in Oesterreich, von Johannes Meissner. Wien, Carl Konegen. 1884.

Bernhard. — Verschwunden — gefunden. Novelle von L. Bernhard. Hagen i. W., H. Risel & Comp. 1883.

Bodenstedt, Federico. Il Canzoniere di Mirza-Saffi. Traduzione di Giuseppe Rossi. Berlino, Stuhr Libraio-Editore. 1884.

Boy-Ed. — Getrübtes Glück. Zwei Novellen von I. Boy-Ed. Hamburg, Otto Meißner. 1884.

Catull's Buch der Lieder. Deutsch von Rudolf Westphal. Leipzig, F. E. C. Leuckart. 1884.

Deutsche Bücherei. XXXI. Mein Leben. Von Ludwig Steub. Ueber Ludwig Steub. Von Felix Dahn. XXXII. Sprache und Schrift der Chinesen. Von M. von Brandt. Breslau, S. Schottländer. 1884.

Deutsche Kolonialzeitung. Organ des deutschen Kolonialvereins in Frankfurt a. M. I. Jahrg. I. Heft. Verlag d. Deutschen Kolonialvereins in Frankfurt a. M.

Durry-Warnatz. — Das goldene Vließ. Roman von A. Durry-Warnatz. 2 Bde. Hagen i. W., Hermann Risel & Comp. 1883.

Ehrenberg. — Das Schwert des Damokles. Roman von E. Ehrenberg. Hagen i. W., Hermann Risel & Comp. 1884.

Ehrlich. — Jugendklänge. Gedichte von Wilhelm Ehrlich. Wien, Selbstverlag. 1884.

Hesse. — Drei Grafen von Reinstein. Roman aus dem 15. Jahrhundert. Von August Hesse. 2 Bde. Halle a. d. S., C. E. M. Pfeffer (R. Stricker). 1884.

Kaden. — Die Insel Ischia in Cultur-, Sitten- und Geschichtsbildern. Mit 4 Illustr. und 1 Kärtchen. Von Woldemar Kaden. Luzern, C. F. Prell.

Kern. — Goethe's Torquato Tasso. Beiträge zur Erklärung des Dramas von Franz Kern. Berlin, Nicolai'sche Verlagshandlung (R. Stricker). 1884.

La nuova rivista internazionale compilata da C. V. Giusti, Prof. G. Rigutini, G. A. Scartazzini. Anno IV. N. 1. Firenze, Tipografia del Vocabolario. 1884.

Lohwag. — Ausgrabung des Paradieses. Roman von Ernst Lohwag. 2 Bde. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Mach. — Ueber Umbildung und Anpassung im naturwissenschaftlichen Denken. Von E. Mach. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1884.

Mündel. — Elsässische Volkslieder, gesammelt und herausgegeben von Curt Mündel. Straßburg, Carl J. Trübner. 1884.

Normann. — Perlen der Weltliteratur. Ästhetisch-kritische Erläuterung klassischer Dichterwerke aller Nationen. Von H. Normann. Lfg. 7/12. Stuttgart, Levy & Müller. 1884.

Overbeck. — Pompeji in seinen Gebäuden, Alterthümern und Kunstwerken dargestellt von Johannes Overbeck. Vierte im Vereine mit August Mau durchgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 30 grösseren zum Theil farbigen Ansichten und 320 Holzschnitten im Texte sowie einem grossen Plane. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1884.

Partisch. — Sylvesterglockenklang. Ein stilles Wort zur feierlichen Stunde von Dr. H. Partisch. I. Im Strome der Zeit. II. Vor Jerusalems Thoren. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Reinhold. — Das deutsche Volksthum und seine nationale Zukunft. Betrachtungen eines Laien über eine nationale und praktische Politik der Gegenwart. Von Dr. jur. Carl Theodor Reinhold, Amtsrichter. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1884.

Revue internationale. Sous la direction de M. Angelo de Gubernatis. Première année. 1. Florence. 1884.

Schubin. — Mal'occhio und andere Novellen von Ossip Schubin. Berlin, J. H. Schorer. 1884.

Schumann. — Gottbold Ephraim Lessing's Schuljahre. Ein Beitrag zur deutschen Cultur-, Litteratur- und Schulgeschichte von Dr. Joh. Christ. Gottlob Schumann. Trier, Heinrich Stephanus. 1884.

Spir. — Gesammelte Schriften von A. Spir. I. Band: Denken und Wirklichkeit. 2. Lfg. Leipzig, J. G. Findel. 1883.

Stadion. — Vom Baume der Träume. Erlauschtes von Graf Emerich von Stadion. Würzburg, Stahel'sche Univ.-Buch- und Kunsthandlung.

Starke. — Verbrechen und Verbrecher in Preußen 1854—1878. Eine culturgeschichtliche Studie von W. Starke, Geheimer Ober-Justizrath, vortragender Rath im Justiz-Ministerium. Berlin, Th. Chr. Fr. Enslin. 1884.

Staub. — Der fliegende Mensch. Die Entdeckung des Naturgeheimnisses, auf dem die Tragfähigkeit der Luft beruht. Von Julius Staub. Pittsburg, L. Brenninger. 1883.

Storia del dolore in Giacomo Leopardi. Prima parte. Cotrone, Tommaso Pirozzi.

Strümpell. — Grundriß der Psychologie oder der Lehre von der Entwickelung des Seelenleben im Menschen. Von L. Strümpell. Leipzig, Georg Böhme. 1884.

Sturm. — Dem Herrn mein Lied. Neue religiöse Gedichte von Julius Sturm. Bremen, M. Heinsius. 1884.

Sylva. — Meine Ruh' von Carmen Sylva. Mit einem Titelbild. Berlin, Alexander Duncker. 1884.

Taubert. — Sphinx Atropos. Novelle von Emil Taubert. Berlin, Walther & Apolant. 1883.

Taubert. — Marianne. Novelle von Emil Taubert. Berlin, Walther & Apolant. 1883.

Troje. — Das Dienstverhältniß der preußischen Zoll- und Steuerbeamten. Bearbeitet von Troje, königl. preuß. Steuerrath. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. Harburg a. d. Elbe, Gustav Elkan.

Troll-Borostyani. — Im Freien Reich. Ein Memorandum. Von Irma v. Troll-Borostyani. Zürich, Verlags-Magazin. 1884.

Turgenjew. — Zwei Freunde. Eine seltsame Geschichte. Jakow Passinkoff. Tagebuch eines Ueberflüssigen. Hamlet und Don Quichotte. Fünf Novellen von Iwan Turgenjew. Autoris. Ausg. Hamburg, Gebr. Behre's Verlag. 1884.

Tuttle. — History of Prussia to the accession of Frederic the Great 1134—1740. By Herbert Tuttle. Professor in Cornell University. Boston, Houghton, Mifflin and Company. 1884.

Veckenstädt. — Die Mythen, Sagen und Legenden der Zamaiten (Litauer). Gesammelt und herausgegeben von Dr. Edm. Veckenstädt. 2 Bde. Heidelberg, Carl Winter's Univ.-Buchhandlung. 1883.

Velatus. — Echtangenmoos. Novelle von E. L. Velatus. Breslau, S. Schottländer. 1883.

Verhandlungen des III. Deutschen Geographen-Tages zu Frankfurt a. M. am 29., 30. und 31. März 1883. Mit zwei Karten. Berlin, Dietrich Reimer. 1883.

Voß. — Römische Dorfgeschichten. Von Richard Voß. Zweite Aufl. Frankfurt a. M., C. Koenitzer. 1884.

Wägner. — Unsre Vorzeit. Deutsche Heldensagen. Von Dr. Wilhelm Wägner. Mit 100 Textabbildungen und einem Titelbilde von Hermann Vogel. Dritte durchges. Auflage. Leipzig, Otto Spamer. 1884.

Wald. — Die Schloßfrau von Scharfenstein. Roman von E. von Wald. Breslau u. Leipzig, S. Schottländer. 1883.

Walden. — Aus der Heimat. Von Marie Walden. Zweiter Band. Bern, B. F. Haller. 1884.

Walcker. — Handbuch der Nationalökonomie für Studirende, Landwirthe, Industrielle, Kaufleute und andere Gebildete. Von Dr. Karl Walcker. Dritter Band. Specielle Volkswirthschaftslehre. Zweite Abtheilung: Gewerbe- und Handelspolitik, einschließlich der Bergbaupolitik. Leipzig, Roßberg'sche Buchhandlung. 1884.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.

Der schöne Valentin.

Von

Helene Böhlau.

(Schluß.)

Am andern Morgen erwachte Valentin gerne und freudig, denn es war Sonntag und schönstes Maiwetter. Das Städtchen lockte und Haus an Haus mit ihm wohnte das kleine Wunder. Seinen Morgenkaffee trank er mit den Meistersleuten und dem Gesellen Karl Frey. Der Meister fragte, ob er den Garten schon gesehen habe; da lachte Karl Frey, als ginge ihn diese Frage etwas an, als dächte er sich sein Theil dabei und Valentin wurde roth bis hinter die Ohren.

„Nun, was ist zu lachen?" fragte der Meister und blickte den jungen Burschen ungehalten an. „Was fällt Ihm ein zu lachen?"

Da machte Karl Frey ein dummes Gesicht und schaute in seine Tasse.

Nun trat der Meister Merne an das Fenster und wies auf den Hof hinaus. „Hier neben dem Holzstall durch den kleinen Schuppen geht es in den Garten. Ihr könnt ihn Euch nachher ansehen. Seht ihn Euch an!"

Der Garten war der Stolz des Meisters. Die seltensten, schönsten Rosen zog er darin, baute gute Obst- und Gemüsesorten und hatte auch einen Verschlag für Kaninchen darin angelegt. Niemand konnte ihm einen größeren Gefallen thun, als wenn er ihm den Garten lobte.

Die beiden Gesellen gingen miteinander zur Stube hinaus. Karl Frey hielt eine Weile mißlaunig die Thürklinke seiner Kammer in der Hand und blickte Valentin nach, der durch den Hof schlenderte und in der grauen Thüre, die durch den Gerätheschuppen in den Garten führte, verschwand.

Der Garten war ein schön gepflegtes Stück Land, schmal und lang, am Ende begrenzt durch den geraden Canal, der die Stadt durchfloß. Meister Merne's Land lag so recht mitten im Grünen, denn die Nachbarsgärten zeichneten sich durch alte, schön entwickelte Bäume aus, während der Instrumentenmacher auf junge, kräftige Obststämme gehalten hatte, denen mancher würdige Alte wohl hatte weichen müssen. Am Holzstaket, welches das Besitzthum be-

grenzte, führte rechts und links ein reinlich gehaltener Kiesweg entlang, und beide vereinigten sich am äußersten Ende des Gartens, welches der Canal bildete, so daß der Meister bequem die Runde um sein Eigenthum machen konnte.

Der Nachbarsgarten zur Rechten, von dem Karl Frey gesprochen, war schön beschattet, ausgedehnt in die Breite wie in die Länge, so daß er nicht mit einem Male zu übersehen war. Valentin ging zaghaft unter den blühenden Zweigen hin, die ihm fast die Schultern berührten, und trat unbewußt auf den Zehen auf, weil der Sand ihm unter den Füßen knirschte und lugte mit klopfendem Herzen seitwärts, ob nicht etwas zu erspähen sei.

Da fuhr er zusammen; es schimmerte durch die Zweige. Wie er näher kam, sah er, daß es Wäsche war, die zum Trocknen hing. Die Leinen waren an den Stämmen der Kastanien, die einen freien Platz umgaben, befestigt. „Das ist die Wäsche der Frau Ambrosius," dachte Valentin und blickte ehrerbietig mit wonniger Erregung darauf hin. Er stand vor einem blühenden Kirschbaume und sah zwischen den schneeigen Blüthen die weißen, sonnbeglänzten Tücher sich vom Maigrün abheben. Die belasteten Leinen waren von Stangen gestützt. An einer der Stangen, ganz in seiner Nähe — im ersten Augenblicke hatte er das Rechte, da seine Augen andachtsvoll auf die Wäsche gerichtet waren, übersehen — lehnte der hübsche Liebling, der in manchem Herzen in dieser Nacht sein Wesen getrieben haben mochte. Der Morgenwind bewegte die Falten ihres braunen Röckchens. Sie schien noch verschlafen zu sein und dehnte sich jetzt wie ein Kätzchen in ihrer närrischen, rosaverwaschenen Jacke, in welche sie nur so hineingeschlüpft zu sein schien, um sich darin recht behaglich und wohl zu fühlen. Das Haar hing ihr in Zöpfchen und Löckchen noch wirr und lustig um die hübsche Stirn. — Valentin lauschte athemlos.

Von den Kastanienbäumen fielen hin und wieder glänzende Knospenhüllen, welche die kräftigen Blätter in schnellem Wachsthum abstreiften, zu Boden. Solch ein braunes, frisches Schälchen segelte sachte auf Lulu's Aermel nieder, die es mit halb offenen, blinzelnden Augen von der Seite ansah. Die Sonne schimmerte in dem frischen Harzüberzug, und das mußte Lulu verlockend erscheinen; sie bog den Kopf und tastete mit ihrem rosigen Züngelchen in die Knospenhöhlung hinein, bis die Kapsel fest daran saß. Das gefiel der hübschen Spiellliese. Sie blickte auf das niedliche, rosige Ding herab, das mit seinem braunen Hütchen sich munter hin und her bewegte.

Valentin mußte sich ganz entzückt das Lachen verbeißen. „Wenn sie wüßte, daß Jemand ihr zusieht," dachte er.

Jetzt hatte sie genug von ihrer sinnreichen Unterhaltung. Das braune Blättchen war herabgefallen, und die Zunge erfrischt in das Mäulchen wieder eingeschlüpft. Die Kleine aber lehnte sich nun mit verstärkter Behaglichkeit an die Wäschstange. Dieser Halt wäre ganz bequem und ausreichend für eine verschlafene, leichte Person gewesen, wenn die Stange einen festeren Standpunkt gehabt hätte; so aber rutschte sie mit einem Male im nachgebenden Grunde, löste sich dadurch von der Leine, und Lulu fiel mit ihr der Länge nach in den Sand.

Da lag sie, und die großen, nassen Wäschestücke sanken tief herab, schleiften auf der Erde und bedeckten schwer das arme Mädchen. —

Valentin sprang erschreckt hinter seinem Kirschbaum vor.

Das Mädchen hob sich wieder, haspelte sich unter den Wäschestücken vor, setzte sich auf und blickte ganz verdutzt um sich. Da erblickte sie Valentin. „Helft mir doch!" rief sie böse und weinerlich.

Das ließ Valentin sich nicht zweimal sagen; ohne Aufforderung hätte er es schwerlich gewagt. Im Nu war er über den Zaun.

Da stand das Mädchen schon wieder auf den Füßen und brachte ihre paar Sächelchen in Ordnung, strich sich das Haar zurück und sagte: „Da liegt die Wäsche, und heute ist es eine dumme Geschichte. Die Mutter hat es gerade satt. Da könnte es schon etwas geben. Was thun wir?"

Dies „was thun wir" berührte Valentin eigenthümlich. Er fühlte sich plötzlich mit dem schönen Geschöpf in dem Wörtchen „wir" wundersam verbunden, starrte sie staunend an und vergaß fast zu antworten. Endlich erwiderte er zaghaft, gebrauchte aber das ihm geheimnißvolle Vereinigungswort aus Scheu nicht, als könne das Mädchen die tiefe Bedeutung der Silbe, die sie in seinem Munde erhielt, errathen und sagte: „Man muß die Wäsche in die Höhe nehmen, das wird schon gehen."

„Ja, aber sie hat geschleift, da wird sie wohl hin sein," erwiderte Lulu kleinlaut.

„Das wäre!" Valentin nahm die Leine in die Höhe und richtete die Stangen wieder zur Hebung und Stütze auf. Da bewegten sich die Wäschestücke mit einem großen, braunen Saume hin und her.

„Nun haben wir's," rief Lulu, und Beide standen rathlos und betrachteten das Unglück.

„Wird das auszuwaschen gehen?" fragte Valentin.

„Ja, aber wie? — So große Stücke!" seufzte sie. „Die Mutter wird es schon so schlimm nicht machen, wir wollen es lassen."

Unser Freund erinnerte sich an den bösen Wunsch, den Karl Frey dem schönen Geschöpfe zugedacht hatte, und er fürchtete, Aehnliches könnte wirklich in Erfüllung gehen. „Nein, nein!" sagte er deshalb und in der Erregung gebrauchte er das bedeutungsvolle Wort. „Wir waschen es aus."

Da sah ihn Lulu lachend an: „Eine närrische Waschfrau, die über den Zaun springt. — Dann," sagte sie, „müssen wir die Treppe zum Canal hinunter und das ganze Zeug mitschleppen. Wir werden es dabei vollends zu Grunde richten."

„Ach was," unterbrach sie Valentin, „das wird gehen." Und er machte sich darüber her, die geschädigten Stücke von der Leine zu nehmen. Das war für seine Ungewohnheit und für sein geringes, praktisches Geschick nicht leicht. Ueberall zipfelte und schleppte er, als er die großen Laken sich über Arme und Schultern legte, und Lulu lachte und raisonnirte, daß sie ihn um sein bischen Ueberlegung, die ihn in dieser ganz absonderlichen Situation überkommen hatte, brachte.

Als sie seinen Bemühungen ein gutes Weilchen zugesehen hatte, sagte sie:

„Wir bringen es nicht hinunter, da wollen wir uns das Wasser heraufholen und oben waschen; das wird besser sein."

„Mir ist's recht," sagte Valentin athemlos unter seiner schweren, nassen Bürde.

„Legt die Stücke nur auf den Rasen, da liegen sie gut. Wir holen derweilen das Wasser."

Nun gingen sie miteinander durch den Garten. Im äußersten Eckchen am Canal stand ein verwittertes, ungepflegtes Gartenhaus. Das ganze Anwesen stimmte dazu, denn Wege und Rasenplätze schienen arg verwildert zu sein. Der Garten war aber trotzdem ein schönes, großes Stück Land. Er schien gleichsam der Pflege entronnen und war daran, wieder in seinen Naturzustand zurückzukehren. Jedes Kräutlein durfte wachsen, wie und wo es wollte, und allerlei Geniste, Gestrüppe und dürres Holz störte so wenig, als es in einer Wildniß gestört hätte. In dem verfallenen Gartenhaus war die Waschküche der Frau Ambrosius. Ehe man das Gartenhaus erreichte, führte von dem grasüberwucherten, breiten Weg ein schmaler Pfad seitab durch hochgewachsenes Strauchwerk. Lulu bog die Zweige auseinander und ging auf dem Pfade voraus. Nur wenige Schritte brauchten sie durch das grüne Dickicht zu gehen, da standen sie auf einem kleinen, sonnigen Platze und ihnen gegenüber ragte ein hohes, hölzernes Kreuz, das in einem breiten steinernen Sockel eingerammt war. Die Stelle, an der einst des Herrn Haupt gelehnt hatte, war mit einem von der Zeit gebräunten, vergoldeten Strahlenkranze umgeben. Hinter dem Kreuze erhoben sich zwei schöne, vollzweigige Tannen dunkel in die Mailuft hinein. — Die Wipfel dieser Tannen hatte Valentin schon von des Meisters Garten aus bemerkt. Die hellen Triebe der beiden ernsten Bäume funkelten im Sonnenschein.

Dieser kleine Platz war unbeschreiblich schön und machte in seiner Abgeschlossenheit einen ganz eigenthümlichen Eindruck. Das düstere, wahrhaft mächtige Kreuz inmitten aller Frühlingspracht berührte Valentin tief. Er stammte aus protestantischem Lande und ihm war die Sitte, an Gottes Leid und seine Liebe auf Weg und Steg erinnert zu werden, noch neu, und es wurde ihm jetzt zu Muthe, als sei er in die Kirche getreten. Lulu stand schweigend neben ihm, gelassen und doch mit einer wichtigen Miene, wie sie sich Jemand zu geben pflegt, der etwas ihm Bekanntes, zur Bewunderung Aufforderndes einem Andern zu zeigen bemüht ist.

„Wie kommt das Kreuz hierher?" fragte Valentin.

„Das ist noch vom Kloster her," sagte Lulu. „Das ganze Haus war ein Kloster, daher wird es wohl stammen. Sonst hat ein großes Christusbild daran gehangen, denn, wenn Ihr Euch so stellt, wie ich stehe, da seht Ihr noch die Nägel, die ragen weit hervor. Im Hause soll Einer gewohnt haben, der das Kreuz wieder in Stand bringen ließ. Der Hauswirth freilich hätte das nicht gethan, der ist ein rechter Liederlich, der sich um nichts kümmert; man hat ewig nur Streit mit ihm. — Aber das ist ein schöner Platz," fuhr sie fort, „der dunkele Busch da ist eine Eibe. — Die ist giftig!" fügte sie hinzu.

Valentin war von der Weihe des Platzes ergriffen und vor seiner Seele stand ein frommer Klosterbruder, der einst das Kreuz errichtet und die Bäume

gepflanzt und in heiliger Widmung sein Leben in dem schönen Garten verbracht hatte.

„Kommt nun!“ sagte Lulu und schlüpfte ihm wieder voraus auf den Weg zurück.

Im Waschhause der Frau Ambrosius standen die Kübel, der Zuber und allerlei Geräth in Feiertagsruhe. Lulu zeigte auf ein handliches Geltchen, das in der Ecke lehnte. „Damit ginge es schon,“ sagte sie, und Valentin nahm es auf. Die Kleine war, da die Sache wie Spiel aussah, in Eifer gerathen und packte das Gefäß hurtig mit an. Sie schleppten es mit einander die schmale Canaltreppe hinab, und Valentin füllte es.

Oben unter den Leinen fing nun das Spülen, Plantschen und Wringen an. Die hellen Wassertropfen, welche die Beiden in ihrem Treiben um sich her spritzten, funkelten im Sonnenscheine, der durch die frischgrünen Zweige blitzte. Valentin hatte seinen Sonntagsrock ausgezogen, die frischen Hemdeärmel etwas aufgestreift und war glücklich, und die Kleine schien auch bei bester Laune zu sein. Sie wirthschaftete in dem Wasser wie ein munterer Spatz, der sich in einer Pfütze das Gefieder putzt, war über und über schon naß und tropfend.

„Sieh nur,“ sagte sie zu Valentin und wrang den Zipfel ihrer rosa Jacke aus, daß ein paar Tröpfchen ihr die Finger hinabrannen.

Valentin war eben dabei eines der Tücher, das sie so halbwegs zu Ende gebracht, auf die Leine zu hängen, da fragte sie: „Wo kommt Ihr denn eigentlich her?“

Er nannte ihr seine Heimath.

„So?“ sagte sie. „Wo liegt die?“

„Weiter im Norden hinauf!“ erwiderte er.

„Wir kommen mehr aus Süden,“ sagte sie beiläufig und doch so, daß man merkte, sie wollte sich mit dieser Bemerkung einen Vorzug geben. „Was thut Ihr hier?“ fuhr sie weiter fort.

„Ich bin der neue Geselle bei Merne,“ antwortete Valentin.

„So? Ist denn der alte noch da, oder muß der nun fort?“

„Nein, der bleibt.“

Lulu rieb, plantschte an ihrem Wäschestück und erwiderte in einem geschäftsmäßigen Tone: „Der ist ein rechtes Schafsgesicht; ich meine, er sieht aus wie ein Schaf.“

Da blickte Valentin sie belustigt an.

„Die meisten haben Thiergesichter,“ fuhr sie fort.

„Wie denn?“ fragte er.

„Ja, das ist so. Ich kenne viele Menschen, wenn man von Kindheit an in der Welt herumkommt, da gibt sich das so; und immer Neue — immer Neue zu sehen, das macht Einen verwirrt. Da habe ich mir etwas erfunden, damit ich überall gute Bekannte finde.“

„Nun, was denn?“ fragte er.

„Wenn man Viele bei einander sieht und sie sich ordentlich anschaut, da bemerkt man etwas. Die Einen sehen aus wie Pferde, — ich meine die Gesichter, — das sind gute Leute und haben immer etwas Witz. Dann giebt es

Affen, die sind sehr schnell, klug und lustig, ganz wie die Affen. Und Katzen gibt es, kleine Miezekatzen und große Tigerkatzen, wie man sie in den Buden sieht, das sind böse Leute und die ganz großen Katzen sind würdige Leute, aber man muß sich mit ihnen hübsch in Acht nehmen. Auch Hähne gibt es und Gänse, da weiß man schon, wie man mit ihnen daran ist. Papageien, das sind seltene Vögel, aber es steckt nichts dahinter, sie sind dumm und lügenhaft. Euer Meister und die Meisterin sehen Beide wie Biber aus, so hübsch glatt und rund. — Wißt Ihr das? Und ich möchte, mein Mann, das heißt, den ich einmal bekommen werde, hätte ein Pferdegesicht. Die Pferde sind mir die liebsten, denn sie sind hübsch, klug, vornehm und sehr oft reich. — Das ist so," versicherte sie und fuhr zu schwatzen fort. „Und derart Gesichter sehe ich überall wieder, so weit wir auch umhergezogen sind. Da kommt der Hase, denke ich, wenn ich in einem Städtchen bin und so Einem begegne, und wenn er zu sprechen anfängt, denke ich, daß es mein alter Hase ist, den ich im anderen Städtchen kennen lernte. Und auch wenn ich dem Schaf, der Katze begegne, kenne ich sie schon."

Valentin blickte sie nachdenklich an, es beängstigte ihn, daß sie die Menschen so absonderlich behandelte. „Ob das wohl recht von ihr ist?" dachte er. „Wie Alle gegen sie gut sind, und sie hält sie zum Narren!"

Ohne recht zu wollen, fragte er: „Was für ein Thier bin ich?"

Sie blickte ihn an und sagte: „Ein Hund!"

Das war ihm nicht recht; was hätte er um ein anderes von ihr so sehr bevorzugtes Thier gegeben! Da er sich aber gerade über die Waschwanne zu ihr hinbog, strich sie ihm mit ihrer kleinen, feuchten Hand leicht über das volle Haar, wie man einem Hunde über den Kopf fährt. „Aber ein sehr schöner, netter Hund," sagte sie. Dabei blickte sie ihn tief an.

Da bemerkte er, daß sie grünlich braune Augen zu ihrem blonden Haare hatte, und die Gestalt der Apollonia, an die er lange, lange Zeit nicht mehr gedacht, belebte sich mit einem Male körperlich vor ihm. Er wußte jetzt, an wen Lulu ihn bei dem ersten Anblick erinnert hatte, in Wahrheit an sein Ideal, das in der frühesten Jugend schon klar und deutlich in seiner Phantasie gewohnt hatte. Bei dieser Erkenntniß stieg ihm das Blut siedend heiß zu Gesichte; und Lulu lachte.

„Weiß ich doch nicht einmal wie Ihr heißt?" fragte sie.

„Valentin Bärlein," sagte er.

„Bärlein?" wiederholte sie. „Hündlein, was für einen Namen hast Du? Der ist nicht schön und zu komisch für Dich. — Du bist auch sicher arm. Nicht wahr?"

„Nun, arm gerade nicht! Wir haben ein hübsches Häuschen auf dem Kannerückchen" — das entfuhr ihm so.

„Nun gar auf dem Kannerückchen!" rief sie. „Das muß ein schönes Häuschen sein, wohl von Pappe? Also ein so kleines Häuschen hast Du, daß es auf dem Kannerückchen stehen kann?"

„Die Gasse, in der wir wohnen, heißt so," erwiderte er.

„So?" sagte sie. „Aber weißt Du, was ich reich nenne? das ist so: —

Wenn man mit seinem Gelde auf der Gasse Fangeball spielen kann, und bückt sich nicht, wenn es davon gerollt ist."

„Das ist schon richtig, so reich bin ich nicht," stimmte Valentin ihr bei.

„Nun siehst Du, dann ist es auch nichts Rechtes für Dich. Wer so aussieht wie Du, der muß Alles vollauf haben und dürfte mit nichts zu knausern brauchen. Der müßte witzig sein, müßte Geld haben, so viel Geld, wie ich meine; müßte alle Tage ein reines Vorhemdchen anziehen und thun und treiben können, was er nur wollte. So aber kommst Du mir und Allen, die Dich begreifen werden, wie bestohlen vor, und man ärgert sich, daß Du Dich hast bestehlen lassen. Du Tapps!" Damit spritzte sie ihm eine Ladung Wasser ins Gesicht. Und Valentin dachte, daß es mehr als nöthig sei.

„Der Tausend auch," sagte er, „Sie sind ein rechter, kleiner Bengel. Die Leute haben ganz recht, über Sie zu raisonniren."

„Wer raisonnirt? Vielleicht Karl Frey. Ihr aber nicht, Valentin, Du raisonnirst nicht!" Das sagte die kleine Hexe, um sich ein Sonntagsvergnügen zu machen. Valentin, der sich bis jetzt im Stillen verwundert hatte, daß sie ihn so ohne Weiteres „Du" nannte, wollte sich auch etwas herausnehmen und begann zaghaft und unsicher: „Was für eine Mode ist das, einen wildfremden Menschen, wie ich für Sie einer bin, Du zu nennen?"

„Das ist meine Mode," sagte sie. „Warum soll ich es nicht thun? Zu Jedem werde ich nicht „Du" sagen, und wen ich so nennen will, der hat nicht darüber zu klagen, und thut er es, so ist er ein —." Sie tippte mit ihrem Fingerchen bedeutungsvoll auf ihre hübsche, gewölbte Stirne. „Wenn Ihr über den Zaun zu mir hereinspringt, und wir zusammen hier waschen, das kommt nicht alle Tage vor. — Ich nenne Dich „Du" und damit gut."

Valentin war es bänglich ums Herz, er fühlte sich in der Nähe der Kleinen unsicher. Etwas Fremdes, Ungewohntes berührte ihn und flößte ihm Scheu ein, zog ihn aber zu gleicher Zeit mächtig zu ihr hin. Das einzige Weib, das ihm bis jetzt das Herz bewegt, die Apollonia, die Vorstellung, die er sich von dem längst verschwundenen Geschöpfe gemacht hatte, erschien ihm heimischer, als das Wesen der hübschen Lulu, das ihm jetzt entgegentrat. Wunderbar, daß jenes von ihm fast vergessene Phantasiegebilde sich jetzt in die Wirklichkeit schattenhaft einschlich und in zarten Zügen sich neben der munteren Schwester lieblich bewegte.

Lulu ahnte schwerlich, welch eine Nebenbuhlerin sie hatte. Valentin aber war von dem süßen, ernsten Reiz seiner ersten Liebe hier in Lulu's Nähe sehnsüchtig bewegt. Er gedachte der rührend innigen Dinge, welche die alte Machlett von ihr zu erzählen wußte, und er ahnte eine Tiefe von Leid und Hingebung in den Augen jenes armen Schemens, die ihn bis ins Innerste wie reine Wahrheit und Größe berührte.

„Nun, was denkt Ihr?" fragte Lulu. Da schüttelte er den Kopf, erwiderte nichts und blickte sie mit seinen mächtigen Augen, die zu dem schüchternen Wesen nicht im Einklang standen, an, so daß sie betroffen schwieg. Es war ihr unbegreiflich, daß er so blicken konnte.

Ehe die Beiden mit ihrer Wäsche zu Ende kamen, rief Lulu: „Da ist die Mutter und will nach dem Trockenen sehen."

„Wird sie böse sein?" fragte Valentin.

„Wollen sehen!" meinte Lulu gelassen.

Da kam die Frau den Weg entlang. Sie ging in einem dunkelblauen, faltigen Wollenrock sonntäglich behäbig einher, ohne nur aufzublicken, und ruhig im Bewußtsein alles in schönster Ordnung vorzufinden, und war höchlichst erstaunt, das Töchterchen mit einem schönen Burschen am Waschtrog zu sehen. „Nun, was soll das?" fragte sie.

„Ich habe die Wäsche herabgeworfen," sagte Lulu einfach, „die haben wir mit einander wieder gewaschen."

Die gute Frau Ambrosius wußte nicht, was sie dazu sagen sollte. „Warum treibst Du Dich auch bei der Wäsche umher," begann sie unzufrieden. — „Und wer ist denn der junge Herr?" fragte sie befremdet.

„Hündlein, heißt er," erwiderte Lulu kleinlaut.

„Ach was, keinen Unsinn!" brummte die Alte.

Da fuhr das Teufelchen über Lulu's Gesicht und sie sagte auf eine eigenthümlich herausfordernde Weise: „Bärlein heißt er!"

„Willst Du still sein!" Die Mutter nahm sie etwas unsanft bei der Hand und, damit sie sich nicht erkältete, streifte sie ihr den nassen Aermel in die Höhe. „Wie Du aussiehst! Schämst Du Dich nicht?"

Jetzt trat Valentin auf und sagte verlegen: „Ich heiße Valentin Bärlein und bin der neue Geselle bei Merne. Die Tochter hatte mit der Wäsche Unglück, da bin ich übergestiegen und habe geholfen."

„So? da habt Ihr mit einander gewaschen?" fragte die Erstaunte und musterte den fremden, jungen Menschen von oben bis unten. „Das ist etwas Neues! — Aber kann man den Rücken wenden, ohne daß sie sich mit einer Dummheit abgibt? — Gott bewahre! Statt daß sie Rücksicht nimmt, wenn sie sieht, wie man sich die Woche über geplagt hat und den Sonntag dann genießen möchte; nein, da denkt sie sich ganz besondere Schelmereien aus, damit man nur nicht Ruhe hat. — Du Bösewicht!" sagte die Frau mit einem so innigen, zärtlichen Tone, daß Valentin betroffen war, da er meinte, nun ginge der Sermon erst recht an.

Die Frau Ambrosius zog das Töchterchen fest an sich. „Wie naß Du bist, läppisches Ding; da könnte unsereins Tag und Nacht waschen und richtete sich nicht so zu," sagte sie zu dem ihr Unbekannten gewendet, nickte ihm zu und wollte mit Lulu davon gehen.

„Wie wäre es, wenn er mit spazieren ginge?" fragte Lulu die Mutter und sah Valentin an.

„Mir ist's recht," meinte die Alte, „wenn er will."

„Dann kommt nur so gegen viere," sagte die Kleine.

Er konnte kaum etwas erwidern; die kräftige Frau Ambrosius hatte die nasse, sehr derangirte Lulu an die Hand genommen und ging mit großen Schritten mit ihrem Mädel dem Hause zu. Lulu nickte lachend zu so lange sie ihn erblicken konnte und Valentin legte noch die unfertigen Wäschestücke, die wild auf

dem Rasen umherlagen, über das Waschgefäß, um der armen Ambrosius, wenn sie darüber käme, das Uebel nicht zu augenscheinlich zu machen, stieg dann wohlgemuth über den Zaun und schlenderte mit klopfendem Herzen durch des Meisters gepflegten Garten dem Hause wieder zu.

Er war in größter Bewegung und sehr erstaunt, daß es so zugehen konnte. Bei Tisch, als der Meister ihn fragte, womit er sich den Vormittag vertrieben, erzählte er sein Abenteuer, mußte aber innerlich lachen über die Art und Weise, in der er es mittheilte, so trocken und alltäglich, daß Niemand ahnen konnte, was für eine Welt von außergewöhnlichem Reiz und Erregung die einfachen Thatsachen, deren er erwähnte, umschlossen. Und Valentin erschrak, als er empfand, wie unmöglich es sei, von dem, was er gefühlt und erlebt, reden zu können, und daß er sich in Geheimnißvolles, Unaussprechliches begeben habe. Fast zaghaft sagte er: „Den Nachmittag hat mich die alte Ambrosius aufgefordert, einen Spaziergang mitzumachen."

„Nun, nehme er sich nur in Acht," meinte die Meisterin. —

Glückselig und stolz, aufs Beste ausstaffirt, spazierte Valentin um die besprochene Stunde mit der Garderobefrau und mit dem Töchterchen zum Städtchen hinaus. Es wurde ihnen nicht wenig nachgeblickt, denn die schöne Lulu war von Jedem gekannt.

„Was hat sie sich da für einen Prinzen mitgenommen?" fragten sich im Vorübergehen ein paar muntere Burschen.

Das hörte Lulu und blickte Valentin lächelnd an.

Ein so herrlicher Maitag in Gesellschaft eines schönen, gefährlichen Kindes verbracht, könnte es einem jungen Burschen wohl fürs Leben anthun. —

Valentin war es bis jetzt nicht beigefallen, daß das Leben so Schönes bieten könnte, und was sich ihm im Herzen regte, schien ihm völlig neu; also war die Welt doch reicher, als er geglaubt. Von jeher hatte er sich unbefriedigt von dem Gegenwärtigen gefühlt und deshalb die weite Vergangenheit zur Vervollständigung gleichsam zur Decoration seines Lebens mit herangezogen. Jetzt aber hätte wohl die Zauberkraft eines alten Ringes oder Gemäuers nicht hingereicht, um ihm den Augenblick vergessen zu machen.

Die schöne Landschaft war dazu angethan, daß der Mai sich heimisch in ihr aufhalten konnte. Blühende Bäume hatten all seine Pracht in den Zweigen aufgefangen und trugen sie zur Schau. Das junge Grün funkelte in feuchter Klarheit. — Lulu war in bester Laune. Die Mutter ging schweigsam und würdig neben der Tochter einher und trug ehrbar ihre braune Plüschtasche mit Gebackenem gefüllt am Arm.

Sie wanderten auf Lulu's Vorschlag nach einer Mühle, die ein Stündchen von der Stadt entfernt lag. Unterwegs griff die Kleine manchmal in die Tasche der Frau Ambrosius, brach ein Bröckchen von dem Kringel ab und knusperte daran.

„Hier Valentin Hündlein!" sagte sie einmal, sah ihn schelmisch von der Seite an und schob ihm einen kleinen Bissen zwischen die Lippen.

Der Frau schien Lulu's Benehmen nicht ganz recht zu sein und sie klagte

gegen Valentin, als Lulu Anemonen pflückend vor ihnen vorausgegangen war, daß das Mädchen so ein böser Schelm sei und ihr deshalb viele Noth mache.

„Meine einzige Sorge," sagte sie, „ist, daß Lulu einen guten und reichen Mann bekommt, der es mit ihren Launen aufnehmen kann. Reich muß er durchaus sein, denn nur mit Verbieten und Verweigern ist hier nichts gethan, man muß viel gewähren können, wenn der kleine Narr zufrieden sein soll. Es wird mir es Niemand glauben, wie schwer ich zu tragen habe und wie ich den lieben Herrgott bitte, daß mein Herzenswunsch in Erfüllung gehen möchte. — Ich sage Euch das," fuhr die Frau fort, „damit Ihr auf Eurer Hut seid, und es Euch nicht zu Kopfe steigen laßt, wenn sie gar zu freundlich ist. Ich kann es ihr nicht verwehren, denn sie ist so von Kindheit an gewesen. Ihr könnt denken, daß bei dem Leben, das wir führen, viele Aussicht zu Anbetern ist, aber wenig zu einem Mann, wie sie einen braucht und wie Ihr keiner seid." Das sagte die Frau treuherzig klar und fuhr dann fort: „Da sie meine Tochter ist, muß ich für das Mädel sorgen, und so schlimm sie manchmal sein kann, mein ganzes Glück bleibt sie doch."

Valentin rührte der sorgliche Ton, mit dem die behäbige Frau Ambrosius ihm diese Eröffnung gemacht hatte. Die reizende Zuthunlichkeit der Tochter sprach so viel deutlicher und mächtiger, als die Warnung der Mutter, daß Letztere ihn kaum leicht beunruhigt und bei dem nächsten Blick und Wort Lulu's vergessen war.

In der Mühle ließen sie sich von der Wirthin einen Kaffee kochen und saßen mit einander in dem Mühlengärtchen unter frischgrünen Birken. Der Sohn der Wirthin, ein fünfzehnjähriger Bursche, wußte gar wohl, welch einen seltenen Gast die Mutter heute zu versorgen hatte und schlich dieser nach, als diese die bunten Tassen aus dem Schranke nahm und hinaustrug. Er wagte sich nicht bis an den Tisch, wo die Fremden saßen, sondern blieb in einiger Entfernung am Birkenstämmchen gelehnt stehen und sah sich das Wunder, die Schauspielerin an, und zwar ausdauernd.

Lulu bemerkte ihn und machte Valentin auf den Knaben aufmerksam. Kaum hatte sie das gethan, war der Neugierige mit einem Male verschwunden, kehrte aber bald zurück und hielt auf dem Zeigefinger einen zahmen Staar, dem er über die Flügel strich, ihm auffällig zunickte und sich mit ihm zu schaffen machte.

Nach einigen Bemühungen fing der Vogel ganz gewaltig zu schnarren an, sträubte die Federn und geberdete sich possierlich. Lulu sagte:

„Nun seht nur, was für ein Schlingel der Junge da ist," und sie zwitscherte kaum hörbar, lächelnd zu Valentin gewendet:

„Sitzt mein Schatz am grünen Hang
Und die Nachtigallen singen.
Ach! daß solch ein süßer Sang
Möcht' in ihre Seele dringen!

Schweige arme Nachtigall,
Schweig' von deinen Schmerzen,
Denn es dringet Liebesklang
Dieser nicht zu Herzen."

„Was für ein Lied ist das?" fragte Valentin.

„Das ist mein Lied," erwiderte sie lächelnd.

„Wie denn?"

„Das hat der Schulmeister in Schnabelweid für mich gemacht. Frau Schulmeisterin hätte ich auch werden können," sagte sie und strich fast unbewußt bei diesem Gedanken die Löckchen zurück und nickte der Mutter bedeutungsvoll lachend zu.

Valentin fiel es aufs Herz, daß sie so unbefangen heiter von den Hoffnungen eines Menschen sprach, die sie zerstört hatte, und das Liedchen, so unscheinbar es war, schien ihm unendlich rührend, das Mädchen bitter anklagend. Er sah sie im Geiste mit dem Schulmeisterlein reizend und zutraulich sich bethun und ahnte, daß dem Armen der Abschied gar schwer geworden sein mochte.

Da war die harmlose Freude an dem schönen Geschöpfe, wie es schien, für einen Augenblick aus seiner Seele verschwunden. Schmerzlich blickte er auf Lulu und empfand doch das brennende Verlangen, das Mädchen in die Arme zu schließen.

Während Valentin solchergestalt sich den dämonischen Mächten beinahe widerstandslos dahingab, spielte der Knabe unter der Birke in der Absicht, daß die Schöne ihn bemerken sollte, angestrengt mit seinem Staare.

„So, nun komm' einmal her!" rief Lulu schelmisch.

Dem Bürschchen kam diese Aufforderung immerhin unerwartet und er trat, roth übergossen zaghaft näher.

„Beißt er?" fragte Lulu und hielt ihr Fingerchen dem Vogel hin.

„Nein, er ist gut," sagte der Knabe, und Lulu ließ den lustigen Kumpan auf ihrem Aermel spazieren.

„Hast Du ihn selbst erzogen?"

„Ja!" sagte er; stolz, daß er eine befriedigende Antwort geben konnte. „Er kann auch sprechen, aber er ist eigensinnig und will nicht."

„So, dann gib ihm einen Klapps auf sein dickes Federgesicht; da ist Platz zu einer kleinen Ohrfeige. — Nicht wahr, mein Stärchen?" und sie versuchte, ihn mit dem Finger so zu strafen, wie sie es eben vorgeschlagen hatte. Der Knabe fühlte sich außerordentlich dadurch belustigt, lachte aber kaum, sondern musterte Lulu erstaunt von oben bis unten.

„Sind wir denn schon einmal im Theater gewesen?" fragte sie jetzt und schaute auf den Vogel herab.

„Ja, gestern," erwiderte der Knabe, hatte seine Stimme nicht in der Gewalt und erröthete von Neuem.

Da streifte Lulu's Blick Valentin, der sich noch nicht hatte entschließen können, mit ihr von dem Abend zu sprechen. Er schlug die Augen nieder, denn er konnte auch jetzt kein Wort hervorbringen. Da lächelte Lulu, schwatzte mit dem Knaben noch eine gute Weile über den Vogel, und zuletzt bot der kleine Narr seinen Liebling zum Geschenk an.

Sie schüttelte das Thier aber leicht von ihrem Aermel ab und sagte: „Was soll ich mit ihm thun? Behalte ihn nur und rufe Deine Mutter! Nicht wahr," sie blickte fragend auf, „wir gehen jetzt?"

Das war Allen recht und man machte sich bald auf den Heimweg. Lulu hing sich ganz behaglich, als wäre sie es seit Wochen schon so gewohnt, an Valentin's Arm, und wenn er auf sie herabsah, erschrak er, wie nahe ihr Köpfchen sich zu seiner Schulter neigte. Den Hut hielt sie in der Hand, und eine blonde, glänzende Locke hatte Valentin's Arm umschmiegt, als sei das schöne Geschöpf durch solch vollen Strähn an ihn gefesselt.

Lulu wurde müde und wandelte ganz still wie ein ermattetes Kind.

Valentin's Phantasie aber begnügte sich nicht mit der allerliebsten Gegenwart, sondern beschrieb weite, dämmernde Kreise um das Glück, das ihm an der Seite ging, spielte mit den beiden Schwestergestalten, die sich in seinem Herzen zusammengefunden hatten, mit der Apollonia und der beglückenden Lulu, ein wunderliches Spiel. Wie zwei Flammen ließ er sie schön in einanderfließen, dann theilten sie sich wieder sanft und kaum merklich, um neu sich zu vereinigen und das Spiel wieder zu beginnen.

Als Valentin Abschied von seinen Nachbarinnen genommen hatte und der kleine, warme Arm nicht mehr in dem seinigen ruhte, war es ihm öde und sehnsuchtsvoll ums Herz. Bedrückt und doch selig suchte er spät am Abend sein Lager auf.

Am andern Tage begann die Arbeit, und gut war es für ihn, daß er bis jetzt sein Lebtag gleichgültig und ohne Liebe das Tagewerk vollbrachte, sonst hätte ihm Ungeduld und Erinnerung böse Streiche spielen können. Er kannte die Arbeit nur als eine vom Glücke zurückhaltende Beschwerlichkeit, und er hatte sich, wenn auch dazu gezwungen, fest in ihr Joch eingewöhnt.

Jeden Feierabend aber, an dem er sich wegstehlen konnte, verbrachte er drüben in der großen Bügelstube der Frau Ambrosius oder rannte gleich nach Beendigung der Arbeitszeit wie besessen in das Theater. Aber immer tiefere Erregungen, immer größere Gewalten wuchsen in ihm.

Das Benehmen der reizenden Lulu blieb sich ihm gegenüber gleich. Sie änderte sich von dem ersten Tage ihrer Bekanntschaft an in Nichts. Wie die Sonne an einem schönen Frühlingsmorgen überstrahlte sie die, denen sie erlaubte, sich ihr zu nähern; aber die Sonne stieg nicht höher, sondern blieb in der funkelnden Frühstunde stehen.

Welches Verlangen aber nach Feuer und lebendiger Wärme sie dennoch erregte, konnte sie wohl schwerlich ermessen, und welche Welt von Qual und überschwenglichem Glücke Valentin an ihrer Seite verlebte, wußte sie nicht zu empfinden. Der schöne, gute Mensch hatte sie im ersten Augenblicke angezogen, in ihr lag ein mächtiger Trieb nach Schönheit, der auch Gelegenheit hatte bei ihr sich augenscheinlich zu offenbaren. Erstaunlich war es, welch tiefgefühltes Verlangen nach Vollendung in ihren Bewegungen lag. Ihr Tanz erschien ein künstlerisches Wollen, das Schöne darzustellen und, so lange es in ihrer Macht stand, festzuhalten. Eigenthümlich war es, daß sie Valentin gleich bei der ersten Begegnung richtig gewürdigt hatte. Von seiner Schönheit wahrhaft betroffen, hatte sie erkannt, daß in dieser der größte Werth des armen Burschen liege. In ihrem Herzen fühlte sie mit Valentin Mitleid, weil er die große Gabe seiner Schönheit nutzlos mit umhertrug und wenig durch sie beglückt werden konnte

aus dem Grunde, weil an einem armen, einfachen Burschen so übermäßige Schönheit ein unnöthiges Anhängsel ist.

Ohne viel darüber nachzudenken, hatte sie Valentin an sich gefesselt. Es war ihr angenehm, ihn um sich zu sehen. Sie mochte wohl bei ihrer Lebensweise mit viel unlauterem Gesindel verkehrt haben, denn ihr that das scheue, sanfte Wesen des schönen Menschen wohl.

Sie plauderten Abends, wenn die alte Ambrosius noch an ihrem Bügelbrette beschäftigt war, mit einander in einer dämmerigen Ecke des großen Raumes. Lulu erzählte ihm lustige Theatergeschichten, und bei der Art, wie sie erzählte, wie sie es verstand, sich immer in neuen, wechselnden Verhältnissen und immer selbst erlebend darzustellen, entrückte sie sich fortwährend seinen Augen. Er hatte dadurch nicht das Bewußtsein, daß sie, im Augenblicke wenigstens, in seiner Nähe und ihm gehörig sei, sondern mußte ihrem reizenden Erzählen folgen und das Mädchen immer mit neuen Menschen in lebhafter Verbindung sehen. Sein eigenes Verhältniß zu ihr, das leidenschaftlich in alle Weiten sich auszudehnen bestrebt war, das ein Leben ausfüllen wollte, schien durch das Beispiel der vielen sich knüpfenden und sich wieder lösenden, mannigfaltigen Verbindungen, die sie lebendig vor ihm sich entwickeln ließ, in den engbegrenzten Raum einer Episode gezwängt zu werden.

Er hörte ihr oft mit Qualen zu, die etwas Verzehrendes in sich trugen, und zwischen Lulu's lachender, leichtsinniger Heiterkeit und dem großen Ernste, mit dem Valentin ihre Begegnung auffaßte, lag eine Kluft — tiefer als zwischen Haß und Liebe.

An einem Abend war Valentin bei der schönen Lulu in der großen Stube der Frau Ambrosius, und zwar schien das Beisammensein der Beiden auf den ersten Blick wenig bedeutungsvoll zu sein. Es gab den Eindruck, als wären sie von der Gewohnheit zu einander geführt oder als läge es in der Macht jedes der Beiden, ruhig, ohne Schrecken sich nach Belieben wieder zu meiden. Sie waren allein im Zimmer und die Gewalt des Schicksals, das übermächtig zusammenführt, war in dem stillen Raume nicht zu spüren. — Lulu wandelte auf und nieder und lernte ihre kleine Rolle für den morgenden Tag, und Valentin lehnte übergeduldig an dem großen Kachelofen. Lulu trug wieder das behagliche, eigenthümlich kleidsame Hauskleid; die wunderliche rosa Jacke, das braune Röckchen. Sie schlenderte im Zimmer auf und ab, als ginge der junge Bursche, der träumerisch am Ofen stand, sie nicht das Geringste an.

Valentin mußte warten, bis sie geendet hatte. Sie lernte ihre Rolle schwer und widerwillig, und Niemand durfte es wagen, sie dabei zu stören. Lulu war eine mittelmäßige Schauspielerin, hatte sich aber, da ihr die Bretter von frühester Kindheit an heimisch geworden, eine gewisse Geschicklichkeit und Sicherheit im Darstellen angeeignet, die dem Publicum vollständig genügte, und außerdem stand sie unter dem Schutze eines guten, natürlichen Tactes.

Heute schien ihr die Aufgabe unpaß gekommen zu sein. Das Heft, aus dem sie lernte, lag auf dem Bügelbrette. Wenn sie hineingeschaut und das Gelesene im Auf- und Niedergehen ihrem Köpfchen einprägen wollte, hatte sie es halbwegs schon wieder vergessen und suchte von Neuem gähnend und gedankenlos in den Zeilen.

In Valentin begann sich nach und nach die Ungeduld zu regen. Er wußte noch aus Erfahrung, daß es etwas mit dem Lernen auf sich habe und hatte vor Lulu's Anstrengungen allen Respect; aber das scheinbar vollkommene Vergessen seiner Person ließ ihn länger nicht ruhen. Aerger und Schmerz darüber stieg ihm zu Kopfe.

„Lulu!" rief er erregt, als sie wieder einmal achtlos an ihm vorüberging. Sie stand ihm gerade gegenüber, und als sie aufsah, trafen sich ihre Blicke mit denen Valentin's, in dessen Augen die ganze Qual plötzlich mächtig ausgesprochen lag.

Da streckte sie den Arm in die Höhe und legte das Händchen auf seine Augen. „Du sollst nicht," sagte sie fast innig erregt. Da umfaßte er sie heftig und küßte sie. Sie wehrte sich nicht dagegen und als er sie ganz berauscht von seiner Kühnheit und seinem Glücke wieder los ließ, und in demselben Augenblicke sie wieder faßte und in voller Leidenschaft um Verzeihung bat, lachte sie, machte sich wie unversehens frei von ihm und sagte beinahe unverständlich und gelassen: „Was fällt Dir ein! So ein Narr, wie Du bist!"

Indem sie das sagte, streckte sie sich und gab ihm ein kühles Küßchen auf die Wange.

„So einer fliegt wieder davon, Du Bärlein!" flüsterte sie lächelnd, ging zurück an ihr Buch und suchte wieder in den Zeilen.

Valentin blickte verletzt vor sich hin. Das Küßchen der klugen Lulu hatte ihn in seinem heißen Herzen kühl berührt.

Sie hatte eine wunderlich reizende und doch klare Art gewählt, zurückzuweisen. Unmöglich hätte man von ihr eine Härte oder Grobheit erwarten können und um Lulu zu verstehen, mußte der, der sie liebte, eine ihm ungewohnte Sprache begreifen lernen.

Valentin hielt sich noch ein Weilchen auf und wußte nicht recht, was er thun sollte. Endlich entschloß er sich zu gehen und reichte Lulu die Hand zum Abschiede.

„Du willst nicht bleiben?" fragte sie.

Er schüttelte schweigend den Kopf.

„Nun, geh!" fügte sie freundlich hinzu.

Als Valentin über die dunkele Straße ging, lag das Leben hoffnungslos vor ihm und tief erregend. Er beschloß, als er Nachts nicht schlafen konnte, den nächsten Abend nicht hinüberzugehen. Dieser ziemlich sinnlose Entschluß brachte ihm endlich Ruhe. Er hielt es aber mit seinem Vorhaben nicht, sondern konnte am andern Tage kaum die Stunde erwarten, die ihn wieder zu Lulu brachte.

So ging ein gut Theil des Sommers hin, ohne daß etwas Besonderes geschehen wäre, als daß es in Valentin's Herz fort und fort brannte, und daß Lulu nicht aufhörte reizvoll zu sein.

Seit jenem Abend aber hatte er nicht gewagt sie wieder zu küssen, trotzdem ihn nichts davon abzuhalten schien. So war das wunderbare Verfahren der kleinen Hexe wohl verstanden worden. Sie mußte einen starken Willen haben, daß sie wagen durfte, das ihr Erwünschte durch dessen Gegensatz zu offenbaren. Vielleicht wußte sie aus Erfahrung, daß ihr Wille siegreich durch Alles hindurch-

leuchten konnte; doch schien ihr Benehmen fast unwillkürlich zu sein, als wäre es der Athem einer schön entwickelten, eigenartigen Natur.

Valentin's Hoffen und Verlangen aber kam neben diesem kräftig begabten Geschöpf wenig zur Geltung. Er führte neben ihr seit jenem Abend ein vollkommen lautloses Leben, litt und träumte unermüdlich, aber wagte nicht wieder mit einer Aeußerung seiner Gefühle hervorzutreten. Das Glück, als es noch in weiten Fernen gestanden, hatte er sich als etwas Klares, Unleugbares vorgestellt; jetzt als es ihm näher getreten war, erschien es ihm als großes Räthsel. Er hatte sein Lebtag noch keinen tief greifenden Schmerz erfahren, und nun wollte es ihn bedünken, als fühle er Glück und Leid, die beiden weit getrennten Mächte, eng vereinigt in seinem Herzen leben.

Von Karl Frey, dem Gesellen, erfuhr er, daß die jungen Leute im Städtchen auf ihn mißgünstig blickten, und daß er der Beneidete war. Karl Frey theilte ihm dies einigermaßen spöttisch mit, klopfte ihm auf die Schulter und lachte.

„Was willst Du?“ fragte Valentin unwillig.

Sie kamen, wie schon öfters, wegen der schönen Lulu aneinander.

„Habe ich es Dir nicht gesagt,“ erwiderte Frey, „daß auf das Frauenzimmer kein Verlaß ist. — Ich mache mir nichts aus ihr und laß Dir Deinen Ruhm. — Aerger und Noth hat man von ihr und weiter nichts. Laß sie laufen, rath' ich. Hübsche Mädels gibt es genug in der Stadt. Weil Du ein dummer Kerl bist, hat sie es mit Dir vor und läßt Dich, wenn sie etwas Besonderes findet.“

Solche Ermahnungen des guten, praktischen Gesellen stimmten Valentin's Lebenshoffnungen tief herab, verhinderten ihn aber nicht einen Tag wie den anderen hinüber zur Frau Ambrosius zu gehen, wo ihn Lulu's lebendige Art ihn zu bewillkommnen Alles vergessen ließ.

Noch einen Freund hatte Valentin im Städtchen gefunden, der mit Staunen und Freude im Theater einst den schönen Gesellen inmitten der gleichgültigen, alltäglichen Leute hatte sitzen sehen. Dieser Freund war ein alter Maler, dem es recht wohl ging, denn die Auffassung seiner Heiligenbilder, er hatte sich ganz diesem Fache gewidmet, sagte den Leuten zu, und er hatte sein Lebtag Bestellungen gehabt. Doch war er ein feinfühlender, guter Mensch, und trotzdem er die Kunst, da die Verhältnisse es so geboten hatten, etwas schablonenmäßig betrieb, war er dennoch fähig geblieben, die göttliche Abstammung seiner Begabung zu ahnen. Der Anblick der in wunderbar schönen Verhältnissen gewachsenen Gestalt des fremden Gesellen hatten den alten Künstler erregt. Er nahm sich vor, den vor allen Anderen so ausgezeichneten jungen Mann kennen zu lernen. Nach einer Vorstellung machte es sich, daß Valentin und er die Treppe miteinander hinabgingen, und der Maler redete unseren Helden fast zaghaft an, fragte, woher er komme, was er hier treibe und ließ sich in ein längeres Gespräch mit ihm ein, dem Valentin nur widerwillig folgte, denn er versäumte dadurch, Lulu den Weg vom Theater nach Hause zu begleiten. Der Alte aber war so überaus freundlich und Valentin spürte das Wohlwollen, das ihm entgegengebracht wurde, daß er sich damit aussöhnte von dem Ziele, auf das alle Tagesstunden zuzugehen schienen, abgehalten zu werden.

Der Alte bat, daß Valentin ihn besuchen möchte, und diese Bitte brachte

er so eigenthümlich vor, als wäre sie ihm wirklich Herzenssache, daß sich unser Freund, dem Aehnliches noch nicht geschehen war, mit seinem Versprechen die Bitte zu erfüllen auch für gebunden hielt, trotzdem er sich sagte, daß er um eine Stunde in Lulu's Nähe betrogen werden würde.

An dem auf den letzterwähnten Abend in der Stube der Frau Ambrosius folgenden Sonntage hatte er sich zu dem alten Maler aufgemacht und es nicht bereut dort gewesen zu sein.

Der Alte, der in einem hübsch gebauten, weinumrankten Häuschen lebte, war augenscheinlich erfreut den Gast bei sich zu sehen. Er führte ihn in sein Atelier, das zugleich Wohnraum zu sein schien, zu ebener Erde lag und dessen Fenster in ein schön gepflegtes Blumengärtchen hinausging. Da es Sonntag war, hatte der Alte seine Geräthschaften fein ordentlich bei Seite gerückt. Die Leinwand stand umgekehrt auf der Staffelei und an der Wand hingen sauber abgerieben die Paletten. Es machte den Eindruck, als hätte ein ordnungsliebender Handwerker, um den Feiertag zu heiligen, sein vielbenutztes Arbeitszeug sich aus den Augen gestellt. Die behäbige Haushälterin des Malers brachte Gläser und eine Flasche Wein herein, und Valentin wurde es, ohne daß er recht wußte weshalb, behaglich zu Muthe. Und dieses Gefühl hatte einen schönen Grund, für ihn war ein Augenblick hereingebrochen, der seiner Erscheinung auf Erden die volle Weihe gab. Zum ersten Male wurde er ohne Rückhalt als das anerkannt, was er war, und zum ersten Male war es ihm vergönnt mit seiner Begabung zu beglücken. Diese Stunde glich jener in seiner frühesten Jugend an Bedeutung, in der er sich an dem kleinen Waldsee mit der freien Natur schön und widerstandslos vereinigt gefühlt hatte. Von dem alten Maler war er wie ein Segen, wie eine Offenbarung aufgenommen worden. Der kümmerte sich wenig darum, ob diese Schönheit auch den Rechten durchdrungen hatte, ob es vortheilhaft für den jungen Menschen sei, so ausgezeichnet worden zu sein oder nicht. Der Alte war ganz glückselig, daß so schöne Menschen noch auf Erden lebten. Er schenkte sich und seinem lieben Gaste in herzlicher Freude eifrig ein, so daß Beide ganz redselig wurden. Der Alte begann wie ein Neuling, der seinem Herzen noch Luft machen muß, von den Sorgen und Kämpfen, welche die Kunst mit sich bringt, zu sprechen. Bei dem Anblick Valentin's überkam ihn jedes Mal ein Schmerz, daß er in seinen Schöpfungen von dem Erhabenen sich so weit entfernt hatte. Er stand auf, kehrte das Bild auf der Staffelei um und sagte: „Seht, was für ein Lump das ist!“ Valentin blickte in das hübsche, sanfte Engelsantlitz eines frommäugigen Johannes, der in einem röthlichen Gewande auf seinem Goldgrund einen gar freundlichen Eindruck machte.

Valentin war dieses Bild gerade recht. Es schien ihm der Inbegriff eines schönen Gemäldes zu sein, und er stand andachtsvoll davor.

Dem guten Maler aber verwirrten sich in seiner Weinlaune und Freude um ein Geringes die Begriffe. Ihm schien es nicht mehr recht klar, das Valentin nicht seiner eigenen Schönheit Schöpfer war, denn als unser guter Kerl den frischen, hübschen Johannes noch recht bewundern wollte, sprang der Alte behende an die Staffelei und drehte mit einem kühnen Griff Valentin die Rückseite des Bildes wieder zu, sagte, indem er das that, zu ihm, wie er es vielleicht einem

großen Maler gegenüber gethan haben würde: „Bemüht Euch nicht. Es ist in Wahrheit nichts werth!"

Valentin blickte ihn ganz erstaunt an. Da lachte das Männchen verlegen und rückte mit dem, was er zu sagen hatte, zaghaft heraus: „Ihr könntet mich recht zu Dank verpflichten, wenn ich Euch malen dürfte," begann er.

„Mich?" fragte Valentin.

„Ja!" sagte der Künstler und blickte ihn fast bittend an. „Wenn Ihr mir nur zwei Sonntage sitzen wolltet, da würde ich eine schöne Studie haben." Valentin war durch dieses Verlangen etwas betreten. Er wußte nicht recht, wie er sich benehmen sollte, und zwei Sonntage, zwei dieser glückseligen Sonntage herzugeben, schien ihm ein starkes Verlangen.

„Nun, Ihr wollt nicht?" sagte der Alte mit einem innigen, gefaßten Ton, daß es Valentin zu Herzen ging und er erwiderte: „Oh ja, es würde gehen."

„Mir wäre es eine rechte Freude, wenn Ihr es möglich machtet, und Ihr sollt sehen, der Schade ist nicht groß einem alten Manne etwas zu Gefallen zu thun." Das sagte er liebenswürdig und bescheiden, daß es Valentin von einem so geschickten Meister fast wehmüthig berührte.

„Ja," wiederholte er noch einmal, „ich will kommen."

Der Alte gab ihm die Hand und sagte: „Ich danke Euch!" mit einem Tone, daß Valentin sich mit einem Male wie der reiche Mann bedünkte, der sich dem ersten Besten nach Belieben verpflichten kann. Er nahm nun in gehobener Stimmung von seinem neuen Freunde Abschied und verabredete die Zeit, die ihn am nächsten Sonntage wieder zu dem Maler bringen sollte.

Noch eine Vormittagsstunde hatte er übrig, die er benutzte, um zu Lulu zu laufen, die er wunderbarer Weise allein fand, was Sonntag Vormittag fast nie zu geschehen pflegte. Er erzählte ihr von seinem Begegniß, erzählte auch, wie liebenswürdig und gütig der Maler gewesen sei.

Lulu sah ihn lächelnd an und sagte: „Da kommst Du auch einmal an den Rechten. Das ist mir lieb! — So ein bischen Bewunderung thut gut, mein Schöner, nicht wahr?" Indem sie das sagte, blickte sie gedankenvoll auf ihn hin.

„Lulu!" rief Valentin, faßte ihre beiden Hände und blickte das Mädchen unendlich innig an. „Lulu, was könnte ich thun, damit ich Dir recht wäre?" sagte er außer sich.

„Valentin," erwiderte sie, „wie lange wird es dauern, da sind wir fort. Ich bin es wahrhaftig nicht werth, daß Du Dir solche Noth um mich machst. Weshalb hältst Du es nicht wie ich und genießt das Leben, und was es bringt? Du bist so wenig klug." Der gute Mensch hatte sie, während sie sprach, fest angeblickt mit einem Ausdruck, als schaute er seinem eigenen Elend in das Gesicht.

„Lulu," flüsterte er hastig, „Du meinst, daß Du gehen wirst?"

„Nun, was sonst?" sie blickte leicht befangen nieder. „Wie Du nur fragen kannst."

„Da gibt es nichts," fragte er heftig weiter, „was Dich halten könnte, und wenn ich Alles thäte, was in meinen Kräften stände?"

„Laß das!“ sagte sie. — „Was könntest Du thun? Denke doch!“

„Ich habe es Dir schon einmal gesagt, wir sind nicht arm,“ fuhr er erregt fort.

Sie lächelte, wahrscheinlich bei dem Gedanken an das Häuschen auf dem Kannerückchen, und unterbrach ihn, als er eben noch weiter fortfahren wollte. „Thu' mir die Liebe, Valentin, und nimm Dich zusammen. Wenn Du wüßtest, wie unnöthig es ist, was Du sagst, würdest Du hübsch davon schweigen und die kurze Zeit, die wir noch miteinander haben, genießen.“

Da leuchtete es in seinem Gesichte wunderbar auf. „Du genießest sie mit mir, wenn wir beisammen sind?“ fragte er jubelnd.

„O Du Dummer!“ sagte Lulu und faßte seinen Kopf zärtlich zwischen beide Händchen und sagte ernsthaft: „Du sollst vernünftig sein, Valentin. Es war für Dich kein Glück, daß wir uns sahen.“

Das sagte sie so leicht hin mit einem kleinen wehmüthigen Anhauche, der ihr wie ein Windchen über die heitere Seele fuhr. „Komm heute gegen Abend wieder und sei hübsch artig.“

Da trat die Mutter ein und Valentin machte sich tief gequält schnell davon. Er liebte Lulu mit der ganzen Kraft seiner Natur. Alles, was in ihm unentwickelt und unvollkommen lag, wandelte sich und wurde zur heißen, leidenschaftlichen Liebe. Er verbrachte den ganzen Tag in dumpfem Hinbrüten und wartete nur bis es endlich so weit war, daß er wieder hinüber konnte.

Der Instrumentenmacher war zur Zeit zufrieden mit dem Gesellen, weil dieser seine Arbeit gleichmäßig und ruhig vollbrachte. Wie schon erwähnt, mochte dies auch in bewegten Lebenszeiten stetige Hinarbeiten Valentin's darin seinen Grund haben, daß er nie gewohnt gewesen war mit ganzer Seele bei seinem Tagewerk zu sein.

Dennoch fiel dem Meister bei Tische das Benehmen seines Gesellen auf. Mit der Meisterin hatte er schon darüber gesprochen, und sie waren einig geworden, daß der Bursche einen Kummer haben müsse.

Als Valentin endlich Lulu's Aufforderung, wieder zu kommen, Folge leisten konnte, lebte er auf. Er fand das schöne Kind im Garten. Als sie ihm entgegenkam, durchleuchtete die Abendsonne ihr blondes Haar und Lulu erschien ihm unbeschreiblich schön. Sie gingen mit einander durch den sommerlichen Garten. Zwischen Ahorn und Linden trugen Obstbäume ihre reifende Last. Die Frühäpfel schimmerten schon röthlich in den Zweigen und Alles fühlte sich sicher und warm in der Sommersmitte.

Valentin schlenderte neben der sorglosen Lulu und machte sich keine Gedanken darüber, daß er den Mund noch kaum aufgethan hatte.

„Nun,“ sagte Lulu, „heute habe ich nachgedacht, daß Du ein recht Verschwiegener bist. Was habe ich Dir nicht Alles erzählt, und Du spielst Dich immer geheimnißvoll auf. Sage mir nur Eins. Wie die geheißen hat, die Dir früher gefiel?“

„Da war Keine!“ erwiderte er.

„Nicht?“ fragte sie. „Das wird nicht wahr sein.“

„Doch! Da war Keine,“ wiederholte er.

„Das glaube ich nicht,“ meinte sie.

Valentin sagte nachdenklich: „Eine, die schon lange nicht mehr lebte, als ich von ihr hörte. Die kann man nicht rechnen."

„Sie lebte nicht mehr?" sagte Lulu. „Was meinst Du?"

„Nein! Ich habe nur von ihr erzählen hören."

„Das ist mir etwas Rechtes," unterbrach sie ihn.

„Im Aussehn glich sie Dir," sagte Valentin ernsthaft.

„Mir? Wie so? Ich denke, Du hast sie nicht gesehen?"

„Gesehen nicht, aber sie wird so gewesen sein. Solch Haar und solche Augen, wie Du sie hast, hatte sie auch. Das weiß ich."

„So? — Wie hieß sie?" fragte Lulu.

„Apollonia hieß sie," sagte er.

Da dachte sie, er meinte die Kalenderheilige und war so gar besonders nicht mehr interessirt.

Valentin erzählte nun mit einem eigenthümlichen Ernste, mit dem man eine bedeutungsvolle Erfahrung mittheilt, das, was er von der alten Machlett über die Apollonia gehört hatte. Er erzählte tief erregt, daß selbst Lulu das längst Vergangene der Geschichte während der Erzählung vergaß. Valentin war wieder von den wenigen Zügen, die des Mädchens heiligste Liebe und ihre innigste Hingebung geheimnißvoll andeuteten, im Allerinnersten bewegt. Wunderbar rührte ihn von Neuem die einfache Geschichte, wie Apollonia vor ihrem Kommodchen kniete. Ein Schmerz durchzog ihn, als er bedachte, wie Alles spurlos in das Vergessen hinein verschwinden muß — und er litt bei dieser Empfindung.

Im Erzählen waren sie fast unversehens auf den Platz gekommen, auf dem das Kreuz stand. Sie blieben Beide stehen und blickten darauf hin. „Es ist eine schöne Sache, geliebt zu werden und Jemanden gerne zu haben," sagte Lulu, „und es gibt so viel Gutes, wenn auch ein wenig Kummer darunter ist. Aber man lebt nur ein einziges Mal, und daß sich Manche das Leben so ganz verderben können, daran mag ich nicht denken. Mir gefällt es nicht, daß Du die Apollonia liebst. Ich meine, man hätte das Leben bekommen, um klug damit umzugehen. Mit der Liebe ist es, wie mit der Flamme, achtet man hübsch auf sie, so hat man ein schönes Licht; läßt man sie aber brennen und verzehren, so viel sie will, dann ist das Feuer im Hause. Daß die Liebe vergeht, sieht Einer alle Tage. Wie ein Fest und ein Schauspiel vergeht, so vergeht sie auch. Daß Die, die nicht für einander passen, kein Einsehen haben, möchte ein besonnenes Geschöpf in Aerger bringen. Was hast Du nur mit Deiner Apollonia?" fuhr sie fast komisch auf. „Keine Vernunft hast Du!" sie reckte sich und zauste ihn leicht am Haare. „Könnte man dumme Leute curiren! So ein Traumhans, der ein paar Jahrhunderte zu spät sich in Eine verliebt, die nach einem ganz Anderen, als er ist, ausgeschaut hat, und die mir nicht gefällt, weil sie zu Denen gehört, die durch ihre Unklugheit Schuld daran sind, daß Viele glauben, die Liebe sei unüberwindlich und trage das Leben oder den Tod in sich."

„Du weißt nicht, was Liebe ist, Lulu!" sagte er betroffen.

„Warum nicht?" erwiderte sie. „Nur denke ich Liebe nie allein. Liebe und Leben, denke ich, das ist's. Verstehst Du mich?"

Valentin blickte die hübsche Freundin an, die so sicher und heiter dachte,

und er fühlte herzbeklemmend, was Alles zwischen ihnen läge. Er sah auf. Die Abendsonne schien über die Tannenwipfel und der Platz in seiner ernsten Schönheit machte wieder auf ihn Eindruck. Das Kreuz stand düster und mahnend in seiner Größe vor den dunkeln Bäumen. Lulu's leichtlebige Worte wollten ihm hierher wenig passen; aber weit entfernt war er davon, über die Kleine zu urtheilen. Sie erschien ihm reizend und bewunderungswürdig und er war ganz in ihr befangen.

„Lulu," sagte er, „da wird eine Kleine von mir gehen und gar nicht mehr an mich denken." Seine Stimme klang dumpf, als er das aussprach.

„Nein, nein!" sagte sie begütigend. „Ich werde an Dich denken."

Valentin aber war es, als hörte und spräche er Alles unklar und bedeutungslos. So übte sie durch ihre ausgesprochene Art, die Dinge leicht zu nehmen, nie außer Fassung zu kommen, auf ihn Einfluß. Er wagte in ihrer Nähe nicht seiner Leidenschaft die Worte zu geben, nach denen sie verlangte, sondern milderte fast unbewußt Alles, was ihm das Herz bedrängte. Jetzt hätte er gerne alle Gewalten, die in ihm tobten, freigegeben, sagte aber gelassen: „Schade — schade! Es müßte schön sein, wenn Du mich liebtest!"

„Was wolltest Du mit mir nur anfangen, Valentin?" erwiderte sie darauf. „Glaubst Du, ich hielte es auf dem Kannerückchen in Deinem kleinen Hause aus? Und was würden Deine Leute sagen, wenn Du ihnen so ein Gesindelchen wie mich mitbrächtest?" Das sagte sie so liebenswürdig und freundlich, wie nur sie es thun konnte. „Komm' nun!" bat sie und zog ihn halb dem kleinen Fußpfad wieder zu, blieb aber nach ein paar Schritten wieder stehen und begann abermals: „Von dem Platze hier wird mir der Abschied schwer werden; auf der ganzen Welt kenne ich nichts Lieberes. Mir ist es hier ganz heimathlich zu Muthe geworden, wie sonst nirgends. Am Morgen, wenn Du bei der Arbeit bist, und es bei uns mit den vielen Frauenzimmern aus- und eingeht, da sitze ich hier auf der Bank." Sie berührte mit dem Füßchen eine hölzerne Kiste, die ganz im Grünen versteckt stand und sagte: „Die habe ich mir hergeschleppt, da lerne ich meine Rollen und gucke ins Grüne. Ich habe ein unruhiges Leben gehabt, da kannst Du Dir nicht denken, wie lieb mir der stille Platz ist; und bei uns geht es so darunter und darüber."

Noch nie hatte Valentin sie mit solch einem herzlichen Tone reden hören. Er hatte es an ihr vermißt und war nun ganz bewegt davon.

„Die Mönche haben das Kreuz aufgebaut," fuhr sie fort. „Es muß schön gewesen sein, wie noch vor den dunkeln Tannen der Herrgott da oben hing, schöner als in der Kirche, denke ich. Und die Eibe, das hohe Gras am Steine, darüber der Himmel —. Ich habe oft versucht, wenn ich hier allein saß, mir den Heiland da oben so lebensgroß zu denken, mit der Dornenkrone. Hier der Strahlenkranz hat ihm den Kopf umgeben; wo seine Füße standen, sieht man auch noch, und die Nägel, die durch die Hände gingen, sind fest geblieben."

Valentin blickte auf und vergegenwärtigte es sich, und unverwandt starrte er zu dem Kreuze hinauf.

Da tauchte eine Erinnerung aus seiner Kindheit, leicht wie eine Welle in seinen Gedanken und Gefühlen auf, hob sich und zerfloß. In dem Stübchen

der alten Machlett sah er das Bild des Gekreuzigten, das ihm trotz der Unvollkommenheit einen der ersten großen Eindrücke gebracht hatte. Schon that er den Mund auf, um Lulu davon zu erzählen, da empfand er, als sollte er es lieber lassen; weshalb, war er sich selbst nicht recht klar bewußt.

Lulu unterbrach das Schweigen Valentin's und verrieth durch ihre Worte, daß auch sie sich noch mit der Vorstellung des Gekreuzigten beschäftigt hatte. Sie sagte: „Es ist vielleicht besser so, daß der Christus fort ist. Vielleicht war er so häßlich geschnitzt, wie wir sie oft haben; so mit häßlichen Armen, das Gesicht verzerrt; und er sollte doch schön sein, wie sonst nichts auf der Welt." Jetzt schaute sie Valentin an und sagte nachdenklich: „Wahrhaftig, wenn ich Dich ansehe, Du mußt es mir nicht übel nehmen," sie sah lächelnd zu ihm auf, „da denke ich: Wie schade! Aussehen thust Du, daß der liebe Herrgott ohne sich zu schämen, so auf der Erde hätte umhergehen können, und dabei bist Du ein armer Schelm, von dem kein Mensch ein Aufhebens macht. Kaum daß Du eine pfiffige Antwort geben kannst."

„Da magst Du Recht haben," sagte Valentin.

„Recht oder nicht Recht," fuhr sie fort, „aber es wäre Dir besser, wenn Du so ein gleichgültiges Gesicht hättest, dann würdest Du reputirlicher sein. Da könnten die Leute sagen, der paßt in seinen Rock und seinen Stand, da ist nichts Besseres zu wünschen; und sie würden Dich gebrauchen, wozu sie Dich für gut fänden."

Valentin lächelte schmerzlich, erwiderte aber nichts.

Sie gingen jetzt wieder mit einander aus dem verborgenen Heiligthume.

Nichts hat größere Wirkung, als wenn unvermuthet eine immer heitere Person einmal Ernst zeigt. Valentin war von der Art, mit der Lulu ihm von ihren einsamen Stunden gesprochen hatte, gerührt; und daß das Ergreifendste und Gewaltigste, was die Welt kennt, ihrem Herzen so nahe stand, erstaunte ihn, so daß er von dem Eindrucke ganz befangen war und kaum auf Lulu's närrische Offenheit geachtet hatte.

Sie war heute noch im Theater beschäftigt, und Valentin begleitete sie. Am Ende der Vorstellung sollte das Publicum wieder durch eines jener reizenden Nachspiele, die der Director zu bieten im Stande war, belohnt werden.

Am nächsten Sonntag ging Valentin seinem Versprechen gemäß schon früh am Morgen zu dem neuen Freunde, dem Maler, der sich freute, daß sein schöner Gast Wort gehalten. Wieder hatte Valentin den Eindruck von sonntäglichem Frieden, als er in das kleine, saubere Atelier trat; doch dieses Mal waren die Malergeräthschaften nicht bei Seite geschafft. Die Staffelei stand ins Licht gerückt und Palette, Pinsel und Farben lagen in Ordnung bereit, um benutzt zu werden. Ein Flügel des Fensters stand offen, und aus dem Gärtchen strömte sommerlich der Duft von Reseda und Levkoien herein.

Der alte Maler zauderte nicht lange, ließ Valentin sich zurechtsetzen und machte sich an die Arbeit. Die ganze Situation, der Eifer des Malers, der durch Valentin's Person erregt worden war, lenkten diesen auf eine kurze Zeit von allen quälenden Gedanken ab und er gab sich beschaulicher Ruhe hin.

Der Maler schien an seinem Werke wirklich Freude zu empfinden. Es

mußte ihm auch gut gelingen, denn um seinen Mund spielte ein befriedigtes Lächeln. Nachdem er eine Zeitlang mit großer Aufmerksamkeit schweigend gearbeitet hatte, begann er ohne aufzublicken mit eigenthümlich gedämpfter Stimme ein Gespräch mit dem Gaste anzuknüpfen, und dieses brauchte sich nicht lange zu wenden und zu drehen, so hatte Valentin Lulu's Namen ausgesprochen, und nun währte es wieder nicht lange, so war der Alte unterrichtet, wie es um seinen jungen Freund stand.

Nachdem in dem friedlichen Atelier ein paar Stündchen vergangen waren, brachte die Haushälterin des Malers Einiges zur Stärkung herein und deckte auf einem Tisch auf.

Nun setzten sich die Beiden und tafelten; der Alte, ganz erregt von seiner Arbeit, stand während des Essens vom Tische auf, ging im Raume auf und nieder, blieb öfters vor seinem angefangenen Werke stehen und konnte nicht recht zur Ruhe kommen. Dann schaute er wieder Valentin an, nachdem er auf seinen Platz zurückgekehrt und sagte: „Wenn Ihr nur Zeit hättet, Bärlein, da wollten wir etwas Schönes miteinander fertig bringen. Aber nun weiter, daß man zum Wenigsten keine Zeit verliert." — Er richtete Valentin's Kopf, wie er ihm günstig stand, und machte sich an die Arbeit; aber vollkommen schweigsam. Doch schien es, als wäre er nicht recht bei der Sache. Er hielt die Pinsel öfters wie gedankenlos in der Hand, blickte auf Valentin, fuhr sich mit den Fingern auf eine merkwürdige, erregte Weise in das Haar, blickte wieder auf seinen Gast, schüttelte den Kopf und machte zu den Gedanken, die ihn offenbar bewegten, auffällige Gesten, wie sie einem lebhaft denkenden Menschen leicht zur Angewöhnung werden können. Plötzlich trat er vor den jungen Freund: „Ist *das* ein Kopf!" rief er, nahm sich nicht die Zeit Palette und Pinsel bei Seite zu legen, sondern fuhr Valentin mit den Händen, so gut es ging, in das volle Haar, rückte ihm den Kopf ins Licht, und in seinen Zügen sprach sich die tiefste Bewunderung aus.

Und ehe sich Valentin besinnen konnte, hatte der Alte ihn wieder losgelassen, hatte sich die Hände frei gemacht, sich zu einer Truhe niedergekniet, gekramt und kam mit einer Dornenkrone hastig auf Valentin zu, drückte ihm die Krone aufs Haupt, trat zurück und sagte: „Bei Gott — und wie es sich die Anderen auch denken mögen — das, so ist es das Rechte. Bleibt, bleibt!" rief er Valentin zu, der in Verwirrung sich erheben wollte.

Unverwandt blickte der Maler auf ihn. Dann nahm er Valentin die Krone wieder ab, legte sie auf den Tisch und malte weiter.

Valentin starrte den Alten wie versteinert an.

Dem Maler entging die Bewegung, die sich in Valentin's Zügen ausprägte, nicht, und es machte ihm einen wohlthuenden Eindruck, daß er es mit einem jungen, gläubigen Menschen zu thun habe, der durch den Gedanken, dem Heiland zu gleichen, tief ergriffen sei. Mit Eifer machte er sich wieder an seine Arbeit, während Valentin, der anscheinend ruhig seine Stellung wieder eingenommen hatte, von Unruhe erfüllt war.

„Nun?" fragte der Maler beiläufig. „Wie ich höre, verlassen die Schau-

spieler uns in nächster Zeit? Ihr wißt durch die hübsche Lulu jedenfalls Bestimmtes darüber?"

„Ja, Herr Meister — sie gehen," erwiderte Valentin, und da er vor dieser Frage schon in größte Aufregung gekommen war, sagte er es mit eigenthümlicher Stimme, als müßte er ihre Kraft mit Gewalt zurückhalten. „Für mich hat dann die schönste Zeit vom Leben ein Ende."

„Wie so?" fragte der Maler, der im Eifer über seine Arbeit schon wieder vergessen hatte, daß er, was zwischen Valentin und Lulu vorgegangen, errathen.

Valentin blickte ihn schmerzlich an und sagte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck: „Nun, für mich gibt es dann eine Trennung."

„Nun, nun!" erwiderte der Alte begütigend. „In ein Theaterprinzeßchen hat sich schon mancher Bursche verliebt. Ihr seid noch jung und meint das ganze Leben liefe auf die Liebe hinaus, und mit dem Glück und Elend, was sie bringt, damit sei das Lebensräthsel gelöst. Da weiß es so ein alter Mann, wie ich, besser." Der Maler nickte kaum merklich gedankenvoll mit dem Kopfe, verwandte aber, während er sprach, keinen Blick von der Arbeit. „Wenn die Jahre," fuhr er fort, „uns immer weiter von der Jugend abbringen, da lassen wir die Liebe wie ein schönes Gärtchen, das uns einst die Welt dünkte, weil wir nicht über den Zaun sehen konnten, hinter uns. Und wenn wir auf der weiten Strecke, die wir durchwandern müssen, Umschau halten, da sehen wir das hübsche Blüthengärtchen ganz entfernt und von uns längst verlassen liegen und darum her die große, weite Ebene, so daß wir erstaunen, wie klein doch das schöne Fleckchen ist."

Valentin blickte, während der Meister sprach, auf die Dornenkrone, welche vor ihm auf dem Tische lag. Die Worte des Alten erschienen ihm armselig, und innerlich empörten sie ihn. Was ihm als das Furchtbarste erschien, daß die gewaltigste, lebenserschütterndste Leidenschaft zwecklos, ohne Glück oder Tod gebracht zu haben, wieder verrinnen könne, bestätigte der Alte; und diese Bestätigung rief Valentin's Stolz wach, der der jugendlichen Natur zu ihrem Rechte zu verhelfen bestrebt war. Im Innersten fühlte er, daß nur dann etwas Versöhnendes in seiner hoffnungslosen Liebe liegen könne, wenn er zu thun fände, was ihr an Kraft gleich stände. Da sah er nichts als den Tod, — das Ende.

Als Valentin später ins Freie trat und die ehrbaren, sonntäglich geputzten Leute an ihm vorübergingen, schien es ihm, als führten sie ein friedfertig ruhiges Leben, als wäre ihre Zeit vom Alltäglichsten so fest ausgefüllt, daß für Absonderliches, Außergewöhnliches durchaus kein Platz bei ihnen zu finden sein würde. Und wie er zu Lulu die Straßen mit hastigen Schritten entlang ging, dachte er: „Wenn die Leute mich so durch und durch schauen könnten, da würden sie auf dem Fußsteig mir wohl gut ausweichen."

In der Nacht, die auf diesen Sonntag-Abend folgte, stand Valentin ruhelos an seinem Kammerfenster und sah in den Mondschein hinaus, der Alles mit seinem schimmernden Lichte übergossen hatte. Der schön geschmückte Hof erschien ihm einsam und verlassen und machte einen wehmüthigen Eindruck. — Das empfand er so zwischendurch in seiner Sehnsucht. — Trotzdem er Lulu kaum vor ein paar Stunden gesehn, war die Qual, die jede Trennung von ihr mit

sich brachte, wieder bei ihm eingezogen. Das zwischen ihm und ihr so vieles Mauerwerk, der Garten und der Mondschein lag, schien ihm unerträglich, als er es sich vergegenwärtigte, und der Wunsch erfaßte ihn, ihr näher zu sein. Da öffnete er das Fenster, schwang sich hinaus und schlich vorsichtig im Schatten hin durch die angelehnte Pforte, die nach dem Garten führte. Dort strich er den Weg entlang mit klopfendem Herzen. — Alles schien tief still, und der Mond schimmerte lockend durch die Zweige. Da konnte er nicht widerstehen, schwang sich über den Zaun und stand nun tief bewegt auf dem geliebten Boden. Jetzt war er ihr nahe, das empfand er, und ein süßer Friede, wie die Erfüllung eines Wunsches ihn mit sich bringt, berührte ihn.

Ueber die thauigen Grasplätze, die feuchten Wege ging er um die geheimnißvolle Stunde dem Hause zu. Es war alles dunkel. Die ernsten Fensterreihen glänzten silbern im vollen Mondlicht, das auf ihnen lag. Vor den verhangenen Scheiben, hinter denen Lulu schlief, lehnten zwei Kränze, die im Nachtthau sich erfrischen sollten. Valentin hatte, als er Lulu vom Theater nach Hause brachte, diese Kränze, die ihr Liebreiz ihr eingebracht hatte, getragen. Jetzt sah er darauf hin, als auf das Einzige, was ihm von ihr verkündete.

Fast stieg etwas wie Unmuth in ihm auf, als er bedachte, wie friedlich die Kleine jetzt schlummerte, während er, gequält von dem Glücke ihr nahe zu sein und von der Todesangst sie zu verlieren, in der Nacht umherstreifte. Während dieses Gefühl in ihm aufstieg, konnte er für einen Augenblick die Wandlung seines Wesens, die in letzter Zeit mit ihm vorgegangen war, überblicken, und er entsetzte sich davor. In keiner Faser gehörte er mehr sich selbst, hilflos mußte er über sich ergehen lassen, was die Mächte über ihn beschlossen. Und bis jetzt hatte er ein sehr ruhiges Leben geführt, in dem er sich selbst als sein eigenes, unbestrittenes Eigenthum anzusehen gewohnt war.

Wunderbarer Weise gedachte er in diesem Augenblicke der Tage in Nürnberg, in denen sein Hang, in Vergangenes sich zu versetzen, ihn zu fast ähnlichen, wenn auch unendlich schwächeren Empfindungen, wie sie ihn jetzt aufrieben, getrieben hatte. Dort in Nürnberg, so schien es ihm, hatten die Gefühle, denen er sich hingab, zum ersten Male ihn überwältigt, so daß er sich ihnen widerstandslos überlassen mußte. Zum ersten Male hatte damals eine Leidenschaft an ihm gezehrt. Er hatte in der alten schicksalsreichen Stadt seiner Anlage nach so empfinden müssen, wie er empfunden. Dieses war durch die äußeren Umstände von seiner Natur verlangt worden, und zwar rückhaltslos. Jede Schwäche, jede Unvollkommenheit hatte herhalten müssen.

So ging es ihm auch jetzt wieder, nur unsagbar mächtiger gebot das Leben, sich ganz hinnehmen zu lassen. Und während in seinem Kopfe solche Erkenntniß aufleuchtete, empfand er seinen Zustand mit Angst und fast mit Empörung seine Hilflosigkeit, die enge, unentfliehbare Verkettung seiner Person mit einer überschwänglichen Leidenschaft.

Nur einen Augenblick aber sah er die Fesseln und das Unentrinnbare, in das er sich begeben hatte, mit Schrecken; gleich darauf überkam ihn wieder Blindheit, die das eben Geschaute einem Traum gleich vergessen machte. Und

wie im Taumel starrte und träumte er weiter, sog in Gedanken an Lulu's Nähe Leben ein, um sich weiter peinigen und beglücken zu lassen.

Sachte schlich er an ihr Fenster, brach von einem der Kränze ein paar Blüthen und drückte seine glühenden Lippen auf die frischen Blätter. Darauf ging der arme Gefangene gesenkten Hauptes wieder durch das feuchte Gras den Garten entlang, und schlug den schmalen Pfad ein, der durch das thauige Gebüsch nach jenem ernsten Platze führte.

Da stand er und sah den Mondschein auf den Tannen und dem Kreuze liegen. Hier war tiefste, abgeschiedenste Ruhe. Valentin warf sich vor der hölzernen Kiste, die Lulu ihr Lieblingsplätzchen genannt hatte, nieder und preßte die Stirne darauf. Er schloß die Augen, um sich die Stimme der Kleinen und jedes Wort, das sie hier gesprochen, zu vergegenwärtigen. — Wie herzlich und rührend klang es ihm hier noch nach!

Es war das erste Mal gewesen, daß Lulu ihm eine ernste Regung ihres Herzens verrathen hatte. Das erstaunte und beglückte ihn jetzt wieder von Neuem.

„Sie hat ein gutes Gemüth," flüsterte er leise vor sich hin und strich mit der Hand schmeichelnd über den Grasboden, den ihre Füßchen betreten hatten. Jetzt öffnete er die Augen, hob den Kopf und blickte auf das mächtige, mondbestrahlte Kreuz und ihm war, als sähe er mit Lulu's Augen, so sehr vergegenwärtigte er sich, daß sie oft und lange da aufgeblickt habe. Unverwandt starrte er hin, das Kreuz schien nach der heiligen Last zu verlangen. Tief durchschauerte ihn dieser Gedanke und kaum begriff er, wie Lulu's leichtlebiges Seelchen solch' eine große Vorstellung in sich tragen konnte. Er war von der Idee, die Gestalt des Heilands jetzt, hier am Kreuze zu sehn, auf das Tiefste erschüttert und beklommen.

Sie hatte ruhig und einfach den Gedanken ausgesprochen, und wunderbarer Weise fuhr es Valentin durch den Kopf, daß dies der einzige Wunsch gewesen war, den er je von Lulu's Lippen gehört, wie es auch das einzige Mal war, daß sie aus dem Herzen heraus ihm gegenüber gesprochen hatte. Nicht um einen Schritt war er, von ihrer ersten Begegnung an, ihr näher gekommen. Die Form, die sie für ihre Gefühle gewählt, hätte ebenso gut einen Reichthum von Liebe umschließen können, wie sie auch ein leichtsinniges Herz verborgen halten konnte.

Da überkam ihn eine wilde Traurigkeit, daß sie ihm so fremd geblieben, und mit einem Male wußte er klar, daß sie von ihm gehen würde, daß nichts sie bei ihm zurückhielte. — Nichts! Diese Gefühle überströmten ihn zum Ersticken. Er sprang auf, stöhnte tief und breitete beide Arme weit aus und stand so dem Kreuze gegenüber.

Als er das gewahrte, fuhr ihm ein Schauer, eine seltsame Vorstellung durch die Glieder. Ohne wagen zu können, sich zu rühren, blieb er stehen, heftig fing sein Herz zu schlagen an und er starrte wie gebannt auf das mächtige, ihm düster drohende Kreuz. Da ließ er endlich seine Arme niedersinken, konnte sich aber zu keiner anderen Bewegung entschließen. Als hätte der Blitz ihn getroffen, stand er von einem Gedanken berührt, der plötzlich fast unvermittelt über ihn hergefallen war, und unter dessen Gewalt er körperlich erzitterte. — Es dauerte

eine Weile, ehe er sich einigermaßen fassen konnte. Angestrengt suchte er nach etwas, das ihn vor dem Ueberfall seiner schrankenlosen Phantasie sichern konnte, aber während dem war er nicht im Stande von dem Kreuze einen Blick zu wenden; gewaltig zog es ihn an.

Da sah er mit einem Male, als erwachte in seinem Hirn etwas längst Vergessenes, den heimlichen Waldsee vor sich, in dem seine Gestalt mit Wolken und hellgrünenden Buchen sich schön vereinigt spiegelte; und er erschrak. Denn mit einem einzigen Ueberblick stand ihm das vergangene Streben, seiner Person höheren Werth zu verleihen, vor der Seele. Von da an, als er durch die eigene Schönheit beglückt mit dem wunderbaren Musikanten zusammentraf, bei dessen Künstlerthum, im Anhören der guten Leistungen die Sehnsucht nach einer geistigen Gabe und Würde sich in Valentin geregt, bis zu dem kläglichen Ende, das sein nutzloses, armseliges Streben genommen hatte, durchlebte er Alles wieder. Aber diese Bilder waren nicht im Stande, den einen plötzlich über ihn hereingebrochenen Gedanken zu verscheuchen. Sie tauchten in ihm unter, und nur der Schmerz blieb Valentin davon zurück, daß er nichts erreichen konnte, was ihm den hohen Werth verliehen hätte, den er einst innig für sich ersehnte, und daß er nie und nimmer das nach Reichthum und Glanz strebende Geschöpf an sich zu fesseln vermöge, mit all seiner übermächtigen Liebe nicht. —

Wie er sich endlich mit Gewalt von dem Platze losriß, schien etwas Besänftigendes über ihn gekommen zu sein. So trieb er sich lange im Garten umher, oft an den Fenstern der schlafenden Lulu vorüber, zu dem er in tiefster Versunkenheit aufzublicken vergaß.

Abgemattet und innerlich gequält ging er endlich, als der Morgen schon dämmerte, den Weg zu seiner Kammer zurück. Schlaf fand er nicht, und wie es an demselben Morgen in der Werkstatt um ihn stand, läßt sich denken. — Die nächsten Tage, welche auf die erregte Nacht folgten, waren wunderbarster Art.

Als er Lulu wiedersah, hatte er das Gefühl, als müßte er vor ihr etwas verbergen, und ihm war es, als müßte sie ihm die Qual der vergangenen Nacht an der Stirne lesen. Lulu erschien heiter, sorglos und muthwillig wie immer.

Valentin, dem das ganze Bewußtsein seiner Leidenschaft zu Theil geworden, blickte dadurch belastet und gefesselt, schwerleidend zu dem freien Geschöpfe auf, und da über Nacht eine Wandlung mit seinen Gefühlen vorgegangen war, erschien ihm Lulu fremd und ihm unendlich fernstehend, so daß er sie gleichsam zum ersten Male wiederzusehen glaubte und den vollen, wieder neuen Eindruck ihres Liebreizes hatte; und zwar empfand er ihn auf eine ungewohnte, erhöhtere Weise als früher, nämlich tief poetisch, denn Poesie ist ein Beiseiteschieben des gewohnheitsmäßigen Schauens, ein momentanes sich in die Lage Versetzen, in der man mit Bewußtsein und Kraft eine uns vertraute Erscheinung zum ersten Male voll genießt. Menschen, deren innerstes Wesen nach Schönheit strebt, geschieht es, daß Leidenschaft ihnen, wenn sie in das Uebermäßige wächst, von Poesie verklärt, doch nicht gesänftigt wird. Die aber gerade sind es, die zu nicht zu sühnenden Verbrechen gegen Sitte und Gesetz und zu tiefsten Leiden getrieben werden.

Die Beiden saßen, gar verschiedenartig empfindend, bei einander. Lulu sprach scheinbar absichtlich oft von ihrem baldigen Abschiede aus dem Städtchen,

und Valentin hörte ihr jedes Mal ohne Erwiderung zu; ihn erstarrte dieser Gedanke. Und da er so große Ruhe, die nicht ahnen ließ, was sie umschloß, bei Lulu's Andeutungen an den Tag legte, war dies der kleinen Person nicht recht, weil sie hinter Valentin's Benehmen ihrem Ermessen nach Etwas vermuthete, als ob er sich in das Unvermeidliche finde. Sie ließ daher nicht nach, das Feuer höher aufzuschüren, nicht mit der Absicht ihn zu schädigen, sondern nur von Unruhe, Neugier und Eitelkeit getrieben, zu erfahren, wie es wohl um ihn stehen möge. Feierabends kam er nach wie vor in die Bügelstube, oder holte Lulu aus dem Theater ab. An dem Sonnabend, am Ende der für Valentin schwer zu ertragenden Woche, saß er schweigend und bedrückt auf seinem gewohnten Platze. Die alte Ambrosius bügelte noch im vollsten Eifer, ließ bei Gelegenheit, um ihren Stahl zu prüfen, den angefeuchteten Finger das heiße Eisen berühren, daß es kurz aufzischte, und strich dann unaufhaltsam weiter.

Lulu war aufgestanden und an das Fenster getreten, blickte gedankenlos in das Dunkel und sang vor sich hin. — Valentin sah unverwandt schmerzlich auf sie, mit dem Gefühle, als ströme jedes Glück und jedes Elend von ihr aus. Er schloß die Augen, da empfand er, wie in seine Stirn, in den innersten Nerv, Lulu's süßes Bild gedrungen war. An das Gefühl, sie halten zu können, glaubte er nicht mehr, bei ihrem Anblick lag nur die Voraussicht, von ihr getrennt zu werden, lähmend auf ihm, verstärkte aber den Eindruck ihrer Reize und den heißen Wunsch um ein Beträchtliches, etwas zu thun, das der Kraft seiner Liebe gleich käme. — Etwas mußte geschehen; unmöglich konnte die Liebe, die ihm als Zweck und Ziel seines Daseins erschien, als Erfüllung jeder Hoffnung, wieder verschwinden ohne etwas Bedeutungsvolles ausgerichtet zu haben. Daß dieses dennoch geschehen könnte, schien ihm unerträglich zu fassen, und das Grauen, welches ihn bei dieser Möglichkeit überschlich, war tief erregend. Solch eine Lebensgewalt sich ziellos zu denken, zu denken, daß sie nur da sei, um zu erwachen, wie ein Sturm zu wüthen und wieder in der Alltäglichkeit zu vergehen, das konnte und durfte nicht sein. — Von ihr den Untergang erwarten, war Befriedigung gegen dies zwecklose Austoben mächtiger Kräfte.

Verzweifelte Gedanken bewegten den armen Burschen, der schweigsam und von beiden Frauen kaum beachtet in dem Zimmer saß, und tief empfand, daß er nie verstanden werden konnte. Solch ein Gefühl ist schicksalsvoll für einen Menschen, in dem etwas Ungewöhnliches sich gestalten will; dann erst ist er schrankenlos seinem Verlangen hingegeben, wenn er sich bewußt geworden ist, daß er durch das, was in ihm vorgeht, von seinen Mitmenschen abgesondert, daß ein Mittheilen für ihn unmöglich geworden ist.

Für Valentin begann von dieser Zeit an ein merkwürdiges Stück Leben. Mit Ruhe sah er in jenen Tagen den Abschied näher und näher rücken. Diese Ruhe hatte ihren Grund nicht in einer Verminderung der Leidenschaft für das Mädchen, auch nicht in einer fassungsvollen Unterwerfung, sondern in einer gewissen Harmonie, die er zwischen dem Schicksal und seiner Kraft hergestellt hatte, in der Idee, etwas zu thun, das gleichsam den Grenzstein seiner Leidenschaft setzen konnte, sagen zu können: „Das ist es, was ich aus mächtigster Liebe that." —

Er ging damals oft zu dem Maler, doch nie ohne Erregung und Spannung.

Mit Herzklopfen that er bei diesem hin und wieder Fragen, deren Beantwortung ihm am Herzen lag. Ohne daß der Alte eine Ahnung davon hatte, bewegte sich in Valentin das Wunderlichste, was je in einem jungen, leidenschaftlichen Kopfe entstanden war.

Wenige Tage vor der Abreise der Schauspieler traf Valentin, als er in die schon dämmerige Bügelstube trat, Lulu, welche allein am Ofen saß.

Sie streckte ihm die Hand entgegen und sagte: „Nun geht es von hier; ich möchte es wäre schon vorüber. Mir ist so ein Abbrechen, die Unruhe und alles das, was man fühlt, wenn man auf Nimmerwiedersehen von einem Orte geht, der Einem gewohnt geworden ist, recht zuwider." Valentin erwiderte nichts. Er hätte auf der Welt nicht gewußt, was da noch zu sagen wäre.

„Wollen wir mit einander in den Garten gehen?" fragte sie. „Ich war heute den ganzen Tag nicht draußen."

„Ja," sagte Valentin schwer bedrückt.

Sie gingen Beide schweigend neben einander her. Lulu hing ihren Gedanken nach und bemerkte Valentin's Schweigsamkeit nicht. Der aber war heute gekommen, um eine Bitte, die ihm nicht über die Lippen wollte, an sie zu wagen.

Endlich brach Lulu die Stille und sagte mit ihrer heitern, klaren Stimme: „Das ist zu trübselig, Valentin; wozu das Leben sich verbittern."

Sie schaute sich um und hing sich fast schmeichelnd an seinen Arm. „Valentin, nicht wahr, Du nimmst Dir den Abschied nicht so sehr zu Herzen? Mir sollte das sehr leid thun. Valentin, Du bist gut?"

Da wußte er nicht zu hindern, daß ihm die Thränen in die Augen traten. Er blickte Lulu an ohne zu antworten und konnte sich zum Sprechen nicht entschließen. Er führte sie nach ihrem schönen Lieblingsplatz. Der war zu jeder Tageszeit ein ernster, weihevoller Aufenthalt, der in seiner großartigen Einfachheit immer eindrucksvoll blieb. „Mein lieber Platz!" sagte Lulu innig und ließ sich auf ihr hölzernes Kistchen nieder, das vor dem steinernen Sockel des mächtigen Kreuzes stand. „Wer mag die hierher gesetzt haben?" fragte sie.

„Ich!" sagte Valentin. „Das war ich."

Lulu achtete kaum auf ihn; eine kleine, wehmuthsvolle Abschiedsstimmung hatte sie überkommen, an der sie zaghaft naschte, wie ein verwöhntes Kind es an einer unbekannten, wenig vertrauenerweckenden Speise thut.

Valentin stand mit klopfendem Herzen und im Kampfe mit sich selbst, endlich sich den Muth zum Reden abzuringen, vor ihr. Doch wollte es noch nicht zum Siege kommen.

„Wenn ich einmal reich bin," sagte Lulu, „dann soll ein Meister hier für mein Kreuz mir einen Christus zu Stande bringen, so schön, wie sie noch keinen gesehen haben. Und dann komme ich wieder einmal hierher. Es ist doch ein Trost, wenn man nicht für immer Abschied nimmt."

„Lulu!" rief Valentin und sank wie überwältigt vor ihr hin: „Ich liebe Dich, wie Dich nie ein Mensch wieder lieben wird."

Da erwiderte sie nichts, suchte aber nach etwas, um sich und ihn schnell vergessen zu machen, was er gesagt hatte. Doch wußte sie kaum, was sie sprach und flüsterte: „Du, weißt Du noch, wie Du mir die Geschichte von der Apol-

lonia erzähltest?“ Die gefiel mir nicht. Mich ängstigt es, daß es welche gibt, denen die Liebe zum Elend und Unglück wird. Valentin sei klug; die Liebe ist es wahrhaftig nicht werth, daß man sich ihretwegen zu Grunde richtet. Nimm Dich zusammen! Wenn Du es willst, schreibe ich Dir einmal, und vielleicht sehen wir uns auch wieder. — Wer weiß das?“

So suchte das kleine, etwas pedantische Herzchen den armen, gequälten Burschen auf ihre Weise zu trösten. Daß ihr eigenes Glück bei diesem Handel die Hauptsache bildete, daran, wie begreiflich, zweifelte sie keinen Augenblick. — Sie stand auf und hing sich wieder an Valentin's Arm, als wäre nichts geschehen.

„Lulu,“ sagte Valentin, „ich werde Dich nicht wieder quälen, verzeihe mir. Ich weiß nun zur Genüge, wie es um mich und Dich steht, und wenn Du gehst, sollst Du eine Klage von mir nicht hören. Das glaube mir.“ — Hier stockte er und blickte zu Boden. „Aber ich denke, Du weißt, wie sehr ich Dich liebe, — und wenn ich Dich etwas bitte“ — er stockte wieder, das Herz klopfte ihm zum Zerspringen, „dann wirst Du es nicht abschlagen. Komme heute noch einmal hierher, ein einziges Mal thue es!“

„Weshalb?“ fragte Lulu ruhig.

„Weil ich möchte,“ erwiderte er erregt, „daß Du einmal etwas thätest, was Du meinetwegen thust. Nur auf einen Augenblick komme,“ bat er innigst.

„Du bist ein närrischer Mensch. Was hast Du davon, wenn ich komme? Sehen wir uns nicht täglich, und kommst Du nicht, so oft Du nur willst?“ Das sagte die Kleine ernsthaft.

„Ja,“ erwiderte Valentin; „aber ich bitte Dich doch.“

Er war, während er sprach, auffällig bleich geworden. „Sage mir,“ fragte er heftig, „ob Du willst oder ob Du nicht willst? Aber quäle mich nicht.“

Lulu sah ihn an und etwas wie Mitleid um den Thoren, der seiner Gefühle so wenig Herr war, wie es ihr schien, überschlich sie. Zu keinem Menschen außer zu ihrer Mutter hatte sie je solches Vertrauen empfunden, wie zu dem guten, schönen Freunde, und sie sagte: „Ja, wenn Du nicht anders willst, dann komme ich; aber wann?“ „Heut Nacht. Um elf Uhr,“ sagte er. „Mit dem ersten Schlage, wenn es an der ersten Uhr schlägt, dann mußt Du hier gerade auf dem kleinen Weg sein und dann kommst Du.“

Lulu blickte nachdenklich vor sich hin. „Etwas unbequem ist das,“ sagte sie lächelnd, „da muß ich zu dem Fenster hinaus, denn durch das Haus komme ich so spät nicht mehr.“

„Wir stellen einen Stuhl davor,“ sagte Valentin beruhigend.

„Ja, das glaube ich,“ lachte sie, „versucht hab' ich es schon öfters; aber es wird sehr dunkel sein.“

„Nein,“ sagte er, „wir haben Mondschein. Gerade um elf Uhr, da ist es so hell, wie es nur sein kann.“

„Ich fürchte mich nicht,“ erwiderte sie.

„Komme ja!“ bat er mit einem Ausdruck, der ihr in die Seele dringen mußte. „Aber ich bitte Dich, komme mit dem Schlage elf, sonst gar nicht. — Nein, dann komme sicher nicht.“

„So, — dann nicht, Du Eigensinn? — Du sollst sehen, daß ich komme.

Glaube nur, für mich ist die Heldenthat, einmal Nachts durch den Garten zu gehen, nicht so groß, wie Du es Dir vorstellst. Ich habe es schon manchmal gethan. Wenn ich an meinem Fenster vor dem Schlafengehen stand, da hat es mich hinausgelockt."

„Lulu, ich danke Dir," sagte er und gab ihr die Hand. „Hättest Du nicht kommen wollen, —" er blickte wie träumend starr vor sich hin und sprach nicht aus. „Lebe wohl! Rufe, wenn Du auf dem schmalen Weg gehst, ich höre Dich dann."

Sie versprach es, und Valentin nahm von ihr Abschied, wendete sich noch einmal um und flüsterte heftig: „Du kommst! Du kommst, Lulu!"

„Ja, ich komme, Du kannst mir glauben," sagte sie fast treuherzig und fügte nach einem Weilchen hinzu: „Du warst nie anders, als gut mit mir." Sie streckte ihm noch einmal das Händchen entgegen, das er innig drückte, dann verließ er sie. Das aber ist das letzte Mal gewesen, daß sie im gewohnten, wenn auch von Beiden sehr verschieden empfundenen Glücke bei einander gestanden haben. Die leichtlebige Kleine hatte in der Begegnung mit dem sanften, schönen Menschen eine Befriedigung gespürt, er war ihr sympathisch gewesen, nichts an ihm hatte ihr bewußt Mißfallen erregt; nicht das Geringste. Zum eigentlichen Nachdenken über ihn und seine Beziehung zu ihr war sie nicht gekommen; wie man eine zufällige Annehmlichkeit entgegennimmt, so ließ sie sich seine Güte und Bewunderung gefallen. Er aber hatte, seit er die schöne Lulu kannte, erfahren, daß die Liebe eine todbringende Macht sein könne; daß, je nachdem die Würfel fallen, sie Alles zu geben und Alles zu nehmen im Stande sei. Und ihm war, nachdem er das erkannt, als müsse man ihr wie ein unschuldig Angeklagter, der auf seinen Richterspruch harrt, entgegensehn. Er liebte mit der Kraft, die der Liebe ihren tiefsten Zauber, ihre unerbittlichste Gewalt, ihre Seligkeit und ihr schwerstes Leid verliehen hat.

Die Frau Ambrosius war längst in ihrer Bügelstube zur Ruhe gegangen. Das Licht war gelöscht und sie schlief ihren gesunden, festen Schlaf. Da stand ihr leichtsinniges Töchterchen noch an dem offenen Fenster ihrer Kammer. Sie hatte die Thüre, welche sie von der Mutter trennte, leise verriegelt und schaute in den hellen Mondschein, der über dem einsamen, schweigenden Garten lag, hinaus. Mit einem dünnen, dunkeln Tuch hatte sie Kopf und Schultern bedeckt, sodaß nur das rosige Gesicht und ein paar muntere Löckchen hervorschauten. Unbeweglich lehnte sie am Fenster und lauschte. Es war eine warme, schöne Sommernacht, und sie genoß sie ganz behaglich; nur ein wenig Unruhe ließ ihr das Herzchen schneller schlagen. Sie blickte zum Himmel empor, da sah sie den Mond in blendender Klarheit seine freie Bahn ziehen. Einsam und geheimnißvoll schwebte er in dem gewaltigen Raume, der das silberne, kalte Licht des mächtigen Gestirns in sich aufsog. Wie gebannt blickte Lulu in die schimmernde, Alles durchrinnende Luft. — Nichts regte sich. — Ein Heimchen begann zu zirpen und erfüllte scheinbar mit seinen feinen, durchdringenden Tönen die ganze Weite.

Da schlug es durch die stille Nacht an der ersten Uhr und verkündete der Lauschenden, daß sie in der kommenden Viertelstunde ihr Versprechen zu lösen habe. — Da klopfte ihr das Herz, — und wieder schlug es an einer Uhr, —

und noch an einer. Dann war Alles still, wie vorher; — todtenstill. Das Plätschern eines Brunnens, das sie noch nie vernommen zu haben glaubte, tauchte aus der schweigenden Nacht auf gleich einem Gedanken, der mit einem Male uns bewußt aus der Erinnerung aufzusteigen scheint.

Nun wartete sie noch eine Weile (jeder Augenblick schlich ihr langsam dahin), dann schlüpfte sie geschickt wie ein Kätzchen zum Fenster hinaus und schlich vorsichtig am Buschwerk hin. Die ganz vom Licht überschimmerten Bäume warfen dunkele, festbegrenzte Schatten, und der Boden war von dem hellsten Mondschein, der neben sanftester Dunkelheit doppelt grell erschien, wunderbar belebt. Der vom Thau tropfende Grasrand streifte ihr das Kleid, so daß sie es enge um sich zog. Sie erschrak, — es huschte etwas über den Weg. — Das mochte ein Mäuschen sein. — „Was sonst?“ dachte Lulu, aber das Herz klopfte ihr mit einem Male, als sollte es zerspringen. Sie blieb stehen. — Die tiefe Einsamkeit bedrückte sie. Alles glänzte, schimmerte und leuchtete in unheimlichem Lichte. Ganz entfernt bellte ein Hund; — aber wie entfernt! Nur wenn sie achtsam lauschte, hörte sie es hin und wieder. — Und mit diesem ganz wesenlos, aus unbestimmter Weite drangen Geräusche bis zu ihr, unzusammenhängend, fremd. Ob sie wirklich etwas vernahm, oder ob der eigene Athem sie getäuscht, konnte sie in ihrer Verwirrung nicht unterscheiden.

Jetzt stand sie an dem kleinen Pfad und wartete auf den vollen Schlag der Uhr. Fest hüllte sie sich in ihr Tuch und hielt es mit einer Hand auf der Brust zusammen, da fühlte sie, wie sich das Herz in ihr ängstigte. Noch nie hatte sie auf das Wesen der Nacht so geachtet wie heute. Sie erschien ihr von allem Leben verlassen zu sein, und es graute ihr, als sie überlegte, wie tief vereinsamt und unbekannt diese Stunden ewig gewesen sind und sein werden, solange die Welt steht. Da schlug die Uhr. Lulu fuhr zusammen und bog zaghaft in den schmalen Weg ein. Jeden Schritt, den sie that, hätte sie zurückhalten mögen, so sehr erschrak sie bei dem Geräusch, das sie verursachte. Ein Zweig, der ihr unter den Füßen brach, schien die grenzenlose Stille zu entweihen.

„Valentin!“ rief sie. Nicht weil er sie bei dem Abschied gebeten hatte zu rufen, sondern weil es sie gewaltsam dazu drängte. Es war ihr, als hätte sie, ohne zu rufen, ersticken müssen. — Sie blieb stehen und horchte. — Keine Antwort. „Valentin!“ rief sie noch einmal; — aber nichts regte sich. Da schöpfte sie tief Athem und schlich weiter. Jetzt thaten die Büsche sich auseinander, das volle Mondlicht glänzte ihr entgegen, scheu blickte sie noch einmal neben sich in das Dunkel hinein, hob dann wieder die Augen und — das Herz blieb ihr stehen, eisig durchrann es sie. Sie wollte aufschreien, aber die Kraft versagte ihr. Vor ihr, auf dem Kreuze erhöht, leuchtete übersinnlich im Mondschein das Bild des Gekreuzigten mit der Dornenkrone. Die Arme weit ausgebreitet, das Haupt zur Seite geneigt und den Blick zum Himmel gerichtet, gewaltig schön, wie je ein Mensch auf Erden den Gekreuzigten im Geiste hätte schauen können.

Unglaublich war, was sie sah, zu unerhört, um es zu fassen, doch durch die Schönheit, die das Bild ausstrahlte, himmlisch gemildert. Wie gebannt blickte sie darauf hin. Das Erstarren schwand ihr aus den Gliedern, noch wogte jedes Gefühl in ihr und sie zitterte, von der Gewalt des Schreckens fast verlassen. —

Das Uebersinnliche der Erscheinung durchbebte sie, und etwas wie Anbetung, wie ein Vergehen in dem Anblick durchdrang sie. Lulu preßte die Hände fest an die Brust und starrte auf das ihr einst bekannte und nun unendlich weit entrückte Haupt, das unnahbar, geisterhaft über sie hinwegschaute.

Und es war ihr, als läge auf den übermenschlich schönen Zügen, deren Schönheit sie bis dahin nicht entfernt geahnt hatte, solch tiefes Leiden, daß ihr davor graute. Ein leichter Windhauch fuhr über die dunkeln Tannen, die hinter dem Kreuze, das seine geisterhafte Last trug, in die Höhe starrten. Und bei dem leichten Hauch bewegte sich das Haar, das unter der Dornenkrone dunkel hervorquoll, kaum merklich, und auch das weiße Tuch des Gekreuzigten wehte leicht im Winde.

Da durchfuhr es Lulu mit neuem Schrecken. Sie warf noch einen langen Blick auf das Bild, unbewußt, wie um dessen Schönheit und Gewalt tief noch zu erfassen, seufzte schwer auf und trat, die Hände noch immer fest über der Brust zusammengepreßt, unsicher und zitternd wieder in den dunkeln Pfad zurück. Sie ging nicht schnell, das hätte sie nicht gekonnt. Jedes Gefühl in ihr war auf das Aeußerste angespannt. Sie hatte in dem heiteren Seelchen nicht Kraft genug, zu fassen, was sie gesehen und ging in schwerer Dumpfheit durch den mondbeschienenen Garten. Seit sie die Erscheinung nicht mehr vor Augen hatte, wuchs in ihr das befremdliche Grauenhafte über jede andere Empfindung. Nicht zurück, nicht nach den Seiten wagte sie zu blicken. Mit niedergeschlagenen Augen, so daß sie nur bei jedem Schritte von dem nächtlichen Garten einen feucht glänzenden Streifen Weg und Wiese schimmern sah, ging sie langsam vorwärts. Dem Hause schien sie nicht näher kommen zu können, so dehnte sich der nebelhafte, durchleuchtete Raum, der sie von ihrem sichern Kämmerchen trennte, vor ihr aus. Von der Gewalt des Erlebnisses war sie ganz niedergebeugt, wie ein erschrecktes Vögelchen in sich zusammengeduckt, und wußte nicht, was sie mit sich selbst beginnen sollte.

Das heitere, leichtsinnige Geschöpf, das die Gewalt, das Verzehrende und den Ernst der Liebe nicht anerkennen wollte, war nun mit einem Male ganz davon geängstigt und überwältigt. Sie entsetzte sich davor. Die Liebe erschien ihr wie ein drohendes Unheil. Da sie selbst nicht im Stande war, leidenschaftlich über alles Hindernde hinausstrebend zu lieben, war ihr die Gewalt, die sie in einem anderen Herzen erregt hatte, doppelt fremd und erschreckend. Und ähnlich, wie der Gedanke an den Tod sie mit Grauen erfüllte, so erschütterte sie die Vorstellung der Leidenschaft, die sich ihr übermächtig offenbart hatte.

Da gedachte sie des Abends, als Valentin ihr die Geschichte der Apollonia mit der ganzen Kraft seiner eigenen Empfindung erzählt, und wie sie fast widerwillig zugehört und an der Erzählung keinen Gefallen hatte finden können.

Endlich war sie vor ihrem Fenster angelangt, blieb aber lange regungslos, ohne daß sie wagte einzuschlüpfen. Immer von Neuem durchschauerte sie die fremdartige Gewalt der Erscheinung.

Als sie in ihrer Kammer angstvoll und bewegt stand, das Fenster geschlossen und den Vorhang fest zugezogen hatte, da fühlte sie sich etwas gesichert und von dem, was ihr draußen in der Nacht erschienen war, getrennt.

Sie zündete ein Licht an. Vor Erregung standen ihr heiße Thränen in den Augen. Ein Madonnenbildchen hing über ihrem Bette, darauf waren Lulu's Blicke gerichtet. Sie hob die gefalteten Hände und flüsterte: „Hilf mir; beschütze mich!“ Dann begann sie sich auszukleiden; als sie sich aber niederlegen wollte, wurde es ihr sehr bänglich zu Muth. Sie blieb mit offenen Augen stehen und blickte unschlüssig vor sich hin.

Nach einer Weile nahm sie ihr Licht, schob den Riegel von der Thüre vorsichtig zurück und schaute in die große Bügelstube hinein. Da lag die Frau Ambrosius und schlief den Schlaf der Gerechten. Lulu wollte sie wecken, entschloß sich aber nicht dazu. Sie schlich wieder zurück, holte geräuschlos Decken und Kissen, ging damit sachte, wie ein Geistchen bis an das Bett der Mutter, machte sich dort ein Lager zurecht, löschte in ihrer Kammer das Licht und legte sich dann nahe bei der guten Frau Ambrosius nieder. Aber zum Einschlafen konnte die Kleine lange nicht kommen. Wenn sie die Augen schloß, stand das geisterhafte Bild lebendig und gewaltig vor ihr, und immer von Neuem erlebte sie die übermächtige Bewegung. Als die Frau Ambrosius mit dem Frühesten erwachte, fielen ihre Blicke auf das Töchterchen, das in die Decke gewickelt vor ihrem Bette lag und schlief.

„Da hat die Katze sich gefürchtet,“ sagte die Frau vor sich hin und schüttelte lächelnd den Kopf. Schnell war sie auf und fertig, nahm dann die nach langem Wachen endlich fest schlafende Lulu in die Höhe und legte den Schelm auf das eigene Bett hinauf. Sie hatte ihren Spaß daran, daß das verschlafene Ding gar nichts davon gemerkt hatte und schaute sie sich an, weil sie gar so frisch und reizend vor ihr lag. Hätte sie geahnt, welch Geheimniß der hübsche Mund verschloß und welchen Schrecken und Gewalten der Morgenschlaf die Kleine entrückt hatte!

Als Valentin an diesem Morgen in die Werkstatt kam und sich schweigend und düster an seine Arbeit machte, erschrak der Meister beinah vor dessen Aussehen und betrachtete ihn. Valentin hörte und sah nicht, was um ihn her vorging, und war schwer befangen. Nach der Arbeitszeit, als er ohne aufzublicken in der Werkstatt zurückblieb, trat der Meister auf ihn zu und sagte: „Ich meine es gut mit Dir. Daß Du einen Kummer hast, haben die Frau und ich längst bemerkt. Willst Du es mir sagen? Ich glaube, daß es gut für Dich sein würde. — Mir hat Dein Umgang drüben mit den Ambrosiussens lange schon nicht gefallen, alter Junge,“ dabei klopfte der behäbige Meister seinem Gesellen auf die Schulter. Dem aber stieg in sein bleiches Gesicht dunkele Röthe.

„Drüben wird das Haus bald leer sein,“ fuhr der Meister fort. „Das drückt Dir am Herzen, nicht wahr?“ Valentin aber erwiderte nichts.

„Nun, nun, das gibt sich,“ meinte sein Brotherr. „Laß nur die Zeit vergehen,“ und er ging, da er nichts Besseres zu sagen wußte, aus der Werkstatt.

In Valentin's Seele aber sah es böse aus. In der einsamen Nacht, die er bis auf das Aeußerste erregt verbracht hatte, waren ihm mit einem Male und zu spät, als die That geschehen, die Augen aufgegangen und er hatte sich entsetzt, als er sich bewußt geworden war, daß er das Heiligste in seine Liebe mit hineingezogen habe. Tiefstes Erschrecken über das, was er gethan, eine peinigende

Furcht vor sich selbst war mit einem Male in ihm eingezogen und Angst durchdrang ihn, als er sich überlegte, wie blind und heiß er nach dem ihm jetzt wieder Undenkbaren gestrebt hatte. Ihm war, als könne er keinen Menschen frei anblicken; die Möglichkeit, Lulu wiederzusehen, erfüllte ihn mit Verwirrung.

Er durfte und konnte ihr nicht wieder begegnen und fühlte fast mit Beruhigung sich ewig von ihr getrennt. Er wagte kaum Schmerz zu empfinden, denn er schien sich so tief schuldig, daß er ohne Murren jedes Leiden ertragen hätte.

Die Freundlichkeit seines Meisters verwundete ihn, denn da, als der Gute in vollem Wohlwollen ihm tröstend auf die Schulter geklopft hatte, war ihm seine Schuld so zu Kopfe gestiegen, daß es ihm schwindelte. Er wäre am liebsten vor seinem Meister niedergefallen, nicht um zu gestehen, denn wie wären die Worte, die sein Geständniß ausgemacht hätten, ihm über die Lippen gekommen. Dunkel empfand er, er wolle um Verachtung, — Elend, — Tod bitten. Valentin hatte sich selbst vollkommen verloren. Daß in ihm Widerstandsfähigkeit lebte, mit der er sich jedem Sturm gegenüber eine Weile behaupten könne, fühlte er nicht. Er war von seiner Art zu empfinden ganz niedergeschmettert und wagte in demüthiger Zerknirschung keinem Gefühle, das anklagend in ihm auftauchte, sich entgegenzustellen.

So lebte er hin, that seine Arbeit und zwar besser als je, antwortete auf alle Fragen des Meisters, die die Arbeit betrafen, kurz und ruhig, sonst aber war er verschlossen und unnahbar.

An dem Tage vor Lulu's Abreise stand er in seiner Kammer. Es war gegen Abend, die Luft gewitterschwül, und er hörte hin und wieder einen Windstoß in den Baumkronen des für ihn so sehr verhängnißvollen Nachbargartens. Da mit einem Male durchbrach die Sehnsucht nach dem geliebten Geschöpf mächtig sein niederdrückendes Schuldbewußtsein. Zum ersten Male stieg seit jener Nacht der Trennungsschmerz gewaltsam in ihm auf, so daß jeder andere Gedanke, jedes andere Gefühl davor zurückweichen mußte. Fast ohne zu wissen, was er that, ging er durch das Haus, über den Hof, durch den Garten des Meisters und nahm seinen Weg über den Zaun. — Noch einmal mußte er ihr nahe sein.

Am Himmel standen dunkele Gewitterwolken und die spätsommerliche Schwüle, die in der Luft lag, war niederdrückend. Die warmen Windstöße wurden immer heftiger und Alles bog und neigte sich ihrer Gewalt. In den hohen Bäumen verfing der Sturm sich wirbelnd, und in dem fahlen Lichte sah das Laub herbstlich und grau aus. „Das ist das Ende!“ dachte Valentin. — Er wußte, daß Lulu ihm jetzt nicht begegnen konnte und ging mit klopfendem, verlangendem Herzen und als lade er eine neue Schuld auf sich, dadurch, daß er seiner Leidenschaft, die ihn zu großem Unrecht getrieben, wieder Bahn ließ, dem Hause zu.

In das Rauschen des Sturmes mischten sich entfernt verhallende Donnerschläge, und die großen Tropfen fielen. Er ging und starrte düster vor sich hin. Da stand er nahe vor dem Hause; die Fenster glänzten bleifarben durch die schwere Luft. Er blieb betroffen stehen, that keinen Schritt weiter vorwärts. — Ein unsagbarer Schmerz stieg ihm zu Herzen. — Dann schlich er durch den Garten, über den das Gewitter mit voller Macht hinzog, langsam zurück.

Tags darauf, als das Nachbarhaus ganz verlassen und öde war, ging Valentin in der Dämmerung auf der Straße daran vorüber. Er trug etwas, das er unter einem Tuche verborgen hielt, und schritt langsam und bedrückt der Wohnung des Malers zu. Er wußte, daß um diese Stunde der Alte nicht zu Hause zu treffen war, kam in das Atelier ohne Jemand zu begegnen, schlug die Truhe auf und legte das, was er vor Tagen daraus entnommen, wieder zurück und schloß den Deckel sachte darüber. In der Küche hörte er die Haushälterin wirthschaften und das Holzfeuer auf dem offenen Heerde knistern. Er wurde nicht bemerkt, trat in das Freie und saß bald darauf hoffnungslos, schwer getroffen mit den Meistersleuten und Karl Frey bei der Abendmahlzeit.

Manches Jahr blieb Valentin in dem Städtchen und führte ein stilles Leben. Der Meister hatte Wohlwollen zu ihm gefaßt, war mit ihm zufrieden und konnte es auch sein, denn aus dem Gesellen, der in frühester Jugend eine Scheu vor der Macht der Arbeit, welche ihm auf dem Leben schwer zu lasten schien, empfunden hatte, war durch die Zeiten ein zuverlässiger, fleißiger Mann geworden, der dem alternden Meister Hilfe und Stütze im Geschäfte sein konnte. Valentin selbst hatte eine ruhige Zuflucht für sein bedrängtes Herz in der von ihm einst mißachteten Arbeit gefunden. Er gesundete an ihr von den Peinigungen eines schweren, eigenthümlichen Schicksals, dessen Gewalt er schweigend wie ein Geheimniß getragen hatte.

Auf das Tiefste war er von seiner Schuld durchdrungen. Sein gläubiges Gemüth hatte bei der vollen Erkenntniß dessen, was er gethan, gelitten, und die Empfindung, daß er zu jeder Strafe bereit sein müsse ohne zu klagen, war seiner Natur nach in ihm entstanden. Nach der Trennung von der mit gewaltsamer Leidenschaft Geliebten stieg unbemerklich aus ihm selbst eine wunderliche Sühne auf, die er voll erfaßte, ruhig hinnahm und gegen die er nicht zu handeln wagte. In Unterwerfung und Demuth fühlte er sich selbst in der ersten, mächtigsten Erregung keines Glückes mehr werth, und keines Leidens und Klagens. In eine wunschlose Oede war er mit einem Male gestoßen. Er hätte den Muth nicht gehabt, etwas für sich zu erbitten, und etwas, was ihm versagt wurde, zu beklagen; so tief fühlte er sich schuldig. Er versagte sich deshalb, soweit dies denkbar ist, das Leiden um Lulu, und er that dieses, als müßte er es aus unerbittlicher Naturnothwendigkeit thun.

Auch jede Wehmuth, jede Sehnsucht bekämpfte Valentin wie einen strafbaren Gedanken, bekämpfte von dem quälenden Bewußtsein seines Unrechtes nicht freigelassen, das berauschende Sichhingeben an den Schmerz, in das Andere sich wie in ein Meer hineinstürzen, darin unterzugehen meinen, doch von den Wogen nur betäubend unendlich hin und her getrieben, abgemattet, lebensmüde auf ein ödes Ufer geschwemmt werden. Indem Valentin in Reue und Demuth nicht zu klagen wagte über das Schwerste, was einem Herzen angethan werden konnte, indem er scheinbar sich strafte, hatte er das Weiseste vollbracht, was ein Mensch ersinnen mochte, um einem Schmerze zu entfliehen. So groß sein Leiden war, wurde es dadurch, daß er es vor sich selbst verleugnete, um seine größte Kraft betrogen, denn nur dann, wenn es vollkommen rückhaltlos mit uns eins wird, dann erst ist es mächtig, läßt von uns nicht ab, zehrt an uns, durchdringt

jede Faser und scheidet den, in den es eingezogen, vom Leben. Valentin gesundete, während er schwer zu büßen glaubte und, ohne daß er es gewahr wurde, lag nach einem Zeitraum das Erlebte unbestimmt, nebelhaft hinter ihm. Und er saß Tag für Tag in seiner Werkstatt und arbeitete ruhig, von nichts mehr abgelenkt. Träumerei und phantastisches Drängen und Treiben, mit dem er begabt worden war, fanden jetzt keine Freistatt mehr, waren an ihm wie die erste Jugend vorübergezogen. Da es nutzlos für ihn schien, sich mit dergleichen abzugeben, fiel es in den reiferen Jahren, die mit den Kräften schon mehr haushielten, von ihm ab.

Diese unvollkommene, unnütze Gabe, die sich in ihm mit nichts, was ihm vollen Werth gegeben hätte, verbinden konnte, hatte ihn zu jener, so schwer nachwirkenden, geheimnißvollen That getrieben. Und dennoch hatte diese Gabe Etwas an ihm vollbracht und schien sich deshalb genügt und ihn verlassen zu haben. Wie es Tausenden ergeht, die in der Jugend träumen, berauscht leben und fühlen, und wenn sie in ein ruhiges Alter treten, solch wundervolles Leben wie eine abgetragene Kleidung bei Seite legen und völlig ehrbar werden, so erging es Valentin. — Solche Naturen stehen unter dem Einfluß der verschiedenen Altersstufen und nicht unter der Gewalt des eigenen Charakters. Ihnen bringt die Kindheit Kindliches, so rein und frisch, wie sie es bringen kann — die Jugend, ganz Jugend, ahnungsvollstes Leben, Thorheiten, Feuer und Leidenschaft, schlägt ihre Herrschaft in ihnen auf, wie in einem Tempel, der nur zu Ehren dieser erbaut wurde, — doch läßt sie nichts von aller Herrlichkeit zurück, wenn es zum Scheiden kommt. Es gibt ungezählte Menschen der Art, die nicht durch sich selbst, nur durch ihr Alter uns vor Augen geführt werden. Wäre das nicht der Fall, wie müßte man staunen, daß nicht mehr Wunder verrichtet werden, wenn man an die große Gewalt wundergläubiger, frischer Jugend gedenkt, die unübersehbar auf Erden verbreitet ist. Nur Wenigen ist es vergönnt, die Macht und Reinheit junger Jahre festzuhalten und ihre Kräfte zu eigener Kraft zu machen. Solche halten die Alter schön verbunden in sich selbst zusammen und es steht Bestes von ihnen zu erwarten. Sie haben, was vorüberziehen wollte, unter ihre Herrschaft gebracht. Wenig ist ihnen geraubt und Vieles gegeben und Solche sind mächtiger als jedes Alter und dringen über den Tod hinaus. Valentin aber trat aus dem Jünglingsalter erleichterten Herzens, bedächtig und athmete in der Alltäglichkeit so frei und zufrieden, als lägen nicht, wenn er die Blicke nur heben wollte, lockende Weiten vor ihm und um ihn. Durch sein zufriedenes, von Erinnerung kaum mehr behelligtes Leben, war mit seiner Schönheit ein Wandel vorgegangen. Das Zarte, Geistige, was seinen Zügen und seiner Gestalt einen so wunderbaren Reiz verliehen hatte, der vor Zeiten von den Nachbarsleuten übel gedeutet worden war und der diesen von je ein ärgerlicher, fremder Anblick gewesen, diese Weihe der Schönheit war mit den Jahren von ihm gewichen. Das Leben hatte das Seinige dazu gethan. Er war gehörig voller und stämmiger geworden. Seine Gesichtszüge hatten sich nicht verändert, nur standen sie jetzt in einem ungleichen Verhältniß zu den Wangen, die aus ihren feinen Formen getreten waren, sich verbreitert hatten, und Augen, Nase und Mund gleichsam einzuengen schienen.

Da geschah es, daß ihm eines Tages der Tod seines Vaters gemeldet wurde. Er hatte den Alten seit Jahren nicht wieder gesehen. Der Meister Bärlein war am Schlagfluß gestorben, nachdem er bis dahin friedlich und in erträglicher Gesundheit seine Jahre auf dem Kannerückchen zugebracht. So schnell es ging, machte Valentin sich auf, um nach seiner Vaterstadt zu reisen.

An einem Frühlingstage langte er dort an. Das Begräbniß des Vaters hatten sie ohne ihn abhalten müssen, und er stand in der wohlbekannten, traurig verlassenen Werkstatt allein. Die Geigen hingen noch immer wie sonst an dem Fenster und die Sonne warf deren Schatten langgestreckt, wie Valentin es oft in seiner Kindheit beobachtet hatte, auf die Dielen. Jetzt lag ihm als erste Pflicht ob, den Nachbarn für die geleistete Hilfe bei des Vaters Begräbniß zu danken. Er zog seinen Sonntagsrock an und ging mit einer der Sache angemessenen, bewegten, doch würdigen Haltung aus seinem väterlichen Hause.

Viele der Nachbarsleute saßen an dem schönen Frühlingsnachmittage an den offenen Fenstern und vor ihren Thüren, und wollten den Augen nicht trauen, als sie in dem stattlichen Manne den Valentin erkannten.

Daß er angekommen sei, wußten sie; die Geschwister Degele hatten ihn bewillkommt, und, so schnell wie es ihnen möglich war, seine Ankunft auf dem Kannerückchen verbreitet. „Der Tausend, hat der sich herausgemacht," sagte Jette Degele, als sie die Neuigkeit dem ersten Besten mitgetheilt hatte. „Man sollte es nicht für möglich halten, daß aus einem so windigen, unnützen Burschen so etwas Reputirliches werden könne."

Die Nachbarn empfingen ihn alle mit einer gewissen, achtungsvollen Scheu, die Valentin, welcher von ihrer Seite von früher her an eine ganz andere Art der Behandlung gewohnt war, außerordentlich wohl that. Zum ersten Male behandelten sie ihn als ihres Gleichen mit einer gewissen Vertraulichkeit, die zwar noch nicht recht zum Durchbruch kommen konnte, aber schon bei der ersten Begegnung auf dem Wege dazu war. Die Nachbarn schienen alle von seinem hübschen, ruhigen Benehmen befriedigt und angenehm berührt zu sein. „Da ist nichts mehr, was Einem an dem Menschen fremd ansieht. Das hat sich Alles ausgeglichen," sagte Einer, der früher besonderen Widerwillen gegen den ernst schönen, unnahbaren Burschen gehegt hatte.

Und so war es auch. — Manche Naturen werden von einem gewaltigen Schmerz, den sie überstanden haben, nicht gereinigt und verklärt, sondern das Zarte, Unschuldsvolle ihrer Seele, das sie vor Anderen auszeichnete, wird ihnen vom Unglück, das über sie hinwegging, verwischt, und sie gehen daraus hervor, ihres Besten beraubt, stumpf, gleichgültig, kleinlich, nicht mehr unschuldig, ganz wie die Gewöhnlichen, die ihnen früher ihrer Reinheit und Unberührtheit halber gram waren. Dann aber geht die gute Zeit für die sonst Vereinsamten erst an; Gevattern hier und dort, gut Freund auf Weg und Steg und leidliche Sicherheit vor übler Nachrede, und Behagen und Ruhe, wenn sie nur halbwegs ihren Pflichten nachkommen.

Als die alte Machlett, die etwas gebrechlich geworden war, Valentin zum ersten Male wiedersah, da wollte sie es gar nicht glauben, daß sich ihr Bürschchen so sehr verändert habe. Sie schüttelte wehmüthig den Kopf und sagte:

„Du warst ein gar lieber Junge. Nun, wir bleiben gute Freunde, denke ich, so lange ich es noch mitmache, auch jetzt noch“, und sie reichte ihm die Hand hin.

Valentin fühlte sich allmälig ganz behaglich und wohl auf dem heimathlichen Kannerückchen. Das hätte er wohl früher nicht gedacht, daß es ihm hier so gut zu Muthe sein könnte. Er ließ das alte Lädchen schön herrichten, die Fensterrahmen innen blau anstreichen, weil das hübsch zu den Geigen stand, und von außen ließ er das Holzwerk glänzend braun lackiren.

Auf dem Kannerückchen war ein Jahr vor Valentin's Ankunft eine Bäckerswittwe mit zwei Kindern hingezogen; die war eine noch junge und frische, behäbige Frau, stand bei den Leuten in bestem Ansehen und verdiente sich ein Stück Geld mit Weißnäherei. Man konnte ihr in keiner Weise etwas Uebles nachsagen, und es dauerte gar nicht lange, da hatten die Nachbarn es damit vor, die junge Frau mit Valentin zusammenzubringen. Und es machte sich auch bald, ganz wie von selbst, daß auf dem Kannerückchen Hochzeit gefeiert wurde.

Die Jahre gingen hin, da saß Valentin in einem schönen, geblümten Schlafrock, den ihm die Frau verehrt hatte, auf einer grünen Bank vor der Hausthüre; vor ihm unter den Eichen spielten, mit unter denen, die sich hier aus Gassen und Gäßchen zusammengefunden hatten, seine eigenen und die Kinder seiner Frau. Der schön entwickelte Baum auf dem Eichenplatze, der sich vor seinen Kameraden so kräftig herausgemacht hatte, wurde voller und schöner von Jahr zu Jahr und trug seine Bestimmung, Geschlechter zu überdauern, mit Stolz und Kraft. —

Wenn der Instrumentenmacher so in der Dämmerstunde seinen lärmenden Buben von dem hohen Kannerückchen aus zuschaute, ob da nicht ein Wiederschein der alten Schönheit über sein Gesicht zog, ob da nicht Unglaubliches in dem guten Hirn des Bürgers auftauchte und ob nicht fernes, wunderbares Glück und Leid ihn sehnsüchtig aufathmen ließ?

Ueber die Bedeutung der Sprache und des Sprachunterrichts für das geistige Leben.

Von
E. Zeller.

I.

Unter den Vorzügen, welche den Menschen vor den übrigen lebenden Wesen auszeichnen, ist von jeher die Sprache als einer der werthvollsten anerkannt worden. In der hebräischen Ueberlieferung ist es der Mensch, der den Thieren ihre Namen gibt und dadurch beweist, daß er ihnen zum Herrn gesetzt ist. Bei den Griechen soll Pythagoras für den größten Weisen denjenigen erklärt haben, der die Sprache und die Namen der Dinge erfand, und einer von den jüngeren Philosophen, der Stoiker Kleanthes, redet Zeus an: „Dir ja sind wir entstammt, und begabt mit dem Bilde der Töne, Wir von allem allein, was lebt und webt auf der Erde"; er sieht also in der Sprache einen unmittelbaren Beweis für die göttliche Abkunft des Menschen. Eines wurde dabei freilich schon frühe als sehr störend empfunden: die Verschiedenheit der Sprachen, durch welche den Menschen die gegenseitige Verständigung, also gerade das, worin der Zweck und Nutzen der Sprache besteht, so sehr erschwert wird. Die hebräische Sage läßt bekanntlich diese Verschiedenheit der Sprachen erst im Laufe der Zeit eintreten: die Gottheit verhängt sie, um den titanischen Uebermuth des Thurmbaus zu strafen und für die Zukunft unmöglich zu machen. Umgekehrt stellte die zoroastrische Religion, wie wir aus Plutarch (de Is. 47) wissen, der Menschheit ein goldenes Zeitalter in Aussicht, zu dessen Segnungen auch das gehören sollte, daß alle Völker in demselben eine Sprache reden. Bis man aber freilich in weiteren Kreisen begann, durch Erlernung fremder Sprachen sich auch schon für diese Welt etwas von jenem Segen des goldenen Zeitalters zu sichern, dauerte es ziemlich lange. Führte auch Handel und Krieg die verschiedensprachigen Völker schon frühe zusammen, so scheint doch der sprachliche Verkehr, der sich hieraus entwickelte, in der Regel durch Dollmetscher vermittelt worden zu sein. Davon, daß die Sprache eines fremden Volkes erlernt worden wäre, um sich mit seiner Cultur und seinen Geisteserzeugnissen bekannt zu machen, ist uns aus der ganzen

Zeit vor Alexander, mit Ausnahme des Scythen Anacharsis, kein Beispiel bekannt; und man wird daraus immerhin schließen dürfen, daß deren auch nicht viele vorkamen. Und gerade dem ersten Culturvolk des Alterthums, dem griechischen, fehlte es gänzlich an dem Interesse für das Studium fremder Sprachen, das in unserer Bildung einen so breiten Raum einnimmt. Wenn auch einzelne Gelehrte außergriechische Länder für wissenschaftliche Zwecke besuchten, wie dies von Herodot, Demokrit und Plato bekannt ist, so hören wir doch von keinem derselben, daß er sich die Sprache dieser Länder zum Gegenstand seiner Forschung gewählt oder sie auch nur als Hilfsmittel für seine sonstigen Zwecke sich angeeignet habe. Jener selbstgenügsame Bildungsstolz, welcher die Griechen auf die „Barbaren" so tief herabsehen ließ, erstreckte sich auch auf ihre Sprache. Schon das Wort „Barbaros", mit dem alle Nichtgriechen benannt wurden, bezeichnet ursprünglich einen solchen, dessen Rede in unverständlichen Lauten besteht: den Hellenen erschien ihre eigene Sprache als die einzige wahrhaft menschliche. Sogar ein Freigeist, wie Epikur, bezweifelt nicht, daß die Götter sich der griechischen Sprache bedienen; und vor und nach ihm ist es bei den Philosophen ganz gebräuchlich, sich für ihre Ansichten auf die Etymologie (und nicht selten auf eine ganz unglaubliche Etymologie) der griechischen Wörter zu berufen, als ob diese die natürlichen und einzig möglichen Namen der Dinge wären; so einsichtsvoll auch schon Plato davor gewarnt hatte, daß man die oft so zufällige sprachliche Bezeichnung mit dem Begriff der Sache verwechsle. Selbst in den Jahrhunderten nach Alexander dem Großen, als die Hellenen mit den Völkern des Ostens, und seit der römischen Eroberung auch mit denen des Westens in die eingreifendste Verbindung gekommen waren, trat in dieser Beziehung kaum eine Veränderung ein. Die Herrschaft der griechischen Sprache reichte so weit, als die der macedonischen Waffen und der griechischen Bildung; die Griechen konnten sich ähnlich wie die Franzosen im vorigen Jahrhundert die Erlernung fremder Sprachen ersparen, denn wer von den Ausländern irgend auf Bildung Anspruch machte, mit dem konnten sie sich in ihrer eigenen verständigen. So fehlt es auch, abgesehen von der alexandrinischen Uebersetzung der alttestamentlichen Schriften, die nicht von Griechen, sondern von hellenisirten Juden ausging, fast gänzlich an Spuren von einer Uebertragung fremder Werke ins Griechische. Vollends der Gedanke, fremde Sprachen zu einem regelmäßigen Gegenstand des Jugendunterrichts zu machen, war den Griechen durchaus fremd. Dieser Gedanke konnte überhaupt nur da auftreten, wo sich einem Volke der Verkehr mit fremden Völkern oder die Benützung ihrer Literatur als ein so wesentliches Bedürfniß darstellte, daß bedeutenden Theilen desselben die Kenntniß ihrer Sprachen unentbehrlich erschien. So ging es in Rom seit dem zweiten punischen Krieg: man lernte griechisch, weil man die griechischen Schriftwerke lesen, die Schulen der griechischen Redner und Philosophen besuchen, sich für Reisen in die östlichen Länder und für Verhandlungen mit den griechisch redenden Völkern die Kenntniß ihrer Sprache erwerben wollte. Aehnlich verhielt es sich im Mittelalter bei den Abendländern: das Latein war die allgemeine Kirchen- und Gelehrtensprache, die einzige, in welcher der wissenschaftliche Unterricht auf allen Gebieten ertheilt wurde; die Kenntniß dieser Sprache war daher jedem unentbehrlich, der sich eine gelehrte

Bildung erwerben wollte. Als nun vollends durch die große humanistische Bewegung des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts mit der Begeisterung für die Wissenschaft und die Kunst der klassischen Völker auch die für ihre Sprachen in die weitesten Kreise getragen wurde, und als gleichzeitig der Protestantismus durch seinen Grundsatz von der alleinigen Auktorität der h. Schrift den Theologen die Kenntniß der griechischen und hebräischen Sprache zur Nothwendigkeit machte, die im Mittelalter selbst den hervorragendsten Gelehrten des Abendlandes fast ohne Ausnahme ganz fremd geblieben waren, kam das System zur Herrschaft, welches die lateinische und griechische Philologie zur gemeinsamen und fast zur einzigen Grundlage des höheren wissenschaftlichen Unterrichts machte. Eine Reaction gegen die Einseitigkeit dieses Unterrichtssystems hatte sich längst vorbereitet und auch thatsächlich vielfache Milderungen derselben bewirkt; aber erst in den letzten Jahrzehenden führte der großartige Umschwung der Naturwissenschaften und die außerordentliche Bedeutung, welche dieselben durch ihre technische Verwerthung für das praktische Leben erhielten, zum entschiedeneren Hervortreten der Gegensätze, die sich bis dahin mehr thatsächlich als grundsätzlich bekämpft hatten. Seit die Realschulen den Gymnasien, die technischen Hochschulen den Universitäten zur Seite getreten sind, ist die Frage zur Erörterung gestellt: worauf denn eigentlich der Werth des Sprachunterrichts beruhe, was er für die geistige Bildung leiste, in welchem Umfang und unter welchen Bedingungen er sich dazu eigne, den Studien, welche auf unsern höchsten wissenschaftlichen Unterrichtsanstalten betrieben werden, zur Vorbereitung zu dienen. Nun sollte man freilich glauben, diese Frage müsse sofort zu der weiteren hindrängen: worin denn überhaupt die Bedeutung der Sprache für den Menschen besteht, was sie für sein intellectuelles und sein Gemüthsleben leistet, und diese wieder zu der Frage nach dem Wesen der Sprache als solchem; denn nur wenn man sich hierüber gründlich orientirt hat, wird man sich auch über die Wirkung, die sich von dem Sprachunterricht erwarten läßt, ein allseitig begründetes, über vereinzelte Wahrnehmungen und Erfahrungen hinausgehendes Urtheil bilden können. Aber so lebhaft auch die Verhandlungen sind, welche zur Zeit über den Werth des philologischen Unterrichts, über die Berechtigung der ihm gegenwärtig noch eingeräumten Stellung, über die Möglichkeit, ihn durch andere Unterrichtsfächer zu ersetzen, über die Nothwendigkeit, ihn zu ergänzen, geführt werden, so hat sich doch gerade jenen grundlegenden Fragen das allgemeine Interesse bis jetzt nicht in dem Maße zugewendet, daß es überflüssig erschiene, die Aufmerksamkeit auf sie zu lenken und ihre Bedeutung für die praktischen Aufgaben zu beleuchten, von deren richtiger Lösung für die künftige Gestaltung unseres Unterrichtswesens und für den Ertrag, den es unserem Volke bringen wird, so viel abhängt.

II.

Alle Rede ist eine Darstellung dessen, was in dem Innern des Redenden vorgeht. Wer mit Anderen redet, der will diesen dadurch seine Wahrnehmungen, Gedanken, Gefühle und Absichten mittheilen, ihnen eine Vorstellung derselben verschaffen; wer in ausgesprochenen oder unausgesprochenen Worten mit sich selbst redet, der bringt vermittelst dieser Worte das, was in ihm vorgeht, sich selbst

zum Bewußtsein, verschafft sich selbst eine Vorstellung von demselben. Auch wenn wir äußere Gegenstände mit Worten schildern, bildet den nächsten und unmittelbaren Inhalt dieser Schilderung nicht der äußere Gegenstand als solcher, sondern die Vorstellung, die wir uns von ihm machen; wir wollen durch dieselbe diejenigen, zu denen wir reden, veranlassen, sich von jenem Gegenstand eine der unsrigen entsprechende Vorstellung zu bilden, unsere Vorstellung nachzubilden. Unsere Worte sind nur der Ausdruck eines Geschehens, dessen wirklicher Ort unser Bewußtsein, unser Geist ist.

Wie ist es aber möglich, etwas Geistiges, eine Bewußtseinserscheinung, mit Worten auszudrücken, und wie ist es möglich, diese Worte zu verstehen, durch die Laute, die in unser Ohr eindringen, zur Erzeugung gewisser Vorstellungen veranlaßt, ja genöthigt zu werden? Die nächste, in der Folge allerdings noch genauer zu bestimmende Antwort auf diese Frage liegt in der Bemerkung, daß das Verhältniß des Worts zu der Vorstellung, die es ausdrückt, seinem allgemeinen Charakter nach kein anderes ist, als das des Zeichens zum Bezeichneten. Wie der Glockenschlag in uns die Vorstellung hervorruft, daß eine Stunde verstrichen sei, oder eine menschliche Fußspur die Vorstellung, daß hier ein Mensch gegangen sei, so rufen die Worte in uns diejenigen Vorstellungen hervor, die wir mit ihnen zu verknüpfen uns gewöhnt haben, sie sind uns ein Zeichen jener Vorstellungen, diese ihrerseits sind das, was durch sie bezeichnet wird. Das Bezeichnete ist aber immer etwas anderes, als das Zeichen, und diese Verschiedenheit kann soweit gehen, daß sich beide gar nicht direct vergleichen lassen. Das Bild eines Menschen erinnert an ihn durch seine Aehnlichkeit; aber auch sein Namenszug ist ein Zeichen, das an ihn erinnert, wiewohl zwischen beiden keinerlei Aehnlichkeit stattfindet. Die ältesten phönicischen Buchstaben waren bildliche Darstellungen von Dingen, deren Namen mit den Lauten anfingen, die sie bezeichnen sollten; unsere heutigen, die von jenen abstammen, können niemand mehr auf diese Weise an einen Laut erinnern. Das Bild eines Löwen stellt dieses Thier dar; aber es ist auch Symbol eines allgemeinen Begriffs, der Tapferkeit oder der Stärke, und als Wappenthier die Bezeichnung eines Staats oder Fürstenhauses. Was den Zusammenhang zwischen dem Zeichen und dem Bezeichneten vermittelt, ist die Phantasie, und das Gesetz, dem diese hiebei folgt, ist lediglich das der Ideenassociation. Je fester zwei Vorstellungen bei ihrem früheren Vorkommen sich miteinander verknüpft haben, um so regelmäßiger wird jede derselben auch in der Folge die andere hervorrufen, um so mehr wird daher, wenn die eine derselben eine sinnliche Vorstellung ist, der ihr entsprechende Gegenstand sich dazu eignen, an den Gegenstand der andern zu erinnern, als Zeichen für ihn zu dienen. Ob aber zwei Vorstellungen, und wie fest sie sich mit einander verknüpfen, dies hängt von den verschiedensten Umständen ab; und wenn es auch gewisse Vorstellungen gibt, die jedermann mit einander verknüpft, weil jedermann die ihnen entsprechenden Gegenstände mit einander verbunden zu sehen gewohnt ist, von denen daher die eine als natürliches Zeichen für die andere dienen kann, so haben doch weit die meisten Vorstellungsverknüpfungen, und daher auch die meisten Verknüpfungen von Zeichen und Bezeichnetem, nur für diejenigen Gültigkeit, denen

sie sich unter bestimmten thatsächlich gegebenen Verhältnissen durch Gewöhnung, Unterweisung oder Verabredung eingeprägt haben. Das Bild der Sonne wird jeden als natürliches Zeichen an den Tag, das des Mondes an die Nacht erinnern, mit der Vorstellung des Feuers verknüpft sich bei jedem die der Wärme, mit der des Eises die der Kälte; aber daß das Kreuz den Christen, der Halbmond den Türken als ihr Symbol dient, daß ein Buchstabe oder ein Zahlzeichen gerade diesen Laut und diese Zahl bedeutet, und so fort, weiß niemand, dem man es nicht gesagt hat. Weit die meisten von den Zeichen, deren wir uns bedienen, sind künstliche und conventionelle, und dies gilt, wie wir finden werden, ganz besonders auch von der Sprache; aber wenn sich die Menschen über solche conventionelle Zeichen und ihre Bedeutung verständigen konnten, so setzt dies voraus, daß ihnen vorher schon durch ihre Natur und die allgemeinen Entwicklungsbedingungen derselben die Möglichkeit gegeben war, ihre Vorstellungen und Gefühle sich gegenseitig mitzutheilen: die künstliche Symbolik ist nur unter der Bedingung einer natürlichen, eines natürlichen und allgemein erkennbaren Zusammenhangs zwischen gewissen inneren Vorgängen und gewissen äußeren Zeichen dieser Vorgänge möglich.

Solche Zeichen sind nun nicht bloß die Laute, aus denen die Sprache sich zusammensetzt, sondern alle für andere wahrnehmbaren Wirkungen psychischer Vorgänge auf unsern körperlichen Organismus. Alle jene Erscheinungen, in denen unsere Gemüthsbewegungen sich äußern, das Lachen, das Weinen, das Erröthen, das Erbleichen, der frohe oder schmerzliche, freundliche oder zornige Ausdruck des Gesichts und der Augen, die Geberden, mit denen Kinder und Naturvölker ihre Reden zu begleiten pflegen, die Körperstellungen, Bewegungen und Empfindungslaute, welche der Schmerz und die Freude, das Widerstreben und das Verlangen unabsichtlich hervorrufen, die Hebung oder Senkung, Verstärkung oder Abschwächung der Stimme, der Rhythmus der Rede, der Aufschrei und das Verstummen — diese und die weiteren analogen Erscheinungen sind zunächst zwar unwillkürliche Wirkungen innerer Vorgänge, die unmittelbar aus ihnen selbst, nicht aus der Absicht hervorgehen, sie andern zur Anschauung zu bringen; aber weil die andern gleichartige Vorgänge innerlich erleben und diese in gleicher Weise äußern, werden sie durch die Wahrnehmung der fremden Gefühlsäußerungen zur Nachbildung der inneren Vorgänge angeregt, die ihnen zu Grunde liegen, und durch die Nachbildung der fremden Seelenzustände werden ihnen die Erscheinungen, in denen diese sich aussprechen, verständlich, sie werden ihnen zu einem Zeichen jener Zustände. Auch die absichtliche Gedankenmittheilung ist aber nicht auf die Wortsprache beschränkt. Die Geberdensprache kann als Verständigungsmittel zwischen solchen, die verschiedene Sprachen reden, die Lautsprache bis zu einem gewissen Grad ersetzen, und das Beispiel des Taubstummenunterrichts beweist, daß selbst ein so zusammengesetztes System von Vorstellungszeichen, wie das unserer Wortsprache, nicht unbedingt an dieses Bezeichnungsmittel gebunden ist. Denken wir uns Personen, die völlig taub zur Welt kamen, so muß ihnen, da sie nie einen Ton gehört haben, auch jede Vorstellung von Tönen ebenso fehlen, wie dem Blindgeborenen die Farbenvorstellung fehlt, und daß dem so ist, bestätigen ihre eigenen Aussagen. Für sie sind daher die

Fingerstellungen, mittelst deren sie sich unterhalten, und die Buchstaben, deren Verständniß man ihnen beibringt, nicht wie für uns Repräsentanten gewisser Laute, sie werden nicht durch Vermittlung der Worte, sondern unmittelbar auf die Vorstellungen bezogen, zu deren Bezeichnung sie dienen: was für uns eine bestimmte Verbindung hörbarer Zeichen leistet, das leistet für sie eine Verbindung sichtbarer Zeichen, eine Gruppe von Handbewegungen oder Schriftzügen ruft in ihnen ebenso unmittelbar, wie in dem Hörenden eine Lautgruppe, gewisse Vorstellungen hervor. Auch wenn der Taubgeborene sprechen lernt, besteht doch dieses Sprechen für seine eigene Empfindung, da er selbst seine Worte nicht hört, nicht in einer Erzeugung von Tönen, sondern in dem Hervorbringen gewisser Bewegungen der Sprachorgane; das Zeichen für eine Vorstellung, welches für uns eine Lautreihe, ein Wort ist, ist für ihn eine Reihe von Bewegungen der Sprachwerkzeuge, und ob er das gesagt hat, was er sagen wollte, erfährt er nicht durch den Ton seiner Stimme, der für ihn nicht vorhanden ist, sondern lediglich durch seine Bewegungsgefühle. Ist er ferner im Stande, anderen das, was sie sagen, an den Lippen abzulesen — und einzelne Taubstumme haben darin eine solche Fertigkeit erlangt, daß sie leise geführte Gespräche zu belauschen im Stande sind, während die Vollsinnigen nichts davon vernehmen — so beruht doch sein Verständniß der fremden Rede nicht darauf, daß er aus den Lippenbewegungen auf die ihnen entsprechenden Laute schließt, sondern darauf, daß er aus denselben auf die Bewegungsgefühle schließt, die für ihn die Stelle der Töne vertreten. Es ist dies freilich immer ein kümmerlicher Ersatz für die Lautsprache, und dieser Ersatz selbst wäre schwerlich jemals gefunden worden, wenn nicht in der Wortsprache schon ein ausgebildetes System von Sprachzeichen vorhanden gewesen wäre, das den Darstellungsmitteln der Taubstummen anzupassen mit einem bewunderungswürdigen Aufwand von Scharfsinn, Hingebung und Geduld gelungen ist. Aber so unvollkommen diese Art der Vorstellungsbezeichnung und Mittheilung sein mag, so dient ihr thatsächliches Vorkommen doch immer zur Berichtigung der Vorstellung, welche dem an die Wortsprache Gewöhnten so natürlich ist, als ob diese überhaupt die einzige Form sei, in welcher der Mensch seine Gedanken andern und sich selbst darstellen könne.

Selbst darüber könnte man sich beim ersten Blick wundern, daß sie eine um so vieles vollkommenere Darstellungsform ist, als alle andern. Von den Gegenständen, durch deren Wahrnehmung unsere Vorstellung von der Welt entsteht, werden uns weit die meisten nicht durch das Gehör, sondern durch andere Sinne und an erster Stelle durch den Gesichtssinn bekannt. Nur die Gesichts- und Tastempfindungen (die Bewegungsgefühle unter diese mit eingeschlossen) verknüpfen sich uns zu Raumgebilden, nur durch sie erhalten wir die Vorstellung von Dingen, die einen Raum einnehmen und sich räumlich außer uns befinden, und von allen den Eigenschaften, durch welche das Bild dieser Dinge seine nähere Bestimmung erhält, ihrem Gewicht, ihrer Temperatur, ihrer Gestalt, ihrer Farbe, ihren Bewegungen, ihren Aggregatzuständen u. s. w. Wie ist es nun möglich — könnte man fragen — das in Tönen darzustellen, was gar nicht Gegenstand des Gehörs ist, und wie kann dieses Darstellungsmittel im Vergleich mit andern alle die Vorzüge besitzen, welche jedermann der menschlichen Sprache einräumt?

Dieses Bedenken ist so wenig grundlos, daß wir ihm sogar in vieler Beziehung einfach Recht geben müssen. Es ist wirklich nicht möglich, das, was Gegenstand des Gesichts- oder Tastsinns ist, durch Worte direct darzustellen; jede solche Darstellung hat vielmehr für den, der sie hört oder sieht, nur die Bedeutung einer Anleitung, durch die seine Phantasie in den Stand gesetzt werden soll, sich ein Bild dessen zu entwerfen, auf das sie sich bezieht. Die beste und vollständigste Beschreibung gewährt uns daher nie eine so genaue und klare Vorstellung von einem körperlichen Object, wie eine gute Abbildung, ein Modell oder die Vorzeigung eines Exemplars der gleichen Gattung; und die Wissenschaft, welche sich mit den allgemeinen Grundformen des Räumlichen beschäftigt, die Geometrie, käme ohne Zeichnung nicht von der Stelle. Daraus folgt aber nur, daß für die Wortsprache der nächste und unmittelbarste Gegenstand ihrer Darstellung überhaupt nicht *die* Welt ist, welche sich im Raume vor uns ausdehnt, daß sich daher auch ihr Werth und ihre Bedeutung nicht einfach an der Vollständigkeit und Genauigkeit des Bildes messen läßt, das sie uns von der Außenwelt liefert, sondern hiefür noch andere Gesichtspunkte maßgebend sind. Es bedarf dies aber einer eingehenderen Erläuterung.

III.

Was die Wortsprache von jeder anderen Art der Gedankenmittheilung unterscheidet, ist zunächst dieses, daß sie sich für diesen Zweck ausschließlich der durch die menschliche Stimme hervorzubringenden Laute bedient. Diese Laute lassen sich nun nicht bloß zum Sprechen, sondern auch zum Singen verwenden, und dieses beides ist nicht absolut zu trennen; denn wie der Gesang der Worte als seiner Unterlage bedarf, so hat an dem Ausdruck der Rede das musikalische Element, das im Gesang für sich zur Darstellung kommt, einen erheblichen Antheil. Aber doch wird die Stimme in beiden auf verschiedene Weise und für verschiedene Zwecke gebraucht. Der Gesang besteht in einer rhythmischen Verbindung von Tönen verschiedener *Höhe*, die Sprache in einer Verbindung von Lauten verschiedenen *Klanges*; die Richtigkeit des ersten ist dadurch bedingt, daß jeder Ton während des ihm zugewiesenen Zeittheils in seiner Höhe gehalten und dadurch von den vorhergehenden und folgenden klar unterschieden wird, die der anderen dadurch, daß jeder von den Lauten, aus denen die Rede sich zusammensetzt, den Klang hat, durch den er sich von den übrigen unterscheidet, daß bestimmt *artikulirte* Laute verbunden werden. Dieses beides fällt aber so wenig zusammen, daß man der gleichen Melodie die verschiedensten, auch ganz verschiedenen Sprachen angehörigen Worte unterlegen, den gleichen Text nach verschiedenen Weisen singen kann. Rede und Gesang dienen aber auch verschiedenen Zwecken. Der Gesang ist, wie die Musik überhaupt, der Ausdruck gewisser Gefühle, Stimmungen und Gemüthsbewegungen; und was diesen Ausdruck hervorruft, das ist ursprünglich nicht die Absicht, jene Gefühle anderen Menschen zur Kenntniß zu bringen; die ersten Anfänge des Gesangs gingen vielmehr, wie wir annehmen müssen, ebenso wie andere Gefühlsäußerungen, das Lachen, das Weinen, das Springen und Tanzen u. s. f., unmittelbar und ungesucht aus den entsprechenden Gefühlserregungen als solchen hervor. Auch heute

noch brauchen ja die, welche Lust zum Gesang haben, keine andere Zuhörerschaft als sich selbst. Im Gegensatz hiezu kann die Sprache von Anfang an nur aus demselben Motiv entsprungen sein, das fortwährend ihren Gebrauch veranlaßt, dem Bedürfniß, sich andern mitzutheilen. Denn wenn es auch manchen Leuten, und nicht nur den Kindern, schwer wird, in andern als gesprochenen Worten zu denken, so ist dies doch nur darin begründet, daß sie für diejenigen Vorstellungen, welche über die unmittelbare Anschauung hinausgehen, nicht bloß die vorgestellten, sondern auch die sinnlich vernommenen Lautzeichen nicht zu entbehren wissen, in und mit denen ihnen jene Vorstellungen überliefert worden sind. Denken wir uns dagegen die Menschen in dem Zustand, welcher der Bildung einer artikulirten Lautsprache voranging, so kann ihr Bewußtsein neben der Wahrnehmung gegenwärtiger Objecte noch keinen weiteren Inhalt gehabt haben, als eine sehr beschränkte Zahl von Erinnerungen, die ihnen als Anschauungen, als Bilder vorschwebten, und zu deren Auftreten es nicht nöthig war, sie an bestimmte Zeichen zu binden. Erst aus dem Triebe, das Selbsterlebte anderen mitzutheilen, sie auf eine Erscheinung aufmerksam zu machen, in einer Gefahr zu Hilfe zu rufen oder vor ihr zu warnen, ihnen Wohlwollen oder Mißfallen zu bezeugen, sie zu bitten oder zu bedrohen, entstand das Bedürfniß von Zeichen für diese Mittheilung. Sind daher auch die bloßen Empfindungslaute, das Ah! Ach! O! u. s. w., ebenso wie das Lachen oder die Thränen, eine Folge der entsprechenden Gefühlszustände, die aus denselben ohne weiteren Zweck vermöge des unmittelbaren Zusammenhangs zwischen Seelen- und Nervenleben hervorgeht, so beginnt doch die Sprache als solche erst mit dem Versuche, sich anderen Menschen durch Laute verständlich zu machen; so wichtig sie auch (wie wir finden werden) im Verfolge für den Redenden selbst als die Trägerin seiner Gedanken wird. Dieser Versuch setzt aber immer voraus, daß der Redende schon irgend ein Bild, irgend eine Vorstellung von dem habe, was er den andern mittheilen will; und ebenso sind zunächst nur Vorstellungen dasjenige, was man auf diese Art mittheilen, zu dessen Erzeugung man die andern durch die sprachliche Bezeichnung veranlassen kann. Denn meine Worte können dem, an den ich sie richte, meine Meinung doch nur dann kundgeben, wenn er diese Worte versteht; und das Verstehen dieser Worte besteht eben darin, daß sie in dem Hörenden die gleichen Vorstellungen hervorrufen, wie die, zu deren Bezeichnung sie dem Redenden dienen sollten. Den nächsten Inhalt des Gesprochenen bilden daher immer die Vorstellungen des Sprechenden; sie allein sind das, was die Worte unmittelbar bedeuten. Mittelbar bringen sie allerdings alles zum Ausdruck, was Gegenstand der Vorstellung werden kann: sie dienen uns zur Beschreibung äußerer Erscheinungen und innerer Zustände, zur Aeußerung unseres Willens und unserer Gefühle; aber sie leisten dies immer nur dadurch, daß sie in andern diejenigen Vorstellungen erwecken, als deren Zeichen sie von uns gebraucht werden.

Fragen wir nun, in welcher Weise und in welchem Umfang es möglich war, Vorstellungen durch Worte zu bezeichnen, so zeigt sich sofort, daß dies nur bei dem kleinsten Theile derselben auf dem Wege der einfachen Nachahmung geschehen konnte. Diejenigen Vorstellungen, welche bloß der Gehörsinn vermittelt, die Tonempfindungen, lassen sich allerdings in andern durch eine Nachahmung der

Laute, Lautgruppen und Geräusche hervorrufen, durch die sie ursprünglich in uns selbst erzeugt wurden. Alle Sprachen, die wir kennen, haben eine Anzahl von Wörtern, deren Wurzeln nichts anderes sind, als eine Wiederholung der von ihnen bezeichneten Töne; das Deutsche z. B. in Zeitwörtern wie plätschern, knarren, schrillen, ächzen, krähen, bellen, blöken, meckern, quaken, brüllen u. s. w. Aber doch ist die Zahl dieser „onomatopoëtischen", auf einfacher Nachahmung der Töne beruhenden Wortwurzeln eine verhältnißmäßig geringe. Schon etwas verwickelter wird die sprachliche Bezeichnung, wenn sie sich nicht auf die Töne, die der Sprechende nachahmt, als solche, sondern auf den Gegenstand bezieht, von dem man diese Töne zu hören gewohnt ist; wie wenn der Kukuk durch Nachahmung seines Rufs bezeichnet wird, oder wenn sich die Kinder zur Benennung eines Thiers der Laute bedienen, die dieses Thier ausstößt. Hier ist bereits zwischen das Zeichen und das Bezeichnete ein weiteres Zwischenglied eingeschoben: das Wort Kukuk erinnert zunächst an den Kukuksruf, und erst dieser an den Vogel, von dem man ihn vernimmt; Wörter wie Kratzen, Kritzeln, Schlürfen bezeichnen gewisse Handlungen durch Nachahmung der damit verbundenen Töne. Auch für diese Art von Namenbildung finden sich Beispiele in allen Sprachen; aber ihr Gebiet ist gleichfalls der Natur der Sache nach nur ein beschränktes. Eine dritte Classe von Wurzeln, aus denen Wörter gebildet werden konnten, ergab sich aus den Empfindungslauten, in denen wir schon oben einen unwillkürlichen Ausdruck gewisser Gefühle erkannt haben; die von ihnen abgeleiteten Wörter konnten nicht bloß zur Bezeichnung der inneren Zustände gebraucht werden, die sich in jenen Lauten äußern, sondern auch zur Bezeichnung von Gegenständen oder von Eigenschaften und Wirkungen derselben, die zu solchen Aeußerungen Anlaß gaben. Bis aber aus diesen ersten Anfängen einer lautlichen Bezeichnung eine etwas entwickeltere Sprache hervorging, waren so viele weitere Schritte nöthig, daß es schwer ist, auch nur die wichtigsten derselben aufzuzählen. In demselben Maße, wie die Weltkenntniß sich erweiterte und das Denken sich entwickelte, wuchs auch das Bedürfniß nach sprachlichen Bezeichnungen, nicht allein für die einzelnen Vorstellungen als solche, sondern auch für die Beziehungen, in denen die Vorstellungen unter einander stehen. Jede neugewonnene Anschauung eines äußeren oder inneren Vorgangs, jede Wahrnehmung, jeder Begriff, jedes Erinnerungs- oder Phantasiebild enthielt die Aufforderung, Worte dafür zu suchen, sobald diese Vorstellungen lebhaft und dauernd genug waren, um die Lust zur Mittheilung an andere zu erwecken; für jede von den zahllosen Beziehungen, welche bald unsere Phantasie, bald unser Denken zwischen unsern Vorstellungen und zwischen den durch sie bezeichneten Gegenständen herstellt, für die mannigfaltigen und verwickelten Verhältnisse, die sich aus der räumlichen und zeitlichen Verbindung und Trennung der Dinge, aus ihrer Aehnlichkeit und ihren Unterschieden, ihrem Wirken und ihrem Leiden ergeben, in denen die Vorstellungen sich verknüpfen, sich bedingen und sich widerstreiten, für die verschiedenen Stellungen, die wir selbst zu dem einnehmen, womit unsere Vorstellung sich beschäftigt, für das Behaupten, das Fragen, das Begründen, das Bezweifeln, das Wünschen, das Verabscheuen, das Bitten, das Befehlen u. s. w. war der sprachliche Ausdruck zu schaffen. Die Lösung dieser Aufgaben ist von den verschiedenen Sprachen

nicht allein auf sehr verschiedenen Wegen versucht worden, sondern sie ist ihnen auch in äußerst ungleichem Maße gelungen; und je vollständiger eine Sprache ihrer Aufgabe entspricht, um so gewisser ist es, daß sie die Gestalt, in der sie sich uns zeigt, nur durch eine langwierige Entwicklung und Umbildung derjenigen gewonnen haben kann, die sie bei ihrem ersten Hervortreten hatte. Der Lautgruppen, die auf den eben besprochenen Wegen als Zeichen gewisser Vorgänge und Dinge gebildet wurden, konnten es ebenso, wie der durch sie bezeichneten Gegenstände, der Natur der Sache nach anfangs nur wenige sein; und wirklich zeigt es sich auch, daß selbst ein so reicher Wortvorrath, wie ihn beispielsweise die griechische oder die deutsche Sprache besitzt, sich auf eine verhältnißmäßig kleine Zahl von Wurzeln zurückführen läßt, und daß auch diese immer noch abnimmt, je mehr uns die Sprachvergleichung in den Stand setzt, den gemeinsamen Quellen ganzer Sprachstämme näher zu treten. Um aus diesen einfachen und anscheinend dürftigen Elementen die Bezeichnungen für alle Theile einer Vorstellungs- und Begriffswelt zu gewinnen, die sich allmälig, aber unaufhaltsam, ins ungemessene erweiterte, mußten dieselben der eingreifendsten Bearbeitung unterzogen werden. Zur Bezeichnung zusammengesetzterer Vorstellungen wurden die Wörter, die für ihre einzelnen Bestandtheile gebildet waren, bald äußerlicher, durch bloße Aneinanderreihung, bald organischer, zu neuen Wortgebilden verbunden. Die näheren Modificationen einer Vorstellung oder eines Begriffs wurden durch Aenderung der Betonung oder einzelner Laute, durch Vor- und Endsilben ausgedrückt. Das fruchtbarste Hilfsmittel für die lexikalische Fortbildung der Sprache waren aber jene mit der Bedeutung der Wörter vorgenommenen Aenderungen, von denen uns jedes nach wissenschaftlichen Grundsätzen abgefaßte Wörterbuch Beispiele in Menge darbietet. Wörter, die zur Bezeichnung gewisser Erscheinungen dienten, wurden auf andere übertragen, die mit jenen bald eine nähere, bald eine entferntere Aehnlichkeit zeigten; es wurden z. B. innere Vorgänge mit Namen bezeichnet, die sich ursprünglich auf äußere, geistige Wesen mit solchen, die sich auf körperliche bezogen; und indem dieses Verfahren wiederholt angewendet wurde, und Aehnlichkeiten der verschiedensten Art dabei den Ausschlag gaben, konnte es geschehen, daß ein und dasselbe Wort viele und oft weit auseinandergehende Bedeutungen erhielt. Was anfangs nur auf eine bestimmte Classe von Erscheinungen ging, wurde in der Folge in allgemeinerem Sinn gebraucht; dann aber auch wieder ein allgemeinerer Ausdruck auf ein engeres Gebiet beschränkt. Der Name eines Dings wurde von irgend einer Eigenschaft entlehnt, die an ihm ins Auge fiel; der gleiche Name aber oft auch auf andere Dinge übertragen, die mit jenem bald in derselben, bald in ganz anderen Eigenschaften zusammentrafen. Das Verschiedenartigste erhielt nicht selten die gleiche, nahe Verwandtes verschiedene Benennungen. Um ferner die Gesichtspunkte, nach denen unsere Vorstellungen sich gliedern, den Unterschied der Dinge, Eigenschaften, Thätigkeiten u. s. w. sprachlich erkennbar zu machen, mußten für Hauptwörter, Eigenschaftswörter, Zeitwörter u. s. w. eigene Formen gebildet werden; ebenso mußte zur Bezeichnung der Geschlechter, der Modificationen, die ein Ding durch seine Beziehung zu andern erleidet, der Zeitverhältnisse, des Wirkens und Leidens, des Unterschieds zwischen einfachen und bedingten Aussagen, Behauptungen,

Wünschen und Befehlen ein Mittel gefunden werden, wie es in allen höher entwickelten Sprachen die Beugungsformen der Haupt- und Eigenschaftswörter, die Umwandlungen der Zeitwörter bieten. Es mußte endlich der logische Zusammenhang der Vorstellungen, es mußten die Beziehungen, die unser Denken zwischen ihnen herstellt, durch die Bildung von Sätzen und die Verknüpfung der einfachen Sätze zu zusammengesetzten zum Ausdruck gebracht, und es mußten als ein Hilfsmittel hiefür den Haupt-, Eigenschafts- und Zeitwörtern die der Satzbildung als solcher dienenden Sprachtheile beigefügt werden.

Vergegenwärtigt man sich nun diese Aufgabe auch nur in so allgemeinen Andeutungen, wie sie hier allein gegeben werden konnten, so wird man sich bald überzeugen, daß eine so gelungene Lösung derselben, wie sie uns in einer ganzen Reihe von Sprachen, zum Theil schon aus fernen Jahrtausenden, vorliegt, nur das Werk einer Entwicklung sein konnte, deren Dauer selbst bloß annähernd zu bestimmen uns alle gesicherten Anhaltspunkte fehlen. Die Sprache ist dem Menschen nicht angeboren; wäre sie dieses jemals gewesen, so müßte sie es auch noch sein; aber wie könnte überhaupt d a s angeboren sein, dem die Spuren der Arbeit, aus der es hervorging, so deutlich eingeprägt sind? Sie ist aber auch kein bloßes Naturerzeugniß in dem Sinn, als ob sie sich aus dem Bau der menschlichen Sprachwerkzeuge als organische Reaktion gegen gewisse äußere Einwirkungen mit derselben Nothwendigkeit ergeben hätte, wie die thierischen Laute und das Gezwitscher der Vögel. Wie sie vielmehr das werthvollste Werkzeug des menschlichen Geistes ist, so ist sie auch sein Werk. Aber kein Einzelner und kein Volk und kein Jahrhundert hat dieses Werk geschaffen, sondern ungezählte Geschlechter von Menschen haben an ihm gearbeitet, jedes in seiner Weise und nach seinem Vermögen. Sie haben dies nicht mit Absicht und Bewußtsein gethan: die absichtliche Bearbeitung der Sprache beginnt erst mit ihrer dichterischen, rednerischen, wissenschaftlichen Verwendung, das Nachdenken über ihr Wesen und ihre Gesetze erst mit der Sprachforschung. Aber gerade deshalb, weil die ursprüngliche Bildung der Sprache eine unbewußte That des menschlichen Geistes war, weil sie nicht aus Ueberlegung, sondern aus einem unmittelbaren Drang und Bedürfniß hervorging, erfolgte sie auch mit jener instinctiven Sicherheit, mit jener durch keine individuellen Einfälle und Seitensprünge gestörten Folgerichtigkeit, welche uns die Sprachen der Völker nicht als das Werk menschlicher Kunst, sondern als ein organisches Naturgebilde erscheinen läßt. Sie sind dies auch, richtig verstanden; aber sie sind es nur, sofern sie aus der g e i s t i g e n Natur der Menschen hervorgegangen sind. Die Sprache ist dem Gedanken nicht übergeworfen, wie ein Kleid, sondern mit ihm verwachsen, wie der Leib mit der Seele; wo eine neue Vorstellung gebildet oder eine neue Beziehung der Vorstellungen gefunden wurde, da entstand auch das Bedürfniß, sie im sprachlichen Ausdruck festzuhalten und sie dadurch nicht allein andern zugänglich, sondern auch ihrem Urheber selbst klar zu machen. Wie wir annehmen müssen, daß die Organismen, welche unsere Erde gegenwärtig bevölkern, sich in Zeiträumen von unabsehlicher Dauer Schritt für Schritt aus einfacheren Formen entwickelt haben, so werden wir uns auch die Entstehung unserer Sprachen als einen Entwicklungsproceß vorzustellen haben, der in langen Zeiträumen durch

unbestimmbar viele Vermittlungen sich vollzog. Aber welches auch der Weg war, den diese Entwicklung in jedem einzelnen Fall einschlug, und welche Umstände bestimmend auf sie einwirkten: daran müssen wir immer festhalten, daß es nur die eigene Thätigkeit des menschlichen Geistes gewesen sein kann, durch die er sich in der Sprache die hörbaren Zeichen seiner Vorstellungswelt schuf. Denn die Selbstthätigkeit ist das Wesen des Geistes; von außen her läßt sich nichts in ihn hineintragen, sondern es können ihm nur die Anregungen, die Reize zugeführt werden, auf die er in seiner Art und den Gesetzen seiner Natur gemäß antwortet. Wie daher seine Vorstellungen nur von ihm selbst erzeugt werden können, so konnten auch die sinnlichen Zeichen derselben, zu deren Bildung sein Organismus ihn befähigt, nur von ihm ausgewählt, auf die Vorstellungen, an die sie erinnern sollen, bezogen und denselben angepaßt, es konnte jenes ganze kunstvolle System von Lautzeichen, welches die menschliche Sprache darstellt, nur von ihm ins Leben gerufen werden. Papageien können die Worte nachsprechen, die sie hören, ihre Organe würden sie mithin an der Erfindung einer Sprache nicht hindern; aber um wirklich eine zu erfinden, müßten sie ein menschliches Gehirn und ein menschliches Denken besitzen.

IV.

Erst wenn man sich die Bedingungen klar gemacht hat, unter denen die Sprache überhaupt entstehen konnte, wird man auch vollständig begreifen, was sie für die Menschen ist und leistet. Sie ist nicht bloß das brauchbarste, durch kein anderes irgendwie zu ersetzende Mittel für die Verständigung der Menschen unter einander und für jene Ueberlieferung von Vorstellungen, auf der alle Bildung und aller geschichtliche Fortschritt beruht; sondern sie ist auch für jeden Einzelnen ein ihm unentbehrliches Mittel der Selbstverständigung; und sie ist, auch abgesehen von dem Vorstellungsinhalt, für dessen Mittheilung sie im gegebenen Falle verwendet wird, schon unmittelbar an sich selbst, durch ihre bloße Form, ihre grammatische und lexikalische Eigenthümlichkeit, von wesentlichem Einfluß auf den Geist und Charakter der Völker. In der ersten von diesen Beziehungen liegt die Unentbehrlichkeit der Sprache jedem vor Augen, und es ist kaum nöthig, sich ausdrücklich darüber zu besinnen, was aus dem menschlichen Verkehr würde, wenn alle auf solche Verständigungsmittel beschränkt wären, wie sie etwa Stumme ohne einen von Redenden ertheilten Unterricht auffinden könnten; was aus der Entwicklung der Menschheit, wenn die geistige Errungenschaft der früheren Geschlechter, ihre Anschauungen, Gedanken und Kenntnisse, nicht durch Rede und Schrift zu den nachfolgenden fortgepflanzt und auf diesem Weg stetig anwachsende Schätze des Wissens und der Bildung gesammelt werden könnten. Weniger greifbar ist die Bedeutung, welche die Sprache für die Sprechenden selbst unmittelbar, und auch abgesehen von dem Zweck der Mittheilung an andere hat, und gerade weil sie nicht so ganz auf der Oberfläche liegt, wird sie nicht selten auch von solchen übersehen, die an ihrem Beruf, über den Werth des Sprachunterrichts zu urtheilen und abzuurtheilen, nicht den geringsten Zweifel zu hegen scheinen.

Alle Worte sind, wie bemerkt, Zeichen für Vorstellungen. Daraus folgt

mit Nothwendigkeit, daß es Vorstellungen geben muß, die ihrer sprachlichen Bezeichnung vorangehen; und es wird auch niemand behaupten wollen, daß die Thiere, oder die Kinder, ehe sie sprechen können, oder Taubstumme, die keinen Sprachunterricht erhalten haben, unfähig seien, sich irgend welche Vorstellungen zu bilden. Aber der Umfang der Vorstellungen, die so unabhängig vom Wort sind, ist ein verhältnißmäßig beschränkter. Die Bilder einzelner Dinge, einzelner Vorgänge, die sich außer uns oder in uns vollziehen, werden uns ursprünglich unmittelbar durch die äußere und innere Wahrnehmung geliefert. Auch in der Erinnerung lassen sich solche Einzelanschauungen festhalten, ohne an Worte gebunden zu sein; und auch nachdem sie sich mit gewissen sprachlichen Bezeichnungen verknüpft haben, ist doch diese Verknüpfung bei ihnen keine so dauerhafte, wie zwischen den allgemeinen Begriffen und ihrer Bezeichnung: wir erinnern uns an Personen, Gegenstände und Oertlichkeiten, die uns vorgekommen sind, auch wenn wir ihre Namen nicht kennen, und die Eigennamen werden gerade deshalb leichter vergessen als die Apellativbezeichnungen, weil wir von den Dingen oder Personen, auf die sie sich beziehen, eine innere Anschauung haben, die sich erhalten kann, wenn auch das Wort, welches diese Anschauung in unserer Erinnerung hervorzurufen bestimmt war, unserem Gedächtniß entfallen ist. Aber selbst für diese Klasse von Vorstellungen sind die Worte, durch die sie bezeichnet werden, nicht bloß ein Mittel, durch das wir sie anderen mittheilen. Diese Worte sind vielmehr das Band, welches die verschiedenen zu Einem Bilde verknüpften Anschauungen für unsere Erinnerung zusammenhält, und es uns dadurch erleichtert, die durch sie bezeichneten Gegenstände in ihrer Eigenthümlichkeit und ihrem Unterschied von allen andern uns zu vergegenwärtigen. Wie viel dieses Hilfsmittel zur Dauerhaftigkeit, Zuverlässigkeit und Bestimmtheit unserer Erinnerungen beiträgt, davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man den Versuch macht, eine größere Anzahl gleichartiger Anschauungen in das Gedächtniß zurückzurufen; wer z. B. ein Antikencabinet oder eine Gemäldegallerie gesehen hat und seine Erinnerung daran nach einiger Zeit wieder aufzufrischen versucht, der wird finden, daß diejenigen Stücke, deren Urheber und Gegenstand ihm genannt wurden, sich ihm durchschnittlich viel fester eingeprägt haben als solche, von denen er dies nicht erfuhr.

Der Inhalt unseres Bewußtseins besteht indessen seinem ganz überwiegenden Theile nach nicht aus bloßen Wahrnehmungen und Erinnerungen an Wahrgenommenes, sondern aus solchen Vorstellungen, die wir uns aus den Stoffen, welche die innere und äußere Wahrnehmung uns darbot, erst durch eine weitere geistige Bearbeitung derselben gebildet haben; und diese Bearbeitung des Wahrgenommenen ist es, auf der jede höhere Geistesthätigkeit beruht. Gerade für sie hat aber auch die Sprache eine viel größere Bedeutung, als für diejenige Vorstellungsthätigkeit, welche sich auf die Wahrnehmung und ihre gedächtnißmäßige Wiederholung beschränkt. Wenn unsere Phantasie aus den Stoffen, die sie der Wahrnehmung verdankt, in freier Selbstthätigkeit neue Bilder erzeugt, so läßt sich zwar ein Theil dieser Gebilde, diejenigen, welche den Gegenstand der bildenden Kunst oder der Musik als solcher ausmachen, auch ohne Worte zur Darstellung bringen; die meisten dagegen finden nur im gesprochenen oder geschriebenen

Worte den Leib, dessen sie bedürfen. Mögen dem Dichter seine Anschauungen noch so reich aus dem Innern hervorquellen: ihre künstlerische Gestaltung und Verknüpfung erhalten sie nur im Wort; sie lassen sich nicht allein auf keinem anderen Wege mittheilen, sondern sie werden ihrem Urheber selbst erst dadurch, daß er sie in Worte faßt, gegenständlich, werden erst dadurch aus einem bunten Gewühle sich gegenseitig verdrängender und in einander verfließender Bilder zu deutlich umrissenen und klar unterschiedenen Gestalten und lassen sich nur in dieser Form dauernd festhalten. Was aber die dichtende Phantasie für das Leben der Menschheit zu bedeuten hat, wie die Einzelnen und die Völker ihr ganzes höheres Bewußtsein, ihre religiöse, sittliche und Naturanschauung ursprünglich in der Form der Dichtung besitzen, und wie wenig diese selbst durch die höchste Verstandesbildung jemals ersetzt werden kann, braucht hier eben nur angedeutet zu werden.

Noch unentbehrlicher ist aber die Sprache, wie für die Mittheilung so auch schon für die ursprüngliche Erzeugung der Gedanken. Phantasiebilder können als innere Anschauungen vorhanden sein, so gewiß sie auch zu ihrer Ausgestaltung der Worte bedürfen; denken können wir (sofern es sich um ein bewußtes Denken handelt) überhaupt nur in Worten. Sie sind für uns das einzige ausreichende Mittel, um die allgemeinen Begriffe, die logischen Beziehungen unserer Vorstellungen, den Causalzusammenhang der Dinge und die mannigfaltigen Modificationen desselben, kurz alles das zu bezeichnen, was den eigenthümlichen Gegenstand des Denkens im Unterschied von der Wahrnehmung und der Phantasiethätigkeit bildet. Erst mit dieser Bezeichnung erhalten aber unsere Gedanken diejenige Klarheit und Bestimmtheit, durch die sie in unser Bewußtsein erhoben werden; ehe der richtige Ausdruck für sie gefunden ist, sind sie in uns erst als ein Ahnen und Suchen, die Gestalt des Gedankens, der bewußten Erkenntniß, nehmen sie erst mit dem Wort an. Dadurch, daß wir mit bestimmten Worten regelmäßig bestimmte Vorstellungen verknüpfen, kommt erst Klarheit und Ordnung in unsere Gedanken; die Vorstellungsgruppe, die unter ein Wort zusammengefaßt wird, tritt bei jedem Aussprechen und Hören dieses Wortes in der gleichen Weise wie früher in uns auf und gewinnt eben damit für uns ein gesondertes Dasein: sie wird uns zu einem eigenen, von allen andern unterschiedenen Begriff. Und das gleiche gilt von den verschiedenen Arten der Gedankenverknüpfung und der aus ihnen hervorgehenden Vorstellungen über die Zusammenhänge und Verhältnisse der Dinge. Sie sondern und befestigen sich in unserem Bewußtsein erst dadurch, sie werden uns selbst erst dadurch klar, daß sie ihren sprachlichen Ausdruck erhalten; denn nur dieser setzt uns in den Stand, unsere Gedanken regelmäßig unter gleichen Umständen in der gleichen Weise zu verknüpfen, für den Verlauf unseres Denkens die Stetigkeit und Gleichförmigkeit zu gewinnen, ohne die überhaupt kein geordnetes und zusammenhängendes Denken möglich ist. Die Entwicklung der Sprache und die des Denkens fielen daher nothwendig ursprünglich zusammen: die Menschheit lernte denken, indem sie sprechen lernte, wie wir dies an den Kindern noch täglich sehen können; nur daß das, was bei diesen ein rasch Erlerntes ist, für das Menschengeschlecht ein selbstgeschaffenes war, das als solches zu seiner schrittweisen Entstehung einer unbestimmbar langen Zeit bedurfte.

Dieser Proceß vollzog sich nun nicht überall in der gleichen Weise und gleich schnell: die Sprachen der Menschen sind so mannigfaltig, als die Völker und die Zeiten, denen sie angehören. Ob alle diese, jetzt so weit auseinandergehenden Sprachen von einer und derselben Ursprache, die wir uns dann freilich noch äußerst einfach und unausgebildet denken müßten, oder von einigen wenigen Urformen und von welchen sie herstammen, ist eine Frage, die ihre Beantwortung nur zugleich mit der allgemeinen finden könnte, ob die menschliche Gattung ursprünglich nur an einem oder mehreren Punkten der Erde entstanden ist. Denn die Sprache ist dem Menschen so unentbehrlich, daß wir uns Wesen, die diesen Namen verdienen, nicht ohne einen Anfang derselben denken können, und wenn man annimmt, der menschliche Organismus sei durch allmähliche Umbildung eines thierischen entstanden, müßten mit den ersten Schritten, welche unsere Vorfahren über die Thierheit hinausführten, auch die ersten Versuche einer Sprachbildung begonnen haben. Wie es sich nun damit verhält, haben wir hier nicht zu untersuchen. Um so wichtiger ist für unsere Aufgabe die Bemerkung, daß sich die Sprachen nicht bloß durch die Wörter, Wortformen und Wortverbindungen, deren sie sich zur Darstellung der Gedanken bedienen, sondern noch viel tiefer und durchgreifender durch den Charakter der geistigen Thätigkeit, aus der sie entsprungen sind, nicht bloß durch die äußere, sondern noch ursprünglicher durch die „innere Sprachform“ unterscheiden. Eine lautliche Verschiedenheit der Sprachen würde sich allerdings schon daraus ergeben, daß die menschlichen Sprachorgane, wenn sie auch im allgemeinen gleichartig gebaut sind, doch in ihrer näheren Beschaffenheit Unterschiede zeigen, die sich unter dem Einfluß des Klimas, der Umgebungen, der Vererbung, der Gewöhnung weiter entwickeln; daß daher die Laute und Lautverbindungen, deren man sich zur Bezeichnung gewisser Gegenstände bedient, nicht bei allen die gleichen sein können. Aber wenn sich der Unterschied der Sprachen darauf beschränkte, so hätte er für das geistige Leben keine große Bedeutung. Man hätte an ihnen verschiedene Bezeichnungsweisen, aber das, was damit bezeichnet würde, und das Verhältniß der Bezeichnung zum Bezeichneten wäre dasselbe; ob man sich zum Ausdruck seiner Gedanken der einen oder der anderen Sprache bedient, wäre so gleichgültig, als ob man ein Buch mit lateinischen oder mit deutschen Lettern drucken läßt. Man müßte daher auch alles gleich gut in jeder beliebigen Sprache darstellen, jede Rede und Schrift ohne Nachtheil für den Sinn aus jeder Sprache in jede wörtlich übertragen können. Allein thatsächlich ist das Verhältniß der Sprache zu einander und zu dem in ihnen darzustellenden Inhalt ein ganz anderes. Wo es sich um fest bestimmte Gegenstände oder Begriffe handelt, macht freilich die sprachliche Bezeichnung für den Sinn nichts aus: ob man einer Pflanze ihren deutschen oder ihren lateinischen Namen gibt, „Würfel“ oder „Kubus“, „Sauerstoff“ oder „Oxygen“, „Barometer“ oder „Wetterglas“ sagt, ein deutsches oder ein französisches Zahlwort gebraucht, den Helden des homerischen Gedichts Odysseus oder Ulysses nennt u. s. w., ist deshalb gleichgültig, weil bei den verschieden lautenden Wörtern jeder, der sie überhaupt versteht, doch genau dasselbe denkt. Aber schon von den einzelnen Ausdrücken, aus denen der Wortvorrath unserer Sprachen sich zusammensetzt, sind die wenigsten so eindeutig, daß sie ohne weiteres durch solche aus einer anderen Sprache ersetzt

werden könnten; der größere Theil dagegen ist zu eigenartig gebildet, um in einer solchen ein Aequivalent zu haben, das ihm genau und vollkommen entspräche. Der Gegenstand oder der Vorgang, auf den ein Wort sich bezieht, wird durch dasselbe nur nach einer bestimmten Seite, oder mit Rücksicht auf einen bestimmten Eindruck, den man von ihm erhalten hat, bezeichnet; eine andere Sprache bezeichnet den gleichen Gegenstand nach einer anderen Eigenschaft, stellt ihn unter einen anderen Gesichtspunkt. Die Ausdrücke für allgemeine Begriffe sind in einer Sprache nicht durchaus von denselben Anschauungen abstrahirt und in derselben Weise gebildet, wie in der andern; mögen sie sich daher auch verwandt sein, so decken sie sich doch nicht so genau, daß die einen einfach an die Stelle der andern treten könnten. Wenn die Bedeutung eines Wortes sich erweitert und bereichert, die Bezeichnung, die erst einer bestimmten Vorstellung galt, auf immer weitere übertragen, und so schließlich eine ganze Gruppe in einander spielender Vorstellungen an ein Wort geknüpft wird, so geschieht dies doch in jeder Sprache, die sich selbständig entwickelt, auf ihre eigene Art, je nach dem Geist eines Volkes, der Richtung seiner Phantasie und seines Denkens, dem Umfang und Charakter der Anschauungen, über die es zu verfügen hat. Jede Sprache hat daher nothwendig eine Menge von Ausdrücken, für die sich keine durchaus gleichbedeutenden in anderen Sprachen finden, und je genauer man in das Wesen einer Sprache eindringt, um so mehr erweitert sich die Zahl dieser eigenartigen Ausdrücke, um so unmöglicher erscheint es daher, etwas Wort für Wort aus einer Sprache in eine andere zu übersetzen; sondern gerade wenn man den Sinn der Worte und Sätze getreu wiedergeben, den Eindruck, den sie in der Ursprache hervorbringen, durch die Uebersetzung annähernd gleichfalls erreichen will, muß man nicht selten ganze Sätze umschmelzen und in eine neue Form gießen. Es gilt dies namentlich von solchen Ausdrücken, Redensarten und Wendungen, die sich auf das geistige Leben beziehen. Denn diese sind nicht bloß alle metaphorisch, von äußeren Dingen und Vorgängen entlehnt, und daher in verschiedenen Sprachen nach verschiedenen Analogieen und Gesichtspunkten gebildet; sondern auch das, was sie bezeichnen, die inneren Vorgänge und die Auffassung dieser Vorgänge, die Gemüthszustände, die sittlichen Eigenschaften und Begriffe, haben sich bei verschiedenen Völkern sehr verschiedenartig gestaltet. Man nehme nur z. B. Ausdrücke, wie die griechische „Sophrosyne" oder das deutsche „Gemüth", und sehe sich in anderen Sprachen nach gleichbedeutenden um; man vergleiche den deutschen Geist mit dem französischen Esprit, die sich lexikalisch so ähnlich sehen und sich doch unterscheiden, wie Rheinwein und Champagner; man gebe das griechische „Logos" durch ein Wort wieder, das ebenso, wie jenes, die Begriffe der Rede und der Vernunft und der vernünftigen Gründe und der Rechnung und des berechenbaren Verhältnisses und welche sonst noch in ungetrennter Verschmelzung bezeichnet, und man wird in dieselbe Verlegenheit gerathen, wie Faust, da er jenes Wort in sein geliebtes Deutsch übertragen will; man suche für einen Begriff, der uns so geläufig ist, wie der der Persönlichkeit, im Lateinischen oder im Griechischen eine adäquate Bezeichnung, und man wird bei keinem von den alten Schriftstellern eine finden. Und das gleiche zeigt sich in zahllosen Fällen selbst bei Sprachen, die sich so nahe verwandt sind, wie die eben genannten.

Nicht weniger charakteristisch, als ihr Wortvorrath und die Bedeutung der einzelnen Wörter ist aber für jede Sprache auch ihr grammatischer und syntaktischer Bau. Denn in ihm gerade zeigt es sich, in welchem Umfang, in welcher Form und wie deutlich einem Volke die logischen Beziehungen der Gedanken und die in ihnen sich aussprechenden Beziehungen der Dinge während des Zeitraums, in dem seine Sprache sich gebildet hat, zum Bewußtsein gekommen sind. Wie die Sprache überhaupt das Werk des Geistes ist, der sich zu ihrem Aufbau der organischen Laute zwar als seines Stoffes bedient, der aber diesen Stoff nach seiner Weise, seinem Bedürfniß und Vermögen verwendet, so ist auch jede einzelne Sprache der Niederschlag einer Bewegung von unabsehbarer Dauer, deren Gang und Ergebniß durch die geistigen Kräfte der Völker und ihre Entwicklung bestimmt wurde, ein Kunstwerk, das ein bestimmter Volksgeist in seinem unbewußten Wirken aus zahllosen Beiträgen der Einzelnen geschaffen hat. Jede ist daher auch ein Bild, aus dem uns das Wesen und Werden dieses Geistes entgegentritt; und eben darauf, daß die Sprachen dies sind, beruht es, daß der Werth und die Wirkung des Sprachunterrichts für das geistige Leben weit über das unmittelbare Bedürfniß, dem die Sprache zunächst dient, hinausreicht.

V.

Um sich die Kenntniß einer Sprache zu erwerben, gibt es drei Wege: die bloße Nachahmung und Uebung, den grammatischen Unterricht, die wissenschaftliche Forschung. Auf jedem von diesen Wegen wird eine eigene Art von Sprachkenntniß gewonnen; die vollkommenste da, wo es möglich ist, alle drei in der richtigen Weise zu verbinden. Mit der wissenschaftlichen Sprachforschung haben wir es nun hier nicht zu thun; von den beiden anderen Methoden geht die erste der zweiten nothwendig voran. Denn seine Muttersprache erlernt jeder nur praktisch durch fortgesetzte Nachahmung dessen, was er von andern gehört hat. Nachdem die Kinder ihre Sprachwerkzeuge durch das Hervorbringen verschiedenartiger, anfangs unartikulirter Laute bis zu einem gewissen Grad eingeübt und in ihre Gewalt bekommen haben, fangen sie an einzelne Wörter und Silben, zuerst natürlich die, die ihnen am leichtesten werden, nachzusprechen, und zugleich lernen sie den Sinn derselben verstehen; das heißt: mit diesen Wörtern verknüpft sich ihnen das Bild der Personen und Dinge, die man ihnen beim Aussprechen derselben gezeigt hat, mit der Zeit so fest, daß dieselben, wenn sie von ihnen vernommen werden, jenes Bild in ihrer Erinnerung hervorrufen, und daß ebenso umgekehrt die Anschauung der durch die Wörter bezeichneten Gegenstände das Bild dieser Wörter hervorruft. Durch fortgesetzte Wiederholung dieses Verfahrens erweitert sich allmälig der Umfang dessen, was das Kind in dieser Weise bezeichnen lernt, sein Vorrath an Wörtern und an bestimmten, durch Wörter befestigten Vorstellungen; und neben den Dingen gewinnt es ziemlich bald auch für gewisse Vorgänge, Empfindungen und Eigenschaften der Dinge, und ebendamit auch für die einfachsten Verbindungen von Vorstellungen einen sprachlichen Ausdruck. Länger dauert es schon, bis es die durch Declination und Conjugation entstandenen Wortformen sich aneignet, ihre Bedeutung versteht und mit Hilfe derselben Sätze bilden lernt; eines zusammengesetzteren Satzbaues sind viele Sprachen überhaupt nicht fähig, und auch wo er sich findet, ist er immer das Werk einer kunstmäßigen, dichterischen oder rednerischen Behandlung der Sprache.

In der gleichen Weise, wie die Kinder ihre Muttersprache erlernen, lernen sie auch andere Sprachen, die sie bei Personen aus ihrer Umgebung hören, nicht bloß wenn man sie dazu anhält, sondern bisweilen auch von selbst aus bloßem Nachahmungstrieb. Dasselbe kommt aber auch bei Erwachsenen vor, wenn sie längere Zeit in die Nothwendigkeit versetzt sind, sich mit andern zu verständigen, deren Sprache ihnen fremd ist, wie dies Auswanderern, Reisenden, Gefangenen nicht selten begegnet: sie merken sich zunächst die Bedeutung einzelner Ausdrücke und Redensarten, sprechen diese nach und erhalten dadurch, in Verbindung mit den allgemein verständlichen, an keine Wortsprache gebundenen, Empfindungslauten und Geberden, das Mittel, sich auch die übrigen Theile des fremden Idioms nach und nach anzueignen.

Will man sich nun klar machen, welchen Einfluß die Erlernung einer Sprache, wenn sie auf diese Weise zu Stande kommt, auf die eigene Bildung des Lernenden (nicht bloß auf seinen Verkehr mit andern) ausübt, so kann man allerdings die Bedeutung, die dem ersten Sprechenlernen, der Aneignung einer Muttersprache, zukommt, kaum überschätzen. Durch sie erhält der Mensch nicht allein das unentbehrliche Mittel für die Verständigung mit Seinesgleichen, sondern es werden ihm auch in und mit ihr die Vorstellungen und Vorstellungsverknüpfungen, die Begriffe und Denkformen, die Naturanschauung und die Auffassung des menschlichen Lebens überliefert, welche sich in ihr verkörpert, die Sprache als ihr hörbares Abbild geschaffen haben. Indem er sich in die Sprache seines Volkes einlebt, lebt er sich auch in seine Vorstellungs-, Gefühls- und Begriffswelt ein. Diese Welt trägt aber ein ganz bestimmtes nationales Gepräge, sie ist aus dem geistigen Leben dieses Volkes hervorgegangen. Die Muttersprache ist daher das erste und eines der festesten von den Banden, durch welche der Einzelne mit dem Leben seines Volkes verknüpft ist, der erste von den Canälen, durch welche der Geist dieses Volkes in ihn einströmt und sich seiner bemächtigt, und es gibt eben deshalb kaum etwas, das eine Nationalität so im Innersten verletzte und in ihrem Bestande gefährdete, wie die Unterdrückung ihrer nationalen Sprache. Selbst die Volkssprache der engeren Heimath, die Mundart, hat ihren eigenthümlichen Werth. Sie ist naturwüchsiger und origineller, als die Schriftsprache; diese ist immer ein Kunsterzeugniß, und wenn auch ein bestimmter Dialekt ihre Grundlage bildet, muß sie doch, um von allen anerkannt und gebraucht werden zu können, von der Eigenartigkeit dieser Grundlage manches aufgeben, und von den übrigen Mundarten der gleichen Sprache manches aufnehmen. So unentbehrlich aber eine solche über den einzelnen Dialekten stehende gemeinsame Sprache für ein Volk ist, und so gewiß jeder hinter der Bildung seiner Nation zurückbleibt, der sie nicht mündlich und schriftlich zu handhaben weiß, so vieles entgeht doch dem, welcher in keinem Dialekt heimisch ist; und wenn sich z. B. unsere deutschen Dialekte jemals auch für den Gebrauch der unteren Volksklassen und des täglichen Lebens vollständig verlieren könnten, so würde ebendamit auch für unsere Schriftsprache eine Quelle fortwährender Erfrischung und Verjüngung versiegen, aus welcher die ersten Meister derselben immer wieder geschöpft haben.

Eine andere Frage ist es, ob man wohl thut, wenn man die Kinder neben ihrer Muttersprache gleichzeitig noch eine zweite erlernen läßt. Es gibt freilich Umstände, unter denen sich dies von selbst macht. In Grenzprovinzen und Landes-

theilen von stark gemischter Bevölkerung, wo Jedermann zwei Sprachen zu beherrschen pflegt, hören die Kinder beide von Klein auf so häufig, daß sich ihr Nachahmungs- und Mittheilungstrieb auf beide zugleich richtet; und ebenso verhält es sich in solchen Familien, in denen wegen der verschiedenen Nationalität der Eltern oder aus anderweitigen Gründen der häusliche Verkehr ein doppelsprachiger ist. Auch wird niemand die Vortheile verkennen, die eine so frühzeitige Aneignung zweier Sprachen gewährt. Wem sie gelingt, der ist nicht allein für den Verkehr mit Angehörigen der fremden Nation von Hause aus mit dem Hilfsmittel versehen, das ein Anderer sich erst später mit Mühe erwerben muß; sondern die frühe Gewöhnung, in zwei Sprachen zu denken, wird auch jener Leichtigkeit, sich in neuen Verhältnissen zurechtzufinden, zu Gute kommen, die sich auch wirklich in verhältnißmäßig höherem Grade zu finden pflegt, wo verschiedene Sprachgebiete sich berühren. Allein diese Vortheile werden in der Regel mit erheblichen Nachtheilen erkauft werden. Das Erlernen seiner Muttersprache fordert von dem Kind für mehrere Jahre einen solchen Aufwand an geistiger Thätigkeit, daß es immer eine Ausnahme und ein Beweis besonderer sprachlicher Begabung sein wird, wenn es ohne Schaden für diese nächste Aufgabe gleichzeitig noch eine zweite Sprache zu erlernen vermag. Das Gewöhnliche kann nur das sein, was sich thatsächlich bei allen zweisprachigen Bevölkerungen findet, so weit nicht in der Folge durch einen methodischen Sprachunterricht Abhilfe geschafft wird: es erzeugt sich entweder jene widerwärtige, für ein gesundes Sprachgefühl unerträgliche Sprachmengerei, wie sie z. B. bei Deutschamerikanern der minder gebildeten Klassen und oft auch noch höher hinauf sich zu finden pflegt; oder es geht, wie an der westlichen Grenze des deutschen Sprachgebiets, in der Schweiz, dem Elsaß und Belgien: die Muttersprache wird nur als Dialekt gesprochen, die fremde gilt als die Sprache der Gebildeten, und die Masse derer, welche sich zu diesen zählen, entfremdet sich so dem Geistesleben und der Literatur ihres Volkes, ohne doch darum die des fremden in ihrer Eigenart sich lebendig aneignen zu können, oder von ihm als ebenbürtig anerkannt zu werden. Man gibt das Bürgerrecht in der eigenen geistigen Heimath auf, um sich dafür in der Fremde von den Brocken zu nähren, die man mit beleidigender Herablassung zugeworfen bekommt. Damit hängt aber noch ein Zweites und Wichtigeres zusammen: der Einfluß der Sprache auf die menschliche Gesammtbildung. In und mit der Sprache seines Volkes zieht auch der Geist desselben in den des Einzelnen ein: seine Weltvorstellung, seine ethischen, religiösen, ästhetischen Anschauungen, seine Denk- und Empfindungsweise, so weit diese in der Sprache ihren Ausdruck gefunden haben. Wird nun das Kind, während es eben durch Erlernung und Einübung seiner Muttersprache diese Einwirkung des nationalen Geistes in sich aufnehmen soll, gleichzeitig unter den Einfluß einer fremden Sprache und der in ihr zum Ausdruck gelangten Anschauungen gestellt, so kann die Folge keine andere sein, als Unsicherheit und Verwirrung, und es wird ihm in hohem Grad erschwert werden, für sich selbst mit der Zeit die Geschlossenheit des Charakters, die Eigenartigkeit seines Geistes- und Gemüthslebens zu gewinnen, deren zuverlässigste Grundlage gerade das bildet, was allen Gliedern eines Volkes als ein gemeinsam anerkanntes feststeht und von Anfang an in ihr Fleisch und Blut übergeht. Wenn es daher die Verhältnisse eines zweisprachigen Landes oder

Hauses mit sich bringen, daß die Kinder schon in den ersten Lebensjahren neben ihrer Muttersprache auch mit einer zweiten bis zu einem gewissen Grad bekannt werden, so sollte man doch, statt diese bequeme Gelegenheit zur Erlernung der fremden Sprache möglichst auszunützen, sie vielmehr nach Kräften auf die alltäglichen Dinge beschränken, alle erziehende und bildende Unterhaltung dagegen so lange ausschließlich in der Muttersprache führen, bis das Kind in dieser so fest und in seiner intellectuellen Entwicklung so weit fortgeschritten ist, daß ihm ein regelmäßiger Unterricht in der fremden Sprache ohne Schaden ertheilt werden kann. Ganz verkehrt ist es vollends, die Störung der natürlichen Geistesentwicklung dadurch ausdrücklich herbeizuführen, daß man dem Kinde, noch ehe es seiner Muttersprache einigermaßen Herr ist, von wälschen Erzieherinnen und Kindermädchen die fremde beibringen läßt. Das Beste dabei ist noch dieses, daß die Kinder das, was sie von der Bonne gelernt haben, in kürzester Zeit wieder zu vergessen pflegen, wenn nicht durch fortgesetzten Sprachunterricht für seine Erhaltung gesorgt wird; läßt man aber diesen ertheilen, so ist es viel zweckmäßiger, erst dann mit ihm zu beginnen, wenn die natürliche Vorbedingung dafür, der Besitz der Muttersprache, gesichert ist.

Es sei nur erlaubt, hier anzuführen, was einer unserer einsichtsvollsten Pädagogen, der früh verstorbene Theodor Waitz, schon vor mehr als dreißig Jahren über diesen Gegenstand bemerkt hat. Das Kind, verlangt er in einem sehr lesenswerthen Abschnitt seiner Pädagogik (2. Aufl. S. 257), solle keine fremde Sprache früher erlernen, als es sich die Muttersprache nicht allein gedächtnißmäßig, sondern auch gemüthlich angeeignet habe. „Abgesehen nämlich von der Ueberlastung des Gedächtnisses, welche offenbar durch die gleichzeitige Aneignung zweier Sprachen dem kleinen Kinde zugemuthet wird, ist es überhaupt eine oberflächliche Ansicht, die der Gemüthsbildung sehr gefährlich werden kann, wenn man die Sprache nur als eine Summe von äußeren Zeichen betrachtet, auf deren Verständniß und fertigen Gebrauch es allein ankomme. Dann wäre es freilich gleichgültig, welche Sprache das Kind zuerst, welche zuletzt erlernte und ob eine oder mehrere zugleich. Ist dagegen die Sprache erst das Mittel, die eigenen inneren Zustände allmälig abzuklären und zu verdeutlichen, zwingt sie dem Gemüthsleben einen bestimmten nationalen Typus auf, ertheilt sie der Auffassung des gesammten Lebens sowohl nach der religiösen und sittlichen als nach der ästhetischen und geselligen Seite hin eine bestimmte Färbung, die mit ihr und durch sie in das Gemüth des Kindes eingeht, so kann es keine gleichgültige Sache sein, ob das Gemüthsleben des Kindes zuerst in einer Sprache vollkommen heimisch werde, oder ob man es trotz des Widerstrebens der Natur sogleich in zwei verschiedene hineinpresse. Daß im letzteren Falle theils mannigfaltige Schwankungen in der Begriffsbildung, theils Zwitterbildungen der Gefühle eintreten werden, welche insbesondere die Consolidirung des Charakters erschweren, liegt am Tage. Zum Glück bekommt in der Praxis nach kurzer Zeit die eine Sprache beim Kinde doch das Uebergewicht über die andere, das Kind behält nicht zwei Muttersprachen, sondern wirft die eine als lästige Fessel bei Seite: die Natur hilft sich selbst und sucht wenigstens theilweise wieder gut zu machen, was Menschenwitz verdorben hat.“

VI.

Wenn die Muttersprache lediglich durch Nachahmung und Uebung erlernt wird, und wenn auch andere Sprachen auf diesem Wege erlernt werden können, so handelt es sich bei dem methodischen Sprachunterricht, wie er auf unsern höheren Lehranstalten ertheilt wird, an erster Stelle nicht um die Uebung im Sprechen, welche vielmehr bei den todten Sprachen gar nicht oder nur ganz nebenher ins Auge gefaßt wird, sondern um das wissenschaftliche Verständniß der Sprache als solcher, so weit dieses den Altersstufen zugänglich ist, denen dieser Unterricht ertheilt wird. Der Schüler soll durch denselben nicht bloß in den Stand gesetzt werden, die Worte, die er vernimmt, auf die Vorstellungen zu beziehen, als deren Zeichen sie nun einmal gelten, und seine eigenen Vorstellungen in diese ihm überlieferten Formen zu kleiden; er soll vielmehr den Weg, auf dem das System der sprachlichen Bezeichnung zu Stande kommt, mit Bewußtsein zurücklegen, er soll es verstehen lernen, wie die Sprache aus ihren Elementen nach festen Regeln sich aufbaut, er soll in den Stand gesetzt werden, diese Regeln mit Sicherheit anzuwenden, nicht allein richtig zu schreiben und zu sprechen, sondern auch zu wissen, warum er sich so ausdrückt und nicht anders. Dazu ist aber eine doppelte Bearbeitung des Sprachstoffes nöthig, eine analytische und eine synthetische. Der Schüler soll die verschiedenen Bedeutungen der Wörter, die unter Einem Ausdruck zusammengefaßten und dadurch mit einander scheinbar verschmolzenen Begriffe unterscheiden, er soll aber auch ihre Herkunft aus derselben Grundbedeutung kennen lernen, die Verknüpfung der Vorstellungen, durch welche sich die eine Bedeutung der anderen angereiht hat, in allen ihren uns oft auffallenden Uebergängen und Sprüngen innerlich nachbilden lernen. Er soll dazu angeleitet werden, die Redetheile, die im thatsächlichen Gebrauch der Sprache mit einander verknüpft und nur in dieser Verknüpfung gegeben sind, auseinanderzulegen, jeden für sich nach seinem eigenthümlichen Charakter zu betrachten, die Geschlechtsunterschiede, die Zeichen der Steigerung und Verkleinerung, die aus der Declination und Conjugation sich ergebenden Wortformen in ihrer Bedeutung zu verstehen, die Sätze in ihre einfachsten Bestandtheile zu zerlegen und aus ihnen regelrecht zusammenzusetzen. Die Sprache soll, mit Einem Wort, durch diesen methodischen Unterricht aus etwas Unbewußtem in ein Bewußtes, aus einer gewohnheitsmäßigen Fertigkeit in eine Kunst, ein von bestimmten Regeln geleitetes Verfahren verwandelt werden.

Es ist nun leicht zu sehen, welchen Werth diese methodische Einführung in die Technik der Sprache schon für den praktischen Zweck ihres richtigen Gebrauchs hat. Mehr darf man allerdings in dieser Beziehung nicht von ihr erwarten, als der theoretische Unterricht überhaupt für die Praxis zu leisten vermag. Die Grammatik schafft so wenig einen großen Stilisten, als die Aesthetik einen großen Künstler. Weder die natürliche Begabung noch die Uebung kann durch die bloße Kenntniß der Regeln ersetzt werden. Aber beide bedürfen dieser Kenntniß zur Leitung und Sicherung ihres Verfahrens. Sprechen lernt man freilich nicht erst in der Schule, aber richtig zu sprechen und zu schreiben wird denen meist sehr schwer, die nie einen regelrechten Sprachunterricht genossen haben; und auch das ausgesprochenste stilistische Talent ist vor Verstößen nicht geschützt, wenn nicht

die Einsicht in den Bau und die Gesetze der Sprache das Sprachgefühl läutert und befestigt und mit Sicherheit unterscheiden lehrt, was in einer Sprache gewagt werden kann, und was ihrer Natur widerstreitet. Wichtiger aber, als dieser praktische Nutzen des wissenschaftlichen Sprachunterrichts, ist für uns sein Einfluß auf die allgemeine, formale Ausbildung des Verstandes. Das Wort ist der Leib des Gedankens, die Sprache das ursprünglichste, unentbehrlichste, vollkommenste Werkzeug des denkenden Geistes. Indem der Mensch sprechen lernt, lernt er denken; indem er die Sprache analysirt, ihre Gesetze sich klar macht und sie mit deutlichem Bewußtsein anwendet, lernt er seine Begriffe unterscheiden und verknüpfen, er erhält ein Bild von den verschiedenartigen Beziehungen, in denen sie zu einander treten können, von dem vielgestaltigen Verhältniß der Gedanken, das in den Formen der Satzbildung sich ausprägt. Die Grammatik ist die erste Schule der Logik; und ist auch das Logische hier noch an seinen sprachlichen Ausdruck gebunden, wird man sich auch der Denkformen nur in dem Maße bewußt, wie sie in den Sprachformen zur Darstellung gelangen, so hat doch auch schon diese erste Orientirung über seine eigene Thätigkeit auf die Ausbildung des denkenden Geistes einen Einfluß, dessen durchgreifende Bedeutung freilich nur Solchen ganz verständlich sein kann, die eben selbst eine philologische Bildung erhalten haben, auch von ihnen aber nicht selten gerade deshalb unterschätzt wird, weil ihnen durch dieselbe Vieles so in Fleisch und Blut übergegangen, zu einer für sie so selbstverständlichen Voraussetzung geworden ist, daß sie gar nicht mehr fragen, wem sie es zu verdanken haben. Wer es sich deutlich machen will, wie werthvoll und unentbehrlich diese Schulung des Denkens ist, der sehe auf solche, denen sie fehlt, und er wird leicht bemerken können, welche Mühe es z. B. die Knaben anfangs kostet, bis sie auch nur die einfachsten logischen Unterschiede und Beziehungen, wie die von Subject und Prädicat, Subject und Object, adverbialer und adjectivischer Bestimmung, sich so klar gemacht haben, um sie mit voller Sicherheit zu handhaben, wie lang es vollends dauert, bis sie etwas feinere und verwickeltere syntaktische Regeln begreifen; wie auch unter den Erwachsenen Leute, denen es weder an technischem Geschick noch an praktischem Verstand fehlt, nicht selten durch auffallende grammatische Incorrectheiten und Unbehilflichkeiten beweisen, wie sehr ihren Gedanken die elementarste logische Disciplin abgeht; wie selbst in einem so aufgeweckten, klugen und redegewandten Volk, wie die Griechen, noch zur Zeit des Plato und Aristoteles die Mehrzahl der Gebildeten durch Sophismen in Verlegenheit gesetzt werden konnte, die so vollständig auf falscher Construction oder Verwechslung gleichlautender Wortformen beruhen, daß man sie heutzutage keinem leidlich geschulten Tertianer für etwas Anderes als schlechte Scherze verkaufen könnte. Man hat nun nicht selten geglaubt, dieser formal bildende Einfluß des Sprachunterrichts ließe sich auch durch irgend ein anderes Fach erreichen, das die Verstandeskräfte in Anspruch nimmt und übt; und man hat hiefür insbesondere die Mathematik vorgeschlagen, deren Vorzug vor dem humanistischen Unterricht nicht bloß auf der Strenge und Sicherheit ihres Verfahrens, sondern namentlich auch darauf beruhen soll, daß sie als das unentbehrliche Hilfsmittel des technischen und naturwissenschaftlichen Wissens einen unvergleichlich höheren praktischen Werth habe, als das Studium der

Sprachen, namentlich derjenigen, die nur noch in Schriften fortleben. Und wenn es sich nur darum handelte, eine Ergänzung des philologischen Unterrichts durch den mathematischen zu verlangen, so würde niemand widersprechen. Die Nothwendigkeit einer solchen ist heutzutage thatsächlich wie grundsätzlich so allgemein anerkannt, daß darüber kein Streit ist. Meint man dagegen, der philologische Unterricht ließe sich als allgemein wissenschaftliches Bildungsmittel durch den mathematischen ersetzen, so liefert man damit nur den Beweis, daß man keinen klaren Begriff von dem hat, was der eine und der andere leisten kann und leisten soll. Die Mathematik ist ja ein unschätzbares Werkzeug für die wissenschaftliche Erforschung und die technische Beherrschung der Natur, und der Unterricht in derselben gewöhnt an eine Genauigkeit der Begriffe und eine Sicherheit der Beweisführung, die sich in keiner anderen Wissenschaft so, wie hier, findet. Aber er gewöhnt daran eben nur für das Gebiet, welches allein so exakter Bestimmung und Messung fähig ist, das der Zahlen, der Raumgrößen und der Bewegung. Um von der Mathematik auch für die Behandlung solcher Gegenstände, auf welche das mathematische Verfahren nicht unmittelbar anwendbar ist, Strenge des Verfahrens und Schärfe der Begriffe zu lernen, dazu gehört schon eine Uebung und Selbständigkeit des Denkens, welche sich von jungen Leuten selbst dann nicht erwarten läßt, wenn ihnen der mathematische Unterricht in einem höheren und weniger auf die nächsten Aufgaben beschränkten Sinn ertheilt wird, als dies leider nur zu oft der Fall ist; wenn er nicht bloß auf die gedächtnißmäßige Mittheilung von Kenntnissen und die gewohnheitsmäßige Einübung bestimmter Methoden, sondern auch auf die Erzeugung der Einsicht in ihre Gründe ausgeht. Anders verhält es sich in dieser Beziehung mit dem Sprachunterricht. Da die Sprache das allgemeine Werkzeug des Denkens überhaupt ist, lernt man durch denselben nicht bloß, die Denkthätigkeit auf ein bestimmtes und ziemlich eng begrenztes Gebiet methodisch anwenden, sondern man lernt in und mit den Elementen der Sprache auch die der Denkthätigkeit kennen, alle Denkoperationen, welche in der Sprache zum Ausdruck kommen, welches auch der Gegenstand sei, mit dem sie es zu thun haben, nach festen Regeln mit Sicherheit vollziehen. Die Mathematik zieht, als ein Muster deductiver Wissenschaft, aus gewissen Voraussetzungen die Folgerungen, die sich nach allen Seiten hin aus ihnen ergeben; aber diese Voraussetzungen beziehen sich nur auf die einfachsten und allgemeinsten Bedingungen des zeitlich-räumlichen Daseins. Die Sprachkunde nöthigt ihren Schüler, alle die verschiedenartigen Begriffe, welche in die Worte gelegt sind, aus ihrer Umhüllung herauszuschälen und allen ihren Verbindungen nachzugehen; sie leistet ihm diesen Dienst namentlich auch hinsichtlich derjenigen Begriffe, welche sich auf unser inneres Leben beziehen und von den Thatsachen desselben abstrahirt sind, der sittlichen, religiösen, logischen, psychologischen und ästhetischen. Gerade diese Begriffe sind es aber, deren Aufklärung die Erziehung des Menschen zur Humanität, das, was wir Geistesbildung nennen, zwar freilich für sich allein nicht hervorbringen wird, aber doch vom höchsten Werth für sie ist, weil sie den Menschen als solchen, in der ihm eigenthümlichen geistigen Thätigkeit angeht; und es ist schon insofern nicht ohne Grund, wenn man diejenigen Studien, deren allgemeine Grundlage die Philologie ist, die humanistischen nennt. Diese Be-

zeichnung ist aber auch deshalb berechtigt, weil uns die Sprachkunde nicht allein den Zutritt zu den Urkunden öffnet, auf denen unsere Kenntniß vergangener Zeiten und entlegener Völker, die Verknüpfung unseres Geisteslebens mit dem ihrigen, das geschichtliche Selbstbewußtsein der Menschheit beruht, sondern weil auch das Erlernen einer Sprache, zweckmäßig geleitet, unmittelbar durch sich selbst zur Kenntniß ihrer Literatur und Poesie, und eben damit zur Kenntniß eines Ausschnittes aus dem unermeßlichen Gebiete der menschlichen Cultur hinführt. Wenn daher hervorragende akademische Vertreter der Naturwissenschaften und der Mathematik auf Grund vieljähriger Erfahrung sogar hinsichtlich dieser Fächer erklärt haben, von ihren Schülern seien diejenigen, welche eine gründlichere philologische Vorbildung besitzen, im Durchschnitt den andern, selbst wenn diese mehr mathematische und physikalische Kenntnisse zur Universität mitbringen, doch an Selbständigkeit des Denkens überlegen und den schwierigeren Aufgaben der späteren Semester besser gewachsen, so wird noch mehr von den Geisteswissenschaften und den Gegenständen, womit sie es zu thun haben, behauptet werden müssen, daß eine fruchtbare Beschäftigung mit denselben nur erschwert werden würde, wenn auf unseren Gymnasien das gegenwärtig bestehende Verhältniß des philologischen Unterrichts zum mathematischen umgekehrt würde.

Es könnte nun beim ersten Anblick vielleicht das Zweckmäßigste scheinen, daß zur allgemeinen Grundlage für diesen Sprachunterricht die Muttersprache der Schüler gewählt werde, da sich ihnen die grammatischen Regeln in dieser am leichtesten an einem Stoff, den sie schon kennen, zur Anschauung bringen und Beispiele derselben von ihnen selbst finden lassen. In der Wirklichkeit verhält es sich aber doch nicht so. Und zwar zunächst schon deshalb, weil die Kinder gerade für die Grammatik der Muttersprache das geringste Interesse zu haben pflegen. Für den wissenschaftlichen Sprachforscher hat diese allerdings einen eigenthümlichen Reiz; dem Knaben dagegen leuchtet es nicht ebenso ein, weshalb er auf diesem mühseligen Weg erlernen solle, was er in der Hauptsache schon zu wissen glaubt. Wenn man ihn in einer fremden Sprache unterrichtet, so begreift er, daß er dadurch befähigt werden soll, diese Sprache zu sprechen oder die in ihr verfaßten Schriften zu lesen; er sieht sich durch jeden Fortschritt in derselben diesem Ziel näher gebracht, empfindet ihn als eine Vermehrung seines Könnens. Dieses selbst jedoch hat seine tieferen, in der Natur der Sache liegenden Gründe. Der Werth eines methodischen, grammatischen Sprachunterrichts für die Ausbildung des Verstandes beruht, wie wir gesehen haben, wesentlich darauf, daß der Schüler durch denselben dazu gebracht wird, die geistigen Thätigkeiten, deren Ausdruck und Erzeugniß die Sprache ist, mit Bewußtsein, unter Vergegenwärtigung der für sie geltenden Regeln, mit deutlicher Unterscheidung ihrer einzelnen Elemente, zu vollziehen. Dazu ist er aber in ganz anderer Weise genöthigt, wenn die Kenntniß der Sprachformen und Regeln ihn erst in den Stand setzt, eine Sprache zu verstehen und zu gebrauchen, als wenn diese Kenntniß bloß nachträglich zu einer auf anderem Weg erworbenen Fertigkeit im Gebrauch derselben hinzukommt. Wie wir ferner von jedem Gegenstand nur dadurch eine deutliche Vorstellung erhalten, daß wir ihn mit andern vergleichen und uns vergegenwärtigen, was er mit ihnen gemein hat und wodurch

er sich von ihnen unterscheidet, so gilt dies auch von der Sprache. Der Bau und die Eigenthümlichkeit unserer eigenen Sprache wird uns nur durch die Vergleichung mit anderen deutlich; und sie ist es auch allein, durch welche wir die allgemeinen, in jeder Sprache irgendwie zum Ausdruck kommenden Gedanken und Gedankenbeziehungen von den Wörtern, Wortformen und Wortverbindungen unterscheiden lernen, mit denen sie in einer bestimmten Sprache für den, der nur diese gewohnheitsmäßig erlernt hat, ununterscheidbar verschmolzen sind. Nur durch sie wird uns die Grammatik zu einer Schule der Logik. Die methodische Erlernung einer fremden Sprache leistet daher selbst für das grammatische Verständniß der Muttersprache mehr, als sich durch den Unterricht in der letztern ohne den gleichzeitigen in einer fremden erreichen läßt; und für den Zweck der allgemeinen Verstandesbildung ist sie deshalb ungleich geeigneter, weil sie den Schüler in weit höherem Grad, als jener, dazu nöthigt, von den Worten auf die Begriffe, von der bloßen Gewohnheit auf die Regeln zurückzugehen.

„Doch dem mag immer so sein," sagt man; „aber wenn auch eine oder ein paar fremde Sprachen gelernt werden müssen, warum wählt man dazu gerade solche, mit denen die meisten in ihrem späteren Leben so gut wie nichts anfangen können, die sie daher sofort nach dem Abgang von der Schule möglichst rasch wieder vergessen? Warum nicht statt des Lateinischen Französisch, statt des Griechischen Englisch, was die Schüler später ja doch lernen müssen, oder wenigstens diese neueren Sprachen an erster Stelle, das Latein erst an zweiter, und das Griechische fakultativ für solche, die diese Liebhaberei haben? Die wenigsten von unseren jungen Leuten wollen ja die classische Philologie zu ihrem Lebensberuf machen, und wenn erst das neue Unterrichtssystem eingeführt ist, wird es deren noch viel weniger geben; wozu nun alle andern mit den Vocabeln und grammatikalischen Regeln von Sprachen belasten, die schon längst niemand mehr spricht und außer einigen Specialfächern auch niemand mehr schreibt?"

Die meisten von denen, welche so reden (und es sind deren ja heutzutage nicht wenige und laut genug lassen sie sich gleichfalls vernehmen), scheinen nun freilich in ihrem Theil an dem „alten philologischen Kram", den sie von der Schule mitgebracht haben, nicht so schwer zu tragen, daß sie eine besondere Veranlassung hätten, sich über diese Bürde zu beklagen; und wenn uns ein ausgezeichneter Naturforscher unlängst in diesen Blättern den Rath gab, den „mittelalterlichen Standpunkt" der humanistischen Gymnasien endlich einmal zu verlassen, hat er sich bei der Wahl dieser Bezeichnung schwerlich daran erinnert, daß gerade die classische Philologie das ganze Mittelalter hindurch vollkommen brach lag, daß ihre Wiederbelebung der mittelalterlichen Bildungsform einen tödtlichen Stoß versetzte, daß sie der Wissenschaft unserer Zeit, mit Einschluß der Naturwissenschaft, den Boden bereitete, daß nicht die Anhänger des Alten, sondern die Reformatoren und Humanisten des 16. Jahrhunderts sie pflegten und empfahlen, daß man vollends den Begründern der heutigen Alterthumswissenschaft und des heutigen philologischen Unterrichts auf Gymnasien und Universitäten alles andere eher vorwerfen kann, als eine Vorliebe für mittelalterliche Anschauungen. Mit diesen hat daher das Unterrichtssystem unserer humanistischen Lehranstalten nichts zu schaffen. Damit ist nun allerdings noch nicht bewiesen, daß es den Bedürfnissen unserer Zeit in jeder Beziehung entspricht. Und wenn es beim Jugend-

unterricht nur darauf ankäme, den Schülern möglichst rasch eine Anzahl von Kenntnissen und Fertigkeiten beizubringen, die sie im Geschäfts- und Verkehrsleben unmittelbar verwerthen können, so möchte man vielleicht das Bedauern darüber theilen, daß unsere Jungen einen so großen Theil ihrer Zeit auf das Erlernen von Sprachen verwenden, von welchen die wenigsten von ihnen jemals einen praktischen Gebrauch machen werden. Anders stellt sich die Sache, wenn man die wesentliche Aufgabe der Gymnasien darin sucht, daß sie ihre Zöglinge nicht bloß mit den Kenntnissen, sondern auch mit der Geistesbildung ausrüsten, deren sie für die höheren wissenschaftlichen Studien und für diejenigen Berufsarten bedürfen, auf welche sie sich dereinst durch solche wissenschaftliche Studien vorbereiten sollen. Um diesem Zweck zu entsprechen, müßte der Unterricht in den neueren Sprachen nach derselben Methode ertheilt werden, die sich hinsichtlich der alten bewährt hat. Man dürfte sich nicht damit begnügen, daß man die Schüler in den Stand setzt, die fremde Sprache mündlich und schriftlich gewandt und richtig zu gebrauchen; sondern wenn der allgemein bildende Einfluß des Sprachstudiums zu seinem Recht kommen sollte, müßte man sie in das grammatische und lexikalische Verständniß derselben ebenso tief einführen, wie man dies jetzt beim Unterricht in den alten Sprachen sich zum Ziel setzt. Dann würde man aber wohl bald finden, daß die Zeitersparniß, welche man sich von der Zurücksetzung der letzteren gegen die lebenden Sprachen verspricht, gar nicht so groß wäre, wie man sich dies wohl vorstellt. Wer mit der lateinischen und griechischen Grammatik vertraut ist, der wird sich in derjenigen der romanischen und germanischen Sprachen mit geringer Mühe zurechtfinden; wer Deutsch und Latein kann, der wird den Wortvorrath derselben seinem Gedächtniß ungleich schneller und fester einprägen, als ein Anderer, weil ihm die meisten Wurzeln und ihre Bedeutungen schon bekannt sind. Ein erheblicher Theil der Zeit, welche den alten Sprachen gewidmet wird, kommt daher auch dem Unterricht in den neueren zu gute: die classische Philologie legt den Grund für die moderne, und das Latein insbesondere ist für einen wissenschaftlichen Betrieb der letzteren so unentbehrlich, daß es ganz unbegreiflich ist, wie Männer vom Fach es für zulässig halten konnten, den Unterricht in den neueren Sprachen, selbst an höheren Lehranstalten, in die Hand von Leuten zu legen, von denen keinerlei Nachweis dafür verlangt wird, daß sie mit einer Sprache, von der alle romanischen direct abstammen, die englische mittelbar einen sehr bedeutenden Einfluß erfahren hat, sich hinreichend bekannt gemacht haben.

Die entscheidenden Gründe gegen den Vorschlag, das Studium der alten Sprachen durch das der neueren zu ersetzen, liegen aber darin, daß jenes für die formale Bildung mehr leistet als dieses, und daß es allein uns die lebendige Kenntniß einer Cultur ermöglicht, von der sich die unsrige in gerader Linie herleitet und an der sie sich immer neu zu erfrischen hat. Die lateinische Grammatik ist durch ihre Strenge und Folgerichtigkeit ein eben so vorzügliches Werkzeug für die allgemeine Schulung des Denkens, wie es das römische Recht für die Schulung des juristischen Denkens ist; und sie läßt sich in dieser Beziehung durch die einer beliebigen neueren Sprache so wenig ersetzen, als sich die Pandekten durch den Code Napoléon ersetzen lassen. Die griechische Sprache vereinigt mit

der durchgebildeten Klarheit ihres logisch-grammatischen Aufbaus einen Reichthum, eine Beweglichkeit, eine Fähigkeit, sich jedem Bedürfniß des sprachlichen Ausdrucks anzupassen, eine Fülle und Durchsichtigkeit der Satzbildung, einen Wohllaut, womit sie ebenso einzig dasteht, wie die griechische Kunst mit ihrer Classicität. Alle die Geistesthätigkeiten und Kräfte, welche die Sprachschöpfung in Anspruch nimmt und das Sprachstudium ausbildet, werden von ihr gleichmäßig angeregt; die klarste Auffassung der uns umgebenden Welt, die feinste Beobachtung des menschlichen Lebens spiegelt sich in ihr ab, und sie ist ebenso reich an den Mitteln zur scharfen Bezeichnung von Gedankenverbindungen und Begriffen, wie an Ausdrücken für ästhetische Anschauungen, sittliche Eigenschaften und Verhältnisse, innere Vorgänge und Gemüthszustände. Und gerade der Umstand, welcher in den Augen unserer pädagogischen Utilitarier den hauptsächlichsten Vorwurf gegen das Erlernen der alten Sprachen begründet, daß es nämlich keinen unmittelbar praktischen Zweck habe, — gerade dieser Umstand gibt ihm einen besonderen Werth für den Zweck der allgemeinen Bildung. Der Unterricht in den neueren Sprachen, so weit er auf der Schule ertheilt wird, findet seinen natürlichen Abschluß doch immer darin, daß er den Schüler in den Stand setzt, sie zu sprechen und zu schreiben, und dieses Ziel wird dem Lernenden fast ausnahmslos, in der Regel aber auch dem Lehrer, als das vorschweben, worauf der ganze Unterricht zu beziehen, an dessen möglichst vollkommener Erreichung sein Werth zu messen ist. Ebendeshalb aber wird bei demselben gerade dem, was der allgemeinen Verstandesbildung vorzugsweise zu gute kommt, dem Logischen, Grammatischen und Etymologischen, nicht die gleiche Aufmerksamkeit geschenkt werden, wie da, wo nicht der Gebrauch, sondern das Verständniß der Sprache der Zweck ist, für den man sie erlernt; man wird weit eher geneigt sein, sich damit zu begnügen, daß man weiß, wie man es zu machen hat, wenn man auch nicht weiß, *warum* es so zu machen ist. Nun lernt man freilich auch die alten Sprachen nicht bloß, um sie zu kennen, sondern um vermittelst dieser Kenntniß die alten Schriftsteller zu lesen; und nur dieser Zweck ihrer Erlernung ist den Knaben selbst verständlich, was dieselbe sonst leistet, würde man ihnen umsonst begreiflich zu machen versuchen; man thut indessen wohl daran, wenn man dies gar nicht versucht, sondern sie ihre Geisteskräfte an einer Arbeit üben läßt, deren nächste Aufgabe sie begreifen, während die tiefere einer allgemeinen Geistesgymnastik ihnen noch zu ferne liegt. Demselben Zweck dient aber für sein Gebiet auch der Unterricht in den neueren Sprachen, nur daß er damit den weiteren, sie reden und schreiben zu lernen, verbindet; und insofern könnte es scheinen, es sei in dieser Beziehung zwischen beiden kein wesentlicher Unterschied. Allein diejenigen unter den neueren Sprachen, um die es sich beim Schulunterricht allein handeln kann, stehen alle dem Deutschen weit näher, als das Griechische und Lateinische. Sie nöthigen daher den Schüler nicht in dem gleichen Grade, wie diese, das, was er aus der fremden Sprache in die eigene oder aus dieser in jene übertragen soll, durch grammatische und logische Analyse sich deutlich zu machen, sie legen es ihm weit näher, sich mit dem mechanischeren Verfahren zu begnügen, das in einer bloßen Vertauschung der einzelnen Worte mit solchen der anderen Sprache besteht. Für den Zweck einer grundlegenden allgemeinen Sprach-

und Denkbildung eignen sie sich daher gerade deswegen besser, als die lebenden Sprachen, weil sie mehr Abstraction von dem Gewohnten, eine bestimmtere Anknüpfung des Einzelnen an die allgemeinen Regeln, eine angestrengtere Denkthätigkeit verlangen.

Ebenso werthvoll ist aber die Kenntniß dieser Sprachen für Jeden, der sich eine höhere wissenschaftliche Bildung erwerben will, auch deshalb, weil sie allein uns das volle Verständniß des classischen Alterthums möglich macht. So selbstgenügsam auch manche in dem Bewußtsein, wie wir es jetzt so herrlich weit gebracht, auf die dürftige Naturkenntniß, die unvollkommenen wissenschaftlichen Methoden, die verkehrten und beschränkten Vorstellungen der Alten herabsehen, so fest sie überzeugt sind, daß es sich nicht verlohne, sich Jahre lang mit der Erklärung von Schriften zu quälen, aus denen wir ja doch nichts mehr lernen können, so wenig lassen sich trotz alledem die zwei Thatsachen aus der Welt schaffen, daß das Geistesleben der Alten zu dem unsrigen den Grund gelegt hat, und daß es auch an sich selbst Bildungselemente enthält, deren Werth ein so hoher ist, daß ihre Vernachlässigung auf unsern ganzen Culturzustand verhängnißvoll zurückwirken müßte. Um die heutige Wissenschaft und Bildung wirklich zu verstehen, ihre Aufgaben und Leistungen richtig zu würdigen, muß man sie auch bis zu ihrem Ursprung zu verfolgen im Stande sein; und wenn sich dieses Bedürfniß nicht auf allen Gebieten gleich stark geltend macht, darf sich doch keines seiner Anerkennung gänzlich entziehen. Schon ihre Terminologie hat die heutige Wissenschaft großentheils von den Griechen übernommen oder aus griechischen Wurzeln gebildet, und es ist ungemein schwierig und zeitraubend, sie solchen begreiflich zu machen, denen die Sprache fremd ist, aus der sie herstammt. Aber auch unsere wissenschaftlichen Begriffe, unsere ethischen und ästhetischen Anschauungen, unsere Kunstformen stehen mit denen des classischen Alterthums in einem so engen Zusammenhang, daß Vieles darin dem unverständlich bleiben muß, der mit jenem unbekannt ist. Noch wichtiger aber ist es, daß wenigstens der Theil unserer Nation, den eine höhere wissenschaftliche Ausbildung in den Stand setzen soll, ihre Führung zu übernehmen — und dafür vorzubereiten ist die Aufgabe unserer Gymnasien und Universitäten, — daß dieser Theil unserer Nation in den Geist des classischen Alterthums tief genug eindringe, um die unerschöpflichen Schätze benützen und für unser Volksleben fruchtbar machen zu können, welche die Künstler, die Dichter, die Redner, die Geschichtschreiber, die Philosophen Griechenlands und Roms uns hinterlassen haben, um insbesondere das Geistesleben eines Volkes, dessen Bildung so einzig und in ihrer Art unerreicht dasteht, wie die des hellenischen, eines Volkes, das mit dem gesundesten Realismus die Gabe verband, Alles in der Welt zu durchgeistigen und mit dem Hauche der Schönheit zu beleben, durch eigene Anschauung, nicht bloß aus zweiter und dritter Hand in sich aufzunehmen. Daß dies aber nur in sehr unvollkommener Weise möglich ist, wenn man die Sprache dieses Volkes nicht kennt, braucht nach allem früher Erörterten hier nicht noch einmal ausführlich bewiesen zu werden. Köpfe von hervorragender Bedeutung wissen freilich bisweilen auch bei fragmentarischer und durch Uebersetzungen vermittelter Kenntniß einer fremden Literatur in den Geist, aus dem sie hervorging, wenn er dem ihrigen wahlverwandt ist, mit überraschender Leichtigkeit einzudringen. Allein daraus folgt nicht, daß ihnen

dies bei umfassenderer und selbständigerer Kenntniß derselben nicht noch besser gelungen wäre; namentlich aber nicht, daß man das, was ein- oder zweimal in seltenen Fällen geschehen ist, zur allgemeinen Regel machen darf. Ein Schiller war allerdings in der griechischen Sprache nicht sehr bewandert [1]), und er ist dennoch mit hellenischem Geiste getränkt. Aber er selbst hat jenen Mangel seiner Jugendbildung lebhaft beklagt; und wenn er „die Götter Griechenlands“ und „die Braut von Messina“ gedichtet hat, ohne viel Griechisch zu können, so hat er auch im „Taucher“ die Wunder des Meeres und im „Tell“ die Gebirgsnatur der Schweiz mit lebendigster Anschaulichkeit geschildert, ohne das Meer oder das Hochgebirge jemals gesehen zu haben. So wenig man aus dem letzteren Beispiel schließen kann, daß es unnöthig ist, die Welt mit eigenen Augen zu sehen, eben so wenig kann man mit dem andern beweisen, daß für den, dem es um classische Bildung zu thun ist, die Kenntniß der griechischen Sprache entbehrlich sei. Werden ferner auch Viele nach dem Abgang von der Schule die Beschäftigung mit den griechischen, Manche auch die mit den lateinischen Schriftstellern aufgeben, so findet man doch nicht allein unter den Philologen, von denen sich dies von selbst versteht, den Historikern und den Theologen, sondern auch unter den Naturforschern, Mathematikern, Juristen und Aerzten nicht wenige Männer, die sich das Interesse für die alte Literatur dauernd bewahrt haben, und nicht bloß ihren Tacitus oder Horaz, sondern auch ihren Homer und Sophokles, ihren Herodot, Thucydides und Demosthenes, vielleicht auch Plato oder Aristoteles im Original zur Hand nehmen. Und auch die, welche dies nicht thun, werden doch, wenn sie ihre Gymnasialstudien mit einigem Eifer betrieben haben, durch dieselben in den Stand gesetzt sein, theils die alten Schriftsteller selbst in Uebersetzungen, theils die neueren Werke, die auf ihren Schultern ruhen oder die sich mit dem classischen Alterthum beschäftigen, und ebenso die Denkmäler der alten Kunst in ganz anderer Weise zu verstehen und zu genießen, als sie dies ohne jene Schule vermöchten.

Allein die Gymnasien sind überhaupt nicht dazu da, daß die jungen Leute in ihnen das lernen, wovon sie später ihr Lebenlang Gebrauch machen werden. Wenn dieses ihr einziger Zweck wäre, müßten sie sich in unbestimmt viele Vorschulen für einzelne Specialfächer auflösen. Die Algebra und die Stereometrie wird auch von den Wenigsten nach ihrer Schulzeit noch getrieben; man hält es aber deshalb doch nicht für unnütz, sie auf der Schule zu lehren. Und ebenso verhält es sich mit allen Gymnasialfächern ohne Ausnahme: je höher sich der Unterricht in denselben über die ersten Anfangsgründe erhebt, um so mehr wird darin vorkommen, was die Mehrzahl der Schüler in ihrem späteren Leben anzuwenden keine besondere Veranlassung hat, was daher die Meisten liegen lassen und in seinen Einzelheiten mit der Zeit vergessen. Auch die neueren Sprachen machen davon keine Ausnahme. Der Prediger auf dem Lande braucht die todten Sprachen, in denen die biblischen Schriften verfaßt sind, für seinen Beruf viel nöthiger, als lebende Fremdsprachen, die in seiner Gemeinde Niemand versteht.

---

[1]) Aber doch war er derselben nicht so unkundig, wie man oft meint: in der Karlsakademie hatte er 1773 als vierzehnjähriger Knabe den ersten Preis im Griechischen erhalten.

Selbst in kleineren Städten, wenn sie nicht gerade in einer Grenzprovinz liegen, wird der Beamte, der Rechtsanwalt, der Prediger, der Arzt in der Regel ohne sie auskommen. Soll man sie aber deshalb aus dem Lehrplan unserer Gymnasien streichen? Man müßte es thun, wenn die Gymnasien nur das zu lehren hätten, was die sämmtlichen Schüler für ihre späteren Berufsfächer nöthig haben. Aber ihre Aufgabe ist eine andere und höhere. Sie sollen zu derjenigen allgemeinen Bildung hinführen, welche von aller wissenschaftlichen Berufsbildung, als ihre gemeinsame Grundlage vorausgesetzt wird; und gerade die Gleichartigkeit dieser Vorbildung für alle die verschiedenen Fächer, in welche die Wissenschaft unserer Tage auseinandergeht, ist eine von den werthvollsten Bürgschaften für die Einheit des geistigen Lebens in unserem Volke; für den erfolgreichen Betrieb der Universitätsstudien selbst ist sie so unentbehrlich, daß nur die äußerste Oberflächlichkeit auf den Einfall kommen konnte, die Universitätsvorlesungen ließen sich so einrichten, daß sie für junge Leute, deren Vorbereitungsunterricht auf verschiedenartige Zwecke berechnet, nach verschiedenen und unvereinbaren Gesichtspunkten organisirt war, gleich gut passen: man könne z. B. die beschreibenden Naturwissenschaften so behandeln, daß diejenigen, denen ihre Terminologie sprachlich verständlich ist, und die, denen sie dies nicht ist, gleich viel davon haben, über die Geschichte der alten Philosophie, oder die Einwirkung der griechischen Kunst und Literatur auf die neuere, Vorträge halten, die Zuhörern, welche kein griechisches Wort kennen, keinen griechischen Dichter oder Prosaiker gelesen, von griechischer Geschichte, Mythologie u. s. w. nichts oder so gut wie nichts gehört haben, ebenso viel bieten und ihrem Bedürfniß ebenso entsprechen, wie dem Solcher, die man in allen diesen Dingen viele Jahre lang unterrichtet hat. Aber gerade die Jugendbildung wird von Vielen mit dem bloßen Lernen verwechselt. Sie haben sich nicht klar gemacht, daß es sich bei jener nicht darum handelt, sich eine Anzahl bestimmter Kenntnisse und Fertigkeiten für Zeitlebens einzuprägen, daß ihre Aufgabe vielmehr die ist, die Geisteskräfte möglichst allseitig zu üben und zu entwickeln, den Sinn und das Verständniß für alles Das zu wecken, was dem Leben des Menschen einen Werth gibt und es ihm erleichtert, sich in der Welt zurechtzufinden, daß für sie weit mehr darauf ankommt, wie gelernt wird, als was gelernt wird. Auch das Letztere ist freilich nicht gleichgültig. Aber der Maßstab, nach dem der Werth des Lernstoffes beurtheilt sein will, ist nicht der handwerksmäßige des Nutzens für bestimmte praktische Zwecke, sondern der des Einflusses auf die Bildung des Geistes und Charakters. Nicht mit den Gegenständen hat sich die Jugend auf unseren Gelehrtenschulen zu beschäftigen, welche einem Jeden in seinem späterem Lebensberuf am häufigsten vorkommen werden, sondern mit denen, welche an sich selbst den höchsten Werth haben, dem Geist und Gemüth die gesundeste, kräftigste, dem jugendlichen Alter am besten zusagende Nahrung gewähren; und an diesem Maßstabe gemessen wird die Kenntniß des classischen Alterthums und die Grundlage derselben, die der alten Sprachen, die Stelle, welche sie gegenwärtig im Jugendunterricht einnimmt, auch ferner zum Segen für das geistige Leben unseres Volkes behaupten.

Cornelius betreffend.

Von

Herman Grimm.

Cornelius' hundertjähriger Geburtstag bringt die Frage mit sich, wie hoch das geistige Capital sei, das Cornelius für die lebende Generation repräsentire. Es ist wieder im Steigen begriffen. Ich möchte den Ursachen nachgehen.

I.

Als ich vor etwa fünfundzwanzig Jahren zuerst über Cornelius schrieb, lebte er noch und stand als besonderer Mann ganz für sich da. Lauter Ecken und Linien, die mit den Linien der Welt um ihn her nicht in Harmonie zu bringen waren. Heute fließt sein Bild bereits so mit allen andern in Eins zusammen, daß man ihn künstlich aus der großen Masse herausheben muß. Sein Persönliches concentrirt sich in wenig Züge. Wer über ihn spricht, richtet sich auch nicht mehr in erster Linie an die Cornelius näher Stehenden, bei denen besonderes Verständniß für ihn vorausgesetzt wird, sondern man fragt nach ihm wie nach einem Fremden, und Fremden wird geantwortet. In den meisten öffentlichen Blättern wurde er im September 1883 (wo er hundert Jahre alt geworden wäre), der größte deutsche Maler unseres Jahrhunderts genannt. Zehn Jahre früher wäre diese Einstimmigkeit vielleicht nicht zu erreichen gewesen.

Cornelius brachte es auf 80 Jahre und dieses Leben besteht aus vier großen Massen. Immer in den entscheidenden Stufenjahren hat er sein Dasein wie von Frischem angefangen. So als er neunzehnjährig nach Frankfurt kam; so 1811, als er von Frankfurt nach Rom ging; 1820, als er von da nach Deutschland zurückkehrte; 1840, als er von München nach Berlin versetzt wurde: stets wie neue Welten, in die er eintrat. Sogar als gewinne er ein neues Vaterland jedesmal: in Italien schien er zum Römer, in München zum Bayern geworden zu sein. Wieweit er Berliner geworden sei, könnte zweifelhaft scheinen. Eine gewisse staatsmännische, kritische Haltung, die ihm zuletzt noch zufloß, hätte er nirgends anders sich angeeignet.

Trotzdem bleibt Cornelius überall innerhalb derselben ihn fest umgebenden geistigen Atmosphäre, die er als junger Mensch am Rheine schon um sich gehabt

und die seiner Gestalt heute die specifische Färbung gibt. Wo wir Männer ersten Ranges genauer kennen lernen, sehen wir jeden sich in früher Jugend wie mit einem durchsichtigen Cocon umspinnen, aus dem er nie ausbricht. Sie bleiben einsam.

Cornelius wandte sich nach Frankfurt, weil er dort zu verdienen hoffte. Es war in den französischen Zeiten. Als dem Sohne eines Gallerie-Inspectors hatten sich ihm als Kind schon die verschiedensten künstlerischen Formen eingeprägt. Sie leuchten aus vielen jener ersten Arbeiten heraus, die er in Frankfurt, ohne bestimmte Direction von innen oder außen, je nach Bestellung zu liefern hatte. Das Entscheidende war das Zusammentreffen mit den Gebrüdern Boisserée, von denen die erste überhaupt je angelegte große Sammlung älterer deutscher und niederländischer Gemälde eben begründet worden war. Aus Klöstern, Kirchen und Stiftern u. s. w. herausgestoßen, billig aufgekauft, gereinigt, nebeneinander gestellt, gewürdigt und erklärt, bildeten sie einen Anblick, wie Niemand ihn je gehabt. Mitten in der Trübsal der französischen Unterdrückung stieg die deutsche Herrlichkeit glänzend empor. Um diese Zeit erschien Goethe's Faust in vollendeter Gestalt wie zum ersten Male. Cornelius hegte bei mangelhafter Schulbildung leidenschaftlichen Drang nach Gewinn einer festbegründeten Weltanschauung. Er war schon nicht mehr jung und hatte auch geistig gedarbt. Damals empfing er wie einen Stempel. Er begann den Faust zu illustriren.

Diese Zeichnungen tragen ein nicht gleich verständliches Gepräge. Sie haben etwas von den ungelenken Versuchen eines Anfängers, der noch nichts gesehen. Die Kraft und das Wollen aber, das aus ihnen zugleich spricht, deutet an, daß ein bald Dreißigjähriger diese Linien zog. Der Faust ist oft illustrirt worden. Vorlesungen sind oft vortreffliche Prüfsteine, den geistigen Werth der Dinge festzustellen: ich habe für einzelne Scenen der Tragödie ganze Reihen verschiedener Blätter verglichen: Cornelius, den die jungen Leute zuerst am wenigsten verstanden, trug zuletzt immer den Sieg davon. Ich hatte keinen Einfluß auf dieses Urtheil.

Die Gesellschaft, in die Cornelius durch die Boisserées gebracht wurde, war die der jüngeren Romantiker. Man muß, um zu begreifen, wer diese Leute waren, oder, was sie empfanden, den geistigen Zustand kennen, in dem die deutsche Jugend in den Zeiten der französischen Invasion sich befand. Ihre Gedanken, die Manchem heute als ein planloser Wust erscheinen, waren das die Keime einer neuen deutschen Welt in sich bergende Chaos. Ohne politische Erziehung, ohne eine Ahnung, wie ein Volk sich aus eigner Bestimmung irgend einem Ziele entgegen zu bewegen im Stande wäre, begann man damit, sich, in schweifenden Gedanken wenigstens, der Dinge zu bemeistern. Das Bisherige war abgethan. Mit der unschuldigen Zuversicht, die jugendliche Kraft eingibt, ging man umher zwischen den Ruinen des Gewesenen: was etwa daraus sich gestalten ließe. Nichts Geringeres durfte es werden als ein ungeheurer Dom, in dem das gesammte einige Deutschland Raum hätte. Religion, Kunst, Wissenschaft, Kaiserthum sollten als Einheit hier ein Centrum finden. Bei Religion dachten sie an einen idealen Zusammenklang von Katholicismus und Protestantismus, bei Kaiserthum an die befriedigende Erfüllung aller politischen Hoffnungen, mochte sie Hoch

oder Niedrig hegen, bei Wissenschaft an unbeschränkte Gedankenarbeit, bei Kunst an Gestaltung der edelsten Gedanken. Die Bibel, Dante, Homer, die nationale deutsche Dichtung früherer Jahrhunderte bildeten ein gemeines Element, das unendlichen Nahrungsstoff zu enthalten schien. Die Schöpfungen der bildenden Künste werden als freiwillige Blüthe und Frucht reiner Begeisterung angesehen, zu deren Herstellung die einfachsten Mittel die wirksamsten wären. Man verachtete die verführerischen Künste der Italiener. Mit den Augen Dürer's müsse die Welt betrachtet werden.

Als Cornelius nach Rom kam, wo trotz der französischen Beraubung zahllose Kunstdenkmäler aller Epochen offen standen und wo in Canova und Thorwaldsen die antiken Künstler, wie man damals glaubte, ebenbürtige Nachfolger gefunden hatten, berührte all das ihn kaum. Er hielt sich zu Denen, die die Fortsetzung der deutschen Gedankenwelt vermittelten. Er zeichnete am Faust weiter und wandte sich zu den Nibelungen. Die deutschen jungen Gelehrten, Dichter und Künstler wandelten mit ihren langen Haaren und langen Gedanken als eine besondere Species europäischer Menschheit unter der glänzenden Gesellschaft umher, die nach dem Sturze Napoleon's in Rom das Fest des ewigen Friedens, der nun angebrochen zu sein schien, in glänzenden Zusammenkünften feierten. Das deutsche Element saß nur da mit zu Tische, wo es sich in Bescheidenheit dem italienischen, französischen oder englischen anschloß. Wer nicht wollte, mochte handwerksburschenmäßig die staubigen Wege zu Fuße gehen und sich daran genügen lassen, daß aus den vorbeirollenden Equipagen hier und da Jemand den Kopf umwandte. Wir Deutsche standen 1815 beinahe hilfloser noch da als nach 1806. Weder Frankreich noch England und selbst Italien waren in den dazwischenliegenden Jahren, wie uns geschah, zum ersten Male mit sich selber als Nation bekannt geworden. Diese drei Völker wußten lange vorher schon aus eigener Erfahrung, was sie im Ganzen werth seien und politisch vermöchten. Wir dagegen, im bethörenden Anblicke der deutschen Schlachtfelder auf französischem Boden, vermeinten es nun auch mit der friedlichen Arbeit zu Hause leicht zwingen zu können. Wir wissen heute, wohin dieser gute Glaube uns damals geführt hat. Wir hatten, bis zu den ersten Staatsmännern empor, etwas Kindisches in den Augen der andern Völker. In Frankreich war durch die Revolution der Gang der nationalen Bildung höchstens beunruhigt worden: die französische Welt fuhr nach kurzer Störung in den neunziger Jahren, ästhetisch zu arbeiten fort wie sie in den Zeiten des Königthums gearbeitet hatte, und auch unter Napoleon und nach Napoleon trat hier keine Aenderung ein. In Italien war viel umgestürzt worden, von innen heraus aber hatte keine Revolution stattgefunden: auch hier ging es weiter beinahe wie vorher. England hat überhaupt keine Umwälzung damals erfahren. Als 1815 die ungeheure Wirkung des einzigen Mannes, der eine Zeitlang alle übrigen beunruhigte, beseitigt worden war, nahmen die Dinge in Europa den alten Verlauf. Man krönte den französischen König in Rheims mit dem hergebrachten Pompe und auf dem Gebiete der Kunst hatte die Verehrung der Antike und Renaissance ihren Fortgang. Was wollten diese deutschen Maler ohne Farbe und ohne Aufträge mit ihrem Glauben an den Beginn einer neuen geistigen Weltordnung? In Deutschland selber wurden

sie bald als Schwärmer angesehen, für die es Zeit sei, sich den reellen Verhältnissen wieder anzubequemen. Jetzt nun sehen wir Cornelius mit Niebuhr zusammentreffen, von dem er geistig und gesellig zu der Freiheit emporgehoben wird, deren er bedurfte. Niebuhr erschließt ihm die classische Literatur und Kunst. Die Hingebung an Raphael und Michelangelo ist die natürliche Folge dieser Horizonterweiterung. Fürsten und Regierungen werden auf Cornelius aufmerksam gemacht. Wir kennen Niebuhr's Bericht nach Berlin. Die ersten Entwürfe für die Fresken der Glyptothek, aus denen Raphael's Farnesina und die Grottesken der römischen Ruinen herausleuchten, blühen jetzt in Cornelius' Phantasie auf. Er kehrt nach Deutschland zurück, als Jemand, um den geworben wird. Seine Münchener Herrscherperiode nimmt ihren Anfang.

Cornelius scheint mit seiner Vergangenheit nun gebrochen zu haben. Damals trennte sich Overbeck von ihm. Overbeck's große Erfolge, die ihm bis ins hohe Alter treu blieben, adeln nachträglich die Bestrebungen der römisch-deutschen Kunst, so beschränkt deren Horizont geblieben ist. Nur ein einziges Mal hatte Overbeck sich durch Cornelius zu freieren Anschauungen erheben lassen, als beide 1816 in Casa Bartholdi arbeiteten. Die „sieben magern Jahre", die er damals in demselben Zimmer in Fresco auf die Wand gebracht hat, in dem Cornelius die „Wiedererkennung Joseph's und seiner Brüder" malte, sind seine höchste Leistung und zeigen, wohin er auf anderen Wegen vielleicht gelangt wäre.

Cornelius war 40 Jahre alt, als er in München zu wirthschaften begann. Es schien in Bayern damals nur das eine öffentliche Interesse zu geben: was von der Regierung geschähe zu künstlerischer Erhöhung der Hauptstadt. München war das süddeutsche Berlin. Cornelius hatte große Mittel in Händen. Er begegnete, auch wo die Uebermacht seiner Stellung ihm Feinde schuf, nirgends principiellen Gegnern, die ihn verneinten weil sie anders wollten. Zu Director Peter von Cornelius zogen sich die jungen Talente Deutschlands. Niemand lehnte sich auf gegen die rückhaltlose Bewunderung, die ihren gemeinsamen Schöpfungen zu Theil ward. Was Cornelius nach zehn Jahren stürzte, war der Wankelmuth des Königs, der ihn ausgenutzt zu haben glaubte und Erfolge in andern Richtungen suchte. Die ehrenvollste Berufung nach Berlin war zur Hand und wurde angenommen.

In allem was Cornelius bis dahin gethan, liegt ein natürlicher Fortschritt. Nun aber bemerken wir. Noch ehe die Boisserées Cornelius in feste geistige Formen hineinkneteten, hatte er, als ganz junger Mensch am Rhein, im Sinne Raphael's, der ihm durch die Stiche Marc Anton's als Kind bekannt geworden war, und in colossalen Formen, die Decke einer Kirche ausgemalt. Noch ehe er in Rom Niebuhr's Einfluß unterlag, hatte er in jenen Wandmalereien im Hause Bartholdi (dessen Ankauf in unsern Tagen leider nicht hat erreicht werden können) zu der großen Auffassung der älteren Frescomaler sich zu erheben gesucht. Als er sodann unter dem Einflusse der Antike und Renaissance nun sich völlig zu verweltlichen schien, war ihm damals schon die Idee des „christlichen Epos" aufgegangen, in colossalen Compositionen auf die Gedanken des Neuen Testamentes aufgebaut: in Berlin jetzt endlich wurde ihm Gelegenheit geboten, diese Schöpfungen, für die München keine Wandflächen bieten wollte, wirklich zu schaffen. Cornelius

geht nach Berlin, als habe von seiner ersten Kindheit an nichts Einfluß auf ihn gehabt als die Macht der eignen Phantasie. Alles Andere, mochte sein Ruhm noch so sehr darauf beruhen, war neben dem christlichen Epos gelegentliche Nebenarbeit gewesen. Berlin war für ihn aber nun auch nichts als die Stätte, wo das Hauptwerk seines Lebens endlich zur Erscheinung gebracht werden könnte. Nur dieses eine Licht gab der Stadt in seinen Augen Beleuchtung. Was Berlin außerdem bedeutete, war ihm unbekannt und reizte ihn nicht. Ein Sechzigjähriger nimmt keine neue Weltanschauung mehr in sich auf. Wie Cornelius die Menschen und Dinge kannte, innerhalb deren er es so weit gebracht, so war die Welt überhaupt für ihn gestaltet, und nichts hätte ihn zu belehren vermocht, daß neben seiner Welt noch eine andere denkbar sei.

Auch merkte er wohl kaum, daß er, in diesem Sinne zum ersten Male, in Berlin jetzt realen Boden betreten hatte. Frankfurt, Rom und München waren nur mauerumgebene Gärten, in denen abgeschlossene Gesellschaften sich durcheinander drehten: in Berlin ist freies Feld, wo Jeder seine Atzung suchen kann wie sie ihm am besten schmeckt, aber auch so, daß hinter irgend einem Stamme hervor scharf geschossen werden könnte. Anfangs ging er auch bei uns auf glatten Gartenwegen. Die ersten Cartons für das Camposanto gaben ungeheuren Zuwachs an Ruhm, der sich über Europa verbreitete und den Spott der Münchener, die Cornelius als abgebrauchte Kraft abgestoßen zu haben meinten, in Beschämung umschlagen ließ. Als von unerwarteter Seite jetzt der erste Stoß kam.

Bis dahin hatte Keiner gewagt, neben Cornelius als Maler sich für ebenbürtig zu geben. Und Einem seiner Münchener Schüler gelingt es nun, in Berlin selber, nicht nur beim Publicum, sondern auch bei Hofe Stufen zu ersteigen, die bis dahin für Cornelius allein ersteigbar gehalten wurden. Heraus stellte sich, wenn Kaulbach's und Cornelius' Bewunderer sich mit einander maßen, daß Kaulbach das darstellte, was das Berliner Publicum verlangte, Cornelius dagegen nur noch für eine bereits abnehmende Minorität Aelterer arbeitete, die ihn aus Gründen persönlich verehrten, während die Majorität und die Jüngeren, ohne zu fragen, warum, Kaulbach bewunderten. Immer noch durfte sich Cornelius auf seiner vornehmen Höhe halten, als das Jahr 1848 ihn für immer herabwarf. Der König hatte von nun an, wenn er Geld ausgeben wollte, mit den Volksvertretern zu rechnen, denen Cornelius und seine Arbeiten so gleichgültig waren wie ihren Wählern. Die alte Epoche schloß ab. Cornelius, als ein siebzigjähriger Mann konnte das nicht verstehen. In der Würde seines Alters und seiner Erfahrungen wartete er ruhig weiter schaffend, daß dieser Winterschlaf ein Ende nähme, und als er starb, mußte man sich bereits seiner erst wieder, nicht ohne Mühe, erinnern.

Wie kommt es, daß dieser Repräsentant des völlig Vergangenen, dessen geträumte Berliner Frescogemälde über die Anfertigung einiger Cartons nie hinausgekommen sind, der unter unseren Künstlern und Kunstfreunden, wenige ausgenommen, keinen Anhänger zählt, während, wer auf ihn schimpfen hören will, nur aufzumerken braucht, nun, da sein hundertjähriger Geburtstag gekommen ist, als der große Meister, der erste deutsche Künstler widerstandslos

gefeiert wird? Und, was noch viel seltsamer erscheinen muß, wie kommt es, daß während die in Berlin herrschende Künstlergesellschaft darauf dringt, man solle Cornelius' Cartons von den Wänden der Nationalgallerie entfernen, damit würdigere Repräsentanten des deutschen Kunstvermögens für ihre Gemälde hier genügenden Platz fänden, ein sich erweiternder Kreis, dem übrigens jedes gemeinsame Programm fehlt, an Cornelius' Werken wieder Freude findet? Freude ist vielleicht nicht das rechte Wort: mit einer unbestimmten Mischung von Verehrung und Neugier steht man vor diesen Cartons und will von dem Manne wissen, der das gemacht habe, und was die Sachen bedeuten. Man versteht die Dinge nicht recht, aber man fühlt sich ergriffen. Seltsam: wenn wir unser heutiges Kaiserreich mit dem vergleichen, von dem in den Zeiten der Freiheitskriege die jungen Romantiker träumten, so enthielten diese Träume doch in unbestimmten Umrissen das, was sich heute erfüllt hat. Und seltsam, die große demokratische Masse des heutigen Publicums entdeckt in Cornelius' Werken etwas, das mit den Gedanken der heutigen Zeit in Verwandtschaft zu stehen scheint.

II.

Ich spreche von heute. Ich habe bei Cornelius' neuen Anhängern nicht diejenigen etwa im Sinne, die aus alter Tradition noch an ihm festgehalten haben. Es gibt auch deren noch. Unser Publicum besteht nicht aus denen allein, die das Wort führen. Overbeck hat nach seiner Trennung von Cornelius in Rom stilllebend wie ein Mönch unablässig weiter gearbeitet: bis zu seinem Tode, der spät eintrat, ist er in den anfänglichen Anschauungen geblieben und nie haben ihm auf seine Arbeiten begierige, sie hoch bezahlende Käufer gefehlt. In Frankreich hielt Flandrin mit seiner Schule dieselbe Straße inne, in Belgien Guffens und Swerts, bei uns, neben vielen Andern, zeichnen und malen Steinle und Pfannschmied so. Jedes Jahrhundert hat Künstler gehabt, die in diesem Sinne dem religiösen Bedürfnisse dienten. Niemals aber doch ist es dahin gekommen, daß die, von denen die sichtbar treibende Kraft innerhalb der Völker ausgeht, und die die Bildung und den geistigen Fortschritt repräsentiren, den Werken dieser Art mehr als eine gewisse Duldung und bedingte Anerkennung zu Theil werden ließen.

Was das allgemeine, maßgebende heutige Publicum anlangt, dessen Urtheil als das herrschende dasteht und dessen künstlerische Wünsche Befriedigung begehren als gebe es keine anderen daneben, so könnte zweifelhaft erscheinen, ob die Malerei im großen Stile, und die Darstellung dessen was die Bibel enthält, überhaupt noch für unentbehrlich gehalten werde. Diese Frage kann nicht erörtert werden, ohne daß vom religiösen Bewußtsein der heutigen Zeit die Rede sei.

Daß die Schriften des Neuen Testamentes (auf das es hier zunächst ankommt) vielfach Widersprechendes enthielten, konnte selbst denen, die sie als directen Ausfluß himmlischer Eingebung betrachten, bereits im vorigen Jahrhundert nicht entgehen und eine ausgebreitete Behandlung der dadurch aufgeregten Fragen war damals schon im Gange. Doch blieb hierbei die Ehrfurcht vor diesen Schriften bestehen, die die hohe Stellung, die sie über aller anderen

Literatur einnahmen, nicht beeinträchtigte. So auch wurde bei uns im Anfange unseres Jahrhunderts gedacht, als unter dem Drucke der auf Deutschland lastenden Fremdherrschaft das religiöse Leben sich erfrischte. Die Streitigkeiten der Theologen beunruhigten den Bürgerstand nicht, der kaum davon Notiz nahm.

Dies nun aber mußte sich ändern, als die nach den Freiheitskriegen mächtig aufkommende philologisch-historische Kritik die Evangelien, und was dazu gehört, mit einer Schärfe zu prüfen begann, die so grelles Licht auf ihre Entstehung fallen ließ, daß, nachdem (in den dreißiger Jahren) die Anwendung dieser neuen Methode aufs Höchste getrieben worden war, vom Neuen Testamente so gut wie nichts mehr übrig blieb. Das Erscheinen von Strauß' Leben Jesu bezeichnet den Uebertritt dessen, was anfangs unter den Gelehrten nur über diese Fragen verhandelt worden war, in nichtgelehrte Kreise, und das Erscheinen des Leben Jesu von Renan ließ die letzten Consequenzen in das weiteste Publicum einfließen. Seitdem beherrscht diejenigen Gebildeten, die die öffentliche Meinung dictiren, das Gefühl, daß die Schriften des Neuen Testamentes unsicheres Gebiet seien.

Wie nun sollen Künstler heute verfahren, wenn sie, ergriffen, sagen wir, nur vom realen, oder zugleich vom geistigen und realen Inhalte der ungeheuren Tragödie, die für jeden Leser in den Evangelien enthalten ist, Scenen aus ihr zur Darstellung bringen wollen oder sollen? Die Auffassung jener Overbeck'schen Richtung erscheint ihnen als inhaltsloser Formalismus. Zunächst liegt, wenn man Ereignisse darstellen will, die unter den ersten Kaisern sich vollzogen, nach vorhandener gleichzeitiger Auffassung zu forschen. Aber Katakomben, Sarkophage, Diptychen und alte Bibelhandschriften mit Miniaturen schließen sich heidnischer Kunstübung so unbefangen an, daß Christus mit den Aposteln von griechischen Philosophen kaum zu unterscheiden sind. Die Byzantiner verfahren nicht viel anders. Von diesen aber übernehmen die Italiener des 13. und 14. Jahrhunderts dann den äußeren Apparat und es kommt die idealfaltige Gewandung für Christus und die Apostel auf, an der für alle Folge, was diese Hauptpersonen anlangt, festgehalten wird. Eine Norm jedoch für die Behandlung der heiligen Ereignisse und ein fester Typus für die Gestalt Christi hat sich nie gebildet. Zwar kehrt man immer wieder zu einer gewissen Anlehnung an das byzantinische Christusideal zurück, malt und meißelt eben so oft aber ganz aus eigener Phantasie. Tizian's Zinsgroschen versetzt Christus' Antlitz soweit in menschlich individuelle Gestaltung, daß zwischen ihm und dem Manne neben ihm, der ihm den Denar zeigt, nur der Unterschied waltet, wie zwischen einem edelgebildeten vornehmen Herrn und einem in hartem Leben und harten Gedanken erstarrten Manne untersten Ranges. Eine Auffassung, die durch Rubens und die spanischen Meister dann für das 17. Jahrhundert allgemeiner geworden, jedoch niemals durchgedrungen ist.

An diese verschiedenen Manieren hat man neuerdings wieder anzuknüpfen versucht, aber ohne Glück. Nur Rembrandt macht eine Ausnahme. Von ihm besonders, dem ersten maßgebenden protestantischen Maler, ist, wie schon oft dargelegt worden ist, der individuelle Christus des gläubigen bürgerlichen, nordischen Mittelstandes, dessen Massen die deutsche Reformation getragen hatten, erfunden worden. Das Volk um Christus und die Seinigen herum sind auch

bei Rembrandt die Leute, die als Bürger, Bauern und Bettler seiner Zeit die Straßen bevölkerten. Mit Rembrandt schließt im Norden dies naive Verfahren ab. Nach dem 30jährigen Kriege beginnen bei uns die conventionellen Formen, und im 18. Jahrhundert verschwindet überhaupt die Fähigkeit, Darstellungen aus der heiligen Geschichte mit unbefangener Naturbetrachtung in Verbindung zu bringen. Cornelius' nächste Vorgänger im Uebergange vom vorigen zum jetzt laufenden Jahrhundert, als einflußreichster Bildhauer Canova und als maßgebendster Maler David, haben so gut wie niemals im Sinne kirchlicher Kunst gearbeitet, so daß — auch das ist schon oft wiederholt worden — die nachfolgenden Künstler die Formen für dergleichen beinahe frisch erfinden mußten.

Es ist nicht bloß zufällige Liebhaberei, wenn wir Gebhardt heute sich auf Rembrandt's Standpunkt stellen sehen. Gebhardt mag etwa so gedacht haben. Das Publicum, für das ich male, ist ein deutsches. Es verlangt in Christus kein bloßes Schema, sondern einen wirklichen Menschen; zugleich aber nicht den vor fast 2000 Jahren gestorbenen, sondern den noch lebenden Christus, den jede Nation und jede Zeit in Gestalt und Sprache als den ihrigen ansieht. Nichts Fremdes darf seine Erscheinung beeinträchtigen. Störend würde sein, wenn wir Christus heute in den nun einmal für ihn und die Apostel unentbehrlichen faltigen Gewändern inmitten nach unserer Mode modern gekleideter Menschen erblickten: auch für seine Umgebung muß eine ideale Kleidung gefunden werden, die zugleich aber erlaubt, deutsches Volk in Antlitz und Geberde zu zeigen: und so denn componirt Gebhardt aus den Elementen früherer, aber nicht allzuweit abliegender Muster, die das ältere deutsche Bürgerdasein ihm bietet, ein eigenes allgemeines deutsches Kostüm, das den reingeistigen Eindruck des mittelst seiner Hilfe dargestellten Scenen nicht stört. Aus unmittelbarer Naturbeobachtung scheint Alles geschöpft zu sein. Gebhardt's letzte, hier vor Kurzem ausgestellte Pietà ist ein neuer erfolgreicher Schritt auf diesem Wege. Sein Abendmahl (auf der Nationalgallerie) vermochte ein gewisses Gefühl von Befremdung noch nicht in uns zu überwinden. Die im Sinne des Cinquecento gehaltene Einrichtung des Zimmers trat als Leistung für sich noch zu sehr hervor. Die Absicht, eigene Wege zu gehen, spricht aus der Arbeit zu vernehmlich noch uns an. Die Scene ist auch zu wenig dramatisch gefaßt. Die Pietà dagegen, bei der Gebhardt sich auch in der Auswahl des Momentes an nichts Vorhandenes anlehnt, wirkt, obgleich das Innere des engen deutschen bürgerlichen Zimmers, in dem sie den Leichnam Christi auf den Boden gelegt haben, zu allem Gewohnten in Contrast steht, ergreifend. Die rathlose Erstarrung des Schmerzes prägt sich in den Gestalten derer aus, die ruhig dasitzen als sei ihr Gefühl abgestumpft und ihre Macht zu trauern erschöpft; verständlich ist die Geschäftigkeit der Frauen, die sich um den Leichnam noch zu thun machen, unwillkürlich flüsternd als schlafe er nur (wie ein Schwerkranker), die seine Wunden abwaschen — deutsches Leben, wie Jeder es erlebt hat — Jedem muß das in die Seele greifen.

Niemand aber wird eine Neubelebung der kirchlichen historischen Malerei von Gebhardt erwarten, als könne er eine Schule bilden, die in diesem Sinne weiter arbeitete. Dem modernen großen Publicum werden auch seine besten

Arbeiten besten Falles nur als gelungene Experimente erscheinen. Man verlangt etwas Anderes von historischer Malerei.

Unsere Zeit ist die der exacten Anschauung. Das Verlockendste, was dem heutigen Leser historischer Literatur geboten werden könnte, wären etwa die Berichte eines Alles wissenden Mannes, der, erhaben über Alter und Sterblichkeit wie über Nationalität und Leidenschaften, die Menschheit von ihrer ersten Entwicklung an selbst gesehen und Aufzeichnungen darüber gemacht hätte. Dieser ewige Reporter würde, weil er alle Epochen durchgelebt hat, keine Vorliebe für die eine oder die andre haben. Immer wieder neue Völker, die aufsteigen und untergehen; immer wieder große Männer, deren Einfluß allmälig doch verschwindet; immer wieder neue allgemeine Parteigegensätze, aus denen die Ereignisse herauswachsen; Abgründe, vor denen die Menschheit rathlos steht, und ebenso sicher bald darauf breite glatte Wege, die hinüberführen, bis andere Abgründe dasselbe Räthsel aufgeben: überall würde man sich, wo man das Buch aufschlüge, im vollen Besitze der Gegenwart finden. Es gibt eine Geschichtsschreibung heute, die uns dies Gefühl allmächtigen Gegenwärtigseins künstlich zu vermitteln sucht. Man sieht sich wie auf eine Anhöhe gestellt und empfängt ein Fernrohr, das auf einen bloßen Blick jeden beliebigen Punkt, so entfernt er auch zurückliegen möge, klar vor den Augen wiederspiegelt. Nicht bloß ein ruhendes Bild, sondern bewegte ziehende Wolken, Menschen, die gehen und stehen und die man sprechen, handeln und sich tödten sieht. Jede Gestalt in klaren Umrissen, jede Handlung verständlichen Motiven entsprechend. Alles nah und greifbar, Alles aber auch wieder fern. Und Alles gleichgültig! Wir fragen nicht, was hat der davon, der so zu gleicher Zeit überall zu Hause ist, ohne doch auch leibhaftig damit zu thun zu haben? Wir wünschen kaum eine Nutzanwendung für die eigene Zeit zu empfangen. Die Meinung, die Geschichte sei dazu da, um uns in einzelnen Fällen zu zeigen, wie wir es heute zu machen hätten, ist für Viele eine schon veraltete. Wir wollen nur wissen was geschah, ohne unseren Gleichmuth zu verlieren.

In diesem Sinne nun auch arbeiten heutige Künstler. Der berühmteste und verständlichste Illustrator einer Weltgeschichte der angezeigten Art würde gleich gefunden sein: Alma Tadema. Jedes seiner zahlreichen Gemälde, soweit sie hierher gehören, bietet wie ein Fragment vergangener Existenz. In allen Zeiten scheint Alma Tadema bequem zu Hause, als hätte er als unermüdlicher ewiger Photograph neben jenem ewigen Reporter seit Beginn der Menschheit sämmtliches Geschehene aufgefangen und theilte uns aus seinen zahllosen Aufnahmen gelegentlich nur die eine oder andere in farbiger Copie mit. Jeder von uns hat Werke Alma Tadema's gesehen und bewundert. Nie hat der Einfluß eines Künstlers in so weitem Umfange und so rasch sich verbreitet. Viele streben mit Erfolg ihm nach. Und so haben auch die Scenen des Neuen Testamentes, nachdem Renan im Sinne des ewigen Reporters seine Biographie Christi geschrieben, in Anschauungsgenossen Alma Tadema's künstlerische Photographen gefunden. Als glänzendstes Product dieser Auffassung darf z. B. Munkacsy's Christus vor Pilatus genannt werden. Was fehlt diesem beängstigendem Gemälde, um es als Abglanz unmittelbar erlebter Gegenwart gelten zu lassen?

Glaubt wirklich Jemand, Christus habe vor Pilatus einst so dagestanden?

Das Eigenthümliche der neuesten Zeit ist, daß, wenn wir einen Standpunkt mit Mühe erreicht haben, er dann fast im gleichen Momente bereits hinter uns zu liegen scheint. Schuld trägt die nicht zu beschränkende Zahl derer, die mit einem Ueberfluß von Hilfsmitteln heute zu gleicher Zeit dieselben Probleme bearbeiten und jeden neuen Gedanken in seine Consequenzen verfolgen. Ueberall graben und suchen wir zu Hundert. Diese so recht innerste Natur der heute herrschenden Arbeit hat für die Kritik der Evangelien eine überraschende Folge gehabt. Die historische Methode, mit der man innerhalb ihrer das Echte vom Herübergenommenen zu trennen und die gewonnenen echten Theile zu neuen Verbindungen aufzubauen suchte, hat sich neuerdings so stark überarbeitet, daß die gefundenen Resultate überhaupt ungewiß zu werden beginnen. Hört man aber auf, an die Wirksamkeit der Methode zu glauben, so beunruhigen deren Folgerungen nun auch nicht mehr im früheren Umfange die Welt und es erscheint die Thatsache natürlich, daß das Neue Testament, so wie es einmal vorliegt, seine alte Wirkung zu haben wieder beginnt. Leugnen läßt sich doch nicht, daß der moralische Zustand der gesammten Menschheit noch immer auf diesem Buche beruht, leugnen auch nicht, daß die in ihm enthaltenen Widersprüche diese Wirkung nie beeinträchtigt haben. (Ich habe hier nicht meinen eigenen religiösen Standpunkt vorzutragen, sondern berichte nur was vorzuliegen scheint.) In demselben Maße, als, aus uns unbekannten Gründen, das theologische Interesse bei den Völkern heute wächst, leidet der Glauben an das productive Vermögen der nach bisheriger Methode arbeitenden historischen Kritik Einbuße. Ein Gefühl, daß die kritische Arbeit mit den vorhandenen Werkzeugen nicht mehr recht bewältigt werden könne, greift im Bereiche der Geisteswissenschaften um sich. Man möchte irgendwie Geschichte nach neuen Methoden erforschen und lugt aus, ob nicht Leute mit solchen Versuchen auftreten. Man mißtraut der allzu lebendigen Darstellung. Soweit ist Jedermann heute in den Naturwissenschaften zu Hause, um überzeugt zu sein, es könne nicht gemalt und nicht beschrieben werden, was nicht factisch beobachtet worden sei. Alma Tadema und Munkacsy, die eben noch dies Unmögliche zu leisten schienen, sind schon unter die Zahl derer verwiesen, die uns nicht zu genügen vermögen. Denn wer steht uns dafür ein, daß ihre Darstellungen nicht doch bloß das Abbild geschickt arrangirter Maskeraden seien? Diesen scheinbaren Photographien von Augenblicken vergangner Gegenwart fehlt der Beweis. Haben die Figuren wirklich einst so gestanden, wie der Künstler sie zeigt? Ein Römer und eine Römerin zu Cicero's Zeiten waren von einem gleichen Paar unter Nero und wiederum unter Hadrian gewiß so verschieden, wie die neuere Mode sie in gleichen Zwischenräumen erscheinen lassen würde. Ton der Sprache, gesellschaftliche Bewegung, allgemeiner Eindruck des Daseins müssen in den sich folgenden Epochen Roms sehr verschieden gewesen sein. Wer heute weiß diese Unterschiede anzugeben? Alma Tadema's reizendes Stück: „eine Gemäldeausstellung im kaiserlichen Rom“, unter welchen Kaiser sollen wir die Scene versetzen? Mag es unnöthig erscheinen, daß der Künstler bei Genrestücken dieser Art hierüber beglaubigende Zeugnisse bringe, aber wenn Darstellungen aus dem Leben Christi gebracht

werden und der Künstler zu sagen scheint: wie ich die Dinge gemalt habe, genau so sah es in Jerusalem an jenem Tage aus, ich habe für jede Einzelnheit die Belege, so verlangt unser Publicum, daß diese Belege nicht bloß in des Künstlers Phantasie lagern.

Cornelius würde die gesammte Production, die ich als die der neuesten Zeit auf dem Gebiete der heiligen Geschichte sowohl als der politischen Geschichte hier zu charakterisiren versucht habe, gar nicht als Kunst angesehen haben. Daß große Ereignisse im Sinne des momentanen Erlebnisses künstlerisch zu formen seien, würde keine Beredsamkeit ihm klar zu machen fähig gewesen sein. Weder die des Neuen Testamentes, noch die der vaterländischen Geschichte. Je bedeutender die Thatsache, um so mehr mußte seiner Auffassung nach das Symbolische in ihrer Darstellung hervortreten; je unbedeutender, um so nebensächlicher auch die Mittel, sie festzuhalten. Cornelius würde keine der Schlachten des Befreiungskrieges darzustellen im Stande gewesen sein. Das Ereigniß als solches war kein Gegenstand künstlerischer Darstellung für ihn. Ihm traten, wenn Kämpfe darzustellen waren, nur die der Griechen vor Troja in die Phantasie. Dem heutigen Publicum ist diese Art, historische Dinge zu geben, beinahe fremd geworden.

Hierin nun aber scheint sich ein Wechsel vorzubereiten. Die Grenzen, die der exacten Episodenmalerei an sich gesteckt sind, machen sich allmälig immer weiteren Kreisen fühlbar. Man beginnt sich klar zu werden, daß mit der wachsenden Geschicklichkeit, den täuschenden Anschein des Ereignisses auf die Leinwand zu bringen, die Fähigkeit abnehme, ihm geistigen Inhalt zu verleihen. Um zu erläutern, was ich meine, will ich zwei Gemälde spanischer Meister beschreiben, die auf der letzten Münchner internationalen Ausstellung als die in erster Linie zu nennenden, an sich bedeutendsten anerkannt worden sind. Beides umfangreiche, wandeinnehmende Stücke mit lebensgroßen oder fast dieses Maaß erreichenden Figuren.

Das erste stellt uns vor das Innere eines gemauerten Kerkers, natürlich groß, als trete man selber hinein, zu dem rechts eine Treppe hinabführt. Auf dieser Treppe — ohne die unterste Stufe jedoch zu verlassen — drängt sich eine Masse starker Männer abwärts, alle wie erstarrt zugleich aber sich zurückhaltend, als thue sich unter der letzten Stufe nicht fester Boden, sondern ein Abgrund auf. Denn links auf diesem Boden, in einer auf den feuchten Platten ausfließenden Blutlache, sehen auch wir mit Schauder einen auf den ersten Blick nicht gleich zu zählenden Haufen abgeschlagener Köpfe liegen, jeder mit dem Ausdruck furchtbarer Wildheit gezeichnet, wie Musterstücke von Menschenköpfen mit raubthierartigem Wesen; und innerhalb ihrer, Jenen auf der Treppe zugewandt, ein Greis, einen Hund an einer Kette zurückreißend, der, wie vom Blute der daliegenden Enthaupteten toll gemacht, auf Jene, die auf der Treppe vorn zurück-, hinten vordrängen, losbrechen will. Wir haben den alten König Ramiro vor uns *), der einer Anzahl vornehmer Rebellen die Köpfe abschlagen ließ und nun seinen Hofleuten zeigt, was geschehen ist. Ein Gemisch von Schrecken, Abscheu

*) Ramiro II. von Arragonien, 1134—1147 (diese und die nächste Angabe dem Kataloge, S. 192, entnommen).

und Bewunderung erfüllt uns. Man hält fast für unmöglich, daß ein Meister, gewiß doch jahrelang, mit Herstellung eines Werkes sich abmühen konnte, das auch nicht einen Schimmer von Versöhnung für so viel Grauenhaftes bietet. Nur langwieriger Arbeit und eingehendem Studium konnte es gelingen, das Gemälde mit der Naturwahrheit zu erfüllen, die es zu einer so bedeutenden Leistung macht.

Das andere ist noch geistreicher behandelt. König Johann der Zweite von Kastilien hat einen Sohn gehabt, der sich gegen ihn empörte, ein Jüngling von ausgezeichneten Geistesgaben, der gleichwohl unterlag und dem auf Rath der Königin (Stiefmutter des Prinzen) Gift gegeben wurde. Gift jedoch, das langsam wirkte. Wir sehen den Prinzen inmitten eines mit kostbarem Hausrath bibliothekartig ausgestatteten Zimmers auf einem Stuhle sitzen. Sein hageres, kränkliches Gesicht tief auf ein Buch gebeugt, in dem er liest. Neben ihm auf dem Boden ein zusammengekauert schlafender Jagdhund (das Beste auf dem Bilde). Mitleid und Unbehagen über das, was wir vor Augen haben, und Staunen zugleich über die brillante, malerische Behandlung des umfangreichen Interieurs ergreift uns. Man fröstelt mit dem armen Gefangenen, man fühlt die eingeschlossene Luft, die grausame Stille, die da waltet, man meint den Hund im Schlafe athmen zu hören. Und dem großen Werke nicht ein einziger Gedanke entströmend, der erfreulich, fördernd oder historisch Aufschluß gebend genannt werden könnte. Darf, weil die Technik eine so ausgezeichnete ist, dies unausgesprochen bleiben? Ich konnte beobachten, mit welcher Gleichgültigkeit das Publicum diesen, wie man heute zu sagen pflegt, „erschütternden“ Darstellungen gegenüber sich verhielt. Dieselbe Ruhe, mit der man die Einzelnheiten furchtbarer Mordgeschichten in den Zeitungen durchliest. Man sieht die Dinge vor sich, als wäre man dabei, und fühlt sich mit keinem Gedanken daran betheiligt.

Treten wir vor denjenigen unter den Cartons, der Cornelius den meisten Ruhm eingetragen hat: Die Apokalyptischen Reiter. Dargestellt ist die Vernichtung der ganzen Menschheit durch dämonische Schicksalsmächte. Was jene Spanier bringen, ist Kinderspiel gegen das, was hier geschieht. Warum ergreift und erhebt uns dieses Schauspiel, dem alle täuschende Wahrscheinlichkeit fehlt, dessen Figuren nur mit Kohle auf Papier gezeichnet sind?

III.

Kunst ist Nachahmung der Natur. Niemals aber ist sie Darstellung des Wirklichen. Uns heute steht die künstlerische Entwickelung von über zwei Jahrtausenden vor Augen: immer hat die bildende Kunst ein höchstes Ziel gehabt: den kräftigsten, herrlichsten Mann und die reinste, anmuthigste Frau zu schaffen. Alle großen Künstler aller Epochen sind hier auf dieselbe Weise zu Werke gegangen: sie treffen in scharfer Beobachtung der Natur eine Auswahl dessen, was ihnen an der menschlichen Gestalt am meisten zusagt, und formen auf Grund dieser Auswahl Geschöpfe, wie die Natur sie selber nicht hervorbringt, aber vielleicht, wenn sie in der glücklichsten Schöpferlaune wäre, hervorbringen könnte. Aus allen Lebensaltern des männlichen und weiblichen Körpers werden solche Abstractionen gezogen und die Welt nennt sie „schön“ und erfreut

sich an ihrem Anblick. Diese Gestalten werden nicht nur einzeln gegeben, sondern auch in Fülle dargestellt, Handlungen werden vorgeführt: Begebenheiten, die nie so stattgefunden haben, wie sie uns in den Kunstwerken vor Augen stehen, aber die das Gefühl erwecken, als könnten sie geschehen sein. Das was Märchen, Sagen, Geschichtserzählungen und Dichtungen enthalten, wird mit Hülfe dieser Gestalten in Scene gesetzt. Landschaft und Architektur werden auf gleichem Wege dazu gefunden. Auch hier die Darstellungen so, als sei es nicht unmöglich, daß die Natur dergleichen hervorbringe, niemals aber doch so, als seien sie vom Künstler nach etwas Vorhandenem nur copirt worden. Wunderbar ist der Fleiß zu beobachten, mit dem die großen Meister für die geringsten Einzelheiten die lebende Natur studiren, und zu gleicher Zeit das Vermögen, all diese Einzelheiten zu einem Gesammtwerke zu vereinigen, das über die Natur hinausgeht. Darin liegt das, was „Kunst" genannt wird.

Die Mittel aber, sich so über die Natur zu erheben, sehen wir in verschiedenen Epochen nicht im Belieben des einzelnen Künstlers stehn, sondern wir gewahren, daß er von dem abhängt, was er in seiner Lehrzeit als Muster vor Augen gehabt hat.

Cornelius' Jugend fiel in Tage, in denen Europa von einer ins Unbegrenzte gehenden Verehrung für griechisches Dasein erfüllt war. Wie Raphael's Zeitgenossen in ihrer Art einst das Dasein der antiken Völker zurückzubeschwören sich als berufen fühlten, so glaubten wir im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts in unserer Art dies zu sollen und zu vermögen. Die Begeisterung für Griechenland, dem Winckelmann in seiner ersten durchschlagenden Schrift ein neues Loblied gesungen hatte, kam mit dem Einbrechen der französischen Revolution zu vollster Blüthe. Sie steigerte sich in einzelnen Symptomen bis zum Krankhaften. Man hegte den Glauben, griechisches Wesen repräsentire die reinen Anfänge der Menschheit. Cornelius' jugendlicher Glaubenssatz, der Umriß sei die genügendste Form, Menschen und Dinge darzustellen, war schon von Carstens praktisch proclamirt worden und durch ganz Europa seiner Zeit gültig. Man vermeinte in den griechischen Vasenbildern den wahren Gehalt der antiken Welt und menschlicher Existenz überhaupt zu empfangen und hielt es für möglich, ihn in nacherfundene Formen dieser Art weiter auszugießen.

Die kahlen harten Linien zauberten dem Publicum ein Paradies von Schönheit vor die Seele. In Delécluze's Leben David's lesen wir von jungen Leuten, die sich in den Anfangszeiten der französischen Revolution zu idealer Existenz vereinigten. Man hielt sich in einer gemeinsamen Wohnung, trug altgriechische Gewänder und nannte sich bei griechischen Namen. Der Schönste unter ihnen war „Agamemnon". Im Stolze seiner wohlgebauten Glieder sah man ihn zuweilen, mit einem seiner Genossen im Gespräch, über den Boulevard würdevoll dahin wandeln. Es fiel wenig auf zu einer Zeit, wo phantastische Tracht jeder Art an der Tagesordnung war. Das Aeußerste an Thätigkeit, wozu Agamemnon sich herabließ, war, daß er Umrisse von Gestalten im Sinne der griechischen Vasenbilder mit zarten Bleistiftlinien zeichnete: Visionen, weder dazu bestimmt, in dieser Gestalt Geld einzubringen, noch dazu, ausgeführteren späteren Werken als erste Skizze zu dienen. Zu träumen und das Vorhandene im Ver-

gleich mit einer idealen ehemaligen Welt zu verneinen, schien diesen „Uranfänglichen" (sie nannten sich les primitifs) genügende Lebensarbeit. Viel mehr hatten auch Goethe's Werther und Rousseau's St. Preux nicht vorgehabt.

Hier ist recht Gelegenheit, zu erkennen, wie Geister ersten Ranges unter dem Einflusse in den entscheidenden Lebensjahren empfangener Anschauungen stehen. Bis zu seinem Tode hat Cornelius seine Compositionen anfänglich nur in den von scharfen Contouren umrissenen Figuren vor Augen gehabt, die in den Zeiten seiner Jugend als das beste Mittel galten, der gestaltenden Phantasie gerecht zu werden. Sein christliches Epos liegt in dieser Redaction vollständig und vollendet vor uns. Die Umrisse erschienen nicht als Skizzen, sondern stehen da wie Copien kleinsten Formates nach colossalen Conceptionen, die ausgeführt und vollendet bereits vorhanden wären. Bei den Compositionen des Münchner Göttersaales übertreffen diese Umrisse die späteren Gemälde. Sie scheinen mehr zu enthalten als diese selbst. Man lasse sich in den Museen die besten Stücke atheuischer Gefäßmalerei zeigen, wenn man sich von der unbeschreiblichen Macht, mit bloßen Umrissen auf die Phantasie zu wirken, überzeugen will.

Cornelius hat sich in diesen Formen stets am wohlsten befunden. Als er in München dann im großen Maßstabe wirkliche Gemälde zu schaffen hatte, erhoben sich diese Werke nie über das eigenthümlich Flache, das als maßgebende Form in seiner Phantasie nun einmal zur Herrschaft gelangt war. Louis David war zu Anfang der zwanziger Jahre noch immer die größte Potenz unter den Malern: ihm lernte Cornelius ab, sich in seinen Compositionen über das Nebeneinanderstellen von Figuren hinaus bis zum Basreliefartigen wenigstens zu erheben. All seine großen Compositionen, das Jüngste Gericht in München nicht ausgenommen, sind wie eine dünne Menschenschicht über die Fläche verbreitet. Seine Kunst, in dieser Art umfangreiche Compositionen zu schaffen, hat Kaulbach ihm abgesehen und erweitert. Dessen Manier hat Piloty dann weiter ausgebildet und Piloty ist von Makart wieder übertroffen worden. Niemand würde doch, da diese Entwicklung vorliegt, heute zu Cornelius' einfacher Art sich zurückwenden wollen. Von der inneren Größe seiner Anschauung ist nichts auf seine Nachfolger übergegangen.

Es giebt Epochen, in denen das, was den Sagen, Dichtungen und der Geschichtserzählung der Nationen an symbolischen, menschlich ergreifenden Anschauungen innewohnt, einzutrocknen scheint, wo den Völkern die begeisternden Darstellungen Einzelner, die diese zu bieten besonders berufen scheinen, bedenklich werden. Wo man nur das anerkennen will, von dem bewiesen werden kann, daß es sich ereignet habe, und es nur in so weit anerkennen will, als sich beweisen läßt, daß es sich so ereignet habe und nicht anders. Das Phantastische ist solchen Epochen verhaßt, weil es sich nicht mit realen Ereignissen deckt, und das Wirkliche soll an seine Stelle gesetzt werden. Jene spanischen Meister glauben Ereignisse darzustellen, die über den Vorwurf erhaben wären, daß zum nackten Ereignisse auch das Mindeste hinzugesetzt worden sei. Exacte reine Thatsachen glaubten sie zu geben und das Publicum, sie zu empfangen. Aber was sie darstellen, ist trotzdem nichts Anderes als kahle Erfindung, nur daß ihre Phantasie zu arm war, um das Erhebende, Große, Gewaltige, Schöne zu gestalten, und

daß sie glaubwürdiger zu sein hofften, wenn sie das Erschreckende, Widerwärtige, Beängstigende darstellten.

Niemand wird die ungemeine Anstrengung verkennen wollen, mit der sie ihr Ziel zu erreichen suchten. Um so größer das Bedauern, daß sie es so völlig verfehlt haben.

Das im modernen Sinne historisch Glaubwürdige hat mit den Werken bildender Kunst wenig zu thun. Ich wohnte dieser Tage einmal wieder einer Aufführung des Don Carlos bei, ich hatte das Stück vor beinahe dreißig Jahren zuletzt gesehen. Jedermann weiß, daß ein König Philipp wie dieser und ein Marquis Posa sich nie so gegenübergestanden haben. Jedem auch ist bekannt, daß der Gegensatz des in seiner scheinbaren Allmacht hilflosen Tyrannen zu dem über Wünsche der Eitelkeit erhabenen Naturphilosophen lange nach Philipp's Zeiten erst von Rousseau aufgebracht und aus dessen Schule frisch von Schiller aufgenommen worden ist. Endlich weiß auch wohl Jedermann, daß es heutigen Tages nicht mehr in der Macht tyrannischer Herrscher liege, Völkern Gedankenfreiheit zu gewähren. Und doch rührte mich die Scene zwischen Philipp und Posa bis zu Thränen, und als Posa dem Könige zu Füßen stürzend in die Worte ausbricht: „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit", war es, als ob Schiller's große Gestalt dastehe und sein Geist uns alle berühre. So lange wir Schiller's Verse hören, glauben wir an die Realität dieser Scene. Nicht etwa deshalb, weil man, im Mißverständnisse dessen, was von der Bühne zu verlangen sei, mit einer gewissen Sorgfalt ein Wohnzimmer König Philipp's hergestellt hatte, in dem die Dinge verliefen; sondern vielmehr im Gegensatze zu diesen Bemühungen. Es hat niemals erlebte Zeiten gegeben, in denen Carlos, oder Posa, oder Hamlet, oder Faust, so wie sie der Dichter handeln läßt, im Verkehr des Menschengetriebes hätten sprechen und auftreten können, und alle Bemühung, historische Dramen durch äußeren Apparat mit dem Schimmer exacter Wirklichkeit zu umgeben, sind dilettantische Versuche. Nur in den inneren Anschauungen, die die Verse und die Handlung in der Phantasie des Zuschauers aufbauen, liegt hier das Wirkliche, das niemals mit dem gemein Wirklichen stimmen kann. Die künstlerische Welt ist eine phantastische von Anfang an. Es ist niemals eine Frau so über dem Gewölk schwebend herangeschritten, wie die Dresdener Madonna; es haben auch nie vier Männer so zusammengestanden, wie Dürer's vier Apostel: von diesen Gestalten aber geht eine reelle Kraft aus, die wir empfinden. Niemand weiß, ob Christus und die Apostel jemals so unter sich und im Volke dastanden, wie Raphael's Cartons sie erscheinen lassen: die Stimmung aber, die diese Bildwerke ausströmen, wirkt als eine in uns eindringende persönliche Macht. Der Künstler bemächtigt sich unserer und befiehlt gleichsam: siehe das und das! und man sieht es. Wir werden wie gläubige Kinder unter diesen Befehlen, denen man Märchen erzählt. In der That ist der Ruhm aller großen Künstler, auf welchem Gebiete sie auch wirkten, von der Jugend getragen worden. Sie standen, jung selber, innerhalb jugendlicher Genossen, die an sie glaubten und ihren Ruhm verbreiteten. Cornelius war in seinen jungen Jahren einer der Propheten des jugendlichen Kreises, dessen Führung er über-

nahm. Auch heute sind es junge Leute, die, ohne sich um das Vergängliche in seinen Formen zu kümmern, das Erhebende, Große in ihm wittern und ihm nachforschen. Welchen Eindruck werden Geselschap's Malereien in der Zeughauskuppel machen, wenn sie vollendet dastehen? Mitten in unserer realistischen Epoche erhebt dieser Künstler sich plötzlich mit seinen kraftvollen rein symbolischen Darstellungen.

IV.

So wäre denn noch zu bedenken, ob nicht vielleicht eine neue phantastische Epoche zu erwarten sei, eine „Malerei der Reaktion", die das wieder verloren geben werde, was, wie Niemand leugnen wird, in den letzten Jahrzehnten gewonnen worden ist.

Nichts unbegründeter als Sorge in dieser Richtung.

„Schulen" im Sinne früherer Jahrhunderte haben heute aufgehört. Niemand will sich mehr ihrem Zwange fügen. Der angehende Künstler von Talent sucht selbständig nach gleichzeitigen oder früheren Meistern, deren Wesen dem seinigen entspricht. Das genießende Publicum, früher auf zufällig Dargebotenes beschränkt, dringt mit Leichtigkeit heute in die Details der gesammten Kunstentwicklung und gewinnt einen Ueberblick, der früher selbst berufenen einzelnen Kennern, die ihr Lebenlang von Stadt zu Stadt wanderten, versagt blieb. Cornelius, bei seinen Lebzeiten eine fast mythische Erscheinung, ist in den zartesten Verzweigungen seiner Entwicklung uns klar und zugänglich und die Kraft seiner Hand und der überströmende Inhalt seiner Phantasie zeigen sich dem unbefangenen Blicke. Die Freiheit, mit der Jeder heute ganz aus eignem Studium der Dinge sich den Erscheinungen gegenüber empfindet, läßt Cliquenwesen nachhaltig nicht mehr aufkommen. Cornelius steht als historische Erscheinung da. Wer sich ihm zuwenden will, kann es aus eigner Machtvollkommenheit. Während die bei seinen Lebzeiten ihn umgebende Bewunderung immer etwas Ausschließliches hatte, so daß, damit er hervorträte, Andere neben ihm erniedrigt werden mußten, steht die ihm heute gezollte Anerkennung auf soliderer Basis: er hat den Vortheil, nach allen Seiten mit allen anderen Meistern der Kunstgeschichte verglichen zu werden. Das Vergängliche in und an seinen Werken kommt ohne Weiteres in Abzug: Niemand fühlt sich verpflichtet, dafür einzutreten. Unsere Zeit macht bei großen Männern eine Art Blumenlese aus den Werken, die sie, wenn von ihren Leistungen die Rede ist, im Auge zu haben pflegt.

Unsere Zeit in ihrer scheinbaren Zersplitterung, in ihrer Unfähigkeit, einen eigenen Stil zu bilden, in ihrem undisciplinirten Vorgehen auf Alles, was ihr im Momente zusagt, ist gleichwohl die Zeit, die wir mit keiner anderen vertauschen möchten. Behüte uns Gott vor der Wiederkehr sogenannter „guter alter Tage"!

Wir stecken sicherlich nicht mehr in den Gefühlen drin, mit denen zu Anfang dieses Jahrhunderts das Alterthum zu einem irdischen verlorenen Paradiese erhoben worden war. Das fast tumultuarische Interesse, das an Dr. Schliemann's Ausgrabungen genommen wird, der Zudrang des Publicums zu der Pergamenischen Beute, zu den Figuren von Olympia und den reizenden Sächelchen

selbst höchst abergläubisch und ragte größtentheils nicht merklich durch Bildung über die Laien hervor. Einzelne würdige Ausnahmen natürlich abgerechnet, bildeten und bilden leider wohl noch jetzt die verkommene Geistlichkeit und die verwilderten Soldaten die ärgsten Schäden des unglücklichen, von der Natur so reich bedachten Landes.

Gegen die Mitte unseres Jahrhunderts zerfiel Abessinien in drei hauptsächliche Machtgebiete. Im Norden herrschte streng und fest der schlaue Ubie, Erbfürst des Alpenlandes Semiēn, welcher Tigrē, den Sitz des ältesten abessinischen Reiches und der ältesten abessinischen Bildung, erobert hatte. Der größte Theil des Landes stand unter Ras Ali aus Galla=Geschlecht. Von mohammedanischer Herkunft, war er doch getauft; er galt aber für einen lauen Christen, nicht weil er sehr unerbaulich lebte, wie das ja viele gute Christen thaten, sondern weil er die Muslime gewähren ließ: man munkelte sogar davon, daß er, entsetzlich zu sagen, zuweilen Fleisch von Thieren gegessen habe, die von Muslimen geschlachtet waren. Er war gutmüthig und indolent: er ließ die Localhäupter thun, was ihnen gut dünkte, und konnte einige mächtigere Fürsten nie zum Gehorsam zwingen. Die Häuptlinge der unbändigen Wollo=Galla, die zum Theil mit ihm verwandt waren, erkannten seine Oberherrschaft unter der stillschweigenden Bedingung an, daß er sich gar nicht um ihr Thun und Lassen kümmere. Völlig unabhängig war das ganz im Süden gelegene Schoa unter einer Dynastie, welche seit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts herrschte und zuletzt den Königstitel angenommen hatte. Schoa, das ziemlich straff regiert ward, hat an den Wirren des übrigen Abessiniens, von welchem es durch geographische Hindernisse und wilde Galla=Stämme getrennt ist, keinen Antheil genommen. Hätten sich nun wenigstens die großen Herren je mit ihrem Gebiete begnügt, so wäre die Theilung für das Land ein Glück gewesen; denn zu einem Einheitsstaat mit wirklicher Regierung von einem Punkte aus ist Abessinien mit seinen Alpenketten und tief eingeschnittenen Flußthälern, die in der Regenzeit (während unseres Sommers) jeden Verkehr verhindern, im Grunde nicht geschaffen: aber jeder Machthaber suchte sich auf Kosten seiner Nachbarn durch Gewalt wie durch List und Meineid auszubreiten. Nur mit Mühe erwehrte sich der Herr der Centrallande, Ras Ali, der Uebergriffe Ubie's und der ewigen Aufstände großer Vasallen und kleiner Empörer.

Da erschien aber eines Tages ein gewaltiger Emporkömmling und warf alle Fürsten Abessiniens nieder. Nur wenige Europäer hatten von Kasa gehört, so lange er noch bloßer Statthalter und Rebell war, und auch für diese war es überraschend, als Kasa plötzlich als „Theodoros, König der Könige von Aethiopien" die alte Monarchie wiederherstellte und das ganze Land unter seinem Scepter vereinigte. Die Zukunft des Reiches schien wieder aussichtsvoll zu werden; denn der neue Fürst war ein Mann von ganz ungewöhnlicher Begabung, ein großer Krieger und ein Freund des Fortschritts. Leider entsprach der Ausgang nicht der Erwartung. Theodoros mußte beständig um seine Herrschaft kämpfen, seine Macht war schon fast auf sein Feldlager eingeschränkt, als der Conflict mit den Engländern ausbrach. Dieser Conflict, der seinen Namen erst wirklich in Europa bekannt machte, ließ ihm zuletzt nur die Wahl, sich zu er=

geben oder zu sterben; da schwankte er nicht, sondern starb als König und Held durch eigene Hand. Dieser Tod wird ihn für immer davor bewahren, im Gedächtniß der Nachwelt mit beliebigen anderen, von England überwundenen Fürsten wilder Völker zusammengestellt zu werden.

Theodoros war ein Barbar, ein fürchterlicher Despot, aber dennoch ein großer Mann. Ist je Etwas tragisch gewesen, so ist es das Geschick dieses Sohnes der Wildniß, der zum Höchsten berufen, das Höchste gewinnt, aber nach unablässigem Kämpfen, mehr durch Irrthum, Leidenschaft und Schuld, als durch fremde Gewalt gestürzt wird. Wohl verlohnt es sich, sein Leben etwas näher zu betrachten. Wir sind so glücklich, gerade über seine frühere Geschichte nicht nur Berichte von europäischen Reisenden zu besitzen, sondern auch eine zusammenhängende bis zum Jahre 1860 reichende Darstellung, welche ein ihm persönlich nahestehender Geistlicher, Debtera Zenab in der Hauptsprache des heutigen Abessinien, der amharischen, geschrieben hat [1]).

II.

Kasa ward ungefähr 1820 im Lande Quara, im äußersten Westen Abessiniens, geboren. Er war nicht von niederer Herkunft, wie man wohl gemeint hat; sein Vater Hailu (oder Haila Marjam) war ein vornehmer Herr, eine Zeit lang Statthalter von Quara, das er für seinen hochmächtigen Bruder Kënfu verwaltete. Aber Kasa's Mutter scheint allerdings von geringem Stande gewesen zu sein. Da bei den abessinischen Großen längst die loseste Form der Vielweiberei herrschend geworden ist, so können sie sich nicht all zu viel um ihre sämmtlichen Sprößlinge kümmern. Aber nicht selten zeichnen sich gerade die zurückgesetzten Fürstenkinder von Frauen niederen Standes besonders aus. Auch Ubië war Sohn einer Bäuerin. Dem jungen Kasa war eine bescheidene Laufbahn zugedacht. Er sollte in einem Kloster nicht weit von der Hauptstadt Gondar zum Geistlichen erzogen werden. Aber früh kam er mit Krieg und Verwüstung in Berührung. Der damalige Statthalter hatte sich gegen seinen Oberherrn, Ras Imam (einen Oheim und Vorgänger des Ras Ali) empört, und dieser fiel 1827 in sein Land ein. Dabei ward Kasa's Kloster zerstört. Imam's Galla machten die 48 Zöglinge des Klosters zu Eunuchen; nur Kasa entkam. Sicher hat er hierin später Gottes Hand erkannt, der ihn nicht zum Geistlichen bestimmt, aber der Gefahr entrissen habe. Der Glaube an seinen „Stern“ ist in ihm bis an sein Ende kaum jemals erschüttert. Daß die Erziehung im Kloster eine tiefe Wirkung auf ihn gehabt habe, wie manche Europäer behaupten, muß ich sehr bezweifeln. Theologische Gelehrsamkeit konnte der höchstens achtjährige Knabe noch nicht erworben haben. Seine literarische Bildung blieb, auch nach abessinischem Maße gemessen, immer bescheiden. Die Anwendung biblischer Redensarten, die er liebte, braucht bei einem Manne seiner Geistesrichtung nicht

[1]) Die Handschrift ist von dem braven Missionär Flad der Königl. Bibliothek in Berlin geschenkt worden, zugleich mit einer von Flad selbst gemachten abkürzenden Bearbeitung in deutscher Sprache. Einen Theil dieser Bearbeitung hat er in seinem lehrreichen Buche „Zwölf Jahre in Abessinien“ abgedruckt.

erst das Ergebniß förmlichen Unterrichts zu sein: in Worten sind die Abessinier überhaupt durchweg vortreffliche Christen.

Kasa kam nun ins Haus seines weitgebietenden Oheims Kënfu und nach dessen Tod in das einer seiner Söhne. Bald brach aber zwischen Kasa's Vettern offner Kampf aus, an welchem auch er sich betheiligte. Der, zu dem er sich hielt, ward geschlagen, er gerieth in Gefangenschaft, ward aber von dem Sieger in Berücksichtigung ihrer Jugendgemeinschaft freigelassen. Mißgeschick folgte für Kasa auf Mißgeschick. Einmal, als er wieder das Unglück hatte, einer besiegten Partei anzugehören, mußte er sich einen Monat lang versteckt halten und zwar innerhalb des seiner Familie gehörigen Gebietes; der Fremde hätte ihn, der als Sprößling eines Fürstenhauses den anspruchsvollen Titel Lëdsch („Junger" = „Junker" oder „Prinz") führte, schwerlich verschont. Den Landmann, der ihm damals einen Versteck gewährte, hat er später in glücklichen Tagen hoch geehrt und fürstlich belohnt. Kasa diente unter verschiedenen größeren und kleineren Häuptlingen und zeichnete sich im Kampf wie auf der Jagd durch Kühnheit und Geschick aus. So tödtete er einst zu Pferd zwei Elephanten, erregte dadurch aber so sehr die Eifersucht seines weniger glücklichen Herrn, daß er sich bewogen fand, schleunigst dessen Dienst zu verlassen. Mit Ausdauer und Eifer hätte es Lëdsch Kasa auf diesem Wege noch zu hohen Stellungen bringen können; aber er wollte nicht Diener, sondern Herr sein. Da ward er denn einfach Führer einer Räuberbande. Allerdings muß man bedenken, daß dort zu Lande der Unterschied zwischen einem kleinen Fürsten und einem Räuberhauptmann schwer festzustellen ist. Jahre lang hat Kasa im Westen Abessiniens größere und kleinere Raubzüge geleitet. Als seinen „ersten Sieg" verzeichnet sein abessinischer Biograph, ein friedfertiger Mann, mit großem Ernst und mit sichtlichem Behagen Folgendes: Kasa hatte mit 70 Räubern einen eidlichen Vertrag geschlossen, daß alle Beute gemeinschaftlich sein solle; nun erfuhr er aber, daß sie heimlich eine geraubte Kuh für sich allein geschlachtet hatten; da überfiel Kasa mit nur zwölf Leuten seine meineidigen „Brüder", jagte sie in die Flucht und ließ die sieben Gefangenen grausam verstümmeln. Sicher fühlte er sich hier schon ganz in seiner Eigenschaft als von Gott eingesetzter Richter; der Eidbruch mußte schwer bestraft werden. Aber man bedenke, welche fürchterliche Schule moralischer Abhärtung ein solches Leben für den zukünftigen Herrscher sein mußte! Zur Rechtfertigung des Räuberlebens wird ihm vermuthlich der Umstand gedient haben, daß dasselbe größtentheils Mohammedaner und Heiden traf. Die größeren Handelskarawanen gehn dort meist für Rechnung muslimischer Kaufleute; muslimische Stämme, theils Araber, theils Neger, sind fast überall Grenznachbarn der christlichen Abessinier. Die beiden Religionen haben sich in jenen Ländern seit vielen Jahrhunderten bekämpft. Von wirklicher Annäherung ist keine Rede; je energischer der Mensch, desto mehr glaubte er seinem Gott durch grimmigen Haß gegen den Andersgläubigen zu dienen. Und Kasa hat den Islâm sein Lebenlang aus ganzer Seele gehaßt. So erleuchtet er in mancher Hinsicht war, so sehr er die christlichen Priester seines Volkes verachten lernte, so hat er sich doch immer für ein Werkzeug Gottes gehalten zur Demüthigung oder zur Ausrottung des Islâms, und immer erwartet, für sein Verdienst als Streiter Christi wider dessen Feinde

Vergebung aller Sünden zu erlangen. In seinem Freibeuterleben sah er sich allerdings gelegentlich auch auf die Bundesgenossenschaft von Muslimen angewiesen, namentlich wo es sich um Unternehmungen gegen heidnische Neger handelte. Gegen solche haben von Alters her Christen wie Mohammedaner, Großkönige wie kleine Häuptlinge Raubzüge und Sklavenjagden angestellt. Natürlich verfuhr man gegen die Heiden ohne jedes Mitgefühl wie gegen wilde Thiere oder noch ärger, da die gehetzten Schwarzen ja manchmal die Frechheit hatten, sich tapfer zu wehren. Zur Ausbildung seiner sanften Eigenschaften konnte die kräftige Betheiligung an solchen Zügen bei Kasa also auch nicht eben beitragen. Dagegen waren sie eine Vorschule für ihn als umsichtigen, raschen und auf das Wohl seiner Krieger sorgsam bedachten Feldherrn.

Oftmals war er mit den Seinigen in großer Noth, namentlich durch Mangel an Nahrung; aber es gelang ihm doch allmälig, in seinem Heimathlande Quara eine größere Fürstenstellung zu erringen. Der Schreck der Feinde und der Handelszüge, wandte er doch schon damals Sorge auf die Bebauung des Bodens und schützte die Bauern. Durch Heirathsverbindungen verschaffte er sich weiteren Einfluß. Sein Ansehen wuchs mehr und mehr, und die Mutter des Ras Ali, Menen, sah ein, daß sie am besten daran thue, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, und dem Kasa die Statthalterschaft von Quara zu verleihen, das er thatsächlich doch schon beherrschte. Diese energische und sittenlose Frau regierte für ihren Sohn Gondar und die Nachbarländer; sie heirathete in ihrem Alter (1844) einen Mann aus der alten Königsfamilie, ließ ihn durch Ras Ali zum Großkönig erklären und führte nun den Titel Itege („Großkönigin" oder „Kaiserin"). Bald darauf machte Menen dem Kasa gar den Antrag, er möge ihre Enkelin, die Tochter des Ras Ali, Tewabetsch heirathen. Solche Ehebündnisse haben in Abessinien zwar noch viel weniger zu sagen als in Europa; aber immerhin war es für Kasa eine gewaltige Erhöhung, in so nahe Beziehung zu der mächtigsten Familie des ganzen Reiches zu treten. Er entließ daher, was dort ohne jede Förmlichkeit angeht, seine früheren Weiber und vermählte sich mit der noch sehr jungen Tewabetsch. Die Ehe ward durch kirchliche Trauung geschlossen, die in Abessinien nur noch selten vorkommt, und Kasa blieb der trefflichen Frau, so lange er lebte, treu — ein unerhörter Fall bei einem abessinischen Großen. Auch nach ihrem Tode hielt er sie in zärtlichem Andenken; sie war sein guter Genius. Aber zum gehorsamen Unterthanen wurde Kasa durch diese Ehe nicht. Im Herbst 1846 trat er als Rebell auf und schlug ein Heer nach dem andern. Einmal machte er dabei sogar eine Flottenexpedition, indem er auf 500 leichten Rohrflößen, den einzigen Fahrzeugen, welche Abessinien kennt, eine Insel im Tana-See überfiel, auf welche sich ein ihm feindlicher Häuptling geflüchtet hatte; jedes Floß hatte je einen Flintenschützen, einen Speerträger und einen Schleuderer an Bord. — Ein Heerführer der Menen hatte Kasa schwer beleidigt. Ueberall im Lande erzählte man sich, Kasa's Mutter habe früher das äußerst gering angesehene Gewerbe getrieben, Kusso zu verkaufen, das bekannte Mittel gegen den dort allgemein verbreiteten Bandwurm. Jener Mann hatte nun vor Menen und ihrem Gefolge geprahlt: „sei unbesorgt, ich bringe Dir diesen Sohn der Kusso-Händlerin mit zugeschnürtem Hals wie ein Ichneu-

mon“.. Aber er ward geschlagen und gefangen genommen. Da ließ der Sieger viel gemahlenen Kusso herbeibringen, sprach zum Gefangenen: „meine Mutter hat heute leider keinen Kusso verkauft und daher für den Erlös kein Getreide anschaffen können; nimm deshalb mit dem ihr übrig gebliebenen Kusso als Nahrung fürlieb“ und zwang ihn, das äußerst widerlich schmeckende Zeug in Masse hinunter zu schlucken [1]).

Im Juni 1847 zog Menen selbst aus, ward aber verwundet und gefangen. Für die Auslieferung seiner Mutter überließ Ras Ali dem Kasa deren ganzes Gebiet unter seiner eigenen Oberhoheit. Kasa, der nun den Titel Dedschazmatsch oder Dedschaz annahm, welchen die Regenten großer Provinzen und die höheren Befehlshaber führen, der also theils unserm „Herzog“, theils unserm „General“ entspricht, war nun einer der mächtigsten Fürsten des Landes. Als solcher folgte er eben so sehr seiner Neigung, wie seinem Gewissen, indem er einen Zug gegen die „Türken“ d. h. die Aegypter unternahm. Er drang weit ins Sennaar ein, aber bei Deberki erfuhr er, wie wenig die tapfersten abessinischen Krieger gegen auch nur leidlich disciplinirte Soldaten mit europäischen Waffen vermögen. Er wurde geschlagen und mußte zurückgehen. Nie hat er diese Schmach verwunden. Sein Haß gegen die Muslime, besonders die Türken, wurde blind. Wie unsere Voreltern einst den Besitz des heiligen Landes durch die Ungläubigen als einen Schimpf ansahen, so empfand auch er mit vielen seiner Landsleute; aber noch mehr quälte ihn das Bewußtsein, daß die Abessinien benachbarten Küsten und so viele afrikanische Länder, die er, theils mit Recht, theils mit Unrecht, als altes Eigenthum seines Landes betrachtete, den Türken und anderen Muslimen gehörten. Die Lehre, daß europäische Waffen und europäische Zucht ein Heer gewaltig überlegen mache, hat er tief beherzigt, und es immer bitter empfunden, wie wenig er im Stande war, wirkliche Disciplin bei seinen Truppen einzuführen.

Ein neuer Aufstand Kasa's endete weniger glücklich als die früheren. Er wollte die zahlreiche Reiterei seines Lehnsherrn durch eine Art Minen und durch hölzerne, mit eisernen Ringen überzogene Kanonen — seinem ersten Versuch in der bis zuletzt so leidenschaftlich betriebenen Geschützfabrication — unschädlich machen; aber der Feind erfuhr das Geheimniß, und Kasa mußte sich ohne Kampf unterwerfen. Zwei Jahre lang hielt er Ruhe. Aber im Jahre 1852 kam es wieder zu einem Zerwürfniß. Ras Ali reizte den mächtigen Goschu von Godscham, der ihm selbst so oft das Leben sauer gemacht hatte, gegen seinen Schwiegersohn. Er hoffte wohl, daß die beiden unbequemen Vasallen einander gegenseitig schwächen sollten. Aber am 27. November 1852 besiegte Kasa nach einem seiner kühnen Eilmärsche über Berg und Thal, durch welche er sich seinen Feinden besonders furchtbar machte, den überraschten Goschu; dieser selbst, einer der gefeiertsten Krieger Abessiniens, fiel. Des Siegers Ansehen wuchs dadurch

[1]) Ich erzähle die Geschichte genau nach der amharischen Biographie. Etwas anders hörte sie d'Abbadie in jener Zeit in Gondar (l'Abyssinie et le roi Théodore, Paris 1868). Auch in der Zeitfolge der Ereignisse weicht d'Abbadie von unserem Abessinier, an den ich mich halte, theilweise ab; vielleicht hat er in einigen Stücken diesem gegenüber Recht, aber in andern hat er sich unzweifelhaft durch ungenaue Erinnerung oder falsche Berichte täuschen lassen.

ungemein. Er nahm den Schein an, als wollte er mit Ras Ali Frieden halten, aber der österreichische Viceconsul Reiz, der im Januar 1853 bei ihm war, merkte schon, daß der ehrgeizige Fürst bald nicht bloß mit ihm, sondern auch mit Ubië zusammenstoßen werde. In zwei blutigen Schlachten wurde denn auch des Ras Ali Macht gänzlich gebrochen. Von der Schlacht bei Aischal, am 28. Juni 1853, an rechnet sein Biograph den Untergang der Macht der Galla — d. h. der Dynastie aus Galla-Blut mit ihren Scharen von mohammedanischen Galla-Reitern — in den Kernländern Abessiniens. Ras Ali zog sich in einen fernen Winkel des Gebietes seiner Stammesbrüder, der Jedschu-Galla, zurück, wo er, wie es scheint mit Erlaubniß seines Schwiegervaters, noch etwa zehn Jahre gelebt hat und, völlig vergessen, gestorben ist.

Durch List bekam Kasa darauf (am 26. Mai 1854) Bëru, Goschu's Sohn, den tapfersten Helden Abessiniens, in seine Gewalt und ward somit auch Herr des ganzen Südwestens. Bëru, von seinem Heere verlassen, warf sich nach Landessitte mit einem Stein auf dem Nacken vor Kasa nieder; dieser ließ ihn aber neben sich sitzen und fragte ihn dann: „Was hätten Sie mit mir gemacht, wenn Sie mich gefangen genommen hätten?" „Ich hätte Sie," erwiderte dieser, „gar nicht vor mich gelassen, sondern dafür gesorgt, daß Sie vorher umgebracht wären." Da dankte Kasa Gott mit lauter Stimme für den Sieg. Bëru blieb bis zu des Siegers Tode in dessen Gewahrsam.

Von diesem Feldzug wird folgende Anekdote erzählt: Einer seiner Diener prahlte nach abessinischer Kriegersitte: „Niemand kann auch nur Deinen Dienern ins Antlitz sehen, o Kasa, geschweige Dir selbst!" Der Fürst hatte gerade eines der sehr zerbrechlichen Glasgefäße in der Hand, deren die Abessinier sich bedienen. Das warf er, zur Bestätigung der Worte jenes Mannes, auf eine hölzerne Schale; da blieb das Glas heil, die Schale aber zersprang in zehn Stücke. Nun zog er das Schwert und sprach stolz: „Ich, Christi Diener, halte mich an Christus: wer besteht vor meinem Antlitz?" Daran knüpfte er ein Gebet und trank dann Meth aus dem Glase. Diese Geschichte wird die Ausschmückung einer wirklichen Begebenheit sein; für uns ist sie nur als Zeugniß dafür wichtig, daß man damals anfing, Kasa für unwiderstehlich zu halten.

Noch im selben Sommer (1854) griff Kasa seinen mächtigsten Nebenbuhler, Ubië, an. Er kämpfte nicht bloß mit den Waffen, sondern auch mit List und Diplomatie. Er wußte den obersten Geistlichen der abessinischen Kirche, Abuna Selama, durch die Begünstigung, welche er scheinbar dem päpstlichen Bischof, dem Italiener de Jacobis, erwies, in Angst davor zu setzen, daß am Ende Kasa's Gebiet ihm entzogen werden und in den Verband der römischen Kirche treten möchte; um das zu verhüten, ging der Abuna mit rascher Schwenkung von seinem Wohlthäter Ubië zu Kasa über und versprach, ihn zum Großkönig zu krönen. Natürlich ließ Kasa dann sofort den enttäuschten de Jacobis[1]) und

---

[1]) Dieser Mann wird von unbefangenen Zeugen durchweg sehr gerühmt. Man muß hinsichtlich Personen und Thatsachen da, wo ein kirchliches Interesse in Frage kommt, gegen die Urtheile protestantischer wie katholischer Missionäre und anderer Eiferer (z. B. d'Abbadie's) gleich mißtrauisch sein. Das ist nicht zu leugnen, daß Abessinien für die protestantische Mission ein noch viel ungünstigerer Boden ist, als für die katholische. Auch der beschränkteste Protestantismus ist für dies Volk noch viel zu hoch.

alle anderen katholischen Priester ausweisen, wie Ubië früher die protestantischen Geistlichen hatte vertreiben lassen.

III.

Am 9. Februar 1855 war die Entscheidungsschlacht, welche Ubië zum Gefangenen Kasa's machte und sein ganzes Gebiet in dessen Hände gab. Schon am 11. Februar ließ sich Kasa durch den Abuna Selama in der Kirche von Deresgë Marjam unter dem Namen Theodoros zum „König der Könige von Aethiopien“ salben und krönen. Die Wahl dieses Namens, den er schon vor der Schlacht siegesgewiß seinen Soldaten mitgetheilt hatte, war wohl erwogen. Im ganzen Lande hoffte man seit langer Zeit auf die Erscheinung eines messianischen Herrschers Theodoros, welcher dem Reiche seinen Glanz wiedergeben und die Ungläubigen überwinden sollte. Als diesen ersehnten Fürsten stellte sich nun Kasa dar. Merkwürdigerweise nahm er aber den eigentlichen Titel Hatsë (oder Hatë, Atë), den wir durch „Kaiser“ wiedergeben können, nicht an, sondern ließ ihn dem alten machtlosen Johannes, dem Mann der Menen, der ihn noch überlebt und den er immer mit der größten Ehrerbietung behandelt hat. Wir haben darin wohl nur einen gewissen Aberglauben zu sehen. Den Mangel seiner Geburt ergänzten gefällige Genealogen leicht, indem sie wenigstens für seine Mutter — seines Vaters Abkunft mochte zu bekannt sein — einen Stammbaum fertig stellten, welcher ihre Salomonische Herkunft verbürgte und ihn dadurch in den Augen des Volkes einigermaßen legitim machte.

Auf königlichen Prunk gab er aber nichts. Er kleidete sich wie jeder beliebige Officier, schlief fast immer im Lagerzelt und ging barfuß wie alle seine Unterthanen. Dagegen hatte er, wie andere große Kriegsfürsten, etwas Theatralisches in seinem Wesen, was allerdings dazu wird beigetragen haben, sein Ansehen bei den Abessiniern zu erhöhen. Dahin gehört wohl auch seine Liebhaberei, sich zahme Löwen zu halten. In seiner ganzen Erscheinung muß der mittelgroße, selbst für einen Abessinier sehr dunkelfarbige Mann mit den edlen Zügen, der Adlernase und den feurigen schwarzen Augen etwas Königliches gehabt haben; so ziemlich allen Europäern, die ihn gesehen haben, hat er sofort gewaltig imponirt. Gewiß haben aber auch Die Recht, welche in seinem Gesichte etwas Verschmitztheit zu erkennen glaubten. Gewinnend, wenn er freundlich war, konnte er fürchterlich sein in seinem Jähzorn; freilich mochte auch dieser Jähzorn mitunter eben so erkünstelt sein, wie beim ersten Napoleon.

Eine seiner ersten Handlungen als König war die Erneuerung des alten Gesetzes wider den Sklavenhandel und das Verbot der Vielweiberei. Leider war es ihm aber bei seinen beständigen Kriegsfahrten nicht möglich, auch nur den Sklavenhandel ganz zu unterdrücken. Die entsetzlich verwilderten Eheverhältnisse in diesem durch und durch „christlichen“ Staate wesentlich zu verbessern, dazu bedürfte es einer sittlichen Hebung, welche sich durch kein Decret erzwingen läßt; das Gesetz blieb um so mehr ein todter Buchstabe, als er es später selbst persönlich aufs Gröbste verletzte.

Der Gerechtigkeit nahm sich Theodoros mit ganzer Kraft an. Alle Unterdrückten wandten sich, wenn es irgend möglich war, an ihn selbst. In diesem Lande ist eben der Fürst noch persönlich Richter. Er suchte die Landleute gegen

die Ausschreitungen der Soldaten zu schützen. Seine Strafen waren furchtbar hart, aber doch oft noch milder, als das Landesrecht vorschrieb. Wir müssen unser Entsetzen über die grausamen Strafen, Abhacken der Hände und Füße rc., ein wenig durch die Betrachtung mäßigen, daß erst die Humanität der neuen Zeit derartige Greuel bei uns gänzlich beseitigt hat, daß schaurige Körperstrafen in Europa noch verhängt wurden in einem Jahrhundert, wo sie zu dessen Bildungsstufe schon viel weniger paßten als zu der des heutigen Abessinien. Natürlich sollen damit Theodor's Excesse in Strafen und Gewaltthätigkeiten keineswegs entschuldigt werden. Uebrigens hat er auch nicht selten besiegten Feinden verziehen. In seinen Urtheilen zeigte er einen gesunden Sinn. Es werden von ihm Entscheidungen angeführt, die mehr Recht auf die Bezeichnung „Salomonisch“ haben als seine Abstammung.

Unmittelbar nach Ubie's Besiegung zog Theodoros gegen die Wollo-Galla, unterwarf sie scheinbar beim ersten Ansturm und drang weiter nach Süden ins Königreich Schoa, welches, wie wir durch den Missionär Krapf wissen, keinen Eroberer von Norden her fürchtete, weil es sich da durch die Wollo gedeckt wußte. Das galt auch von gewöhnlichen abessinischen Fürsten, nicht aber von einem Theodoros. Er nahm ganz Schoa rasch ein und ernannte, da der Landeskönig gerade damals starb, einen Mann aus demselben Geschlecht nicht zum König, sondern zum Statthalter. So hatte Theodoros in weniger als einem Jahre zu seinen alten Provinzen das ganze übrige Abessinien gewonnen.

Aber erobern und besitzen ist nicht dasselbe. Wäre Theodoros ein kühl denkender und hochgebildeter Europäer gewesen, so hätte er schon vorher an der natürlichen Nordgrenze des Wollo-Landes, dem Beschêlo-Thal, Halt gemacht. Dies Volk sich wirklich unterthänig zu machen, war eine viel schwierigere Aufgabe, als er ahnen konnte. Die Wollo sind seit langer Zeit Mohammedaner und fühlen sich als solche, obwohl sie wenig von den Lehren des Islâms wissen und noch viel Heidnisches beibehalten haben. Die echt afrikanische Zersplitterung herrscht auch bei ihnen: Stamm kämpft gegen Stamm, Geschlecht gegen Geschlecht; aber in Liebe zur Unabhängigkeit und Haß gegen den christlichen Eroberer waren sie Alle gleich. Alle Galla sind wild und blutdürstig, von ausgebildetem Räubersinn, in offener Schlacht nicht allzu muthig, aber gefährlich im kleinen Krieg. Die Wollo gelten noch dazu für besonders treulos. Ihr Gebiet mag kaum die Größe des Königreichs Sachsen haben, aber es ist von gewaltigen, bis an die Schneegrenze reichenden Bergen und von zahlreichen tiefen Schluchten durchzogen, so daß da die einheitliche Beherrschung eines widerwilligen Volkes überaus schwer ist. Dagegen bietet das Land Aufständischen und Räubern zahlreiche Schlupfwinkel, und wer die Schleichwege kennt, ist leicht im Stande, auch größere Heeresmassen zu beunruhigen. Die Wollo sind geborene Reiter; auf ihren ausdauernden kleinen Rossen jagen sie über die steilsten Felsen hin. Theodoros hat mit ihnen Jahr auf Jahr gekämpft. Niemals ist er von ihnen geschlagen worden, ja sie fürchteten sich, ihm auch nur ins Antlitz zu blicken [1]).

[1]) Als die Engländer gleich nach Theodor's Tode der Wollo-Fürstin Mastiat, seiner grimmigen Feindin, ein Bild des Königs zeigten und sie fragten, ob es ähnlich sei, antwortete sie: „Wie soll ich das wissen? Wer hat ihn je gesehen, ohne zu sterben?“

Auch seine Feldherren haben meist über sie gesiegt. Oft haben sich große Theile des Landes und selbst hervorragende Häuptlinge unterworfen, aber nie ist er ihrer Aller Meister geworden. Zuweilen mit Güte, oft mit Strenge, ja mit furchtbarer Grausamkeit hat er sie zu unterwerfen gesucht; aber das Resultat war immer wieder, daß er im Wollo-Lande nur die Festungen mit stehender Besatzung wie Makdala [1]) sein nennen konnte.

Währenddessen erhoben sich bald in dieser, bald in jener Provinz Rebellen, zum Theil Angehörige der alten Häuptlingsgeschlechter, zum Theil kühne Glücksritter. Keiner von ihnen war ihm nur im Entferntesten gewachsen. Wo er erschien, da zerstäubten die Heere der Aufrührer. Mehrere bekam er durch Gewalt oder List in seine Hand, darunter den scheinbar mächtigsten, Něgusiē von Tigrē (Anfang 1861), mit dem Frankreich schon als „König von Abessinien" verhandelte. Andere flüchteten sich in unzugängliche Wildnisse oder auf steile Felsenburgen, deren es in Abessinien so viele gibt. Hätten ihn die Wollo nicht gefesselt, so hätte er sie wohl alle überwunden, aber der Vertilgungskrieg gegen diese Wilden lähmte ihn völlig. Die Heere, die durch das Schwert der Feinde und noch viel mehr durch periodische Seuchen decimirt wurden, ließen sich allerdings nicht all zu schwer ergänzen; denn an kriegs- und beutelustigen Männern fehlt es da nicht, und Theodor's Name lockte gewaltig. Die Größe seiner Heere war geradezu sein Unglück. Er konnte sie nicht auf regelmäßigem Wege ernähren. Während er anfangs Plünderung im befreundeten Lande streng bestrafte, mußte er seinen hungernden Soldaten bald Alles gestatten, ja systematische Ausraubung wohlhabender Landschaften anordnen. Dadurch ward die Verehrung des Volkes in Haß verkehrt; die ausgeplünderten Bauern verstärkten die Macht der Rebellen oder raubten und mordeten wenigstens heimlich.

Theodor's Verlegenheiten wurden noch durch sein Verhältniß zu den kirchlichen Machthabern vermehrt. An der Spitze der abessinischen Kirche, die ein Zweig der koptischen ist, steht ein Bischof, der kein Einheimischer sein darf, sondern ein Kopte sein muß, welchen der (monophysitische) Patriarch von Alexandrien aussendet. Dieser „Abuna" steht dem König an Macht und Ansehen fast gleich, hat viel größere Einkünfte als dieser und wird vom Volke wie ein Gott verehrt. Seit November 1841 nahm diese Stelle der schon oben genannte Abba Selama ein, welcher ungefähr im selben Alter stand wie Kasa-Theodoros. Weil er als Kind eine englische Missionsschule besucht hatte, haben manche Engländer und deutsche Protestanten große Hoffnung auf ihn gesetzt, während die Franzosen Ferret und Galinier, sowie der von kirchlichen Vorurtheilen freie Engländer Mansfield Parkyns, die um die Zeit seiner Ankunft in Abessinien waren, sogleich erkannten, daß es ein unbedeutender, beschränkter Mensch war. Uebrigens hätte ein ernsthaft reformatorisch gesinnter Oberpriester nirgends einen schwierigeren Stand als in der ganz verkommenen abessinischen Kirche; mit den Laien käme er kaum, mit der Priesterschaft nie zurecht. Da Abba Selama vor den Eingebornen den unschätzbaren Vortheil einer etwas höheren Bildung und einer viel größeren Kenntniß der Welt voraus hatte, so hätte er allerdings, wenn er sehr

[1]) Nicht „Magdala", wie die Engländer und Deutschen meistens schreiben.

verständig und sehr fügsam gewesen wäre, gerade im Verein mit Theodoros Manches bessern können. Ihm kam es aber nur darauf an, die Unabhängigkeit seiner geistlichen Stellung zu wahren. Statt auf den Fürsten, der guten Rathschlägen sehr zugänglich war und der ihn durch gewaltsame Unterdrückung einer großen, ihm aus dogmatischen Gründen feindlichen Partei unter den Priestern noch besonders verpflichtet hatte, mildernd einzuwirken, verdarb er es bald ganz mit ihm. Als Krapf den König im Frühling 1855 im Sonnenglanze seines Siegeslaufes traf, schien er mit dem Abuna noch ein Herz und eine Seele zu sein; aber wer die späteren Mißhelligkeiten kennt, bemerkt ihren Keim schon in der eifersüchtigen Gesinnung, welche die von Krapf mitgetheilten Worte des Bischofs aussprechen. Wenige Monate nachher brach in Schoa eine Meuterei im Heere aus, welche allem Anschein nach von Abuna und dem zweiten Geistlichen, dem Oberhaupt aller Mönche, angezettelt war. Sie ward noch unterdrückt, ohne daß es zum offenen Conflict mit den Clerikern gekommen wäre. Allein bald gab es einen ärgeren Streit. Der König zog die unermeßlichen Kirchengüter zu den Bedürfnissen des Heeres heran, eine Maßregel der Noth, die allerdings gegen das Herkommen war. Ferner verlangte er von den Priestern, daß sie vor ihm, der ja von göttlichem Geiste erfüllt sei, eben so barhaupt erscheinen sollten wie vor der Bundeslade (dem Altar), dem Sitze Gottes. In diesen Streitigkeiten mußte der König anfangs nachgeben, aber bald setzte er der Geistlichkeit arg zu. Der Biograph, welcher gegen den Bischof eben so respectvolle Gesinnung zeigt wie gegen den König, erzählt uns doch Allerlei, was dazu dienen kann, uns die Geringschätzung und den Haß zu erklären, den dieser mit der Zeit immer mehr gegen den hochmüthigen Kirchenfürsten und den ganzen Clerus empfand. Hatte doch sogar das höchste Oberhaupt dieser ganzen Kirche, der Patriarch von Alexandrien, als er einmal nach Abessinien kam, dem König die bedenklichsten Blößen gegeben. Dazu scheint der Abuna durchaus kein exemplarisches Leben geführt zu haben. So setzte sich Theodoros denn mit der Zeit über alle geistlichen Schranken hinweg. Er hat in seinen späteren Jahren vorsätzlich heilige Gebäude angezündet, die Stadt Gondar, eb'en weil sie „die Stadt der Priester“ war, verbrannt, den Abuna gefangen gesetzt, ja zuletzt sogar sich und seine Soldaten eigenmächtig von den Fasten, so ziemlich der wichtigsten Pflicht abessinischen Christenthums, dispensirt, und die Priesterschaft hat das Alles stillschweigend hingenommen. Natürlich hat aber auf der andern Seite ihr Haß dazu beigetragen, dem König das Volk zu entfremden, und der Abuna stand noch als Gefangener mit den bedeutendsten Rebellen in Verbindung.

Zwei treue Berather hatte Theodoros in den ersten Jahren seines Königthums, den englischen Consul Plowden und John Bell, der, mit Plowden ins Land gekommen, fast zum Abessinier geworden war und mit rührender Anhänglichkeit an dem Herrscher hing, in dessen Dienst er getreten. Diese Männer haben sicher viel dazu beigetragen, sein Verlangen nach Einführung europäischer Gesittung oder vielmehr europäischer Kunstfertigkeit zu vermehren; verglich er sie und das, was sie ihm von Europa erzählten, mit seinen Abessiniern, so mußten diese gewaltig in seinen Augen sinken, und vielleicht hat er schließlich sein eigenes Volk sogar allzugering geschätzt und zu streng beurtheilt. Leider fiel Plowden

schon im März 1860, als er, von seiner Regierung aufgefordert, nach der Hafenstadt Massua zurückkehren wollte, einem Rebellen, einem Vetter des Königs, in die Hände und starb bald darauf an den Wunden, die er dabei empfangen hatte. Theodoros zog sofort gegen den Uebelthäter. Bell soll diesen in der Schlacht mit eigener Hand getödtet haben; aber er fiel selbst, während er den König mit seinem Leibe deckte. Fürchterlich rächte Theodoros seine beiden Freunde; für ihren Verlust hat er nie einen Ersatz bekommen. Die Königin Tewabetsch, an der er, wie wir sahen, mit ganzer Seele hing, war schon vorher (18. Aug. 1858) gestorben; er betrachtete, wie Flad erzählt, ihren Tod als göttliche Strafe dafür, daß er nicht lange vorher die in seine Hände gerathene Frau eines Erzrebellen in roher Weise hatte todtschlagen lassen.

Die fortwährenden Kämpfe ließen dem König leider keine Zeit zur Durchführung von Verbesserungen, so sehr sie ihm am Herzen lagen. Vor Allem wäre für das Land die Anlage von Straßen und von Brücken und Viaducten nothwendig. Mit dem Straßenbau machte er wirklich einen Anfang. Die erste Wegstrecke ward 1858 unter Leitung des deutschen Malers Zander fertiggestellt. Da sich dieser beklagte, daß man ihm nicht die nöthige Hilfe geleistet habe, ließ der König den dortigen Statthalter peitschen und in Fesseln legen; Zander belohnte er dagegen reich. Nichts wünschte Theodoros sehnlicher als die Einwanderung europäischer Handwerker und Mechaniker. Wären mehr solche Leute gekommen und einige Missionäre weggeblieben, so wäre viel Unheil vermieden und viel Gutes geschaffen worden.

Aeußerlich stand Theodoros von 1861 bis 1863 auf der Höhe seiner Macht. In diesen Jahren allein hat er durch seine Statthalter auch ganz Tigré wirklich regiert, die einzige Provinz, welche eine leidlich bequeme Verbindung mit dem Meere hat. Aber die Kämpfe mit den Wollo rieben, wie wir sahen, seine Kraft auf und gaben den Rebellen immer wieder Gelegenheit, sich zu erheben. Seit 1863 wuchsen die Schwierigkeiten von Tag zu Tag. Dazu ward der Sinn des Königs immer düsterer. Von jeher war er launenhaft und jähzornig und in der Leidenschaft der schrecklichsten Thaten fähig. Nun erlebte er Enttäuschung auf Enttäuschung. Prinz Mènilèk von Schoa entfloh 1865 aus Makdala und stellte das Königthum seiner Väter wieder her, welches er noch jetzt[1]) inne hat; Theodoros, der ihn wieder stürzen wollte, mußte unverrichteter Sache von Schoa zurückkehren. So ging ein Land nach dem anderen vorübergehend oder auf die Dauer verloren. Schon in den ersten Jahren seiner Herrschaft waren manche seiner Großen, denen er durchaus vertraut hatte, entflohen und Rebellen geworden. Das machte ihn immer mißtrauischer und vermehrte die Verächtlichkeit seiner Landsleute in seinen Augen. So kam er denn dahin, auf geringen Verdacht, ja aus bloßer Laune auch seine erprobtesten Diener auf längere oder kürzere Zeit in Fesseln zu legen, darunter solche, die zuletzt ihre unbedingte Treue dadurch bewiesen, daß sie mit ihm starben. In dem Abenteurer- und Räuberleben seiner

[1]) Bei der Langsamkeit, womit die spärlichen Nachrichten aus Abessinien und gar dem entlegenen Schoa nach Europa dringen, ist ein solches „jetzt“ natürlich nicht streng zu nehmen; genauer wäre „im Jahre 1883“.

Jugend hatte er dem David geglichen, der zukunftssicher in den Bergen des südlichen Juda als Freibeuter umherzog — natürlich muß man davon absehen, daß das afrikanische Wesen noch viel roher ist als das altisraelitische — jetzt glich er, wenigstens von einer Seite, oft dem Saul, wenn der böse Geist über ihn gekommen war. Wenn Theodoros finster brütend dasaß, dann hütete sich Jeder, der ihn kannte, ihm nahe zu kommen; wohlwollende Diener suchten die Besucher mit dem verständlichen Vorwande abzuhalten, der König schlafe.

Wir dürfen so wenig bei Theodoros wie bei einem anderen gewaltigen Menschen annehmen, daß sich mit ihm irgend einmal plötzlich eine vollständige Veränderung seines Wesens vollzogen habe. Alle seine Fehler zeigen sich schon früh, zum Theil sehr stark. Aber später treten sie freilich immer mehr hervor und verdecken seine edlen Züge mehr und mehr. Da des alten Ubiē stolze Tochter Tèrunesch, die er etwa fünf Jahre nach dem Tode der geliebten Tewabetsch heirathete, ihn nicht zu fesseln verstand, so ergab er sich, und zwar im vollen Bewußtsein, Unrecht zu thun, demselben Haremsleben wie andere Fürsten des Landes. Immer ein starker Zecher, wie die meisten abessinischen Großen, trank er in seinen letzten Jahren gegen seine frühere Art oft, bis er berauscht war, und konnte im Rausch die schwersten Blutbefehle geben, die er nachher bitter bereute. Aber derselbe Mann, welcher, sei es im Zorn oder im Rausch, sei es mit dem ruhigen Gewissen des Richters und Herrschers, welcher der Gerechtigkeit und dem Staatswohl ein schweres Opfer bringt, zuweilen Hunderte hinschlachtete, Kirchen und Städte anzündete, derselbe Mann spielte aufs Freundlichste mit kleinen Kindern, achtete bei seinen Zügen sorgsam darauf, daß den Frauen und Kindern, deren es bei abessinischen Heeren immer eine Menge gibt, kein Leid geschehe, war auch wohl in Person einem ermatteten Soldaten behülflich, sich fortzuschleppen.

IV.

Die Verwicklung mit England, welche schließlich Theodor's Tod herbeiführte, hier im Einzelnen darzulegen, hat keinen Zweck. Es war eine seltene Verkettung von unglücklichen Umständen, Mißverständnissen, Ungeschicklichkeiten und Schuld. Der Consul Cameron, ein sehr ehrenwerther Mann, kannte Abessinien und Theodoros nicht wie sein Vorgänger Plowden und scheint dem König nicht sympathisch gewesen zu sein. In dem Schreiben, welches er ihm überbrachte (October 1862), dankte Earl Russel kühl und höflich für das, was er an Plowden gethan hatte, während der König wohl erwarten konnte, daß sich die Königin direct an ihn als ihres Gleichen wendete. Theodoros äußerte dem Consul sofort seinen ganzen Haß gegen seine Erbfeinde, die „Türken". Nun machte sich Cameron ihm durch seinen, im höheren Auftrage geführten, Verkehr mit den ägyptischen Behörden geradezu verhaßt. Er selbst, Christi Knecht, hatte es nie zu einem freundschaftlichen Vertrage mit den ungläubigen Aegyptern kommen lassen, so ernsthaft sich der Vicekönig Saïd Pascha darum bemüht hatte. Er konnte eben nicht begreifen, wie das christliche Europa mit den Türken im Bunde stehen und sie im Besitz altchristlicher Länder lassen könne. Wir lächeln über solche Beschränktheit; aber wie lange ist es her, daß solche Ansichten in

Europa allgemein herrschten? Und hat es nicht Rußland noch in unserer Zeit wieder verstanden, den christlichen Abscheu gegen den unchristlichen Türken auch in Europa und besonders in England zu beleben und zu einem kräftigen Hebel seiner eigenen Eroberungspolitik zu machen? — Unverzeihlich war es, daß ein Brief, den Theodoros dem Consul an die Königin übergab, keiner Beantwortung gewürdigt ward; diese Nichtachtung hat Theodoros aufs Tiefste gekränkt. Unvorsichtige mündliche, schriftliche und gedruckte Aeußerungen von Europäern, die ihm durch Klatsch oder Bosheit mitgetheilt wurden, erbitterten ihn. Er war sich wohl bewußt, wie sehr ihm die Europäer an Bildung überlegen seien, hatte aber ein berechtigtes Gefühl seiner persönlichen Würde, und da traf es ihn tief, wenn er hörte, man rede von ihm als einem Wilden. Am meisten reizte ihn, daß man von seiner Mutter, durch welche er seine Legitimität begründete, als einer „Kusso-Verkäuferin" [1]) gesprochen hatte. Namentlich zog der Judenmissionär Stern sich durch solche Aeußerungen seinen ganzen Haß zu. Theodoros hatte den fremden Consuln niemals die Unverletzlichkeit der Diplomaten zuerkannt, von der eben die Abessinier nichts wissen. Er hielt sich für vollkommen berechtigt, seine unhöflichen Gäste ganz wie seine Unterthanen zu behandeln. So ließ er 1863 den französischen Consul Lejean, der ihn beleidigt hatte, in Ketten legen und verwies ihn dann aus dem Lande. Und so ließ er dann im Januar 1864 den Consul Cameron fesseln. Auch die anderen Europäer, die in seinem Machtbereich waren, wurden entweder geradezu eingekerkert oder doch wie Gefangene überwacht. Es waren meistens Deutsche, zum Theil Missionäre, zum Theil Handwerker, die im Interesse der Mission nach Abessinien geschickt waren, aber von Theodor zum Kanonengießen und anderen nicht besonders evangelischen Arbeiten benutzt wurden; dazu einige Reisende und Abenteurer höherer und niederer Gattung. Die meisten scheinen übrigens brave Leute gewesen zu sein.

England konnte die Gefangennehmung seines Consuls nicht ruhig hinnehmen. Die Regierung versuchte aber mit Recht zuerst den König in Güte umzustimmen, und sandte den verständigen und geschmeidigen Rassam, einen gebornen Orientalen (aus Mosul), mit einem Brief der Königin an Theodoros. Dieser nahm Rassam sehr freundlich auf (März 1866) und verhieß, die Gefangenen zu entlassen. Aber dies Versprechen auszuführen, konnte er sich nicht entschließen. Die Erinnerung an die vermeintlichen und wirklichen Beleidigungen trat immer wieder dazwischen. Dazu kam der Gedanke, daß er in Cameron und den Missionären werthvolle Pfänder besitze, für deren Auslieferung die Engländer ihm erst die heiß ersehnten Handwerker und Werkzeuge schicken sollten. Persönliche Mißverständnisse und vielleicht Angebereien thaten das Uebrige: kurz, schließlich ließ der verdüsterte, von tausend Nöthen umringte Despot auch Rassam mit seinen Begleitern auf die Felsenfeste Makdala schaffen und daselbst in, nach abessinischen Begriffen allerdings sehr milder, Gefangenschaft halten. Diesem Gesandten hat Theodoros übrigens immer Wohlwollen bewahrt, während er Cameron, Stern und einige Andere als „seine Feinde" betrachtete. Stillschweigend zeigte er seine Hochschätzung der Europäer jedoch darin, daß er,

[1]) S. oben S. 410.

der auf die geringste Veranlassung hin seine Unterthanen verstümmeln und tödten ließ, keinen derselben an Leib und Leben direct geschädigt hat.

Rassam's Einkerkerung nöthigte England zum Krieg. Als die Truppen Ende 1867 an der Küste des rothen Meeres unweit Massua landeten, war Theodoros schon in schwerster Bedrängniß. Aber wo er mit seinem Heer erschien, da war er noch überall Herr; denn Niemand wagte es, ihn offen anzugreifen. Wäre er nun den Engländern ausgewichen, hätte er sich etwa mit den Gefangenen in die heißen, fieberschwangeren Wildnisse seiner Heimath Quara zurückgezogen, so hätte er jene in unabsehbare Schwierigkeiten verwickelt. Zum Glück entschloß er sich aber, das für Abessinier uneinnehmbare Makdala zum Lagerplatz seiner gesammten Streitkräfte zu machen. Eben dieser gewaltige Fels, mehr als 9000 Fuß über dem Meere, fast 4000 Fuß über dem durch die Luftlinie nicht viel über eine deutsche Meile davon entfernten Beschëlo-Fluß, war, als Aufenthalt der Gefangenen, auch das Ziel der Engländer. Der letzte Zug Theodor's war eine großartige Leistung. Für die von den europäischen Handwerkern gegossenen schweren Geschütze, mit denen er Makdala vertheidigen wollte, mußten zum Theil an schwindelnden Abgründen hinunter und hinauf, erst Wege gebaut werden. Theodoros leitete Alles persönlich und legte selbst oft Hand an. Im Grunde hoffte er auf einen friedlichen Ausgleich mit den Engländern, wenn er auch in erregten Augenblicken wohl wirklich daran gedacht haben mag, sie zu schlagen und zu vernichten. Er kam nicht lange vor den Feinden auf Makdala an, das mit seinen Vorfesten für viele Tausende Raum hat. So war er fast mit offnen Augen ins Netz gegangen.

Die Einrichtungen für die englische Expedition waren anfangs nichts weniger als geschickt getroffen worden. Der Höchstcommandirende, Sir Robert Napier, scheint an ihrem Gelingen ziemlich unschuldig zu sein. Das Hauptverdienst gebührt dem Oberst Merewether und dem unvergeßlichen Werner Munzinger, der zum englischen Viceconsul ernannt, als gründlicher Kenner von Land und Leuten, die Verhandlungen mit den einheimischen Machthabern leitete, endlich dem Oberst Phayre. Der Weg führte bis dicht vor Makdala durch das Gebiet von Fürsten, die gegen Theodoros rebellirten, freilich auch unter einander zum Theil in Fehde lagen. Es bedurfte daher nie der offenen Gewalt, sondern nur diplomatischer Verhandlungen, um überall freie Bahn zu schaffen. Die physischen Hindernisse erwiesen sich, nachdem man erst einmal ins eigentliche Abessinien gekommen war, nicht als solche, deren Ueberwindung englischen Truppen und englischem Gelde schwierig geworden wäre.

Bei Arogē, nahe bei Makdala, stürzte sich ein Theil von Theodor's Heer auf die Engländer und ward natürlich zerschellt (10. April 1868). Gegen Sniedergewehre, Raketen- und andere Geschütze konnte keine abessinische Tapferkeit aufkommen. Der König erkannte, daß er seine Truppen nie wieder solchen Feinden entgegenstellen könne. Wuthanfälle wechselten bei ihm mit Hoffnung. Er fing an, mit Napier zu verhandeln. Zuletzt gab er alle Europäer bedingungslos frei. Es ist möglich, daß er das that, weil er die falsche Mittheilung erhalten hatte, daß Napier ein Geschenk von ihm annehmen wolle und ihm also thatsächlich Frieden bewillige. Aber mindestens eben so wahrscheinlich

ist es, daß er die Europäer nicht in seinen Untergang hineinziehen wollte. Hatte er doch kurz vorher in der Verzweiflung schon einen, von seinen Großen verhinderten, Selbstmordversuch gemacht, ohne vorher zu befehlen, ihn an den Gefangenen zu rächen. — Nun erwies sich aber jene Nachricht als falsch. Die Engländer drangen vor, sein Heer verließ ihn. Auf Napier's Verlangen, sich als Gefangener zu stellen, konnte der stolze König nicht eingehn: so trat er ihnen mit wenigen seiner Getreuen entgegen, und als einige von diesen fielen, gab er sich durch einen Pistolenschuß selbst den Tod (Ostermontag, den 14. April).

Was kaum Kroaten oder Russen gethan hätten, das begingen englische Soldaten: sie plünderten die Leiche des Königs aus! Der englische Befehlshaber ließ ihn darauf nach den Bräuchen der abessinischen Kirche bestatten. Die Engländer befreiten Alle, die in Makdala gefangen gehalten waren: Sprößlinge alter Geschlechter, Rebellen, Räuber, Beamte und Officiere in Ungnade, größtentheils Leute sehr bedenklicher Art. Die jugendliche Königin Tèrunesch begleitete die abziehenden Engländer mit dem kleinen Alem-ajehu, Theodor's einzigem legitimem Sohn. Die lungenkranke, unglückliche Frau starb aber noch in Abessinien, der Knabe nicht lange nachher in England. Das Heer verließ das Land schon aus Rücksicht auf das Herannahen der Alles unwegsam machenden Regenzeit so schnell als möglich. Zu bedauern ist, daß man so wenig daran gedacht hat, die treffliche Gelegenheit, welche die Expedition bot, zur genaueren wissenschaftlichen Erforschung des Landes zu benutzen [1]).

So ruht Theodoros auf der hohen Feste im Lande der Wollo-Galla. Es ist mir unbekannt, ob die Wilden das Grab ihres Todfeindes entheiligt haben oder ob sie ihn vielleicht noch im Tode scheuen. Gewiß wird die Sage das Andenken Theodor's bei den abessinischen Christen verklären; gewiß wird man noch lange singen und sagen von dem gewaltigen König, der das Reich wiederherstellte, die Ungläubigen besiegte und schließlich, durch die Zauberkünste der Fremden eingeengt, den Tod der Ergebung vorzog.

[1]) Von den mir bekannten nicht rein militärischen Werken über den Feldzug ist bei Weitem das beste das von Markham: „A history of the Abyssinian expedition", London 1869. Der Verfasser zeigt überall ein offenes Auge und ein unparteiisches Urtheil.

Vom alten und vom neuen Roman.

Von
Karl Hillebrand[1]).

Dieser Aufsatz — die dürftige Frucht einer langen Muße, welche nur leichte Lectüre und Nachdenken über diese Lectüre in etwas verkürzten — sollte anfänglich den Titel führen: „Warum sind die alten Romane so unterhaltend und die neuen so langweilig?“ Da begegnete der Verfasser noch zur rechten Stunde einer hochgebildeten, auch vorurtheilslosen englischen Dame, die ihm gestand, sie hätte „Tom Jones“ nie auslesen können, während ihn ein junger Diplomat von literarischen Prätensionen versicherte, der „Nabob“ sei viel unterhaltender, als der „Don Quichote“. Nun erst begann der Verfasser einzusehen, welch' relativer Begriff das Wort „unterhaltend“ ist und daß vielleicht der moderne Leser ebensoviel als der moderne Romanschreiber damit zu thun hat, wenn der heutige Roman so — nun, so verschieden ist vom alten. So möge denn auch nur von dieser Verschiedenheit die Rede sein. Wozu überdies das Stabiliren von Ueberlegenheiten, das Austheilen von Lob und Tadel, wobei Niemand etwas lernt, wenn es doch so viel lehrreicher ist dem „Was“ und dem „Warum“ gewisser Erscheinungen nachzuforschen, Wohlgefallen aber und Mißfallen dem Belieben jedes Einzelnen zu überlassen?

Da indessen von unterhaltender Lectüre die Rede gewesen, so sei im Voraus bemerkt, daß der eigentliche Unterhaltungsroman, d. h. derjenige, welcher eben nur die Unterhaltung bezweckt und den die Franzosen in unserem Jahrhundert zur Vollendung gebracht, obschon er oft mehr Talent und künstlerischen Instinct

---

[1]) Fast zwei und ein halbes Jahr hat Karl Hillebrand dieser Zeitschrift gefehlt, welche bis dahin ihn, wie zu ihren ausgezeichnetsten, so auch zu ihren regelmäßigsten Mitarbeitern zählte: ein so langes unfreiwilliges Schweigen hatte körperliches Leiden ihm auferlegt. Heute haben wir die Freude, ihn wieder unter uns zu begrüßen; die „Rundschau“, welche zuletzt einen Beitrag von ihm („Antonio Panizzi“) im Novemberheft 1881 brachte, bringt hier sein neuestes Essay, das erste, welches er seit jener Zeit geschrieben hat. Wir sind glücklich, seinen zahlreichen Freunden dieses Zeichen seiner fortschreitenden Genesung geben zu dürfen, und hoffen, dem verehrten Namen Karl Hillebrand's in unseren Heften fortan wieder häufiger zu begegnen.

Die Redaction der „Rundschau“.

verräth, als anspruchsvollere Werke der Gattung, für diesmal von der Betrachtung ausgeschlossen bleibt, da dieselbe sich auf diejenigen Ereignisse der Literatur beschränken soll, welche sich gerade als Kunstwerke geben und uns die Anschauungsweise der Zeit vergegenwärtigen und erklären. Hierbei sei jedoch in Erinnerung gebracht, daß bei allen solchen historischen Vergleichungen die Daten nicht allzu buchstäblich zu fassen und Ausnahmen nicht in Betracht zu ziehen sind. Daß ein Manzoni in den zwanziger, ein Jer. Gotthelf in den vierziger, ein Gottfr. Keller in den fünfziger Jahren geschrieben, auch gewissen Geistesströmungen unseres Jahrhunderts eine Stimme geliehen, verhindert nicht, daß sie, als Künstler betrachtet, d. h. in ihrer Weise die Gegenstände aufzufassen und zu behandeln, nicht den Zeiten angehören, welche George Sand's, Dickens' und Gutzkow's Blüthe gesehen, geschweige denn der Zeit, welche einen Gustav Freytag, einen George Eliot, einen Octave Feuillet hervorgebracht[1]). Denn man halte von der Thatsache was man will, leugnen wird sie Niemand: die gesammte schöne Literatur des Abendlandes von Homer bis auf Goethe ist durch eine tiefe Kluft von der neueren geschieden, deren Erzeugnisse trotz aller Verschiedenheit immer eine frappante Familienähnlichkeit an der Stirne tragen, mit andern Worten, die Menschen, Autoren wie Leser, haben dreitausend Jahre lang die Aufgabe der schönen Literatur anders aufgefaßt, als wir es seit hundert Jahren thun.

Merkwürdiger Weise scheinen die Romanschriftsteller der jüngeren Generation, welche, wie Spielhagen, Zola, Henry James und W. D. Howells, nicht müde werden, ihre eigene Kunst theoretisch-kritisch zu behandeln — was wohl einem Dickens nie in den Sinn gekommen wäre — sich jenes Unterschiedes der Zeiten gar nicht bewußt geworden zu sein, obwohl alle Theorien dieser Praktiker auf der stillschweigenden, zuweilen auch ausgesprochenen Voraussetzung der Ueberlegenheit des heutigen Romans über den früherer Zeiten, oder doch eines Fortschrittes in der Entwicklung dieser Gattung, beruhen. Dagegen wäre nun nicht viel einzuwenden, wenn die Herren sich klar wären, daß ein solcher Fortschritt nur die Technik betreffen kann, folglich von äußerst geringem künstlerischen Werthe ist. Der Fortschritt der Technik von Benozzo Gozzoli zu den Caracci ist ein sehr großer: Niemand wird darum zugeben wollen, daß der Kunstwerth der Galerie Farnese, trotz der geschicktesten Verkürzungen, größer sei als der einer Freske des Campo Santo mit allen ihren Zeichen- und Perspectivfehlern. Nun ist aber in jenen Erörterungen der Fachmänner das Bewußtsein, auch im Wesen der Sache einen Fortschritt erzielt zu haben, unverkennbar. Der neue Roman ist „finer“ als der alte, sagt Howells ganz unbefangen, geben alle Andern deutlich zu verstehen, und sie meinen damit nicht nur eine Ueberlegenheit in der Composition, dem Dialog u. s. w., sondern auch ein sorgfältigeres Studium der Gefühle und Leidenschaften, eine feinere Schattirung der Charaktere, eine tiefere Kenntniß der Gesellschaft und ihrer Einflüsse aufs Individuum; denn daß die Alten alles Das nicht gekonnt oder nicht gekonnt haben können, weil sie's sonst ja mitgetheilt

[1]) Auch Björnson dürfte zu jenen wenigen Künstlern gezählt werden, welche der Zufall in diesem unkünstlerischen Zeitalter zur Welt hat kommen lassen, wenn er sich nicht so oft, namentlich in den letzten Jahren, von dem Beispiel seiner Zeitgenossen fortreißen ließe.

hätten, liegt unsern Neuern, welche das „weise Verschweigen“ nie gelernt, auf der Hand. Charakteristischer Weise tritt dieses Ignoriren der Vergangenheit und diese Mißachtung aller Proportionen am stärksten bei den Nordamerikanern zu Tage, für welche sogar schon Dickens und Thackeray zu den Alten gehören. Reden doch dort selbst Leute von ganz europäischer Bildung, wie Henry James, von Herrn Alphonse Daudet mit einer Schrankenlosigkeit der Bewunderung, die Einen glauben machen könnte, man ignorire jenseits des Oceans die Existenz eines Fielding, wenn Mr. R. Lowell's schöne Denkrede auf den Autor von „Tom Jones“ nicht bewiese, daß es denn doch noch Amerikaner gibt, die wissen, wo die wahren Muster der Erzählungskunst zu suchen sind. Auch gibt es ja in der alten Welt Leute genug, welche wie Mr. John Bright nicht anstehen, den ersten besten Romandichter oder Geschichtsschreiber unserer Zeit über Homer und Thukydides zu stellen, welche sie mehr Gelegenheit zu lesen gehabt hätten, als ihre nordamerikanischen Gesinnungsgenossen.

Man hört wohl oft solche Unbefangenheit als eine beneidenswerthe Frische des Eindrucks und Urtheils preisen; doch beruht das auf einer gründlichen Verwechslung der Begriffe. Solche Eindrücke werden ja nicht empfangen, solche Urtheile nicht gefällt von Leuten, welche der Natur näher stehen als wir Andern, sondern im Gegentheil von Solchen, welche keine Brücke hinter sich haben, die von der Natur zu unserer Civilisation führte. Einem Knaben, der auf dem Lande erzogen und nie eine Zeitung gesehen, kann ich getrost den „Vicar of Wakefield“ und „Numa Roumestan“ in die Hand geben; er wird keinen Augenblick zwischen beiden schwanken. Die Probe wäre schon zweifelhafter bei einem Jünglinge von classischer Bildung; einem jungen Manne aber, der in Leitartikeln lesen gelernt und die Realschule nur verlassen hat, um in die ganz künstlichen Verhältnisse und Anschauungen unserer Gesellschaft zu treten, dürfte man kaum zutrauen, daß er den reinen Wein Goldsmith's dem berauschenden Getränke Herrn Daudet's vorziehe. Die große Mehrheit nun der jüngeren Generation ist auf diese Weise, so zu sagen erwachsen auf die Welt gekommen, ward direct in die moderne Civilisation hineingeboren, während wir Aelteren doch immer noch allmälig hineingewachsen sind und folglich eine Ahnung davon bewahrt haben, daß es unter den Kleidern auch noch einen Körper gibt. Die Kleidung unseres Jahrhunderts aber, d. h. unserer Civilisation, ist eine künstlichere und complicirtere als kaum je eine gewesen und die darin leben, bilden sich gerne ein, das Complicirtere sei das Werthvollere. Daher das Häufen von Details, das unsere Literatur charakterisirt und das zugleich unsern wissenschaftlichen Gewohnheiten entspricht. Eine mikroskopische Anatomie der menschlichen Natur, bald in ihren roheren Aeußerungen wie bei Zola oder Maupassant, bald in ihren edleren Organen mit G. Eliot und J. Turgenjew, sucht man vergebens bei den älteren Autoren. Ebenso ist der Stil complicirter geworden: alle Wissenschaften, jede Technik werden in den Dienst gezwungen, alle Archaismen und Neologismen in den Wörterbüchern zusammengesucht, ungewohnte und überraschende Wort-Gegenüberstellungen gebraucht, um die Beschreibungen wirksamer zu machen, ohne daß doch der erwünschte Erfolg erreicht würde. Namentlich ist es das Vaterland des guten Geschmacks, die Heimath des Maßes und der

Sobrietät, welches sich in diesen Exercitien gefällt und wo bald talentlose Sprach-, Geschmack- und Sittenverderber sich abmühen, — invita Minerva — sogenannte Sittengemälde anzufertigen, bald reichbegabte Talente ihre Leichtigkeit mißbrauchen, um all' ihren Ueberfluß auf den Markt zu bringen und die Leser unter der Fülle ihrer Adjectiva zu erdrücken. „Wenn aber der Geschmack für Einfachheit einmal zerstört ist," sagt Walter Scott, „braucht es lange Zeit, ehe eine Nation ihn wiederfindet."

Es ist wohl der Mühe werth, das Wesen dieser ganzen neuen Geistes- und Geschmacksrichtung näher zu untersuchen.

I.

Das gesammte geistige Leben unseres Jahrhunderts, und vornehmlich der zweiten Hälfte desselben, ist durchdrungen von den wissenschaftlichen Gewohnheiten und der neuen Moral, welche kurz vor der französischen Revolution in Aufnahme kamen und seit der endgültigen Niederlage der Romantik um die Mitte unseres Jahrhunderts fast zur Alleinherrschaft gelangt sind. Beide aber, die wissenschaftliche und die moralische Anschauungsweise, sind nicht nur unempfänglich für Kunst, sie sind unverträglich mit ihr, sind ihre Negation. Der Roman, insofern er eine Kunstgattung ist, hat denn auch unter der Herrschaft dieser modernen Principien ebensoviel und mehr gelitten, als alle anderen Kunstgattungen, eben weil er seiner Form nach sich bequemer zur wissenschaftlichen Behandlung und moralischen Rechtsprechung gebrauchen ließ als alle andern. Wohl hat es schon lange vor der Revolution einzelne Menschen gegeben, welche den wissenschaftlichen und moralischen Maßstab auf Gebiete übertrugen, wo er ganz ungültig ist; aber es waren eben Einzelne. Heute beherrscht dieser doppelte Standpunkt die ganze Literatur, und da unsere Bildung ganz Buchbildung geworden ist, auch unsere Bildung. Wohl lebt die Menschheit auch heute noch weiter, als ob jene Principien nicht da wären — es würde ja unmöglich sein anders zu leben — aber sobald sie das Leben beurtheilen, erkennen oder reproduciren will, braucht sie nur noch diese beiden Maße.

Wissenschaft nun geht auf die Erkenntniß der Welt und ihres ursächlichen Zusammenhanges; sie zerstört das individuelle Leben, um dessen Gesetze, d. h. das den individuellen Erscheinungen Gemeinsame zu finden. Die Kunst im Gegentheil sucht die Welt zu erkennen und zu deuten, indem sie die Einheit des individuellen Lebens erfaßt und reproducirt; sie eliminirt das Allgemeine, um das Besondere besser zu fassen, und im Besonderen wieder das Zufällige, damit ihr das Wesentliche klarer werde. Da nun aber das Allgemeine bloß eine Abstraction unseres Verstandes ist, das wirkliche Leben sich nur im Besonderen äußert, so folgt daraus, daß die Kunst, in einem Sinne, wahrer ist als die Wissenschaft. Doch berührt dieser Punkt unsere Erörterung nicht: worauf es uns ankömmt, ist darzuthun, daß die sog. wissenschaftliche Behandlung eines Stoffes nur der Kunst Eintrag thun kann, wie denn die Wissenschaft ihrerseits gar Erbauliches von den Ungeheuerlichkeiten zu erzählen weiß, welche die künstlerische Behandlungsweise der Wissenschaft hervorgebracht. Wenn aber z. B. Herr Zola die Ehre ablehnt, überhaupt Kunstwerke geschaffen zu haben, so werden

deshalb die Männer der Wissenschaft noch nicht dazu geneigt sein, ihm Verdienste um die Wissenschaft zuzuschreiben. Sind seine Werke doch immer Erzeugnisse der Phantasie, folglich ganz werthlos für die Wissenschaft, die nur mit Realitäten zählt und auf derlei Phantasmen keine Gesetze begründen kann. Ueberdies ist alle wissenschaftliche Arbeit eine collective und progressive, die künstlerische eine individuelle und in sich abgeschlossene. Jedes neue Werk der Wissenschaft überholt das vorhergehende wenigstens theilweise, bis es endlich ganz veraltet ist. Die wissenschaftliche That bleibt unsterblich, aber das wissenschaftliche Werk muß untergehen. Würde sich Herr Zola dazu resigniren und bildet er sich alles Ernstes ein, „Nana“ und „Potbouille“ seien wissenschaftliche Thaten, d. h. Ringe in der unendlichen Kette der Wissenschaft? Gewiß nicht; im Grunde ist's auch den Herren nicht so gar ernst um die Wissenschaft. Was sie anstreben, ist mit den Werkzeugen der Wissenschaft und an Stoffen, welche Resultate der Wissenschaft sind, Kunstwerke herzustellen, weil ihnen die Werkzeuge der Kunst abhanden gekommen und sie den Maßstab für Beurtheilung der Stoffe verloren haben. Hier aber entsteht die Frage, ob ein solches Beginnen nicht von vornherein des Mißerfolges sicher ist.

Das Instrument, wenn ich so sagen darf, dessen die Wissenschaft sich bedient, um zu ihrem Zweck zu gelangen, ist der Verstand, das der Kunst die Anschauung. Die Wissenschaft weiß nur von einer bewußten Kenntniß der Dinge, die Kunst nur von einer unbewußten; und wie der Künstler nur das ihm direct und unbewußt durch die Anschauung Vermittelte wiedergibt, so ergreift der künstlerische Zuschauer oder Leser das Gegebene nur anschaulich, nicht bewußt: beide verfahren, wie wir im gewöhnlichen Leben und zu praktischen Zwecken verfahren, weshalb dann auch die Kunst dem Leben viel näher steht als die Wissenschaft. Wir erkennen einen Menschen in seinem Gesammtbilde, wissen oft nicht, ob er blaue oder braune Augen, eine hohe oder niedere Stirn hat und sind dieser unseren unbewußten Kenntniß sicherer als das genaueste Signalement uns machen könnte. Auch die Sprache hat sich unbewußt gebildet, wird unbewußt gelernt und ja meist auch unbewußt gebraucht, zumal im Affect, und sie gibt dann unser Gefühl treuer wieder als eine lange Wahl des Ausdrucks es vermöchte. Für die Wissenschaft ist die Sprache, was die Ziffern für den Mathematiker: sie gibt kein Bild, sondern den abstracten Ausdruck der Dinge. Der Arzt — artista[1]) — erfaßt zuerst den Gesammteindruck des Kranken ohne sich davon Rechenschaft abzulegen, meist ohne Rechenschaft davon ablegen zu können; nur der unfähige Arzt verläßt sich ausschließlich auf den Wärmemesser und bestimmte Symptome, eben weil er den „Blick“ nicht hat. Nun hat aber unsere ganze gebildete Welt, Leser wie Schriftsteller, den „Blick“ nicht mehr. Dieser sieht erst, was er bewußt erkannt, gibt also nur Dieses; Jener aber hat sich gewöhnt, damit vorlieb zu nehmen, ja stolz darauf zu sein, weil er sich da von Allem Rechenschaft geben kann, was keine

---

[1]) Ich weiß wohl, daß die Gebrüder Grimm diese Etymologie perhorrescirén und archiater an die Stelle setzen; aber hier wäre wohl der Fall, wo die Evidenz gegen die Autorität ins Feld geführt werden dürfte. Die Elision des i, welche genügt, das deutsche Wort herzustellen, ist ja auch zur Erklärung der andern Abstammung nothwendig.

kleine Befriedigung der Eitelkeit für den Verstand ist. Was ist aber die Folge dieses ganzen Verfahrens?

Man nimmt sich vor, den inneren Menschen und die Außenwelt zu schildern: eine genaue psychologische Analyse soll den ersten Zweck erreichen, eine sorgfältige Beschreibung den letzteren. In Wahrheit nun existiren jene psychologischen Eigenschaften nicht; sie sind eine Abstraction unseres Intellectes, daher eine noch so vollständige Aufzählung derselben kein lebendiges Bild hervorrufen kann, selbst wenn es unserer Phantasie möglich wäre, aus solcher Vielheit eine Einheit herzustellen, während Ein charakteristischer Zug hinreichen würde, den Gesammteindruck der Persönlichkeit hervorzurufen. Die Theile machen ja den Menschen nicht, sondern der Zusammenhang; sobald dieser aufhört, hört das Leben auf. Den Zusammenhang aber faßt der bewußte Verstand nie, ihn erfaßt nur die unbewußte Anschauung und diese überzeugend wiederzugeben, ist Kunst, d. h. Reproduction des Lebens. Dasselbe gilt von der Beschreibung der Außenwelt wie vom Menschen: eine ganze Seite von Herrn Daudet, worin er alle Verkaufsartikel eines südländischen Wursthändlers sammt allen ihren Gerüchen und den ganzen Hausrath mit allen darauf fallenden Lichtern beschreibt, ist die zwei Verse nicht werth, in denen Heine die Höhle Uraka's vor uns heraufzaubert, als sähen wir sie mit leiblichen Augen. Jene Beschreibung ist eben ein treues Inventar, das wir im Leben nie machen, das daher unsere Phantasie ebensowenig berührt als irgend eine Hausrathsliste; diese zwei Verse versetzen uns in eine Stimmung, erwecken in uns eine Empfindung, welche sofort unsere Phantasie in Bewegung setzen, weil Handlung drin ist und die darin angedeutete Wirkung wiederum auf den Leser wirkt.

Die Kunst ist ökonomischer als die Wissenschaft und als die Schriftsteller, welche wissenschaftlich vorzugehen glauben, wenn sie Nichts von dem verschweigen, was ihnen eine genaue Untersuchung eines Gegenstandes oder einer Handlung und ihrer Motive offenbart hat; sie sind schlechte Haushalter, die ihr Geld nicht anzulegen wissen. Die Kunst zeigt uns Philinen, wie sie in der allgemeinen Verwirrung und Verzweiflung ruhig, ihre Schlüssel rasselnd, auf dem geretteten Koffer sitzt und die Unwiderstehliche steht lebendiger vor unseren Augen als eine lange Aufzählung ihrer Reize oder gar eine Schilderung der Mittelchen, durch welche es ihr gelungen ist so frei vorzugehen, vermocht hätten sie hinzustellen. Ein Neuerer hätte gewiß die Gelegenheit zu Beidem nicht ungenützt vorübergehen lassen; denn nach dem Beschreiben ist das Erklären ihr Hauptvergnügen. Es soll ja auch nicht geleugnet werden, daß in diesen modernen Romanen eine minutiösere Beobachtung psychologischer und socialer Thatsachen ist, ein genaueres Eingehen auf alle Schattirungen des Gefühls und Gedankens, eine gewissenhaftere Ueberwachung ihres Wachsthums und eine fleißigere Analyse der Leidenschaften und ihrer Motive, als man sie in den älteren Romanen unserer Zeit und, scheinbar, auch in denjenigen des vorigen Jahrhunderts findet. Da wird uns jetzt der ganze Entwicklungsgang eines Menschen vorgeführt, womöglich auch der seiner Eltern und Großeltern — auch das gilt für poetische Verwerthung wissenschaftlicher Resultate — bis wir endlich den Menschen selber, wie er ist, ganz vergessen haben. Die wahre Kunst kümmert sich so wenig um das Entstehen eines

Charakters als das Leben; sie führt ihn ein als einen Gewordenen und läßt ihn sich selber erklären durch seine Thaten und Worte. Shakespeare überläßt es den deutschen Gelehrten zu erklären, wie Hamlet geworden ist, was er ist: ihm genügt's, ihn zu zeigen, wie er ist. Und nicht das Drama allein zeigt uns den Menschen, wie er ist, nicht wie er geworden, auch der Roman, so lange er Kunstwerk bleibt, begnügt sich dabei:

Pourquoi Manon, dès la première scène,
Est-elle si vivante et si vraiment humaine
Qu'il semble qu'on l'a vue et que c'est un portrait?

fragt Musset. Ist es nicht gerade, weil sie nicht beschrieben, analysirt und erklärt wird, sondern einfach erscheint und wirkt? Weil der Dichter nur in knappen Worten den Eindruck wiedergibt, den er selbst empfangen und er durch die Wiedergabe seiner Empfindung unsere Empfindung anregt? Wir sehen ja doch nie Personen und Handlungen der Fiction: wir fühlen den Eindruck, den sie ausüben; der ist überzeugend, ein Aufzählen von Eigenschaften und Umständen, selbst wenn es möglich wäre, es vollständig herzustellen, bringt gar keine Stimmung hervor, sondern eine Erkenntniß.

Und man sage nicht, die Früheren hätten sich eben dabei begnügt, skizzenhaft zu zeichnen, nur die Umrisse zu geben. Dem ist keineswegs so. Was der Erzähler gibt, sind die dramatischen Momente einer Handlung, die charakteristischen Züge einer Person; die Treue und Lebendigkeit, mit der das Einzelne, welches ja in nuce das Ganze enthält, gegeben ist, erweckt denn auch das Bild des Ganzen mit seinen Antecedentien, seinen Folgen und seinen Nebenumständen, d. h. den Zusammenhang. Sein Verfahren ist ähnlich dem des Bildhauers, der nur die plastischen Elemente, des Malers, der nur die pittoresken seines Gegenstandes wiedergibt und von allem Anderen absieht: er nimmt nur die Züge auf, die sich literarisch wirksam verwerthen lassen. Es ist aber, wie gesagt, mit den Handlungen wie mit den Menschen. Eine haarkleine methodische Aufzählung aller Bewegungen der verschiedenen, genau festgestellten Regimenter, welche an einer Schlacht Theil genommen, wie in der Kriegsgeschichte des großen Generalstabs, mag wissenschaftlichen Werth haben; künstlerisch ist sie ganz wirkungslos, denn sie läßt uns kein anschauliches Bild der Gesammtaction, während die Schilderung der Schlacht bei Leuthen aus der Feder des armen Mannes von Tockenburg, die der Schlacht von Waterloo in Stendhal's „Chartreuse de Parme“ Kunstwerke sind, weil sie den Eindruck einer solchen Massenhandlung auf den Einzelnen wahrheitsgetreu wiedergeben. Geht aber der Romanschreiber mit jener wissenschaftlich-historischen Gewissenhaftigkeit vor, so entsteht etwas wie der Kampf der beiden Waschweiber im „Assommoir“, der ich weiß nicht wieviel Seiten füllt und den man doch nicht vor Augen hat, während der homerische Kampf Molly Seagrim's Jedem unvergeßlich bleibt, der ihn nur einmal gelesen. Hier beherrscht eben der Totaleindruck das Detail, während dort die vielen Einzelheiten keinen Totaleindruck aufkommen lassen. Herr Zola ergreift seinen Gegenstand wie der Mann der Wissenschaft, indem er ihn zerstört, um ihn dann wieder zusammenzusetzen; Fielding ergreift ihn wie der Künstler, der die Einheit sucht und reproducirt, ganz zu schweigen von der Kunst, mit der er den niedrigen Gegenstand aus der ge-

meinen Wirklichkeit Dank der Ironie heraushebt, welche erst solche Gegenstände literaturfähig macht [1]). Doch brächte uns diese Bemerkung auf die Controverse mit den Veristen, Realisten, Naturalisten oder wie sie sich sonst nennen, und ich möchte diese Erörterung gern auf ein andermal verschieben.

II.

Gleichen Schritt mit dem Ueberhandnehmen der wissenschaftlichen Weltbetrachtung hielt das der moralischen; und sie wurde der Kunst noch gefährlicher als jene. Die ganze moderne Moral geht darauf, die Menschen besser, d. h. anders zu machen, als sie sind; die Kunst nimmt sie, wie sie sind, es genügt ihr, sie zu verstehen und sie verständlich zu machen. Und je mehr die Menschheit sich von den Grundideen des Christenthums, der charitas, der Gnadenwahl und Prädestination, welche dem Rationalismus so zuwider sind, abgewandt hat, desto entschiedener ist diese Tendenz der Moral, die Menschen ändern zu wollen, in den Vordergrund unserer Literatur getreten. Es ist wie mit der Gesellschaft: Alle sollen gleich werden an Tugend, wie alle gleich sollen werden an Besitz. Das sind nun freilich Utopieen, die auf den Gang des Lebens wenig oder gar keinen Einfluß haben: kein Moralsystem ändert die Natur des Menschen, wie kein Socialismus die Vermögensverhältnisse wesentlich ändern kann; wohl aber beeinflussen sie das Urtheil und da das Urtheil eine große Rolle bei den modernen Schriftstellern spielt, auch die Literatur.

Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts nahm jeder Stand und jeder Einzelne die Welt wie die Natur als ein Gegebenes, an dem wenig zu ändern ist. Man lebte und handelte, dichtete und genoß naiv, ohne Reflexion oder doch ohne die gegebene Welt und ihre Gesetze mit dem Räsonnement und seinen Normen zu vergleichen. Ein Mann aus dem Volke dachte so wenig daran, ein Bürger zu werden, als wir wünschen Prinzen sein zu wollen. Wagte es Einer, sich zu erheben und wußte er durchzudringen, so war's, weil er sich fühlte, seine Geistes- und Willenskraft, d. h. sein Individuum, nicht weil er sich als „Mensch" dazu berechtigt glaubte. Was er wurde, wurde er

Et par droit de conquête et par droit de naissance.

Seine persönlichen Gaben begründeten seinen Rechtsanspruch, nicht aber die sogenannte Gerechtigkeit, die heute jeder Mittelmäßige anrufen zu dürfen glaubt und die ihm alle unsere Reden und Einrichtungen so nahe legen, indem sie ihn geradezu verlocken seinen Stand aufzugeben, d. h. sich in einem höheren, dem er nicht gewachsen ist, unglücklich zu fühlen. Dieses ewige Vergleichen der gegebenen Welt mit den Verstandespostulaten hat unser Leben in verschiedener Beziehung angekränkelt. Besteht doch diese ganze sog. humane Moral darin, daß wir uns bemühen sollen, uns, nicht etwa durch eine directe Intuition, sondern gemäß einer alle Menschen nivellirenden Abstraction, an die Stelle Andrer zu setzen, d. h. aber auch Andere an unsere Stelle zu setzen. Beides ist eine Fiction, die

---

[1]) Selbst gewisse kleine Schmutzidyllen Lud. Halévy's und Guy de Maupassant's werden lesbar, weil sie flott und munter erzählt sind und würden, episodisch angebracht, auch künstlerisch wirken.

sich nur im Kopfe vollzieht und die aller Wahrheit entbehrt. Jeder Mensch empfindet anders, und grosso modo kann man auch sagen, jede Nation, jeder Stand empfindet anders. Diese Verkennung der natürlichen Schranken hat im Staatsleben zur Beanspruchung und Verleihung von Rechten geführt, welche die Betreffenden nicht zu gebrauchen wissen, im socialen zu einer Verrückung der gegebenen Verhältnisse, einem Herausgehen aus der natürlichen Atmosphäre, welches nur schmerzlich empfunden werden kann, im literarischen dazu, daß man den Menschen Gedanken und Gefühle leiht, die sie gar nicht haben, vornehmlich aber, daß man von den Personen verlangt, sie sollen etwas Anderes sein, als sie wirklich sind, indem sie dem abstracten moralischen Typus entsprechen sollen, den wir uns construirt haben. Ganz vereinzelt sind die Schriftsteller, welche die Empfindungen Niedriggeborener zu errathen und wiederzugeben verstehen, wie J. Gotthelf. Zieht doch die große Mehrzahl der Leser sogenannte ideale Gestalten im George Sand'schen Stile vor, welche vom Bauern nichts als das Kostüm haben.

Im staatlichen und socialen Leben richten jene Bestrebungen genug des Unheils an, ohne doch das Wesen Beider, des Staates und der Gesellschaft, zu ändern; in der Literatur, wo es sich nicht um lebendige Menschen auf hartem Grund und Boden handelt, sondern um fügsame Gestalten der Phantasie auf geduldigem Papier, hat die neue Weltanschauung eine viel tiefer gehende Umwälzung zur Folge gehabt. Wohl sind die Ansprüche des Rationalismus, die Gesetzgebung nach vorgefaßten Begriffen von Gleichheit und Gerechtigkeit zu regeln, nicht ohne Einfluß geblieben; doch haben im Großen und Ganzen die Staaten in unserm Jahrhundert wie in allen früheren fortgefahren, die bestehenden Gewohnheiten zu registriren und zu codificiren, sowie die neu entstandenen Interessen und Verhältnisse zu regeln. Wohl ist in den meisten Ländern jeder Staatsbürger als gleichberechtigt und gleichwerthig anerkannt worden; thatsächlich aber ist die Gewalt doch in den Händen der Gebildeten und Besitzenden geblieben. Wohl hat man Aegypten und die Türkei mit westeuropäischen Verfassungen beglücken wollen; aber es brauchte kein Jahr, um zu zeigen: „Eines schickt sich nicht für Alle." — Ebenso in der Gesellschaft. Kindern fällt es nicht ein, die gesellschaftliche Ordnung, soweit sie dieselbe erkennen, ungerecht oder gar unnatürlich zu finden. Wir sahen den Maurer seine Backsteine fügen, den Schnitter sein Gras mähen, den Holzhacker unser Holz sägen, ohne uns je zu fragen, warum unser Vater von alledem nichts zu thun brauchte. In diesem Sinne aber blieben fast alle Menschen Kinder vor der Revolution, bleiben noch heute neun Zehntel der Menschen Kinder; und es ist gut, daß dem so sei. Denn die ganze große Menschheitsmaschine würde stille stehen, wenn wir uns fortwährend an die Stelle Anderer setzen und uns abmühen wollten, den Forderungen einer abstracten Gleichheit entsprechend, Allen dieselben Lebensbedingungen zu sichern. So bleibt's denn auch bei frommen Wünschen, genügend, die Menschen, die früher ohne viel nachzudenken, ganz glücklich in ihrer beschränkten Existenz waren, mit ihrem Loose unzufrieden zu werden, nicht genügend, dies Loos zu ändern. „Nichts ist an sich gut oder schlimm," sagt Hamlet; „unser Nachdenken macht's erst dazu." Wenn der Mensch aufhört über Das zu denken, was er zu thun hat, um darüber

nachzudenken, daß er es zu thun hat, ist es aus mit aller Zufriedenheit. Das aber ist das klarste Ergebniß der der modernen Philanthropie, im Gegensatz zur christlichen Mildthätigkeit, zu Grunde liegenden Weltanschauung, obschon sie auch Manches ins Leben gerufen, das die Existenz der arbeitenden Classen innerhalb ihres Standes erleichtert und gebessert, sie in Krankheit, Alter und Arbeitslosigkeit unterstützt ohne ihre normale Existenz durch trügerisches Vormalen besserer Zustände zu verderben. Doch ist das positive Uebel, wie gesagt, weit geringer als man annehmen möchte, indem eben doch die Masse der Menschheit fortfährt, die Welt hinzunehmen, wie sie ist, und nicht verlangt, daß die Sonne fortan im Westen aufgehen solle.

Im Grunde sind es nur die Literaten, welche der Wirklichkeit ganz anders gegenüberstehen wie andere Menschen, bei denen die neue Weltanschauung durchgeschlagen hat; ihre Zahl aber hat sich seit hundert Jahren bedeutend vermehrt. Da unsere ganze Bildung eine literarische, eine Buchbildung geworden, so sind wir Alle, die wir uns Gebildete nennen, im Grunde Literaten. Der Gebildete früherer Zeiten, welcher sich im Umgang mit Menschen gebildet, dem das Buch nur als Reflex des Lebens, nicht als Buch, d. h. als Object eines Urtheils, von Interesse war, verschwindet immer mehr. Unsere ganze Cultur ist von der Literatur beeinflußt: Leser und Autoren leben in der gleichen Atmosphäre der Unwirklichkeit; oder genauer zu reden, sie theilen das Leben in zwei Hälften, die praktische Thätigkeit — auch des Autors Buchmachen ist eine praktische Thätigkeit — und die geistige, zwei Sphären, die sich nirgends berühren, selbst da nicht, wo sich die geistige ihre Stoffe aus der praktischen herholt; denn sie entkleidet sie sofort ihrer Wirklichkeit und bearbeitet sie erst, nachdem sie dieselben gefälscht hat. Tocqueville hat ein Capitel: „Wie in Frankreich die Literaten gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts die Hauptpolitiker wurden.“ Das ist jetzt in gewissem Sinne überall so; selbst in England ist durch das Vordringen der Radicalen und die von Disraeli zu Wege gebrachte Reform des Torysmus das politische Leben vom Literatenthum angesteckt worden; besonders aber gilt's von Frankreich, wo das ganze Staatswesen darunter leidet. Indeß bleiben Kunst und Literatur doch die am Meisten dadurch afficirten Thätigkeiten und um sie ist es uns hier zu thun.

III.

Die Romane und Novellen unserer Zeit, in denen der moralische Standpunkt nicht Alles beherrscht, sind an den Fingern zu zählen. Selbst wo sich die nackte Unmoralität oder doch Indecenz breit macht, ist durchgängig, dem Verfasser bewußt oder unbewußt, eine gewisse lehrhafte Tendenz. Sogar in dem scheinbar objectivsten aller neueren Fictionswerke, in „Madame Bovary“, fühlt man, daß der Dichter eine Absicht hat, die nicht rein künstlerisch ist: die Absicht, vor gewissen Erziehungen und Lectüren zu warnen. Bei einem Zola gar liegt es klar zu Tage, daß seine im Schmutz untergehenden Arbeiter und Arbeiterinnen als abschreckendes Beispiel dienen sollen. Auch die deutschen Romanschreiber haben deß kein Hehl, daß sie in ihren Schöpfungen den moralischen Maßstab anlegen, die englischen und amerikanischen prunken sogar damit. Nicht als ob

die Moral nicht auch, wie jedes andere menschliche Interesse, ihr Bürgerrecht in der Kunst hätte. Nur kommt es darauf an, was man unter Moral versteht: die natürliche, gesunde, welche im Cultus der Wahrheit gipfelt, oder aber die gemachte, krankhafte, welche die menschliche Eitelkeit zur Mutter, die Lüge zur Gevatterin hat. Gesunde Moral ist's, wenn Prinz Heinz seinen feisten Genüßling sitzen läßt, sobald mit der Verantwortlichkeit der Krone der Ernst des Lebens für ihn beginnt; ungesunde Moral ist's, wenn Victor Hugo die Rechtsbegriffe des Volkes verwirrt, indem er einen Galeerensträfling verherrlicht, der das Opfer eines Justizirrthums geworden. Es ist hier nicht der Ort des Weiteren darzustellen, was die Moral der Menschheit instinctiv war vor dem Siege des Rationalismus, noch zu erinnern, wie Kant diese unbewußte Ethik durch die Lehre vom intelligiblen Charakter, Schopenhauer durch seine Theorie vom Mitleiden wissenschaftlich begründete; es genügt für unseren Zweck festzustellen, daß die Moral unserer Schriftsteller einen anderen Ausgangs- und Zielpunkt hat, und daß diese so unverträglich mit der Kunst ist, als jene sich ihr gerne anbequemt. Die moderne Moral aber mag anscheinend so weit von einander differiren, wie die Zola's von der D. W. Howell's; sie haben denselben Familienzug: die Unzufriedenheit mit dieser Welt, wie sie ist; und die nächste Folge davon ist die Trübseligkeit dieser ganzen Literatur.

„Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst", meinte Schiller; heute soll die Kunst ernst sein, eine Art Gottesdienst für R. Wagner, eine sittliche oder politische Lection für Gustav Freytag. Und wie sollte dem anders sein. Vergleicht man diese Welt und die Menschennatur fortwährend mit einem hohen, willkürlichen, selbst geschaffenen, aller Wirklichkeit baaren Ideale, so müssen sie recht ungenügend scheinen und dürfen wohl zu bittern Urtheilen führen. Wie mürrisch sind im Grunde alle Romane G. Eliot's in ihrem Grundtone, wie bitter Ch. Brontë's, wie unendlich traurig Miß Poynter's „Among the Hills", um ein wenig gekanntes Meisterstück dieser trübselig psychologisch-moralischen Kunst zu nennen. Alle großen Erzähler früherer Zeiten, von Homer bis Cervantes, von Lesage bis Smollet, von Grimmelshausen bis W. Scott, erleichtern uns den Sinn durch ihre gute Laune und sogar die tragische Muse wußte stets

„Das düstre Spiel
Der Wahrheit in das heitre Reich der Kunst"

hinüberzuspielen. Hier aber wird es uns immer eng und bedrückend zu Muthe, in so ernste Falten legen unsere Autoren ihr Gesicht, eine so hohle Stimme lassen sie vernehmen, wenn sie von den Dingen sprechen, über die unsere Vorfahren zu lächeln liebten.

Selbst die Sinnlichkeit, welche früher naiv, gesund und nackt auftrat, oder aber durch ein Lächeln ihren Einlaß in die Literatur erlangte, ist jetzt ernst, überlegt, ein Erzeugniß verderbten Verstandes mehr, als überströmender Kraft und Fülle. Doch muß zur Steuer der Wahrheit gesagt sein, daß der moderne Roman sich im Ganzen freier von dieser raffinirten, ungesunden Sinnlichkeit gehalten hat als die Poesie. Dagegen ist er sentimental mitleidiger geworden für alle Erscheinungen und Typen, die sonst der Gegenstand des Spottes waren. Wer würde es heute noch wagen, den Stotterer Bridoison komisch zu behandeln;

das Mitleid an seinem Gebrechen würde überwiegen. Zartfühlend würden wir uns „an seine Stelle setzen“ und eine tragische Figur aus ihm machen. Der geistlose Gelehrte, den die Welt Jahrtausende lang als ungeschickten oder eitlen Bücherwurm verlacht, wird unter G. Eliot's Händen ein Unglücklicher, der nach einem falschen Ideale strebt, in dem aber die herrlichste aller Frauen selber ein Ideal sieht. George Dandin gar, der das adlige Fräulein heirathet und den die gerechte Strafe bald genug heimsucht, — eine ständige Zielscheibe des Witzes unserer Vorfahren — ist eine Art edlen Märtyrers geworden, seit wir uns an die Stelle des armen Menschen setzen. Was objectiv komisch ist, wird ja — subjectiv genommen — tragisch: unser zartes kleines Selbst leidet und es ist nur natürlich, daß es Mitleid mit sich hat. Die ganze Menschheit ohne Ausnahme bis zum 19. Jahrhundert lachte über den Greis, der das junge Mädchen heimführt; klatschte, wenn der kecke Soldat dem schwachen Süßling Hörner ansetzte; spottete des unbeholfenen Pedanten, dem ein schlauer Lebemann sein Weibchen verführt — wir legen den moralisch-sentimentalen Maßstab an und glühen von sittlicher Entrüstung über den Verführer, von edlem Mitleid für sein Opfer, was ja Alles recht gut und schön sein mag, wobei aber keine Kunst möglich ist, da diese die Dinge sieht, nicht beurtheilt und wiedergibt, was sie sieht, nicht was die Sittenrichter zu sehen wünschen oder die Empfindsamen zu sehen glauben.

Wie würden all die heitren Gestalten, die in unserer Phantasie leben, plump zertrümmert werden, wenn wir sie in die Zucht unserer gewissenhaften Schriftsteller geben wollten. Man denke die arme Manon unter der Ruthe Jane Eyre's, der Schulmeisterin. Man denke sich Squire Western in der Klinik Herrn Zola's: „Wenn sie so fortfahren sich jeden Abend einen Zopf anzutrinken, während Ihre Tochter den Harpsichord spielt, so steht Ihnen ein schreckliches Ende bevor, Herr Squire. Soll ichs Ihnen beschreiben? Ich hab's genau im Spital studirt, das delirium tremens potatorum, die Strafe, die alle Alkoholisirten wie Sie erwartet.“ Und unser alter Freund Falstaff, den der laxe Shakespeare so glimpflich behandelt, welche Lection würde ihm eine G. Eliot gelesen haben; „denn wirklich, Sir John, Du hast gar keine Entschuldigung. Wenn Du noch ein armer Teufel aus dem Volke wärest, der stets nur schlechte Beispiele vor Augen gehabt; aber Du hattest alle Vortheile, die das Schicksal dem Menschen auf dem Weg geben kann. Du bist aus guter Familie, Du hast in Oxford die beste Erziehung genossen, die England zu geben im Stande ist, Du hast die vornehmsten Connexionen gehabt — und doch bist Du so tief gesunken. Weißt Du warum? Ich habe meinen Tito so oft davor gewarnt: weil Du immer nur gethan hast, was Dir angenehm war und allem Unbequemen aus dem Wege gingest.“ „Und Sie, Fräulein Philine,“ würde Herr Howells sagen, „wenn Sie fortfahren sich so aufzuführen und Ihre Pantoffeln in junger Herren Zimmer liegen zu lassen, so schreibe ich einen Anklageact gegen Sie, wie gegen meinen Helden Bartley, der auch alle Herzen gewann, aber ein recht frivoler Gesell war im Grunde — oder aber ich übermache sie meinem Freunde James; der analysirt Sie, bis Sie Niemand wiedererkennt. Das wird Sie lehren, in sich zu gehen und eine Andere zu werden.“ Ein Anderer zu werden, ist ja das erste Erforderniß eines

Romanhelden unserer Tage: Fielding hätte eher erwartet, daß die Natter ihr Gift verliert, als daß Blifil aufhöre ein Schurke zu sein.

Ich sprach von der Parteinahme Howells' gegen seinen eigenen Helden im vollendetsten seiner Werke. — Aehnliches findet man in fast allen Romanen neuerer Zeit: es ist als ob die Autoren gewisse Personen, die sie im Leben kennen und hassen gelernt, nun noch in einem hassenswerthen Typus verfolgen wollten — eine Stimmung, welche der des Künstlers am entgegengesetztesten ist, der seine Gegenstände weder haßt noch liebt und für den ein Richard III. so interessant ist als ein Antonio. Man denke an G. Eliot's gelungensten Charakter, Rosamund, und mit welcher echt weiblichen Perfidie sie dieselbe zu discreditiren sucht. Wie anders behandelt Abbé Prévôt seine Manon! Selbst Richardson und in unserer Zeit J. Gotthelf mögen einen noch so moralisirenden Ton annehmen, mit noch soviel Predigten und guten Lehren beginnen, der Künstler geht mit ihnen durch, sie vergessen, daß sie lehren gewollt und schildern ihre Gegenstände mit künstlerischer Indifferenz, von dem Hauptumstand zu schweigen, daß ihre Moral nichts hat, das gegen die Kunst rebellirte. Bei G. Eliot und D. W. Howells ist das Gegentheil der Fall: sie wollen objectiv und Künstler sein, aber der Moralist gewinnt bald die Oberhand.

Man wird hoffentlich bemerkt haben, daß ich nur Romane und Romanschriftsteller ersten Ranges wähle, um sie mit denen früherer Zeiten zu vergleichen, diejenigen, welche einen solchen Vergleich auch siegreich bestehen würden, wenn sie nicht von der moralischen Seuche unserer Zeit ergriffen wären. Wie tief aber unsere Generation davon angekränkelt ist, vergessen wir meist, weil uns die Gewohnheit solche moralische Convention als Natur erscheinen läßt. Andre Zeiten haben strengere Conventionen ertragen, aber sie blieben auf der Oberfläche; unsere scheinen leichter, bequemer, aber sie dringen bis in unser Mark. Es ist unglaublich, mit welcher Masse künstlicher Gefühle, Interessen und Pflichten u. s. w. wir uns herumschleppen, wie unsere Sprache davon beherrscht wird und unser Thun. Naturgenuß, Kunstgenuß, Philanthropie ohne allen inneren Drang füllen unser Leben aus; wir glauben an die Realität von Empfindungen, die nie empfunden worden, oder wir verdrängen die Natur durch die Cultur. Shakespeare könnte heutzutage keinen Othello schaffen, der den Einflüsterungen Jago's Gehör gäbe, weil kein Gentleman heute derlei erlauben würde, der Gentleman aber den Menschen verschlungen hat. Selbst den Zank eines Antonio und Tasso würden wir, als solcher Gentlemen unwürdig, nicht mehr auf der Bühne dulden, wenn die Handlung in unsere Zeit versetzt wäre. So sehr hat die Sprache unter dieser Herrschaft der Convenienz gelitten, daß sie als directe Uebersetzung der Empfindungen für Gebildete ganz unzureichend geworden ist: man lasse heute einmal eine vornehme Dame reden wie Königin Constanze oder Margarethe von Anjou; wie würde man über die Rohheit schreien. Dies auch, beiläufig sei's gesagt, der wahre Grund, warum alle neuen Dramen so leblos sind und sein müssen, sowie die auffallende Erscheinung, daß fast ausnahmslos alle bedeutenden Fictionswerke unserer Zeit sich in den niederen Volkskreisen bewegen, weil dort allein noch ein directer Bezug der Sprache zur Empfindung lebt. Selbst in Amerika, dem stets als jungfräulich gepriesenen Boden einer ver-

meintlich voraussetzungslosen Gesellschaft, herrscht die Convention unbedingt, zumal in moralischen Anschauungen; hat doch diese Gesellschaft sich noch immer nicht der absurdesten und tyrannischsten aller Religionen, des Puritanismus, zu entledigen gewußt, auf dessen Voraussetzung sie sich entwickelt hat. Nur ein Rest von Puritanismus erklärt den Ton der gestelzten Romane Hawthorne's und wie ein geschmackvoller Schriftsteller von W. D. Howells' Talent, dem es auch nicht an Sinn für Humor fehlt, eine komische Figur wie seinen Ben Halleck hat schaffen können, ohne auch nur zu ahnen, wie lächerlich zugleich sie ist.

Man wird nicht müde zu klagen über die Prosa neuer Zeit, das schrille Pfeifen der Locomotive, welche das gemüthliche (?) Posthorn verdrängt und was dergleichen sentimentaler Klagen mehr sind; an die Unnatur unserer Empfindungen denkt man nie. Wo aber ist die Quelle aller Poesie, in der Wahrheit unserer Empfindungen oder in der Decoration unserer Lebensbühne? Im Schnitte unserer Gewänder oder im Herzen, das darunter schlägt? Lernen wir nur erst wieder natürlich empfinden, natürlich denken, natürlich schauen vor Allem, und die Kunst wird nicht ausbleiben. Daß wir das aber nicht mehr lernen, dafür sorgt „der Geist der Geschichte“, der uns unwiderstehlich fortreißt und noch lange fortreißen wird auf anderen Bahnen. Und wer wollte dagegen murren? Nur sollten wir uns nicht einbilden, daß auch die Kunst auf solchen Bahnen uns begleiten könne. Bei der herrschenden Geistesrichtung kann trotz des gegentheiligen Anscheines, alle wahre Kunstthätigkeit, d. h. solche, welche auf künstlerischer Anschauung beruht, nur noch sporadisch vor- und aufkommen.

Lieutenant Günther.

Von
Henning Schönberg.

Die Geschichte, die ich erzählen will, ist einfach und herb gleich dem Leben vieler Menschen.

Ich war noch sehr jung; ich hatte meine Wohnung gewechselt und machte dem Haupte der Familie, die mich bei sich aufgenommen hatte, den andern Morgen meinen Besuch. Man führte mich in eine helle große Stube mit weißen Wänden und weißer Decke, auf der schmale Stuckverzierungen die eintönige Fläche unterbrachen. Die Fenster sahen über den Festungswall in das freie Land hinaus. In dem Zimmer saßen an niedrigen Tischen ein Dutzend kleiner Knaben und Mädchen, und unter ihnen ein Greis in blauem altfränkischem Rocke mit hohem Kragen und tief ausgeschnittenen Rockklappen, ein schwarzes Käppchen auf dem weißen Haupte, dessen kluge Augen über dem Schnurrbart lebendig hervorblickten. Er schrieb den Kindern auf den Schiefertafeln und in den Schreibbüchern vor, strich Linien und prüfte ihre Schriftversuche und die einfachen Rechenexempel. Als er sich auf meinen Gruß erhob, stand eine schlanke Gestalt vor mir, die das Alter schon gebeugt hatte. Es war der ehemalige Husarenlieutenant Günther.

Er erwiderte meine Anrede gütig und sagte mir beim Abschiede, ich gefalle ihm, er denke, wir würden uns vertragen. Am Mittagstische sahen wir uns wieder und ich galt nach Kurzem für seinen Liebling. Darum durfte ich ihm Manches sagen, was sich sonst Keiner traute; denn der alte Herr war leidenschaftlich heftig, von starrem Rechtsgefühl und war hart geworden in einem rauhen Leben.

In dem kleinen Stübchen neben dem Schulzimmer hauste er. Drin war die nüchterne Einrichtung der Bürgerhäuser, wie Chodowiecki's Bildchen sie überliefert haben. Ueber seinem Bett hingen der Husarensäbel mit silbernem Portepée und die Reiterpistolen. Die weißen Wände schmückten ein paar Familienbilder in Oel gemalt, darunter hingen einige Schattenrisse in ovalen Rahmen. Der eine war von einem welken Kränzlein verdeckt, das nicht entfernt werden durfte. Es war die Silhouette seiner Frau.

Diese war nicht todt. Sie wohnte mit den alternden Töchtern wenige Schritte von dem Alten drüben auf der andern Seite des Treppenflurs. Aber sie durfte nicht vor seine Augen kommen. Sie aß für sich allein und lebte völlig von ihm getrennt. Was die langjährige Erbitterung des Greises gegen die alte Frau begründet hatte, blieb mir lange ein Geheimniß.

Sie war die Tochter eines höheren Regierungsbeamten, eines Abkömmlings der französischen Reformirten, die unter dem großen Kurfürsten in brandenburgischen Städten Aufnahme gefunden hatten. Die Alte hatte in Sprache und Geberden die Weise der fridericianischen Beamtenfamilien bewahrt, und ihre artige Förmlichkeit in halb berlinischer, halb französischer Farbe stach grell ab gegen das dürftige grüne Merinokleid und die weiße Schlafhaube, welche sie Tag für Tag trug. Einst war sie schön gewesen und hatte das Herz eines jungen Kaufmannssohnes zu heftiger Liebe entzündet. Aber der Domänen- und Kriegsrath Roger wollte seine Luise nur einem Beamten des Königs oder einem Officier vermählen, und der Jüngling schoß sich in einer Frühlingsnacht unter dem Fenster des Mädchens todt. Wie oft hat sie mir davon erzählt, halb in weicher Wehmuth, halb mit stolzer Haltung! Es kam über sie, daß auch sie ein reizendes Gesicht, eine schlanke zierliche Gestalt besessen hatte, daß ein Mann gelebt, der sie leidenschaftlich bis zum Sterben liebte. Jetzt war es anders, und wie lange schon anders!

Kiegsrath Roger war bald nach jenem Ereigniß in die damalige Provinz Südpreußen versetzt worden und lernte auf einer Amtsreise den Domänenpächter Günther kennen, der vorher als Cornet bei den grünen Husaren gedient hatte. Auf einer späteren Reise begleitete Luise den Vater, Günther sah das schöne Mädchen und hielt rasch um ihre Hand an. Der Vater verlobte sie ihm. Luise ward nicht um ihren Willen gefragt, sie hatte zu gehorchen. Ihr selbst war seit dem Selbstmord ihres Geliebten Alles gleichgültig geworden. Da gab es nun eine Hochzeit ohne Wärme und Freude; ein blühendes junges Weib mußte einem fremden Manne Leib und Seele wie eine Sklavin hingeben. Es war, wie es oft genug geschieht. Und die Ehe, die darauf folgte, sah auch vielen andern Ehen gleich. Die Gatten gingen neben einander her; selbst die zwei Kinder, die ihnen geboren wurden, führten die Herzen nicht zusammen. Waren es doch Mädchen zu beiderseitigem Leid. Der Vater verlangte Söhne, und die Mutter ahnte in den Kindern die Wiederholung ihres eigenen dumpfen Geschickes.

Städtisch erzogen, ohne große Gabe für das praktische Leben, ward es ihr trotz gutem Willen fast unmöglich, den Pflichten der Frau auf einem Landgute zu genügen, das ein wachsames Auge und eine derbe Hand auch von der Gattin des Besitzers forderte. Die kleine Domäne war ein echt polnisches Gut, theils verwildert, theils ausgesogen. In fester Hand mit deutschen Leuten und genügendem Gelde wäre sie leicht heraufzubringen gewesen, aber jetzt war sie nur ein Raubbau und eine Sorgengrube. Günthers kamen zurück. Als die Pachtfrist ablief, bewarb sich Günther nicht um die Erneuung, die leicht ohne Steigerung zu erlangen war, sondern kaufte im benachbarten polnischen Oberschlesien ein kleines Rittergut. Der Rest seines Vermögens und die Mitgift Luisens dienten zur Anzahlung, das übrige lag in landschaftlichen Pfandbriefen auf Ligota. Die

Verhältnisse besserten sich aber weder im Vermögen noch in den Herzen. Auch dieses Gut fand sich in schlechtem Zustande und brachte in seiner Lage, fern jeder großen Stadt und Straße, wenig. Vierzig Jahre später war es eine Goldgrube, denn unter den Feldern von Ligota lagerten mächtige Galmeiflöze. Damals aber ahnte sie Niemand.

Günther ritt weit in der Nachbarschaft umher, verkehrte auch mit den Officieren des nahen Städtchens, in dem zwei Schwadronen leichter Reiterei lagen. Er war kein Trinker, kein Spieler, kein wüster Mensch, aber es trieb ihn hinaus, denn daheim sah er nur ein trübes, bleiches Gesicht, der Sonnenschein floh sein Dach. Er wußte, wie er sich auch spornte und trieb, das Glück war für ihn nicht zu erreiten.

Da eines Abends kam er erregt heim gesprengt. Er ging sofort ganz gegen seine Gewohnheit auf das Zimmer seiner Frau und erzählte ihr in Aufregung, es sei Krieg. Der König habe endlich dem Napoleon den faulen Frieden gekündigt, die schlesische Armee unter dem Fürsten Hohenlohe habe Befehl zum Vorrücken über die Elbe, die ersten Regimenter marschirten schon. Der Bonaparte werde nun fühlen lernen, was für Klingen die preußischen Reiter führten.

Man schrieb October 1806. Günther war noch seltener zu Hause, als sonst, er ritt weit umher nach Nachrichten, denn damals gab es keine täglichen Zeitungen, keine Kriegstelegramme, wochenlang harrte man auf eine Kunde. Aber die Nachricht von dem Tode des Prinzen Louis Ferdinand bei Saalfeld, von den großen Niederlagen bei Jena und Auerstädt, von der Capitulation des Fürsten Hohenlohe bei Prenzlau, von der Auflösung des preußischen Heeres, von der Flucht des Königs, man wußte nicht wohin, all das drang endlich auch in jenen Winkel des Landes. Stumm und bleich, in krampfhaftem Beben ging Günther tagelang herum. Dann an einem Morgen ließ er sein bestes Pferd satteln, den Mantelsack auflegen, nahm den Säbel und die Pistolen von der Wand und die Hälfte seines geringen Cassenbestandes. Er küßte seine beiden kleinen Töchter, reichte der Frau die Hand und sprach: „Ich thue, was ich thun muß. Zum Könige nach Lithauen reite ich, er kann meinen Säbel brauchen. Halt gut Haus, hier ist der Schlüssel zu meinem Schreibtisch. Will's Gott, sehen wir uns wieder. Kehr' ich nicht heim, wirst Du Dich trösten."

Er ritt hinaus in den Wintertag, nordwärts hinein nach Polen. Die Frau war allein mit den Kindern, mit dem untreuen Gesinde, mit den Feinden.

Diese ließen nicht lange auf sich warten. Napoleon verwandte zur schmählich leichten Eroberung der schlesischen Festungen und zur Besetzung der großen Provinz Rheinbundtruppen unter Befehl von Vandamme und von Jerome Bonaparte. Als Frau Luise gerade den kleinen Rest ihres baaren Geldes zählte, stürmte ein Reitertrupp in den Hof, und ehe sie sich fassen und die Thaler bergen konnte, stürzten bayrische Kürassiere in die Stube, nahmen ihr das Geld weg und forderten Pferde, Ochsen und Getreide. Das war der Anfang der harten Zeit, die über das arme kleine Weib hereinbrach. Es lebte lange in der Erinnerung der Leute, wie die Bayern, Würtemberger und Darmstädter in Schlesien gehaust haben, und wie sie namentlich auf dem platten Lande als rohe und

wüste Feinde auftraten, während in den Städten die uniformirten Bürgergarden, welche den Sicherheitsdienst versahen, die unsaubern Gäste in Schranken hielten.

Ligota liegt zwar von den großen Straßen ab, allein die Feinde durchstreiften das ganze Land in dem kleinen Kriege, der durch einige Monate geführt ward, und überdies kamen sie zur Eintreibung der ausgeschriebenen Lieferungen. Da gab es mehr Tage voll Noth und Verzweiflung, als Fensterscheiben im Hause. Das faule Gesinde war seit des Herrn Wegritt widerspenstig geworden, die Ställe und Scheuern wurden täglich lichter, nirgends bot sich Trost und Hilfe.

Von Günther kam keine Nachricht. Dunkle Gerüchte flogen durch die Luft von blutigen Schlachten, von einem großen Reitergefecht; der Sommer zog herein, die Felder waren nur halb bestellt, die Lasten des unglücklichen Krieges lagen immer schwerer auf dem Volke. Da kam wieder eine Sage von einer fürchterlichen Schlacht, worin der Bonaparte gesiegt habe; die Darmstädter Einquartirung schoß Victoria, und dann brachte der Schaffer ein Blatt aus der Stadt, drauf stand, der Russe habe mit dem Franzosen Frieden gemacht und der König von Preußen müsse Alles bezahlen mit seinen halben Staaten und mit vielen Millionen Thalern, und obendrein durch viele Jahre tausende von Franzosen in Berlin und in den Festungen füttern, die nicht in die Luft gesprengt waren.

Das kleine Weib lebte in dumpfer Trauer, aber ihre Kräfte wuchsen unter der Bürde, die auf ihr lag. Sie half sich besser durch, als manche klügere und stärkere. Der Schaffer hatte sich endlich zusammengenommen, er fühlte Mitleid mit der verlassenen Frau, und der Gedanke dämmerte in ihm, daß der Herr, der sich oben in Preußen mit den Feinden herumschlug, wohl einen treuen Vogt auf seinem Hofe verdiene. Ligota war schließlich nicht schlechter bestellt, als manches große Gut in reichen Händen, denn die Noth ward allgemein und die Armuth kroch über die Schwellen von tausend Häusern, wo sie selbst in den langen Kriegen des alten Fritze nicht gehaust hatte.

In einer Augustnacht kam Günther heim. Er ritt einen französischen Rappen, von dem er bei Heilsberg den Reiter heruntergehauen hatte. In der Brieftasche lag ein ehrenvoller Abschied für den Lieutenant, sonst brachte er nichts als Gram und Erbitterung.

Die Tage des Unglücks schreiten vom Morgen zum Abend wie die Tage des Glücks. An dem schweren Stein der Noth rankten sich die Dornen des Hasses gegen den Landesfeind und die Rosen der Liebe zum Vaterland in die Höhe. Schlesien ward in den Jahren des napoleonischen Druckes gut preußisch und verband sich dem zerrissenen Staate fester als durch die Friedensschlüsse zwischen Maria Theresia und Friedrich.

Eines Tages kam Günther bleich und verwirrt in den Hof gesprengt, er stürzte in das Haus und warf seinem Weibe sich an den Hals. „Die Königin ist todt! Auch dieses Opfer hat er genommen!" Es war das erste und letzte Mal, daß Luise ihren Mann weinen sah, seit Jahren hatte er sie nicht an sich gedrückt.

Wieder verging eine Zeit, der Herbstfeldzug von 1812 kam, der Winter lag eisig über den Ländern, und zerbrach den Zauber Napoleon's. Im Februar 1813

rief der König von Breslau aus sein Volk unter die Waffen. Lieutenant Günther nahm Säbel und Pistolen, befahl Weib und Kinder, Haus und Hof Gott und ritt auf seinem Franzosenrappen nach der Hauptstadt. Er trat in das Husarengeschwader des Major Helwig, das zu Streifzügen bestimmt war. Für ihn schien keine Kugel gegossen, kein feindlicher Säbel geschliffen. Mit merkwürdigem Glücke entging er auf den kühnen Ritten seines Führers der oft nahen Gefangenschaft. Lieutenant Günther war als tüchtiger Haudegen bekannt, im Herbst 1813 ward ihm das eiserne Kreuz zuerkannt, aber er wies es zurück. „Viele Schurken bekamen es vor mir, Leute auch, die keinen Säbel gezogen haben, darum danke ich dafür!“ war seine Rede. Der Major schüttelte den Kopf und warnte, aber Günther blieb fest. Und als der Krieg zu Ende war und die Regimenter Frankreich verließen, erhielt er den Abschied als Rittmeister. Er aber lachte dabei hell auf und rief: „Als Lieutenant bin ich ins Feld geritten, als Lieutenant hab ich mich drei Jahre herumgeschlagen. Ein Narr, wer Rittmeister heißen will, wenn er keinen Ritt zu meistern hat!“ Niemals hat er sich selbst Rittmeister genannt oder geschrieben, er blieb für seine Umgebung der Lieutenant Günther.

Die Töchter waren unterdessen herangewachsen, Ligota aber immer mehr herabgekommen. Als der Gutsherr nach dreijähriger Entfernung zurückkehrte, verbrannt und verwildert, mit dichtem langen Barte, kannte ihn Niemand im Hofe, selbst der Hund nicht. Und bald darauf kam das Gut unter den Gerichtshammer. Kaum ein paar hundert Thaler blieben für das Leben der Familie in den nächsten Monaten übrig.

Als gedienter Officier hatte Günther Ansprüche auf eine sogenannte Civilversorgung. Er machte bei der neuen Gebirgsregierung in Reichenbach seine Prüfung für den unteren Verwaltungsdienst und erhielt bald nachher einen Secretärposten bei einem Landrathsamte. Da saß der alte Reitersmann zwischen den Acten, entwarf allerhand Schreiben, führte Listen und Rechnungen und biß sich in den Husarenbart. Er saß nie auf einem Stuhl, sondern ritt auf einem Bock. Die Schulzen galten ihm als Unterofficiere, den Landrath betrachtete er wie seinen Rittmeister; am liebsten waren ihm die Aushebungsgeschäfte. Da suchte er die Aerzte und Officiere der Commission dafür zu stimmen, möglichst viele Bauerburschen den Husaren zuzuschreiben.

Das Nothjahr 1817 kam und der König erließ eine Aufforderung, die bedrängte Staatscasse durch Verzichte auf Pensions- und Besoldungsrechte zu erleichtern. Günther war einer der ersten, der seine Officierspension opferte. Der Landrath stellte ihm wohlmeinend das Thörichte hiervon vor; für Leute seiner Lage sei der königliche Erlaß nicht bestimmt. Günther brummte nur in den Bart. Aber als er es zu Hause den Seinen mittheilte, schrie die Gattin auf wie ein Wesen, das lang gebundenen Schmerz entfesselt. „Thor,“ schrie sie, „grausamer Narr! Andre gehn in Ehren und Wohlleben, während wir Bettler wurden. Arm kamst Du aus Frankreich heim, von Haus und Hof sind wir dann gejagt worden, und jetzt schenkst Du dem Könige Deine Pension, als ob Du kein Weib und keine Kinder hättest! Kommt ihr Mädchen, wir wollen uns den Bettelsack umhängen! Aber was will ich denn? wer wird uns was schenken,

uns, den Leuten des verrückten Husaren, des einzigen Helwig'schen Officiers, der ohne eisernes Kreuz aus Frankreich kam?"

Er stund vor ihr, hoch aufgereckt, bleich, die Augen roth unterlaufen, und als die Erstarrung ihn ließ, griff er nach der Pistole. Aber wie vom Schlage getroffen brach er zusammen und die Töchter rissen die Mutter hinweg. Seit jenem Mittag war die Gattin für Günther nicht mehr auf der Welt. Wagte sie sich einmal vor seine Augen, als Jahre verflossen waren, so brauste er gleich einem Rasenden auf.

Drüben in Oesterreich haben sie ein Sprüchwort: Die österreichische Ungenade ist besser als die preußische Genade. Es soll sagen, daß die in Ungnaden entlassenen kaiserlichen Beamten sich immer noch besser stehen als die in vollem Gehalt wirkenden preußischen. Ueber die Wahrheit der Worte läßt sich streiten. Gegründet sind sie auf die Entsagung, welche die Diener unseres Staates bei kargem Solde in straffer Thätigkeit seit Geschlechtern gelernt haben.

In Günther's Hause ging es knapp her. Es kamen nicht so viel Thaler auf den Monat als Tage, und doch trugen sich die Leute sauber und stunden nie hungrig vom Tische auf. Die Frauen waren mit der Nadel und Schere geschickt und arbeiteten sich alle Kleider selbst. Die Kost war sehr einfach, nur Sonntags kam ein Stück gebratenes Fleisch und ein Trunk dünnen Bieres auf die Tafel. Vergnügungen, die Geld kosteten, verboten sich von selbst; aber ein angeregtes Gespräch, sinniges Eingehn auf die Erscheinungen des Lebens, ein verständiger Rath waren dort zu finden, und mancher suchte die bescheidenen Räume auf und kehrte gern wieder. Die Familie war in der Stadt hoch geachtet. Als daher bei des Vaters einbrechendem Alter der Verzicht auf sein Amt nöthig ward, hatten die Töchter in der kleinen Schule, an der der Alte mithalf, eine Beihilfe zu der schmalen Pension geschaffen und sie lebten, abgesehen von der inneren Trennung der Eltern, ziemlich behaglich.

Bei dem alten Husaren hatte sich ein schmerzhaftes Leiden entwickelt, das seine Nächte qualvoll machte. Am Morgen war er meist erschöpft, er verfiel sichtlich. Die alte Frau lebte still für sich, sie war dankbar, wenn sich Jemand von ihrer Jugend erzählen ließ, aus der sie jeden kleinen Zug im Gedächtniß hatte. Ein freudloses Dasein war es, das endlich seinen letzten Tag fand. Der Himmel ersparte ihr ein Krankenlager; sie lag eines Morgens todt im Bett, in der Hand die Silhouette des Geliebten ihrer Jugend.

Als die Töchter es dem Vater meldeten, kehrte er sich stumm gegen die Wand. Seit einigen Tagen vermochte er nicht aufzustehn. Der Tag des Begräbnisses kam. Ehe der Sarg geschlossen ward, trugen ihn die Männer hinüber zu dem Greise und setzten ihn vor sein Lager. „Die Mutter nimmt Abschied von Dir," sprachen die Töchter. Günther richtete sich auf und sah lange in das bleiche alte Antlitz des Weibes, mit dem er vor fünfzig Jahren die Ehe geschlossen hatte. Dann ergriff seine zitternde kühle Rechte die kalte Hand der Todten und er sprach:

„Du stummes Weib, habe Dank, daß Du mir die Töchter gabst! habe Dank für Deine Mühe und Deine Last mit mir, dem jähzornigen Thoren! Zürne mir nicht und klage nicht gegen mich! vergib mir und halt droben einen

Platz für mich bereit, neben Dir, hörst Du? denn Du warst doch mein Weib, ach mein armes Weib in eitel Noth und Kummer. Sei mir gnädig, Gott im Himmel! und Du Luise, fahr hinaus in Frieden, ich komm in Kurzem nach. Es ist Zeit, ihr Männer! vorwärts!"

Durch die offenen Fenster hörte er die Glocken der Kirche, welche den Leichenzug auf dem Friedhofe begrüßten. Er richtete sich in seinem Bette auf und sah die hohen schönen Linden, unter denen sie sein Weib der Erde übergaben. Er faltete die Hände zum stillen Gebet.

Als die beiden Töchter vom Kirchhofe heimkamen, war er so mild wie sie ihn nie gekannt hatten. Er sprach mit ihnen nunmehr oft von der Mutter, und als die Herbststürme die Blätter warfen, ging auch er zur tiefen Ruhe ein. In den letzten Stunden phantasirte er von dem Heilsberger Gefecht, vom Major Helwig und von der schönen jungen Luise, die über Nacht kalt und alt geworden war.

Briefe von Eduard Lasker.

Nebst persönlichen Erinnerungen.

Dem kurzen Nachruf, welcher unter dem ersten Eindruck der Nachricht von Eduard Lasker's Tode verfaßt worden und im Februarheft dieser Zeitschrift erschienen ist [1]), sollen hier einige Briefe des Verstorbenen folgen. Sie werden vielleicht dazu dienen, das dort nur Angedeutete zu vervollständigen. Sie werden kaum irgend ein neues Licht auf sein politisches Leben werfen; obwohl es nicht möglich ist, Lasker zu betrachten oder von Lasker zu sprechen, ohne stets in erster Linie den Politiker zu sehen. Aber hinter dem Politiker stand ein Mensch von seltener Herzensgüte, von äußerster Anspruchslosigkeit, von steter Hilfsbereitschaft, von treuer Hingebung an seine Freunde, strict ehrlich, wahr und ohne jede Spur von Conventionalität in seinem privaten Verkehr, weich in seinem Empfinden, unerschütterlich in seinen Ueberzeugungen, wohlwollend in seinen Ausdrücken, mit ungewöhnlich weiten geistigen Interessen, mit keinem anderen Bedürfniß, als dem nach Bereicherung seiner Bildung und von allen Genüssen nur die der schönen Natur oder der Kunst, vornehmlich der Musik, suchend. Das Feuer und die Leidenschaft seiner Seele lernte man nur auf der Tribüne, ihre Heiterkeit und Ruhe im täglichen Umgang mit ihm kennen.

Meine Bekanntschaft mit Lasker reicht über mehr als zwanzig Jahre. Ich sah ihn zuerst, im Jahre 1861, bei einer befreundeten Familie, in einem Eckhause der Victoriastraße, an welchem ich noch heute nicht vorübergehe, ohne mich jedesmal jener frühen Zeit zu erinnern. Lasker zählte damals zweiunddreißig Jahre; er ward „Herr Assessor" genannt und Niemand von uns dachte daran, wenn er den freundlichen kleinen Mann mit dem braunen krausen Haar und den hellen Augen sah, zu welch' einer außerordentlichen Laufbahn er binnen Kurzem berufen sein sollte. Ich erinnere mich, daß unser erstes Gespräch England betraf, woselbst er einige Jahre vor mir gewesen war, und ich erinnere mich auch, daß ich in jenem Kreise zuweilen Etwas vorlas, worauf er jedesmal zu mir kam,

---

[1]) Ich nehme hier Gelegenheit, einen Schreibfehler jenes Nachrufs zu verbessern; ich nannte Lasker dort einen „kaum Dreiundfünfzigjährigen". Es versteht sich, daß es „vierundfünfzigjährig" heißen soll. Lasker ist am 14. Oct. 1829 geboren worden.

um mir, das Gesicht ganz vor Freude strahlend, die Hand zu drücken und irgend etwas Gutes zu sagen. Es gab keinen Menschen, der wärmer anerkennen konnte, als er. Ich ging bald darauf wieder nach England, dann nach Italien und als ich zurückkam nach Berlin, da hatte Lasker unterdessen in den von unserm gemeinsamen Freunde H. B. Oppenheim herausgegebenen Jahrbüchern einige politische Aufsätze veröffentlicht, welche die Blicke auf ihn lenkten, und ein Jahr später war er Abgeordneter für den vierten Berliner Wahlkreis. Sein Weg durch das Abgeordnetenhaus, das Zollparlament und den Reichstag bis zur Höhe des Jahres 1873 war ein ununterbrochener Triumphzug. Er hatte die nationalliberale Partei mitbegründet und war bald, wenn nicht ihr Führer, so doch derjenige, welcher — nach dem Zeugniß eines seiner politischen Freunde (Karl Baumbach, in der „Nation") — „den Hauptheil ihrer parlamentarischen Arbeit übernahm." Der kleine freundliche Mann vom Jahre 1861 war äußerlich ein wenig gealtert; er fing zeitig an, grau zu werden, Bart und Haar. Aber innerlich war er frisch geblieben, wie nur je. Sein Beruf und der meine gingen auseinander und wir sahen uns nicht sehr oft; aber wenn wir uns sahen, war er von derselben Herzlichkeit und Theilnahme. Jedesmal sprach er dann den Wunsch aus, daß Politik und Literatur in Berlin sich häufiger begegnen sollten; und in seiner großen Lebendigkeit und Wärme für das einmal Erfaßte versuchte er, Ende 1871, einen solchen Vereinigungspunkt zu schaffen. Wöchentlich einmal traf man sich in einem geräumigen Saal unter den Linden; von den Spitzen der liberalen Partei sah ich hier Bennigsen, Forckenbeck, Bamberger, Kapp; von Schriftstellern: Karl Frenzel, Berthold Auerbach, Friedrich Spielhagen, Julian Schmidt, Ernst Dohm. Diese munteren und zwanglosen Zusammenkünfte, bei denen auch Damen erschienen, nahmen zuerst einen ganz befriedigenden Verlauf, dann blieb der Eine, dann der Andere fort, nur Lasker blieb bis zuletzt. Nach etwa viermonatlichem Bestand mußte der Plan aufgegeben werden. Berlin ist kein Boden für eine Geselligkeit dieser Art. In dieser rapiden Entwicklung aus kleinen zu großen Verhältnissen fehlt die rechte Stetigkeit. Jeder hat in seiner eignen Sphäre zu viel zu thun; auch die Eintheilung der Zeit ist noch nicht so fest und allgemein geordnet, als daß nicht viel davon verloren gehen sollte. Zwei literarisch-politische Clubs mit allem Apparat und Zubehör eines solchen habe ich hier entstehen und nach einem, höchstens zwei Jahren wieder vergehen sehen.

Das Jahr 1873 war das große Jahr für Lasker. Obwohl nicht viel mehr als ein Decennium uns von der Zeit trennt, ist es doch schwer, Demjenigen, der sie nicht selbst miterlebt hat, einen Begriff davon zu machen, wie populär Lasker in jenen Tagen war — so sehr, daß sein Name neben denen Bismarck's und Moltke's stets als der dritte genannt wurde. Damals hielt ich in Oesterreich, in Brünn und Wien, einen Vortrag über „die Literatur und das Publicum", in welchem ich sagte, daß populär in dem Sinne wie in England und Amerika die Literatur bei uns gegenwärtig nicht sei. Die Popularität in Deutschland gehöre jetzt dem Staatsmann, dem Feldherrn; diesen Führern und Schöpfern gegenüber habe jeder Deutsche das Gefühl, daß er ihnen die Verwirklichung der nationalen Idee verdanke; „und wahrlich," fuhr ich fort, „nicht zu schämen haben wir uns jener enthusiastischen Aeußerung desselben, mit welchem wir am Tage

der Kriegserklärung gegen Frankreich Bismarck, am Tage des Siegeseinzugs Moltke und am Tage seiner heroischen Rede gegen den Schwindel und die Schwindler Lasker begrüßten." Diese Worte fanden einen lauten Widerhall bei meinen österreichischen Zuhörern und erreichten auch Lasker. Als wir uns in Berlin wiedersahen, auf der Straße, eilte er auf mich zu mit demselben Händedruck und demselben Glanz des Auges, wie einst, als ich meine ersten Skizzen vorgelesen. Er war nicht eitel oder hochmüthig geworden. Alle Welt sah ihm nach und flüsterte, wenn er vorüberging, „Das ist Lasker!" Er aber schien es nicht zu hören. Nichts Gespreiztes war an ihm; er hatte sich die alte Natürlichkeit, Einfachheit — ich möchte fast sagen Einfalt eines Kindes bewahrt.

Sein kühnes Auftreten hatte etwas Elementares gehabt und das Publicum ihm zugejauchzt, so lange die Erregung dauerte und Alles mit einer glänzenden Rede zu Ende schien. Aber nach einem, nach zwei Jahren, als die Krisis ausbrach und ihre verheerenden Wirkungen auch uns erreichten, als auch unser Boden sich mit finanziellen Ruinen bedeckte, da begann die Fluth sich gegen ihn zu wenden, und sein Name, der im hellsten Lichte der Volksgunst gestrahlt, ward eine Zielscheibe der Verleumdung. Er trug die Unpopularität, wie er die Popularität getragen hatte: der Gleichmuth und das Gleichgewicht seiner Seele wurde dadurch nicht gestört. So lange seine Partei zusammenhielt, war und blieb er ihre treibende, bestimmende Kraft, und als sie zerfiel, hat er auch ihren Tadel und Vorwurf hören müssen. Aber über jede Parteikritik erhaben, gesichert für alle Zeiten und anerkannt auch von den politischen Gegnern ist sein Antheil an der Reichsgesetzgebung, mit welcher sein Andenken und sein Name fortleben werden.

Obwohl er, um diese Zeit im vollen Strome der Politik und ganz von derselben absorbirt, die Beschäftigung mit der Literatur als ein Ausruhen und eine Ferienarbeit betrachtete, so war er doch immer voll von literarischen Plänen und verlor niemals den Zusammenhang mit den literarischen Dingen und Persönlichkeiten. Er las ungemein viel, ließ sich in jeder Zwischenpause seiner anstrengenden parlamentarischen Thätigkeit diejenigen neuen Bücher, einschließlich der Romane, nennen, welche werth waren nachgelesen zu werden, und kam dann oft zu mir, um über das Gelesene sich auszusprechen. Es war äußerst gewinnbringend, ihm zuzuhören, obwohl Uebereinstimmung nicht immer zu erreichen war. Er konnte z. B. zu Gottfried Keller in kein rechtes Verhältniß kommen, ward aber nicht müde, über dessen Novellen zu sprechen und sagte mir sogar einmal, daß er über ihn schreiben möchte. Einer seiner Lieblingsschriftsteller unter den Neueren war Dickens, trotzdem Lasker eigentlich keinen rechten Sinn für den Humor hatte, wenigstens nicht, wo er so rein von Pathos und Sentimentalität ist, wie bei Keller, was man von dem Dickens'schen freilich nicht sagen kann. Was ihn aber zumeist zu dem großen englischen Humoristen hinzog, war die menschenfreundliche Tendenz seiner Schriften, durch welche Dickens so viel für die Verbesserung z. B. des Gefängniß- und Schulwesens in England gethan hat. Für Lasker war das erziehende, das bildende Moment das höchste.

Mit der Begründung der „Deutschen Rundschau" ging ihm selber ein Herzenswunsch in Erfüllung. Er hatte die Wichtigkeit der in einem ernsten Sinne geleiteten, für das Bildungsbedürfniß der bessern Classen der Nation berechneten

periodischen Zeitschriften des Auslandes schätzen gelernt und hegte daher für die unsere seit ihrem ersten Beginnen die lebhafteste Theilnahme. Das November- und Decemberheft 1874 brachte seinen Aufsatz: „Ueber Anlagen und Erziehung", in welchem seine schöne Welt- und Lebensauffassung sich vielleicht am reinsten ausspricht. Nicht mit der Jugend, lehrt Lasker, schließe das Werk der Erziehung ab und es sei nicht auf die Schule beschränkt, sondern es solle fortgehen durch das ganze Leben und jeden Lebensberuf, bis zum letzten Tage. Freilich beruht auf der Erziehung des Hauses und namentlich dem Einfluß der Mutter die erste glückliche Entwicklung der Anlagen; aber ihre Vollendung und Reife können sie doch nur im Alter finden, welches darum Lasker vor allen andern Lebensstufen preist. Dieser Aufsatz machte tiefen Eindruck; er rief, wenn auch hier und dort und sogar in diesen Blättern selbst [1]) modificirender Zweifel sich erhob, im Allgemeinen begeisterte Zustimmung hervor und Lasker's an eine Dame gerichtete Antwort auf eine solche Aeußerung liegt mir vor und will ich hier mittheilen:

Sehr geehrte Frau!

Bei meinen gelegentlichen Ausflügen auf schriftstellerischem Gebiet kenne ich keinen schöneren Lohn, als die herzvolle und verständnißreiche Anerkennung, welche Sie mir für meine Betrachtungen über Anlagen und Erziehung ausgedrückt haben. Jede Zeile drückt die Wahrheit und Unmittelbarkeit der Empfindung aus. Eine kleine Zahl solcher Leser wären mir ein genug großes Publicum, und die Mühe ist schon verwerthet, wenn eine andere Seele so bewegt worden ist, wie ich bei der Niederschrift bewegt worden bin. Gern hätte ich auf Ihr Schreiben sofort geantwortet, aber unabweisbare Geschäfte haben sich dazwischen gedrängt; ein aufrichtiger Dank kommt jedoch niemals zu spät. Einen Gegendienst erwarte ich von Ihnen und gleichgestimmten Leserinnen, den ich mir in einer nächsten Mußezeit einhole: den mündlichen Austausch der angeregten Gedanken, den ich für die dereinstige Fortsetzung meiner Arbeit, die Erfahrungen und Urtheile denkender Mütter sammeln möchte. Ich grüße Sie und Ihren Mann herzlich.

Ihr ergebener

Berlin, den 22. November 1874. Lasker."

Doch mit der Arbeit, der politischen und der literarischen, sollte es nun für eine Weile vorbei sein. Im Februar 1875 verfiel Lasker in jenes schwere Nervenfieber, welches ihn tagelang zwischen Leben und Tod schwanken ließ, von welchem er sich nur sehr allmälig und — nach der Aussage der ihm am nächsten Stehenden — niemals wieder ganz erholt hat. Es ist unbestreitbar, daß der Ueberanstrengung der zehn Jahre von 1865 bis 1875 auch dieser so starke Körper zuletzt nicht mehr gewachsen war, daß eine Krisis eintreten mußte; doch der Ausbruch derselben war die nächste Folge einer Erkältung, die er sich in der Ausübung einer Pietätspflicht zuzog. Es war beim Begräbniß unseres alten, würdigen Freundes, Dr. Friedrich Zabel's, des Leiters der „Nationalzeitung" seit ihrer Begründung im Jahre 1848. Das Wetter war entsetzlich, der Schnee lag tief und es schneite noch immer. Die meisten der zur Trauerfeierlichkeit im Sterbehaus Erschienenen kehrten nach Beendigung derselben heim. Lasker jedoch, obgleich er sich schon unwohl fühlte, ließ sich nicht abhalten, dem Veteranen der Presse, der in schlimmer Zeit so mannhaft gekämpft und gelitten hatte, das Geleit bis auf den Kirchhof und ans Grab zu geben und am Abend sank er aufs

---

[1]) Ueber das Alter. Ein Brief an Dr. Eduard Lasker von Fanny Lewald. „Deutsche Rundschau", 1875, Bd. IV, S. 49 ff.

Krankenlager, von welchem er sich erst im Frühling wieder erhob. Unter den mannigfachen Bezeugungen theilnehmender Freunde an seiner Genesung war auch jener, oben erwähnte Brief von Fanny Lewald in der „Rundschau". Der Artikel, welcher gegen Lasker's Ansicht vom Alter polemisirte, natürlich in edelster Gesinnung und Form, war — in Uebereinstimmung mit der Verfasserin — nicht eher zum Abdruck gekommen, als bis wir uns sagen durften, daß jede Gefahr für den Freund vorüber. Nun fügte Fanny Lewald ihrem Brief ein einleitendes Vorwort hinzu, worin es hieß: „Wenn wir in unserem Hause während Ihrer langen und gefährlichen Krankheit mit lebhafter Besorgniß Ihrer dachten, so gab mir der gute Glaube, den Sie von dem Alter und von dessen Vorzügen hegen, stets den Muth zum Hoffen wieder und uns mit einem Scherze über die Besorgniß forthelfend, sagte ich oftmals: ach! er kann ja gar nicht sterben! Er muß leben bleiben, um an sich selber die Schönheit des Alters zu erproben, das sich ihm auch günstig erweisen wird, weil er besser als wir Andern von demselben denkt. — Möchte, wie der erste Theil meiner prophezeienden Hoffnungen, so auch der zweite sich für Sie bewähren." . . . . Wie diese Worte jetzt, aus der Entfernung gesehen, sich so ganz anders lesen! —

An einem sanften, sonnigen Maimorgen (1875) sah ich Lasker seit jenem verhängnißvollen Wintertage zum ersten Male wieder; zu Freiburg im Breisgau, wohin er sich zu seiner Reconvalescenz begeben und wo er in der liebevollen Pflege seiner Verwandten langsam genas. Er war sehr schwach und mußte sehr geschont werden; kein Laut der Außenwelt, der ihn hätte aufregen können, kein Brief, keine Zeitung, kein Wort von Politik durfte zu ihm hereindringen. Es war ein Bruder, den er besonders liebte, weit weg aus Texas gekommen, um ihn zu sehen, und mit diesem freute er sich sehr. Die beiden Brüder, der in Freiburg angesiedelte und der amerikanische, ließen ihn nur selten allein. Er sprach leise, das Lächeln auf seinem Antlitz war fast erloschen — aber es war noch zu erkennen. Durch junges Rebengrün schien die Sonne herein und fern blauten die Berge des Schwarzwaldes. Lasker liebte dieses trauliche Städtchen und seine schönen Wälder sehr; oft, während dieser Zeit, sobald es ihm seine Kräfte nur erst wieder erlaubten, das Haus zu verlassen, saß er auf einem schattigen Vorhügel, von welchem der Blick ins Rheinthal, nach den Vogesen hin, schweift und welchen die Stadt, zur Erinnerung an ihn, „Lasker-Höhe" genannt hat.

Kaum genesen, war er zurück auf seinem Posten und die Landtags- und Reichstagssessionen des folgenden Herbstes und Winters sahen ihn wieder in der gewohnten Thätigkeit. Nach dem Schluß der letzteren machte sich freilich das Bedürfniß einer ausgibigen Erholung geltend und ich lenkte den Blick des Freundes auf Schottland. Die Scenerie war ihm neu; hier hatte er zugleich das Hochland und das Meer und eine Fülle von poetischen und historischen Anregungen. Aus eigener Erinnerung hatte ich ihm geschildert, wie belebend und erquickend der Hauch der Brise sei, wenn er, vermischt mit dem süßem Geruche des Haidekrauts, über die Seen weht, welche die Dichtung Walter Scott's verherrlicht hat, oder um die Schlösser und Felsen und durch die Schluchten, in denen das Drama der Stuarts sich abgespielt. Auf seinen Wunsch hatte ich ihm

ein Itinerarium ausgearbeitet und — selber bereits von Berlin abwesend — dorthin geschickt. Hierauf erhielt ich folgende Antwort:

Freiburg (Baden), den 18. Juli 1876.

Lieber Freund.

Wie die Ortsbezeichnung Ihnen sagt, habe ich doch für Schweiz und Hochgebirge mich entschlossen; dennoch danke ich Ihnen für die Anweisungen über das schottische Hochland, welche ich mir für einen der nächsten Ausflüge aufbewahre. Ihre anziehende Darstellung der Gegend hätte mich leicht in der ersten Absicht bestärkt, aber entscheidend ist, daß ich höchste Luft aufsuchen muß, weil ich durch Laufen und Gebirgslandschaft mich von den Anstrengungen erholen und umarbeiten will. Ich hätte Ihnen mancherlei über literarische Absichten zu schreiben, aber für heute bin ich noch nicht tief genug in den Ferien; sobald ich besser erholt bin, thue ich es. Lassen Sie mich wissen, wo Sie in den nächsten Wochen mein Brief trifft. Mich erreicht auf Umwegen jedes nach Berlin gerichtete Schreiben. Herzliche Grüße an Sie und Ihre Frau.

Ihr Lasker.

Etwa sieben Wochen später kam das angekündigte Schreiben:

Freiburg (Baden), den 6. September 1876.

Lieber Freund.

Zwischen meinem ersten und meinem jetzigen Brief liegt ein längerer Zeitraum, trotz Ihrer sofortigen Antwort und des herzlichen Eingehens auf die von mir gegebene Anregung. Dazwischen liegt aber auch meine Reise in den Hochgebirgen, wo ich sechs Wochen mit tüchtigen Märschen, Spaziergängen und Besteigungen ausgefüllt habe. Seit Anfang dieser Woche bin ich wieder hier, aber als ein ganz Andrer, nicht mehr zum Ueberdruß erschöpft, sondern völlig erholt und überzeugt, daß mir von der alten Rüstigkeit nichts verloren gegangen ist. Vor Wochen war ich nicht selten in der Stimmung, den parlamentarischen Beruf ganz aufzugeben oder mindestens auf eine geraume Frist zu unterbrechen, heute habe ich den Gedanken eingeschränkt auf den praktischen Plan, mir mehr Muße für andre Aufgaben zu gönnen, zu diesen zähle ich auch die Absicht, den literarischen Bewegungen mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Ich kann Ihnen nicht verschweigen, daß mir der gegenwärtige Zustand unsrer Literatur, so weit ihre Verbindung mit dem öffentlichen Leben in Betracht kommt, sehr unzulänglich erscheint. Von der Politik kann ich es mit Sicherheit sagen, in den andern Beziehungen reicht meine Kenntniß der jetzigen literarischen Welt nicht aus zu einem sachgemäßen Urtheil. Sie gehören zu den Bestunterrichteten, sind ein nachsichtiger Beurtheiler und es läßt sich mit Ihnen ganz objectiv über diesen Gegenstand sprechen, obschon Sie nahe betheiligt sind. Um die Mitte dieses Monats werde ich zu Hause sein; in den ersten Wochen nach der Rückkehr werde ich von meinen Geschäften noch nicht übermäßig in Anspruch genommen, und wenn Sie gleichfalls in Muße sind, dann sprechen wir ernst über den Gegenstand, der mich lebhaft interessirt und vielleicht auch für Sie von praktischer Wichtigkeit ist, da Sie innerhalb der Tagesliteratur auf einem Platze stehen, von welchem aus Sie tüchtig helfen können, wenn Hilfe nothwendig und die Mittel erkannt sind. Also lade ich schon im Voraus zu Gespräch, Besuch und Spaziergängen ein. Inzwischen grüße ich Sie und Ihre Frau Gemahlin herzlich.

Ihr Ed. Lasker.

Es folgten nun, an den Herbstnachmittagen, schöne Stunden intimen Gesprächs auf weiten Spaziergängen durch den Thiergarten. Nie habe ich Lasker heiterer gesehen als in diesem Gefühle vollkommener Freiheit von jedem äußern Zwang, die ihm gestattete, den höchsten idealen Standpunkt festzuhalten. Der schönen Literatur gegenüber vermochte er, bei tiefer Eindrucksfähigkeit, dennoch jene schon erwähnte, etwas lehrhafte Art der Auffassung nicht ganz zu verleugnen; seiner innersten Natur gemäß war nur die philosophische Betrachtung der Dinge und ich erinnere mich, daß wir in unseren Unterhaltungen von dem rein literarischen Gebiet immer wieder auf dasjenige kamen, welches ihn vornehmlich interessirte. Gern und oft sprach er über die Frage der Humanität im Kriege

als eine für unsere Zeit besonders wichtige und meinte, daß die Behandlung dieses Gegenstandes von einer Autorität sehr ersprießlich werden könne. Aus dieser Anregung sind die Aufsätze über „Militärische Nothwendigkeit und Humanität" des Generals von Hartmann (im October- und Decemberheft 1877) hervorgegangen, welche zu den ausgezeichnetsten, heute noch geschätzten Arbeiten dieses nun auch längst schon verstorbenen, aber unvergessenen Mitarbeiters der „Rundschau" gehören. Indessen diese Tage beschaulichen Stilllebens waren gezählt. Man weiß, daß sich zu Ende des Jahres 1876 jene Wandlung vorbereitete, welche zunächst eine so bedeutende Verschiebung in den Parteiverhältnissen zur Folge hatte, und wiewohl Lasker den Gedanken, welchen man in dem obigen Schreiben ausgedrückt findet, manchmal noch wiederholte, so war doch dies nicht der Moment, um ihn auszuführen. Ich sah ihn wohl zuweilen, nicht deprimirt, aber resignirt und habe mehr als einmal aus seinem Munde das Wort gehört, daß man sich nur in einem von der Oeffentlichkeit zurückgezogenen Leben die Freiheit der Seele ganz bewahren könne. Jedoch mit dem Kampfe wuchs auch seine Widerstandskraft und für mehrere Jahre noch behauptete er seinen Platz im Vordergrunde der politischen Bühne. Zu irgend welcher rein literarischen Arbeit fehlte ihm die Sammlung; er wollte nun über actuelle Politik schreiben, und eines Tages, am 22. Februar 1877, kam er, mit der Thronrede zur eben stattgefundenen Eröffnung des Reichstages in der Tasche, zwischen Reichstag und Landtag, auf fünf Minuten zu mir, um mir zu sagen, daß er, „im Anschluß an die allgemeinen Wahlen die politische Lage in der inneren Entwicklung des Reiches zu besprechen" sich vorgenommen habe. Wenige Wochen später, an einem stillen, geschäftsfreien Tage, dem Charfreitag, machte er mir einen längeren Besuch. Sein Gespräch war anregend und er selber heiter, im Bewußtsein dessen, was er vollbracht. Er sprach über Leipzig als dem nun endgültig bestimmten Sitze des Reichsgerichts; es war zum nicht geringen Theile sein Werk. Aber kein Wort, mit dem er sich gerühmt; es war stillschweigend. Dann theilte er mir mit, daß er nicht über die Reichstagswahlen, sondern über die Justizgesetze für das nächste Heft schreiben werde. „Sie sind ein Drittel der deutschen Einheit", sagte er, und er wolle das dem großen Publicum, welches nur nebelhafte Begriffe habe, klar machen.

Aber statt des Artikels kamen wenige Tage später folgende Zeilen:

Lieber Freund.

Ich sage nicht für den Abend ab, sondern zu; aber dies ist nicht der Zweck des Schreibens. Heute Vormittag ging ich, von Besuch zu Besuch, schleunig vorüber und konnte Ihnen nicht sagen, was eine längere Auseinandersetzung erfordert hätte. Ich besorge nämlich, mit der Arbeit nicht fertig zu werden. Aus zwei Gründen. Nachdem ich zu schreiben begonnen, erweitert sich die Aufgabe unter meinen Händen, und ich möchte kein Bruchstück geben. Alsdann kommt mir die Politik dazwischen; Arbeit, während ich glaubte volle Muße zu haben. Der Politiker und Schriftsteller stehen einander im Wege. Glauben Sie aber, lieber Freund, daß mein Interesse nicht vermindert ist, wenn ich auch den Pflichten des Berufs den Vortritt gebe. Im Ganzen wünsche ich auf die wirklichen Monatsferien zu prolongiren. Empfangen Sie mich heute Abend nicht unfreundlich und wirken Sie mir auch bei der liebenswürdigen Wirthin einen guten Empfang aus.

Inzwischen grüße ich Sie Beide herzlich.

Dienstag. Ihr Ed. Lasker. 3./4. 77.

Vier Wochen später erhielt ich folgenden Brief:

Lieber Freund.

Heute komme ich zu Ihnen mit einer Bitte über denselben viel verhandelten Gegenstand. Sonnabend erst wurde das verwirrende Nebeneinander beider Parlamente durchbrochen und ich merke jetzt erst, wie ermüdet ich bin. Die wenigen Zwischentage brauche ich zur Information für die Wiederaufnahme der Reichstagsgeschäfte und zur Nachholung aufgeschobener Conferenzen. So bleibt mir wirklich keine Muße, kaum Zeit, irgend etwas Erhebliches bis übermorgen zu schreiben. Ganz Unwesentliches nützt uns Beiden nichts. Lösen Sie mich für das Aprilheft von dem gegebenen Wort, dann bin ich für jetzt beruhigt. Dagegen wiederhole ich, daß ein Theil der Ferien der Rundschau gewidmet sein und dem Maiheft zu gute kommen soll. Herzlichen Gruß.

Ihr

Montag Morgens. Lasker. 5./7. 77.

Der in Rede stehende Artikel ist niemals geschrieben worden, aber ein darauf bezüglicher Brief Lasker's „An den Herausgeber der Deutschen Rundschau" findet sich im Maiheft 1877 (Bd. XI, S. 352).

Unterdessen war eine Idee ganz anderer Art, mit der er sich lange beschäftigt, in ihm gereift und an einem Abend, Anfangs November, kam er, um mir mitzutheilen, daß er sich zu einer größeren Arbeit „über Vielwissen und Halbbildung" entschlossen habe. Er wollte zuerst seine Gedanken über den Gegenstand in einem Vortrag im Handwerkerverein aussprechen und dann — wie dies seine Gewohnheit — nach dem Stenogramm und auf der Grundlage desselben seinen Aufsatz schreiben.

Wenige Tage vorher hatte Lasker im Abgeordnetenhaus mit durchschlagendem Erfolg über das Verhältniß der liberalen Partei zum damaligen Ministerium und innere Reform gesprochen. Er sagte mir, daß er von Brockhaus in Leipzig wiederholt aufgefordert worden sei, seine Reden zu sammeln und herauszugeben; er könne sich aber nicht entschließen, dies selber zu thun. Ich führte ihm das Beispiel Macaulay's an, welcher auch, wie er in dem Vorwort zu seinem 1853 erschienenen „Speeches" sagt, höchst ungern (most reluctantly) an diese Arbeit gegangen sei, sie aber dennoch gethan habe; und dessen Sammlung von ihm selbst ausgewählter und mit kurzen, orientirenden Einleitungen versehener Parlamentsreden nun in der That einen wichtigen Beitrag zur Geschichte jener Zeit bilde. Das leuchtete Lasker ein, d. h. sein ganzes Gesicht erleuchtete sich förmlich von der neuen Anregung. Er schätzte Macaulay sehr und hatte sowohl dessen Essays als englische Geschichte eingehend studirt; diesen Band seiner Reden aber kannte er nicht und ich gab sie ihm mit. Er ist leider dem Beispiel Macaulay's hierin nicht gefolgt und seine Parlamentsreden finden sich zerstreut in den Sitzungsberichten des preußischen Abgeordnetenhauses und deutschen Reichstages, und von seinen Wahlreden sind überhaupt nur einige vollständig gedruckt.

Am Vortragsabend begab ich mich nach dem Handwerkerverein in der Sophienstraße. Diese Vorträge werden bekanntlich zum Besten der Bibliothek des Vereins gehalten und sind im Ganzen gut besucht. Niemals aber, weder vorher noch nachher, habe ich den ungeheuren Saal so gefüllt gesehen, wie an diesem Abend, und schon lange vor Beginn war kein Billet mehr zu haben. Hunderte mußten an der Casse wieder umkehren; ich entging dem gleichen Mißgeschick nur dadurch, daß ich mich als selber zur „Lehrerschaft" des Vereins gehörig nannte und fand einen Platz am äußersten Ende des Saales, unter den

Leuten, die dort auf den Treppen saßen. Dennoch klang der Vortrag Lasker's klar und deutlich; keine Silbe ging dem entferntesten der dicht zusammengedrängten Zuhörer verloren. Lasker auf der Lehrkanzel, so zu sagen, war ein ganz Anderer als Lasker auf der Tribüne des Parlaments oder der politischen Versammlung. Wenn sein Blut in Wallung kam, hatte seine Beredsamkeit Etwas, das ihn ebenso hinriß, wie seine Zuhörer; etwas, — ich gebrauchte das Wort schon einmal: Elementares, nichts Studirtes. Ich habe bei solchen Gelegenheiten, in leidenschaftlichen Momenten, seine Augen funkeln, seine Wangen glühen sehen und man wurde dann kaum noch durch das scharf Artikulirte, Zischende seiner Aussprache gestört, welches vielmehr mit einer gewissen Wucht den Eindruck des Spontanen und Ursprünglichen verstärkte. Hier im Gegentheil sprach er ruhig, in gemessenem Tempo, jedes seiner Worte schien wohl überlegt, wenngleich er nur ein Blättchen mit Notizen und die Uhr vor sich hatte, auf die er abwechselnd manchmal blickte. Der Inhalt dieses Vortrags, wie er nachmals auch in der „Rundschau" erschienen ist, läßt sich kurz dahin resumiren, daß Lasker in demselben, in höchst anregender Weise, der classischen Einfachheit die Complicirtheit des modernen Lebens gegenübergestellt hat, auf dessen Wege er die Halbbildung nicht als etwas Schädliches, Verwerfliches, sondern als einen wünschenswerthen Entwicklungsproceß oder Durchgangspunkt bezeichnete. Lasker war immer tolerant und schonend sogar gegen die Fehler der Zeit, nicht um sie zu beschönigen, oder sie zu vertuschen, sondern um sie auf ihren Ursprung und Zusammenhang hin zu prüfen und durch sie hindurch zu Besserem zu gelangen. Er theilte nicht die Ansicht derer, welche der Gegenwart eine Verschlechterung der Sitten, im Vergleich zu den früheren Zeiten, vorwerfen und daraus eine Zunahme der Verbrechen erklären; er glaubte nicht an eine solche Zunahme oder er wollte sie doch nicht, wo sie ja in kürzeren Zeiträumen hervortrat, als ein isolirtes Factum gelten lassen, aus welchem Rückschlüsse zu ziehen wären auf den Charakter des Volkes und nicht vielmehr auf die begleitenden Umstände einer Uebergangsperiode. Er würde sich gefreut haben, wenn er Starke's Buch über „Verbrechen und Verbrecher in Preußen" noch hätte lesen können, in welchem der Verfasser auf Grund ausgedehnter statistischer Untersuchungen zu einer ähnlichen milderen Auffassung gelangt. Er hielt „das Schlechte für das Vergängliche und Zufällige, das Gute für das Beständige und Ewige in den Menschen." Sein Glauben an die Kraft und Gesundheit des deutschen Volkes war unerschütterlich, und die Störungen, welche in dem Körper der Gesammtheit so wenig ausbleiben, als in dem des Einzelnen, machten ihn darin nicht irre. Niemand vielleicht hat von gewissen unlauteren Bewegungen der jüngsten Vergangenheit mehr zu leiden gehabt, Niemand vielleicht mehr persönliche Kränkungen erfahren, als er; aber auch das vermochte nicht im Geringsten sein objectives Urtheil zu beeinflussen: „daß der kleine Sturm nur eine flüchtige Welle im Strome der Geschichte anschwelle." Dem jedoch, was an wirklicher Noth und an wirklichem Elend vorhanden ist, verschloß er weder sein Auge, noch sein Herz, noch seine Hand. Er war von einer unermüdlichen Vereinsthätigkeit und mehr als generös gegen Bedürftige. Auch Bamberger, in seiner schönen Gedenkrede, hat diesen Zug erwähnt: „ich, der ich in seine Verhältnisse tief hineingeblickt

habe, ich habe mich manchmal gefragt: woher nimmt er sein Geld für alle seine Wohlthätigkeit [1])?" Aber auch diese Privatwohlthätigkeit übte und betrachtete er unter einem höheren, als dem gewöhnlichen, ich möchte sagen: unter einem staatsbürgerlichen Gesichtspunkt. Er war keiner von Denen, die sich durch Almosengeben gleichsam vor ihrem Gewissen loskaufen wollen, sondern er brachte das größere Opfer seiner persönlichen Bequemlichkeit. Er wollte dem Uebel durch Einblick in seine Ursachen abhelfen, nicht ihm Vorschub leisten durch schlecht angebrachte Mildherzigkeit; und mir ist, durch Zufall, manch' ein Beispiel bekannt geworden, wo er weite Wege gemacht hat, um sich diese Kenntniß zu verschaffen, oder stundenlang mit denen berieth, die er seiner Unterstützung für würdig befunden. Ungehört wurde kein Bittender von seiner Thüre abgewiesen.

Um diese Zeit (November 1877) beging die „Deutsche Rundschau" die Einweihung ihres neuen Hauses durch ein in ihren Räumen veranstaltetes Fest, zu welchem, gleich andern Mitarbeitern, auch Lasker eingeladen worden war. Er erschien jedoch nicht und sandte nach der Feier folgendes Schreiben:

Lieber Freund.

Hoffentlich haben Bamberger und Oppenheim am Sonnabend mich bei Ihnen entschuldigt und Sie lassen die Entschuldigung in Freundlichkeit gelten. Ich komme im Gedränge der Geschäfte wirklich nicht zu Gesellschaftsabenden. Das Fest war, wie ich aus dem Bericht abnehme, glänzend und lebhaft bewegt; zugleich ersehe ich, wie ich richtig geurtheilt, es würde mir nicht gelungen sein, zeitig wegzukommen. An mein Interesse für die Rundschau und für Sie persönlich in Ihrem verdienstlichen Unternehmen haben Sie gewiß nicht einen Augenblick gezweifelt. Derlei erweist sich besser an der That, als durch eine unter den Umständen nicht ganz behagliche Theilnahme an den Freuden der Tafel. Ich grüße Sie herzlich.

Ihr

Berlin, am 23. Novbr. 1877. Ed. Lasker.

Und dennoch war Lasker eine höchst gesellige Natur. Groß ist, zwischen den mir vorliegenden Briefen, die Zahl der Blätter und Blättchen, in denen er sich entweder zu Mittag oder Abend ansagt, oder an einem Beisammensein in kleinem Freundeskreise Theil zu nehmen verspricht. Er liebte diese kleinen, traulichen Gesellschaften, in denen er sich ganz geben konnte, wie er war; in denen es, im Gegensatz zu jenen Massenbewirthungen, die leider immer mehr die Mode werden, möglich war, ein Gespräch zu führen. Dann war er froh, dann konnte er lachen, wie ich nur jemals einen Menschen habe lachen sehen. Manchmal auch kam er, um ganz allein mit uns und unserm gemeinschaftlichen Freund und Arzt, Geh. Rath Siegmund, ein Risotto bei uns zu essen, und zwei, höchstens drei Gläser Wein dazu zu trinken. Denn er war äußerst mäßig in seinen Lebensgewohnheiten und immer ging er um 10 Uhr Abends fort, da er regelmäßig Morgens gegen 5 Uhr aufstand, um noch vor Beginn des Tages, der den öffentlichen Geschäften gehörte, sich seinen Studien zu widmen, zu lesen und zu schreiben.

Im März 1878 lag der Aufsatz „über Halbbildung" fertig vor; aber Lasker konnte sich nicht entschließen, ihn aus der Hand zu geben; wollte vielmehr die

[1]) Eduard Lasker. Gedenkrede gehalten am 28. Jan. 1884 im Saale der Singakademie zu Berlin von Ludwig Bamberger. Leipzig, Brockhaus. 1884. — S. 32.

nächsten, etwas freieren Monate benutzen, um ihn noch einmal einer gründlichen Durchsicht zu unterziehen. Da jedoch ereignete sich das Entsetzliche, was für eine Zeit alles Andere in den Hintergrund drängte: die beiden Attentate auf den Kaiser, welche — im Zusammenhang mit dem Socialistengesetz — auch verhängnißvoll für die national-liberale Partei werden sollten.

Die Nachricht vom zweiten Attentat, welches noch grauenhafter als das erste, die geheiligte Person des ehrwürdigen und verehrten Monarchen auch körperlich verletzte, erreichte mich in Fulda, wohin ich mich begeben hatte, um ein paar ruhige Tage zu verleben. Sie kam in der Nacht und verbreitete Schreck und Trauer in dem stillen Städtchen. Es war gerade die Zeit der Frohnleichnamsprocessionen; und ich kann nicht sagen, wie unaussprechlich beklommen der eintönige Gesang, die Musik, die Kirchenfahnen, die Priester in ihren Meßgewändern und das Läuten der großen Glocken, mich machten. Ein schwarzer Schleier schien sich herabzusenken auf die sonnige Landschaft und der Duft des Waldmeisters, des Jasmins drohte mich zu ersticken. Ich eilte nach Berlin — und auch hier, unter den Linden, über das Schloß hinaus, wo der hohe Dulder lag, herrschte Todtenstille. Ein Brief von Berthold Auerbach, den ich hier neben den Briefen von Lasker sehe, beginnt mit den Worten: „Sind Sie wieder da, lieber Rodenberg? Sie finden eine Stadt, die noch im Zittern eines Erdbebens."

Unter solchen Eindrücken, und um mich von dem Alp zu befreien, welcher seit Tagen auf meiner Brust gelastet hatte, schrieb ich den Artikel: „Das Verbrechen gegen den Kaiser", welcher an der Spitze des Juliheftes erschienen ist. Als ich ihn vollendet, ging ich mit dem Manuscripte zu Lasker. Ich fand ihn, wie ich ihn mir gedacht hatte: loyal, aber fest. Er sagte mir, daß er in den ersten Tagen auch verwirrt gewesen sei, oder vielmehr ganz unter dem Eindruck der Verhältnisse gestanden habe; daß er aber jetzt seine Klarheit wieder gewonnen und mit Ruhe den kommenden Dingen entgegensehe. Dann las ich ihm meinen Artikel vor; er hörte sehr aufmerksam zu, billigte fast Alles, nur einen Satz beanstandete er mit der größten Entschiedenheit. Ich hatte gesagt, daß das Gefühl des Zornes und der Empörung über das Verbrechen für einen Augenblick jeden Unterschied des Standes, der Interessen und der Parteien verwischt habe; und daß dieser Augenblick des tiefsten, gemeinsamen Grames an jenen der höchsten gemeinsamen Freude erinnere, als der Kaiser sieggekrönt aus dem Völkerkampfe heimgekehrt sei. „Damals," so fuhr ich fort, „war es der äußere Feind, mit welchem wir Frieden geschlossen haben und Frieden halten werden. Mit dem inneren Feind gibt es keinen Frieden."

„Halt!" rief da Lasker, „das geht nicht. Wir dürfen es niemals zugeben, daß ein Theil unserer eigenen Volksgenossen und Mitbürger, und wären sie noch so mißgeleitet und verirrt, unser Feind sein könne!"

Wir debattirten lange über diese Stelle und einigten uns endlich zu folgendem Wortlaut: „Mit den verderblichen Elementen im Innern gibt es keinen Frieden."

Der Reichstag ward aufgelöst, Neuwahlen wurden für den 30. Juli ausgeschrieben und fast wie vor acht Jahren, aber allerdings mit anderen Empfin-

dungen, konnte man aus den Bädern und Sommersitzen die Bürger nach den Städten eilen, ihre Cur oder ihre Ferien unterbrechen sehen, um ihre Pflicht gegen das Vaterland zu erfüllen. Auch ich folgte diesem Ruf und kam aus Marienbad für zwei Tage nach Berlin. Nachdem ich in dem Wahllocale der Potsdamerstraße meine Stimme abgegeben, besuchte ich Lasker, um dessen Wiederwahl in diesem Augenblicke hart gekämpft ward in Meiningen.

Er wohnte damals, und in der That bis zuletzt, in einem Hause der Victoriastraße, drei Treppen hoch, mit dem Frontblick nach dem Ufer. Es stand in derselben Straße, nicht weit von jenem anderen Eckhaus, in welchem ich ihn vor vielen Jahren zuerst gesehen hatte, noch bevor er seine politische Laufbahn begonnen.

Man konnte sich nichts Einfacheres denken, als seine Wohnung; aber sie war geräumig, luftig, sehr sauber gehalten und hatte viel Licht und Sonne. Das Hinterzimmer sah in das Grün der kleinen Gärten zwischen Victoria- und Matthäikirchstraße. In diesem Zimmer, neben dem Fenster, stand sein Schreibtisch; hier pflegte er sich aufzuhalten, wenn er allein war und arbeitete. Die Wände dieses und des anstoßenden Vorderzimmers waren ganz mit Büchern bedeckt, die Möbel in beiden, Tische, Stühle, Schränke, höchst anständig, aber auch ebenso bescheiden. Ein Athem der Zufriedenheit wehte den Eintretenden an; aber keine Spur von Luxus oder überflüssiger Bequemlichkeit war da, keine Teppiche, keine schweren Vorhänge, Portièren oder dergl. Nur in dem, mit dem Vorderzimmer zusammenhängenden und sonst ziemlich kahlen Empfangszimmer standen auf einem Tisch und einem Schranke zwei Silbergeschenke: das eine ein Tintenfaß, mit der Themis gekrönt und einer goldenen Feder, von den Meininger Wählern ihm dargebracht nach seiner Wiederherstellung von der schweren Krankheit; das andere ein Tafelaufsatz, gestiftet von den Liberalen in Frankfurt a. M. Auszeichnungen persönlicher Art hat er eher zu vermeiden, als zu erlangen gesucht; sie waren nicht nach seinem Geschmack. Die einzigen, die ihm geworden, sind das Diplom eines Doctors der Rechte, welches die Universität Leipzig ihm 1873, und eines Doctors der Philosophie, welches die Universität Freiburg i. B. ihm 1875 verlieh.

Ich fand ihn an jenem Julimorgen äußerlich nicht aufgeregt, aber bleich und angegriffen von den Anstrengungen seiner kurz zuvor beendeten fünfzehntägigen Wahlcampagne. Durch die geöffneten Fenster wehte der Geruch des Grüns und der Blumen aus den Gärten, welche durch einen starken Regen erfrischt worden waren. Er kam mir freudig entgegen; er hatte das eben erschienene Augustheft der „Rundschau“ mit meinem Artikel über „Lord Macaulay's Leben und Briefe“ in der Hand und er sagte mir, daß es ihm gerade jetzt besonders wohl thue, denselben zu lesen; er beruhige ihn. Er hielt an der Stelle meines Essays, wo ich erzähle, wie Macaulay, nachdem er zehn Jahre im Parlament und acht davon für Edinburgh gesessen hatte, bei den Neuwahlen des Jahres 1847 unterlag. „Ich bin geschlagen worden,“ schrieb er damals, „aber darum nicht weniger glücklich. Ich will keine hastigen Beschlüsse fassen; aber Alles scheint darauf hinzudeuten, daß ich die Gelegenheit ergreifen sollte, mich aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen.“

Auch Lasker dachte jetzt mit erneutem Eifer an seine literarischen Arbeiten. Er sprach von seinem Aufsatz „über Halbbildung", den er mit sich in die Alpen nehmen und dort abschließen wolle. „Ach, lieber Freund," sagte er, „wenn ich nicht wieder gewählt würde, es wäre ein Glück für mich." — „Aber nicht für Ihre Partei," erwiderte ich, obwohl ich ihm, mit einem Blick auf sein leidendes Gesicht, kaum Unrecht geben konnte.

Er wurde dennoch wiedergewählt und auf mein Beglückwünschungsschreiben erhielt ich folgenden Brief:

Spiez am Thuner See, den 24. August 1878.

Lieber Freund.

Ich vermuthe Sie noch in Alvenen. Für den Glückwunsch, an den Sie wegen meiner Wahl unterwegs gedacht haben, danke ich Ihnen; auch ich wünsche, daß die schwierige Arbeit, welche uns auferlegt worden, einen glücklichen Ausgang habe. Ich war einige Zeit in Mürren, oberhalb Lauterbrunnen, und habe dort den weitaus größten Theil meines Beitrages, 24 von 37 Blättern, druckfertig gestellt. . . . Ich weiß nicht, ob Alles auf einmal gedruckt werden soll, wahrscheinlich kommt es zur Theilung. Jedenfalls freue ich mich, endlich mein Versprechen erfüllen zu können . . . . Spätestens am 4. September gedenke ich in Berlin zu sein.

Ihr Ed. Lasker.

Aus Berlin, nachdem ich inzwischen seinen Aufsatz gelesen und ihm über den Eindruck der Lectüre berichtet hatte, schrieb er:

Lieber Freund.

Ich danke Ihnen herzlich für die freundliche Zuschrift, sie bringt aber viel mehr, als ich zu erwarten berechtigt war. Sie sehen eben mit Freundesauge, und selbst die Sachkenntniß schützt nicht immer vor wohlwollend parteiischem Urtheil. Ich will zufrieden sein, wenn in der verhältnißmäßig kleinen Zahl guter Urtheiler die Arbeit auch nur mit einem Theil Ihrer Zustimmung aufgenommen wird. Ich gehe an jede Veröffentlichung einer Arbeit mit großem Bedenken und Sie haben das zweite Mal das Verdienst, mich ermuntert und zur Veröffentlichung angehalten zu haben. Beim Durchlesen habe ich zu meiner nicht angenehmen Ueberraschung wahrgenommen, daß der Stil oft schwer ist, während ich ihn durchweg sehr leicht geglaubt hatte. Aber ich konnte nicht umarbeiten, und wäre sehr weit geworden. Jedes Ding muß einen Abschluß haben, also auch die Arbeit, welche ich gerne noch länger unter Händen gehabt hätte. Gut, daß Alles fertig ist, denn schon stecke ich in der Mitte andrer Arbeiten und Sorgen, und fast ziehen diese mir den Sinn ab von den Betrachtungen, welche mir die Mußezeit verschönen . . . . Sie Glücklicher, daß Sie die schönen Tage noch in Halbferien verleben dürfen.

Ihr

Berlin, den 22. September 1878. Ed. Lasker.

Der Artikel erschien im Octoberheft, und schon zu Beginn des darauffolgenden Jahres war der Entwurf einer neuen Arbeit, über „Wort und That" reif; und am 8. Januar sprach Lasker über dieses Thema in dem vom Lette-Verein veranstalteten Cyclus von Vorträgen. Der große Saal des Architektenhauses konnte die zuströmende Menge Derer, die Lasker hören wollten, unmöglich fassen; und diesmal mußte ich allerdings unverrichteter Sache wieder abziehen. Wenige Tage darauf schrieb er mir:

Lieber Freund.

Mir thut wirklich leid, daß Sie und Frau R. keinen Zutritt zum Vortrag erlangen konnten; der Vortragende verzichtet ungern auf irgend einen urtheils- und sachkundigen Zuhörer, und unlieber noch auf eine aus frischem Eindruck geschöpfte Theilnahme von Freunden. Wie ich aus Bekanntenkreisen höre, ist es sehr Vielen so gegangen, die ich mir als Zuhörer gewünscht hätte. Ich glaube, einen Theil der Schuld trägt die Anordnung: der Saal war zu klein. —

Das Stenogramm habe ich bereits in Händen; es scheint zwar leiblich druckfähig, so viel ich bis jetzt davon gelesen habe, aber mein Plan ist, für die Veröffentlichung die Abhandlung selbständig umzugestalten, da ich, durch frühere Vorgänge gewarnt, den Stoff des Vortrags mehr eingeschränkt habe, als die Abhandlung billiger Weise es soll. Im Vortrag gebot einerseits die Stunde, welche nicht viel überschritten werden sollte, andrerseits die durch die mündliche Rede gebotene Oekonomie, an der einen Stelle länger zu verweilen, an einigen andern den Gegenstand nur zu streifen. Ich nehme mir vor, sofort an die Arbeit zu gehen, aber ich weiß sehr wohl, daß die äußeren Ansprüche mich leicht abziehen könnten. Sicher glaube ich die Arbeit spätestens in den Osterferien abzuschließen .... Lassen Sie mich Ihre Meinung wissen. Herzlichen Gruß.

Ihr

Berlin, den 11. Jan. 1879. Ed. Lasker.

Es dauerte jedoch länger, als Lasker angenommen hatte; der Aufsatz erschien erst im Augustheft und im Novemberheft desselben Jahres folgte der „Ueber Ursprung, Zweck und Entwicklung der Sprache", das Letzte, was Lasker für die „Rundschau" geschrieben hat.

Zwischen dem einen Datum und dem andern hatte sich jener Umschwung in den Parteiverhältnissen vollzogen, welcher lange schon bevorstand. Während des Septembers fanden die Neuwahlen zum preußischen Abgeordnetenhaus statt. Ich erinnere mich eines Gesprächs mit Lasker, schon Monate vorher, im Mai. Die nationalliberale Partei, sagte er, sei gesprengt; es gebe keine solche mehr, und er, Lasker, rathe auch von jeder neuen Parteibildung ab. Es gebe gegenwärtig nur noch fünf oder sechs Männer (er nannte mir ihre Namen), deren Pflicht es sei, aufrecht zu stehen, wie Signalstangen, um in der allgemeinen Deroute der liberalen Parteien den Weg zu zeigen, daß man ihn nicht ganz verliere. Mehr sei für jetzt nicht zu thun.

Während die Vorbereitungen zu den Wahlen im vollen Gange waren, machte ich eine Herbstfahrt in unsere neuen Provinzen, nach Hannover, in mein eignes Hessenland und an den Rhein. Es war das erstemal seit vielen Jahren, daß ich wieder in diese Gegenden gekommen, und wenn ich die politischen Eindrücke, die ich dort empfing, zusammenfaßte, so mußte ich sagen, daß man jetzt überall das Gefühl eines großen politischen Lebens hatte. Ob zustimmend, ob ablehnend, überall, bis in die kleinsten Städte, durch die wir kamen, wurden die Wahlen lebhaft, ja leidenschaftlich debattirt. Wenn ich der früheren Lethargie gedachte, von der namentlich der aus dem Ausland Kommende jedesmal erkältend berührt wurde, so konnte man jetzt nicht umhin, froh zu empfinden, daß die ganze Nation politisch erwacht sei. In diesem Augenblick waren die Wahlen wirklich das Einzige, was den Einzelnen und die Menge beschäftigte. Daß das Ideale dabei mehr oder weniger eingestandenermaßen in den Hintergrund trat und die materielle Seite der Existenz sich entschiedener, bisweilen ganz unverhüllt, geltend machte, war genau das, was man erwarten durfte, wenn auch die Gefahr nicht ausgeschlossen war, daß die praktische Politik, die wir trieben, in Interessenpolitik ausarten könne. Jeder ward mit seiner Person in die Parteinahme hineingezogen, fühlte Aerger oder Befriedigung, lobte oder tadelte die herrschende Richtung, griff an oder wehrte ab. Zugleich erhielt man Beweise von der Unbeständigkeit der öffentlichen Meinung, welche dem stärkeren Druck so leicht nachgibt, deren Schwankungen übrigens so natürlich sind, wo Lebensfragen ins Spiel kommen.

In diesem Wahlkampf unterlag Lasker. Er, der vierzehn Jahre lang Mitglied des Abgeordnetenhauses gewesen war, zuerst für den vierten Berliner Wahlkreis (bis 1868), dann für Magdeburg (bis 1874) und seitdem für Frankfurt a. M., wurde nicht wiedergewählt, und nun mußte ich an jenen Julimorgen vor einem Jahr und an Macaulay und an die Nacht denken, in welcher dieser, nach der Niederlage von Edinburgh, trotzdem er äußerlich ruhig schien, dennoch keinen Schlaf fand.

Zu einem Wahlsiege konnten wir dem Freunde diesmal nicht gratuliren, um so herzlicher aber war der Glückwunsch, den wir ihm am 14. October 1879 aus Coblenz zu seinem fünfzigsten Geburtstage sandten.

Hierauf erfolgte nachstehendes Schreiben:

„Der Gruß kommt von den Ufern des Rheins, aber wohin soll dieser Dank gehen? Gleichviel, ich schicke ihn in die Ferne und er trifft Sie irgendwo. Der Geburtstag hat mir dieses Mal ungewöhnlich viel Liebes eingebracht, darunter auch Ihren Glückwunsch. Die kurzen Worte des Telegrammes lassen mich annehmen, daß Sie in guter Stimmung sich befinden; so hoffe ich Sie wiederzusehen. Inzwischen herzliche Grüße an Sie Beide.

Ihr aufrichtig ergebener

Berlin, den 20. October 1879. Ed. Lasker.

Dies ist nicht der letzte Brief von Lasker, den ich bewahre; doch ist es der letzte, den ich zur Veröffentlichung an dieser Stelle für geeignet erachte.

Zwei persönliche Erinnerungen an den geschiedenen Freund möchte ich hier noch festhalten. Die eine bezieht sich auf einen Wintertag, im Januar 1880. An diesem Tage wohnte Lasker der Generalprobe von Rubinstein's geistlicher Oper „Der Thurm zu Babel“ in der Singakademie bei. Wie bereits angedeutet, liebte Lasker die Musik sehr; er fehlte jahrelang in keiner der Joachim'schen Quartett-Soiréen und sagte mir einmal: „Es ist ein Segen für Berlin, daß wir Joachim hier haben.“ Auch Rubinstein interessirte ihn lebhaft; er hatte in unserm Hause dessen persönliche Bekanntschaft gemacht, und folgte dieser Aufführung seines Werkes mit steigender Theilnahme. Rubinstein selbst dirigirte und Lasker saß in dem vom fahlen Winterlicht nur schwach erhellten Saale neben mir. Mehrfach schon, namentlich bei den Chören der auseinanderziehenden drei Völkerstämme, die nach der Sprachenverwirrung sich nicht mehr verstehen, hatte er mir seinen Beifall zu erkennen gegeben. Aber ich habe ihn selten so bewegt gesehen, als bei der folgenden Stelle, wo das Zeichen des Regenbogens, unter welchem sie fortwandern, dahin gedeutet wird, daß unter demselben auch die lange Getrennten sich einst wiederfinden werden:

O freudig seliges Vereinen,
Zu dem der Mensch geläutert kehrt!
Er, der durch namenlose Schmerzen
Und in jahrtausendlangem Lauf
Die Sehnsucht trug, er wacht am Herzen
Des lang verlornen Bruders auf.
Und um ihn klingt's wie süße Lieder,
Die man an seiner Wiege sang;
O Wonne, sie versteh'n sich wieder,
Es ist der alte Heimathklang . . . .

Mit Thränen in den Augen drückte mir Lasker die Hand, während die wundervolle Melodie — eine der schönsten, welche Rubinstein geschaffen — durch die Dämmerung des Saales schwebte.

Die andere Erinnerung datirt aus dem Frühling 1882, als bei der Todtenfeier für Berthold Auerbach, welche der Handwerkerverein veranstaltet hatte, Lasker die Gedenkrede hielt, damals nicht ahnend, daß auch er bald gezählt werden solle zu jenen „Größten und Besten, deren Heimgang ein Gedenktag wird für die ganze Nation". Lasker hatte zu dem Dichter der „Schwarzwälder Dorfgeschichten" in einem lebenslangen, sehr innigen Verhältniß gestanden. Er hatte schon als Gymnasiast in Breslau, wo der berühmte Schriftsteller in den vierziger Jahren vorübergehend weilte, diesen aufgesucht und war freundlich von ihm empfangen worden, wie er dies selber in jener Rede schön erzählt hat. Später, als Auerbach, zu Beginn der sechziger Jahre, seinen Wohnsitz dauernd in Berlin nahm, da war der Breslauer Schüler ein Mann geworden, auf den man schon große Hoffnungen setzte. Niemand ist ihm mit wärmerer Anerkennung, die sich bald zur Bewunderung steigerte, gefolgt, als Berthold Auerbach, während Lasker seinerseits niemals das Gefühl der Pietät gegen den älteren Freund verleugnete. Das Vertrauen Auerbach's zu Lasker's Scharfsinn und Urtheil war unbegrenzt, und er hat, einschließlich des Romans „Auf der Höhe", seit jener Zeit nichts mehr veröffentlicht, was er nicht zuvor ihm zur Durchsicht unterbreitet hätte. Ein verwandter, demselben Ausgangspunkt entspringender Zug, der, wenn er zu den entgegengesetzten Lebensäußerungen führte, doch gerade dadurch sich ergänzte, war in Beiden: Lasker, der Mann der bewegten Oeffentlichkeit, faßte die dichterische Erscheinung Auerbach's unter dem „Abzeichen eines Lehrers und Vermittlers" auf, der eine Botschaft der Humanität und Bildung an das Volk habe; und für Auerbach, den Mann der Reflexion, hatte es etwas Imposantes zu sehen, wie bei Lasker der sittliche Gedanke sich in die politische That umsetzte. Wohl war in Lasker eine seltene Vereinigung von scharfem Verstand und tiefem Gemüth; aber ihm fehlte durchaus die Phantasie des Dichters und er war jeder Uebertreibung abhold. Wie hoch er den Patriotismus Auerbach's pries: er würde diesen nie für einen Politiker gehalten und ihm gewiß abgerathen haben, wenn es ihm eingefallen, eine politische Rolle spielen zu wollen. Für Auerbach war Lasker nicht nur der große Politiker, der große Redner, der große Charakter überhaupt, er sah in ihm auch die Fähigkeit poetischer Gestaltung, die er in der That nicht besaß; aber nicht einmal dieser Irrthum, der für Lasker manches Bittere im Gefolge hatte, brachte einen Mißklang in das Freundschaftsbündniß, welches vielmehr ungetrübt bis an Auerbach's Tod gewährt; und nun sollte Lasker dem Geschiedenen die Todtenrede halten. Wenn sein Arzt es zugelassen hätte, wäre er am liebsten selbst nach Nordstetten geeilt, in den Schwarzwald, um dort auf dem Schauplatz und Boden jener idyllischen Dichtungen, welche das Heimathsdorf Auerbach's zu einem Stück Heimath für uns Alle gemacht haben, des Todten zu gedenken. In jenen Tagen sahen wir uns oft und sprachen fast immer von Auerbach. Lasker's Plan war, unter Beiseitsetzung des rein literarischen Moments, mehr den Lebensgang und die Persönlichkeit des Dichters darzustellen und seine Werke nicht kritisch, sondern im Zusammenhang mit

der Gesammtheit seines Wesens, als dessen Ausdruck und Erklärung zu betrachten [1]). Ich las ihm aus Buchner's schönem Werk einige Briefe von Auerbach an Freiligrath vor, welche jetzt, wo Beide nicht mehr waren, einen wehmüthigen Eindruck auf uns machten.

Der Abend kam und wieder war der große Saal des Handwerkervereins in der Sophienstraße ganz mit Menschen gefüllt. Ueber der Rednerbühne hing das Porträt Auerbach's, mit dunklem Grün bekränzt, und unter einer Palmenwand stand seine Büste — dieselbe, die wir einst, vor Jahren, als sie noch im Atelier des Künstlers war, mit Auerbach zusammen betrachtet hatten. Lasker war wundervoll beredt an jenem Abend; man fühlte, wie tief er bewegt sei, indem er Auerbach im Schimmer jener fernen Zeit und sich selber wieder in seiner ersten Jugend sah. Doch er bemeisterte die Bewegung; sie riß ihn nicht hin zu jenen Ausbrüchen des Schmerzes, welche für den Zuhörer so peinlich sind. Er war aufrichtig und wußte, was er der Wahrheit, und was der Gelegenheit schuldete. Die Worte quollen ihm aus dem Herzen; sie waren warm und erwärmten, aber er übertrieb nicht. Seine Rede hatte viel Ueberzeugendes; ich sah gleichsam einen neuen Auerbach, den der Zukunft, so wie vielleicht unsere Kinder und Enkel ihn einst sehen werden. Lasker erzählte, mit einigen Erinnerungen durchwoben, das Leben Auerbach's, schilderte den Menschen, den Dichter und sein Verhältniß zum Volke, welches ihn liebe, wie keinen Zweiten, und an welchem die Mäkeleien der gelehrten Kritik spurlos vorübergehen. Man habe Auerbach nicht verstehen können ohne Liebe, sagte Lasker; er sei für Kritik, für jeden Tadel empfänglich gewesen, nur habe Beides aus Liebe hervorgegangen sein müssen und nicht aus Gehässigkeit.

Dieses Wort von der Liebe war das letzte, welches ich öffentlich aus Lasker's Munde gehört habe; und nun, wo er selber todt ist und sein Bild, rein und „jeder Entstellung durch den Zufall entrückt", vor uns steht, dürfen wir auf ihn anwenden, was er damals von dem Freunde gesagt hat: „in der Mitte der Trauer, wenn ich nach meinen Empfindungen richtig urtheile, überwiegt doch heute das Gefühl der Erhebung."

Julius Rodenberg.

---

[1]) In dem kurz nachher erschienenen Abdruck: „Berthold Auerbach. Eine Gedenkrede von Eduard Lasker. Berlin, Verlag von A. B. Auerbach. 1882" fehlen diese persönlichen Reminiscenzen leider; im Uebrigen ist sie die schönste Würdigung, welche bis jetzt Auerbach zu Theil geworden, und nicht minder wichtig als ein Beitrag zur Kenntniß Lasker's.

Edmund O'Donovan's Reisen, Abenteuer und Tod.

The Merv Oasis, travels and adventures East of the Caspian, during the years 1879, 1880 and 1881, including five months residence among the Tekkes of Merv; by Edmond O'Donovan, Special Correspondent of the Daily News; with portrait, maps, and state documents. 2 volumes; Smith Elder & Co., London, 1882.

Die Leser der „Rundschau" werden es dem Schreiber der folgenden Notiz wahrscheinlich Dank wissen, wenn er ihre Aufmerksamkeit auf eins der interessantesten Reisebücher lenkt, das neuerdings in England erschienen ist und doch bisher in Deutschland nicht die verdiente Aufmerksamkeit gefunden hat. Der Reiz des oben verzeichneten Buches besteht nicht bloß in der Neuigkeit der darin enthaltenen Mittheilungen über einen bisher gänzlich unbekannten Theil Central-Asiens, sondern auch in den merkwürdigen Erlebnissen seines Verfassers, der, nach etwa anderthalbjährigem Aufenthalt in Khorassan und Persien, zuletzt in die Gefangenschaft der räuberischen Turkmenen gerieth, und seine fünfmonatliche Anwesenheit bei diesen auf der Oase Merv zu geistvollen Beobachtungen über die Völkerschaften der asiatischen Steppenländer benutzt hat. Sein Werk ist unstreitig ein wichtiger Beitrag zur näheren Kenntniß Asiens. Es verdient dieses Zeugniß schon wegen der vortrefflichen Karte, welche dem Buche beigegeben ist und die das östliche Attok-Gebiet, von Abiverd an bis zur afghanischen Grenze, wesentlich anders, und zwar viel genauer, zeichnet, als es in den bisherigen geographischen Urkunden über diesen Theil der Erde der Fall war. Der stilistische Werth des Buches erhellt am deutlichsten aus dem Umstande, daß der Verfasser Journalist von Beruf, und zwar Correspondent der „Daily News", einer der besten Londoner Zeitungen war. Derselbe Umstand kann uns auch die Authenticität des Mitgetheilten verbürgen, indem ein respectabler Correspondent für ein so hochstehendes Blatt sich schwerlich auf Unrichtigkeiten oder Entstellungen ertappen lassen wird. Endlich dürfen wir bei den Lesern des Buches und etwaigen Beachtern dieser Notiz auch noch ein persönliches Interesse an O'Donovan voraussetzen, sobald wir nämlich erwähnen, daß derselbe, als ein wandernder Zeitungsschreiber und als Erforscher fremder Länder kürzlich seinen Tod gefunden hat in der Verfolgung dieses seines selbstgesteckten Lebenszieles: O'Donovan ist wahrscheinlich am 6. November 1883 in der Schlacht bei El Obeid am oberen Nil im Sudan ums Leben gekommen, als er eben mit dem General Hicks Pascha und mehreren anderen englischen und deutschen Officieren im Begriffe stand, dem Andrange des falschen Propheten entgegenzutreten im Auftrage der ägyptischen Regierung. Sein irisches Vaterland und die Wissenschaft verlieren an ihm einen kühnen und geistvollen Vertreter, und sein Buch über Merv wird zu seinen übrigen Verdiensten noch den Anspruch hinzufügen können, als das Vermächtniß eines Mannes zu gelten, der sich für die Erweiterung der Erdkunde und die Ausdehnung europäischer Cultur aufgeopfert hat. Wir wollen im Folgenden

Einiges über sein Leben mittheilen, und dabei eine Inhaltsangabe seines großen Hauptwerkes einflechten.

Edmund O'Donovan wurde am 17. October 1848 in der Vorstadt Clontarf zu Dublin geboren. Sein Vater war der berühmte Sprachforscher Dr. John O'Donovan, der die beste Grammatik des Irischen geschrieben und die „Vier Lehrer von Ulster", das älteste irische Buch ins Englische übersetzt hat. Trotz seines Rufes als Gelehrter, und seiner Professur für die gaelische Sprache am Queen's College in Belfast, nebst einem Ehrengehalt für literarisches Verdienst von der englischen Regierung, war der ältere O'Donovan doch immer verschuldet und in allerlei revolutionäre Umtriebe verwickelt. Bei seinem frühen Tode, 1861, hinterließ er eine große Familie. Seine fünf Söhne, von denen Edmund der zweite war, konnten aus Mangel an hinreichenden Mitteln keine Universität besuchen. Als eifrige Katholiken und erbitterte Gegner der herrschenden englischen Partei hätten sie auch bei günstigeren Vermögensverhältnissen sich nie dazu entschlossen, auf die protestantischen Hochschulen des Landes zu treten; und eine katholische Landes-Universität gab es damals eben so wenig in Irland, wie jetzt. Indessen erhielten alle eine gute Schulbildung auf katholischen Anstalten. Beim Ausbruche der Fenierunruhen 1866 wurden mehrere Mitglieder und Verwandte der O'Donovan'schen Familie der Theilnahme an einer Verschwörung zum Umsturz der englischen Regierung beschuldigt und eingekerkert. Der Schlimmste von diesen war ein gewisser O'Donovan Rossa, ein Vetter Edmunds, der, nach seiner Freisprechung von der Dubliner Jury nach New-York auswanderte und dort seine Verschwörerrolle in großem Maßstabe fortsetzte. Er ist jener übelberüchtigte Rädelsführer der sogenannten Dynamit-Faction, welcher die Bekriegung und Ausrottung der Engländer durch Höllenmaschinen und Brunnenvergiftungen sich zur Aufgabe gesetzt hat und sich offen für den Anstifter aller von den Iren begangenen Verbrechen ausgibt. Man würde indessen Unrecht thun, daraus zu schließen, daß zwischen diesem berufsmäßigen Verschwörer und dem Erforscher Mervs irgend eine Uebereinstimmung in Bezug auf Ehren- und Gewissensfragen existirt habe. Nur so viel ist sicher, daß vorzüglich in seiner Jugend Edmund O'Donovan sehr antibritische und unloyale Gesinnungen hegte und im Kreise der Seinigen den wildesten Radicalismus vorfand. Es ist aber eben so gewiß, daß er diese Gesinnung mit zunehmendem Alter immer mehr ablegte und sie zuletzt gänzlich verleugnete.

Die erste Gelegenheit, seine politischen Neigungen zu bethätigen, wurde ihm im Jahre 1870 durch den französisch-deutschen Krieg geboten. Zu jener Zeit war Edmund O'Donovan als Assistent an der Universitätsbibliothek zu Dublin beschäftigt und hielt es für seine Pflicht, das gänzlich gesunkene Waffenglück der Franzosen, an dessen baldigem Wiederaufleben er keinen Augenblick zweifelte, durch seinen Arm heben zu helfen. Der irische Katholik weiß überhaupt von der Welt sehr wenig; unter anderen hält er die Deutschen für natürliche Bundesgenossen seines Erbfeindes, nämlich Englands, und die Franzosen für Irlands Freunde. So erklärt es sich, daß viele junge Irländer damals gegen Deutschland ins Feld zogen. In dieser Absicht legte O'Donovan im Stillen seine Stelle nieder und segelte mit einem seiner Brüder und mehreren Gleichgesinnten aus Cork nach einem französischen Hafen ab, um als Volontär bei den Franzosen einzutreten. Die Schlacht bei Sedan war eben geschlagen, der Kampf hatte sich nach der Loire gewandt und stand auf seinem Höhepunkt in der Nähe von Orleans. Hier wurde O'Donovan bei der Einnahme der Stadt am Kopfe verwundet, in bewußtlosem Zustande von den Bayern aufgerafft und als Kriegsgefangener nach Straubing an der Donau transportirt. Er verlebte hier etwa vier Monate unter sorgfältiger Bewachung, lernte Deutsch, und vertrieb sich sonst die Zeit mit theologischen Erörterungen über das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit. Der bayrische Caplan zu Straubing unterhielt sich aufs Eifrigste mit den Gefangenen über diese und ähnliche Tagesfragen, und da O'Donovan sich als Irländer vor den übrigen Franzosen durch fleißigeren Kirchenbesuch und willige Unterwerfung unter priesterliche Autorität auszeichnete, so gewann er die warme Freundschaft und Zuneigung der bayrischen

Geistlichkeit so sehr, daß mehrere von ihnen sich am Ende nur ungern von ihm trennten.

Kaum zurückgekehrt aus der bayrischen Gefangenschaft, wandte sich O'Donovan, mit zweien seiner Brüder, einer noch unglücklicheren Sache zu, als der vorigen, nämlich der des spanischen Prätendenten Don Carlos. Ob er hierbei als Journalist auftrat, oder als Wundarzt, oder als Ingenieur, ist nicht ganz gewiß. Wahrscheinlich hat er alle drei Gewerbe gelegentlich neben dem Soldatenhandwerk betrieben. Er stand bei der Guerillabande des Generals Lizarraga vor St. Sebastian in den nördlichen Pyrenäen, war eine Zeit lang Gefangener und wurde überhaupt schlecht mitgenommen von Carlisten und Republikanern zugleich. Auch dieses Mal kam er indessen glücklich davon und hatte bald nach seiner Rückkehr sogar das Glück, als Special-Kriegscorrespondent der „Daily News“ Beschäftigung zu erhalten. Man schickte ihn nach Montenegro, um über den russisch-türkischen Krieg und die Zustände der Balkan-Halbinsel zu berichten. Aber als er angelangt war, hatte der Friede von Berlin eben dem Kriege ein Ende gemacht. Da O'Donovan jedoch nach Constantinopel gereist war, so hielt er es für das Gerathenste, seine Dienste als Reporter dem eben genannten Blatte für den russischen Turkmenenkrieg anzubieten, und erhielt die gewünschte Anstellung in demselben Augenblicke, als er eine abenteuerliche Entdeckungsreise nach Thibet im Sinne hatte.

Hier fängt sein Hauptwerk über Merv, das zugleich eine Autobiographie ist, an; es war im April 1879. Zu dieser Zeit begab sich O'Donovan nämlich nach Baku, ins russische Hauptquartier, und meldete sich beim kaiserlichen General Lazareff, um sich als englischen Kriegscorrespondenten zu legitimiren und die förmliche Erlaubniß der russischen Oberbehörden zur Ausübung dieses Amtes nachzusuchen. Die Zustimmung wurde ihm zu Theil und in Folge dessen schloß sich O'Donovan dem Generalstabe Lazareff's an, um in dessen unmittelbarer Nähe, obwohl auf eigene Kosten und Verantwortlichkeit, den Lauf der Kriegsführung zu beobachten. Der Zweck der russischen Expedition war, die östlich vom Kaspischen Meere umherschweifenden Tekke-Turkmenen an der Beunruhigung der Karawanenzüge nach Chiwa und Bokhara zu hindern, und ihrem Räuber- und Nomadenleben durch Anlegung fester russischer Forts und Zerstörung ihrer heimischen Raubnester einen Riegel vorzuschieben. Ein solcher Kriegszug verdiente wohl die Billigung und Sympathie eines westeuropäischen Journalisten, um so mehr, als derselbe gewissermaßen im Interesse der Civilisation und zum gleichmäßigen Schutze aller friedlichen Nachbarstaaten unternommen war; erst wenn im fernen Osten des Turkmenenlandes die Frage nach vorwiegend englischem oder russischem Einflusse in Central-Asien auftauchte, konnte von Rivalität des Czarenreiches mit England die Rede sein. Da sich O'Donovan wohl hütete, diese letztere Frage in seinen Correspondenzartikeln und Unterhaltungen mit russischen Officieren zu berühren, so schien seinem freundschaftlichen Umgange mit den Mitgliedern des Stabes im Anfange nichts im Wege zu stehen. Er fuhr mit ihnen über das Kaspische Meer nach der Ostküste, bezog mit ihnen ein großes Lager bei Tschikislar, baute sein eigenes Zelt, kaufte sich mehrere Reitpferde, hielt sich zwei Bedienten und spielte, da es ihm nie an englischem Golde fehlte und seine Sprachfertigkeit der der Russen nichts nachgab, die Rolle eines vollendeten Gentleman. Es fehlte natürlich im Lager nicht an Lustbarkeiten und Gelagen, womit die Zwischenzeit zwischen den Streifzügen ins Innere der turkmenischen Steppe angenehm ausgefüllt wurde. So verstrich der Frühling und Sommer aufs Angenehmste, und die darüber nach London abgehenden Correspondenzen athmeten die wärmste Bewunderung für die Tapferkeit und Gastfreundschaft des russischen Officierstandes.

Aber dieses freundschaftliche Verhältniß nahm ein unerwartetes Ende noch vor dem Beginn des Herbstes. Im Laufe des Krieges war nämlich ein Scharmützel bei Bournak in der Nähe von Krasnavodsk vorgefallen, wo sich der Untergeneral Lomakin von einigen tausend turkmenischen Reitern zur Nachtzeit überfallen ließ. Eine große Anzahl Kameele und Schafe nebst vielem Gepäck wurden den Russen weggenommen,

mehrere Khirgisen und Kosaken niedergehauen, und der Rest der kaiserlichen Truppen aus einer kurz vorher aufgeworfenen Redoute vertrieben. Ueber diesen unangenehmen Vorfall, der von O'Donovan an Ort und Stelle beobachtet worden war, erstattete er einen freimüthigen Bericht nicht nur in der englischen Zeitung, sondern auch bei dem Obergeneral Lazareff, der ihn einige Tage später über die Sache befragte. Von dem Tage an war seine Ausweisung aus dem russischen Lager eine entschiedene Sache. Anfänglich schützte ihn der ihm befreundete Lazareff, als aber dieser erkrankte und starb, und andere Generäle an seine Stelle traten, beschlossen diese mit dem Engländer kurzen Proceß zu machen. Im August 1879 wollte man ihn ins Innere des Czarenreiches verbannen. Man gab ihm zu verstehen, er könnte ja seine Correspondenzen aus den russischen Zeitungen schöpfen, und thäte besser, sich freiwillig nach irgend einer Stadt Großrußlands, Kasan oder Astrachan oder Odessa, zurückzuziehen, widrigenfalls man ihn mit Gewalt nach Baku zurücktransportiren würde. O'Donovan protestirte gegen eine solche Gewaltsmaßregel. Er gestand dem russischen Generale das Recht zu, ihm seine Anwesenheit im Lager zu Tschikislar zu verbieten, berief sich aber auf seine Rechte als britischer Unterthan, um jede weitere Vorschrift über seinen künftigen Aufenthaltsort abzulehnen. Da er indessen befürchtete, daß der General dennoch seine Drohung beim Abgange des nächsten Dampfschiffes ausführen möchte, durch zwangsmäßige Einschiffung seiner Person und seines Gepäckes, so verließ O'Donovan in aller Stille das Lager, und erreichte mit Hilfe seines treuen Dieners das persische Gebiet, wo er sich unter den Schutz des nächsten englischen Gesandten stellte. Dies war der zu Teheran wohnende Mr. Thomson, der seitdem in den Adelsstand erhoben wurde, und am Ende des vorigen Jahres gestorben ist. Im Hause dieses edlen und wohlhabenden Beamten erholte sich O'Donovan von den Strapazen seiner vorhergehenden Reise, und machte über den Hof des Schah, die persischen Minister, und die persische Armee, die damals von österreichischen Officieren commandirt wurde, die interessantesten Beobachtungen. Seine mehrfachen Anfragen, ob man ihn im russischen Lager wieder zulassen wollte, wurden auf speciellen Befehl aus St. Petersburg abschläglich beschieden. Unter diesen Umständen verweilte O'Donovan in Persien, und begab sich nur einmal an die turkmenische Grenze zurück, um dem Schauplatze des Krieges näher zu sein. Die Grenze selbst zu überschreiten, hielt er dieses Mal nicht für gerathen, sondern ging weiter ostwärts nach Meschhed, wo ihn eine Krankheit eine Zeitlang ans Bette fesselte. Nach seiner Herstellung knüpfte er Unterhandlungen mit Makdum Khuli Khan, dem turkmenischen Häuptlinge zu Geok Tepe an; er hatte vor, sich zu ihm in die Hauptfestung der räuberischen Nomaden zu begeben, und von dort aus dem weiteren Gange des Kampfes zuzuschauen. Allein diese Verhandlungen zerschlugen sich; der Turkmene wollte ihn wohl als Mitkämpfenden und Bundesgenossen bei sich empfangen, aber nicht als müßigen Zuschauer dort haben, weil er den Beruf eines Zeitungsschreibers weder kannte noch begriff. Daher ist O'Donovan im zweiten Jahre des Krieges, als Skobelew die Russen commandirte, nicht Augenzeuge des Krieges gewesen, sondern hat sich in geringer Entfernung vom Kampfplatze aufgehalten. Erst am Ende des Jahres 1880 setzte er sich von Neuem in Bewegung, um dem bevorstehenden Schlusse des Feldzuges beizuwohnen. Er überschritt die persische Grenze, trat auf das turkmenische Gebiet über, und bestieg den 6000 Fuß hohen Berg Markow, in dem Augenblicke, als Skobelew dem langwierigen Kriege durch Eroberung Geok Tepe's ein Ende machte. Durch sein Fernrohr sah hier O'Donovan die Flucht der geschlagenen Tekke-Turkmenen, die sich in wilder Hast in die Sümpfe von Tejend warfen. Hinter ihnen drangen die Kosaken auf ihren schnellen Rossen den fliehenden Nomaden nach. Bald bedeckte sich die ganze Ebene mit Flüchtlingen, und O'Donovan, der ein Geleit von dreißig Berittenen bei sich hatte, hielt es für gerathen, ebenfalls das Weite zu suchen, ehe ihm die Russen auf den Leib rücken möchten. Jetzt begann sein langer und gefahrvoller Ritt durch die Wüste. Die Reise dauerte nicht weniger als sechsunddreißig Tage und Nächte, und ging unaufhaltsam nach Nord-Osten zu, anfangs am Saum der persischen Grenze einher, dann durch die weglose Steppe, durch

Ravinen- und ausgetrocknete Flußbetten, dann auf einer von Dieben und Mördern gefährdeten Karawanenstraße, mitten durch den heißen Flugsand bei brennender Sonnenhitze. Selten fand er ein Obdach zum Nachtlager, noch öfter gebrach es an Speise und Trank. Von seinem anfangs ansehnlichen Gefolge blieb ihm nur ein Diener, ein Kurde; die andern verließen ihn. So kam er am 1. März 1881, bei den ersten Hütten der Oase Merv an, bekleidet mit einem Leopardenfell, das er um seinen wollenen Ulster-Ueberzieher geschlungen hatte, in Tuchhose und Stiefeln mit Sporen, mit einem Turban von Schafpelz auf dem Kopfe, und Gewehr und Säbel an der Seite. Die erstaunten Nomaden, welche ihres räuberischen Charakters wegen nur selten irgend einen Fremden, und noch seltener einen Europäer zu Gesichte bekamen, nahmen den gänzlich erschöpften Reiter nebst seinem Diener gefangen, und führten beide vor ihren nächsten Häuptling, Kadjar Khan. Dieser berief eine Volksversammlung, um über das weitere Schicksal des „Ferenghi", wie man alle Europäer in Central-Asien nennt, zu entscheiden. Es war ein kritischer Moment, als O'Donovan, der glücklicher Weise ziemlich gut den Jagatai-Dialekt sprach, vor dem versammelten Mervli-Volke seine Ankunft in der Oase zu erklären aufgefordert wurde. Er beantwortete jedoch die ihm vorgelegten Fragen so gut, daß man beschloß, sich vorläufig mit seiner Gefangenhaltung zu begnügen. So wurde er nach einem eignen Zelte in Gewahrsam gebracht, und von einer neugierigen Menge von früh Morgens bis Abends spät umringt. Seine europäische Art zu sitzen, zu essen und zu trinken, sich zu kämmen, zu rasiren und zu kleiden erregte bei den Söhnen der Wildniß ein oft zum lauten Gelächter gesteigertes Erstaunen. Indessen verbesserte sich die Behandlung, die man ihm angedeihen ließ, von Tag zu Tag. Die argwöhnischen Mervlis, die ihn anfangs für einen russischen Spion und Vorläufer Skobelew's gehalten hatten, erfuhren nämlich von Makdum Khuli Khan, dem früheren Befehlshaber des eroberten Geok Tepe, daß der Gefangene wirklich kein Russenfreund, sondern ein Engländer sei. Zugleich kam aus Afghanistan die Nachricht, daß in Kabul ein englischer General mit Truppenmacht eingezogen sei, und daß die Engländer, die ganz Hindostan beherrschten, wohl im Stande seien, dem weiteren Vordringen der Russen von Westen her einen Damm zu setzen. Vorzüglich aber reizte die Mervlis das Gerücht von dem fabelhaften Reichthum der Engländer. Von nun an stieg O'Donovan in der Gunst seiner Wirthe. Sein kurdischer Diener wurde auf freien Fuß gesetzt und entlief. Seine Pferde und sein Gepäck wurden ihm zurückgegeben. Er selbst blieb jedoch auf der Oase, in einem der Hauptdörfer am Ufer des Murgab-Flusses, und wurde in halb ehrenvoller Haft zu allerlei Staatsdiensten verwandt. Er gab seinen Rath ab zur Verbesserung der Bewässerungs- und Festungswerke, half ein Fort erbauen zu mehrerer Sicherheit gegen russische Ueberfälle, hielt häufige Paraden ab, in Begleitung der fünf oder sechs Häuptlinge, und machte mit ihnen Inspectionsreisen zu den umherliegenden Ortschaften der Oase. Diese Ausflüge setzten O'Donovan in den Stand, sich über Merv und seine Bewohner ein sehr richtiges Urtheil zu bilden, und wir verdanken diesem Umstande die besten und, historisch sowohl wie geographisch, lehrreichsten Seiten seines Werkes. Unter anderen Aufgaben, die man ihm stellte, war eine der wunderlichsten die, daß er die alten rostigen Kanonen der Mervlis in gezogenes Geschütz nach dem Muster der Krupp'schen Fabrikarbeit, und ihre alten Flinten in Hinterlader verwandeln sollte. In diesem Punkte gelang es ihm nicht, die Wünsche seiner Freunde zu befriedigen. Um aber für alle Fälle gerüstet zu sein, kamen sie jetzt auf den Gedanken, sich Waffen von der englischen Regierung in Indien auszubitten; denn sie hegten keinen Zweifel, daß diese nicht bloß die besten Mittel, sondern auch das stärkste Interesse daran hätten, ein so tapferes Völkchen wie das ihre nicht in dem ungleichen Kampfe mit den Russen unterliegen zu lassen. In diesem Sinne schickte man eine Gesandtschaft von dreißig Berittenen nach Kandahar in Afghanistan, um dem dortigen englischen Commandanten ein Bündniß gegen Rußland anzubieten, und vorläufige Verhandlungen durch ihn mit England anzuknüpfen. Diese Gesandtschaft ist aber nie zurückgekommen. Die Popularität O'Donovan's bei

den Bewohnern Merv's erreichte den höchsten Gipfel am 10. Mai 1881. An diesem Tage erhielt er eine feste, neue, aus Stein erbaute Wohnung anstatt seines aus Tuch gemachten Zeltes. Vom Giebel seines Daches flatterte die englische Fahne. Die Würde eines Badahur und Khan, d. h. Ehrenhäuptlings von Merv, wurde ihm durch Beschluß der Volksversammlung übertragen, und, als ob die Freundschaft für ihn und seine Landsleute noch immer nicht genug bekundet sei, kam man auf den abenteuerlichen Gedanken, allen Schafen, Rindern und Pferden, in denen der Reichthum der Oase hauptsächlich besteht, die Initialen des Namens der Königin Victoria, V. R. (Victoria Regina) einzubrennen. Es versteht sich von selbst, daß dieser sonderbare Vorschlag in dem Gehirne des Iren entsprungen ist, obwohl O'Donovan ihn der unbändigen Briten-Liebe seiner Wirthe zuschreibt; die Turkmenen können doch kein Latein verstanden haben — sollten wir meinen.

Dieser merkwürdige Reisebericht — oder Reise-Roman, wie man ihn beinahe nennen möchte — fand endlich seinen Abschluß mit der ehrenvollen Heimreise des Helden, welche durch Geld, List und die Künste der Ueberredung Ende Juli 1881 glücklich bewerkstelligt wurde, und zwar auf folgende Weise. Durch seine intimen Beziehungen zu mehreren Häuptlingen der Oase verstand es O'Donovan, sich den Haupt-Mitgliedern des hohen Rathes mit Geschenken zu nähern. Er gab einem jeden Summen Geldes im Belaufe von £ 25 bis £ 50, welche ihm durch einen englischen Consul in Meschеd zu Gebote gestellt wurden, und am Ende von den Eigenthümern der „Daily-News", die sich für ihren Correspondenten lebhaft interessirten, getragen worden sind. Diese Geschenke thaten ihre Wirkung, als O'Donovan von der Volksversammlung verlangte, man solle ihn zur noch festeren Knüpfung des englischen Bündnisses nach Meschеd schicken, damit er von dort aus die britische oder ostindische Regierung auf die großen Vortheile eines solchen Bundes aufmerksam machen könne. Die Mervlis gingen auf diesen Vorschlag ein; die bestochenen Häuptlinge schwiegen, oder befürworteten den Antrag. So erhielt O'Donovan den Auftrag, als „Gesandter Mervs" eine kurze Geschäftsreise nach Meschеd und Teheran zu machen, von der er, ebensowenig wie früher die dreißig Berittenen, nach der Oase zurückgekehrt ist. Am 10. August kam er mit einem Ehrengeleite von Mervlis in Meschеd, und von dort, ohne weitere Fährlichkeit, demnächst in London an.

Es bleibt uns noch übrig, den tragischen Epilog zu dieser abenteuerlichen Reise hinzuzufügen. O'Donovan's Ankunft in London und Dublin erregte die höchste Aufmerksamkeit bei dem englischen Publicum und dies hatte die Folge, daß er, nach Veröffentlichung seines vortrefflichen Reisewerkes, das meistens aus früheren Zeitungs-Artikeln und Auszügen aus seinem Tagebuche zusammengestellt war, noch einmal zum Kriegs-Correspondenten für die Zeitung, die er so ausgezeichnet bedient hatte, vorgeschlagen wurde. Er hatte zwar einen Augenblick daran gedacht, als Anhänger Parnell's sich ins englische Parlament wählen zu lassen; aber sein Glaube an den Erfolg der irischen National-Partei war schwach und der Radicalismus seiner Jugendjahre einer nüchternen und gemäßigteren Ansicht über die Zukunft Irlands gewichen. So schlug er sich die politische Laufbahn aus dem Kopfe, und ging nach Aegypten. Seine letzten Briefe datiren vom 15. October des vorigen Jahres, aus Suakim. Seitdem ist er verschollen. Sein Schweigen läßt nur eine Erklärung zu: er ist kämpfend an der Seite Hicks Pascha's in der Schlacht bei El Obeid gefallen. Zwar spricht sein Bruder William in New-York, in einem vom 1. December 1883 datirten und an eine Bostoner Zeitung gerichteten Schreiben noch die Hoffnung aus, daß Edmond am Leben sei. Wir wünschen es, aber hoffen es nicht mehr.

Dublin. Albert M. Selß.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Februar.

Die Veröffentlichung der umgearbeiteten Grundzüge des deutschen Unfallversicherungsgesetzes ist in einem Zeitpunkt erfolgt, der die wichtigsten Culturländer Mitteleuropa's mit socialen Problemen ähnlicher oder doch verwandter Art beschäftigt findet. Unter dem Eindruck bedenklicher, von revolutionären Umtrieben herrührenden Störungen der öffentlichen Sicherheit hat die österreichische Regierung sich zur Verkündigung eines Ausnahmezustandes für Wien und Umgebung veranlaßt gesehen, der mit zwei wichtigen socialreformatorischen Unternehmungen, der Einführung des Fabrikinspectorats und der Vorlegung eines Unfallversicherungsgesetzes, zusammengetroffen ist. Aehnlich wie seiner Zeit bei uns, hat sich auch in Oesterreich die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß die Verschärfung der socialen Gegensätze ein strengeres Vorgehen gegen die umstürzenden Elemente nothwendig mache, daß auf einen Erfolg repressiver Maßregeln aber nur gerechnet werden könne, wenn denselben Versuche zur Besserung der Lage der unteren Classen parallel liefen. Das republikanische Frankreich, das seit Jahr und Tag allen socialreformatorischen Bestrebungen fern geblieben war, scheint gleichfalls in dieselbe Bahn gedrängt werden zu sollen. Nicht nur weil sie gegen den Willen der Ferry'schen Regierung beschlossen worden und weil sie als Vorläuferin einer abermaligen Verschiebung der Machtverhältnisse zwischen den hadernden Parteien angesehen werden kann, sondern vornehmlich als Symptom einer Wendung in der bisherigen Behandlung der französischen Staatsaufgaben, hat die auf Grund des Clemenceau'schen Antrages beschlossene parlamentarische Enquête-Commission zur Untersuchung der Arbeiter- und Gewerbezustände des Landes die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Auch das republikanische Frankreich kann sich den Wirkungen dessen, was in den benachbarten monarchischen Staaten im Sinne der Socialreform geschehen ist, nicht vollständig entziehen. In der Rede, mit welcher der Führer der radicalen Linken seinen Antrag begründete, spielen die deutschen Unternehmungen zur Besserung der Lage der arbeitenden Classen eine geradezu entscheidende Rolle. Derselbe Gesetzentwurf, dem an der Stätte seiner Entstehung vielfach zum Vorwurf gemacht worden ist, daß er behufs Erreichung eines beschränkten, nur einem Theile der gewerblichen Arbeiter zu Gute kommenden Zwecks die Aufrichtung eines unnöthig großen Apparats anstrebe, gilt Herrn Clemenceau für ein auf eingehendes Studium der gegebenen Verhältnisse gegründetes Unternehmen von großer, die allgemeinste Aufmerksamkeit verdienender Tragweite. Rühmend hebt Herr Clemenceau hervor, daß man die Arbeiterversicherung deutscher Seits einer außerordentlich eingehenden Prüfung unterzogen und durch Ordnung derselben einen glücklichen Griff gethan habe. Im entscheidenden Punkte trifft das Urtheil des radicalen Franzosen mit demjenigen der conservativen Wiener Verwaltungsmänner zusammen. Wie aus den Motiven der österreichischen Vorlage und aus den über dieselbe geführten einleitenden Verhandlungen des Reichsraths hervorgeht, sieht man auch jenseits der böhmischen Berge in der Sicherstellung der Arbeiter gegen die wirthschaftlichen Folgen, durch Krankheit und Unfälle verschuldeter Erwerbslosigkeit, das geeignetste Mittel, der Lösung der großen Zeitprobleme näher zu kommen. Zu einer einheitlichen Regelung des Krankencassenwesens, wie sie bei uns bereits in der Ausführung begriffen ist, fehlen in Oesterreich noch die Voraussetzungen; man hat darum mit der Ordnung der

Unfallversicherung den Anfang zu machen beschlossen und das Weitere der Zukunft vorbehalten. Der Grundsatz, daß beide Arten der Versicherung obligatorisch gemacht und als öffentlich-rechtliche Angelegenheiten behandelt werden müßten, hat in Frankreich und in Oesterreich die volle Zustimmung derjenigen Politiker gefunden, die sich zur Nothwendigkeit von Staatswegen unternommener socialer Reformen bekennen. Von nicht unerheblichem Interesse ist es, daß Clemenceau bei dieser Gelegenheit die relativ günstige Lage der deutschen Industrie ausdrücklich anerkannt und hervorgehoben hat, daß die Gefahr einer socialen Revolution Deutschland ungleich ferner liege, als seinem westlichen Nachbarn.

Von ihren beiden Vorgängern, den Entwürfen der Jahre 1881 und 1882, sind die demnächst dem Bundesrathe und dem Reichstage zu übergebenden, im Januar d. J. veröffentlichten Grundzüge „für ein Gesetz, betreffend die Versicherung der Arbeiter gegen Unfälle" in mehrfacher Rücksicht verschieden. In der Absicht, die zu lösende Aufgabe möglichst zu vereinfachen, zunächst da zu helfen, wo Hilfe am meisten Noth thut und die weitere Ausdehnung der Institution einer um praktische Erfahrungen bereicherten Zukunft vorzubehalten, beschränkt die neue Vorlage die Versicherungspflichtigkeit vorläufig auf die haftpflichtigen Gewerbe und auf Fabriken „im Sinne des Gesetzes", d. h. auf gewerbliche Anstalten, in welchen bei Anwendung elementarer Triebkräfte drei Versicherungspflichtige, oder ohne solche mindestens zehn Personen beschäftigt sind. Während in allen, auch den durch Unfälle verursachten Erkrankungen für die Dauer der ersten dreizehn Wochen die Fürsorge der Krankenversicherungscassen eintritt (zu denen die Arbeiter bekanntlich Beiträge zu leisten haben), sollen die Kosten für Entschädigung zeitweilig oder dauernd in ihrer Arbeitsfähigkeit beeinträchtigter und arbeitsunfähig gewordener Opfer von Betriebsfällen — bez. der Angehörigen derselben — ausschließlich von den Arbeitgebern aufgebracht werden. Der corporative Zusammenschluß der verpflichteten Arbeitgeber soll auf berufsgenossenschaftlicher Grundlage erfolgen und die Bildung und Abgrenzung der Berufsgenossenschaften zunächst den Betheiligten selbst überlassen bleiben; auf den im Jahre 1882 gemachten Vorschlag, die Eintheilung in Gefahrenclassen zum Ausgangspunkte der Organisation zu machen und innerhalb dieser Classen die verwandten Industriezweigen angehörigen Betriebe in geographisch umschriebene Verbände zusammenzufassen, ist ebenso Verzicht geleistet worden, wie auf das System der Reichszuschüsse. Die Deckung der Entschädigungs- und Verwaltungskosten soll ausschließlich von den Berufsgenossenschaften und zwar auf dem Wege der jährlichen Umlage aufgebracht und nur für Fälle nachgewiesener Leistungsunfähigkeit einer einzelnen Genossenschaft eine Garantie-Verpflichtung des Reichs offen gehalten werden. — Der Selbstverwaltung der Genossenschaften wird ein weiter Spielraum zugesichert, die Thätigkeit des Reichsversicherungsamtes — in welchem Arbeitgeber und Arbeiter vertreten sein sollen — wesentlich auf die Oberaufsicht beschränkt und behufs möglichster Heranziehung der Arbeiter zu der neuen Institution die Einrichtung von Arbeiterausschüssen vorgeschlagen, welche neben den einzelnen Genossenschaften bestehen, an der Untersuchung der vorgekommenen Unfälle und an der Thätigkeit der Schiedsgerichte einen gewissen Antheil nehmen sollen.

Daß gegen einen so vielgestaltigen, durch verschiedene Wandlungen gegangenen, eine völlig neue Materie behandelnden Entwurf Einwendungen erhoben werden, liegt in der Sache selbst. Nahm man 1881 an dem großen Umfange und der „Ungeheuerlichkeit" einer das gesammte Reichsgebiet umfassenden bureaukratischen Versicherungsanstalt Anstoß, — bestritt man den in dem Elaborate von 1882 projectirten Gefahrenclassen und geographisch abgegrenzten Verbänden den corporativen Charakter, so spielt dieses Mal der Einwurf, daß nur einem Theil der gewerblichen Arbeiter geholfen werden solle, und daß es dazu besonderer corporativer Veranstaltungen nicht bedürfe, die Hauptrolle; in zweiter Reihe sind gegen das System der jährlichen Umlage, gegen den Verzicht auf die Bildung von Deckungscapitalien, gegen die eventuelle Reichsgarantie und (wie von Seiten des Volkswirthschaftsraths geschehen) gegen das Institut der Arbeiterausschüsse Bedenken erhoben worden. Ueber diese Einzelheiten ist das letzte

Wort begreiflicher Weise noch nicht gesprochen, die Möglichkeit eingreifender Umgestaltungen vielmehr ausdrücklich vorbehalten worden, — anlangend die leitenden Grundsätze aber muß in Betracht gezogen werden, daß nach der Auffassung der Regierung die Unfallversicherung „nicht den Schlußstein, sondern den Grundstein der Socialreform bilden" und daß die corporative Organisation die Bestimmung haben soll, die Trägerin eines ganzen Gebäudes weiterer socialreformatorischer Einrichtungen zu werden. Damit ist zugleich gesagt, daß die vorläufige Beschränkung auf haftpflichtige Gewerbe und auf Fabriken ohne jede principielle Bedeutung ist, und daß es in der Absicht liegt, alle Angehörigen des vierten Standes successive in die Bahnen des neuen Gesetzes hineinzubeziehen. Wesentlich unter diesem Gesichtspunkt ist die Sache in Oesterreich und in Frankreich aufgefaßt worden, wo man durch die Noth der Zeit in die Lage gekommen ist, der deutschen Entwicklung auch auf anderem, als dem rein militärischen Gebiete ernste Aufmerksamkeit zuwenden zu müssen.

Durch die Noth der Zeit — denn die Thatsache einer über die französische Industrie hereingebrochenen Krisis, die in der Hauptstadt den Charakter eines förmlichen Nothstandes angenommen hat, wird nicht mehr gestritten. Nach der Auffassung eines Mannes, der nie für einen Pessimisten gegolten hat und der die Lage der meisten Pariser Arbeiter für eine halbwegs zur Zeit noch erträgliche ansieht, nach der Auffassung Paul Leroy-Beaulieu's steht die eigentliche Krisis noch bevor und bedeutet der gegenwärtige Zustand lediglich die Einleitung zu derselben. In einer höchst lesenswerthen und viel zu wenig gelesenen Abhandlung führt der genannte Schriftsteller aus, daß die Bevölkerung von Paris bereits seit Jahr und Tag im Rückgange begriffen und daß die Bauthätigkeit dieser Stadt in Folge der Ueberspeculation der letzten Jahre so vollständig gegenstandslos geworden sei, daß nach Herstellung der gegenwärtig in der Ausführung begriffenen 6000 bis 7000 Stockwerke (die Gesammtzahl der während der letzten fünf Jahre fertig gestellten Bauten dieser Art soll 30,000 betragen) einer mehrjährigen vollständigen Geschäftslosigkeit des Baugewerbes und der für dasselbe thätigen Arbeiter entgegen gesehen werden müsse. Da dieses Gewerbe das für Paris wichtigste ist, sieht Herr Leroy-Beaulieu in der allmäligen „Repatriirung" der durch die maßlose Bauwuth des letzten Lustrums in die Hauptstadt gezogenen Arbeitermassen das einzige Mittel zur Abwendung noch nicht dagewesener gewerblicher und socialer Schwierigkeiten für die Hauptstadt seines Landes. Die Pariser Bauhandwerker bilden indessen nur einen Bruchtheil der Gesammtarbeiterschaft des Landes. Da die wichtigsten Industriezweige desselben bedroht erscheinen und die gewerblichen Arbeitsgelegenheiten fast allenthalben in der Abnahme begriffen sind, fällt nicht nur die Aussicht auf Unterbringung der beschäftigungslos gewordenen hauptstädtischen Arbeitskräfte in den Departements fort, sondern liegt die Gefahr nahe, die über Paris hereingebrochene Krisis auf die verschiedensten Theile des Staatsgebiets ausgedehnt zu sehen. Von dem Umfange dieser Gefahr geben die auf die vorjährige Aus- und Einfuhr französischer gewerblicher Erzeugnisse bezüglichen Ziffern eine ziemlich deutliche Vorstellung. Der Export französischer Fabrikate hatte sich gegen das Vorjahr um 43 Millionen Francs vermindert, der fremdländische Import dagegen ein Plus von 16 Millionen (1882: 647 Millionen, 1883: 663 Millionen) aufzuweisen. Bautischler, Möbelfabrikanten, Weber von Halbseidenwaaren, Pianoforte- und Wagenbauer, Holzschnitzer, Bronzewaaren-Verfertiger u. s. w., — sie alle klagen über einen geschäftlichen Rückgang, der zum einen Theil aus der maßlosen Erhöhung der französischen Arbeitslöhne, zum andern Theile aus den Fortschritten erklärt wird, welche die concurrirenden Industrien des Auslandes, insbesondere diejenigen Deutschlands im Laufe der letzten Jahre gemacht haben. Wenn die Zahl französischer Abnehmer der wohlfeilen deutschen, österreichischen, englischen u. s. w. gewerblichen Erzeugnisse in der Zunahme begriffen sei, so könne man sich nicht wundern, wenn diese Industrien in Amerika und im östlichen Europa beständige Fortschritte machten. — In den Arbeiterkreisen ist man für diese Seite der Sache bisher völlig unzugänglich gewesen, weil man von nichts hören will, was auf eine Herabsetzung der Arbeitslöhne hinwirken könnte. Desto lauter klagt

man hier über den Eindrang wohlfeiler producirender Arbeiter des Auslandes, welche die einheimischen Arbeitslöhne und mit diesen den landesüblichen Lebenszuschnitt herabzudrücken begönnen und denen im Interesse der Söhne des Landes die Thür gewiesen werden müsse, einerlei, ob sie harmlose Belgier und Schweizer, oder verabscheuungswürdige Deutsche seien.

Die Rede, mit welcher der Ministerpräsident Ferry diese Zumuthung zurückgewiesen und die Nothwendigkeit hervorgehoben hat, der ausländischen Concurrenz vermittelst gesteigerter einheimischer Leistungen die Spitze zu bieten und von Gedanken culturfeindlicher Gewaltmaßregeln gegen die fremden Wettbewerber ebenso abzusehen, wie von wirkungslosen Palliativmaßregeln zu Gunsten der einheimischen Arbeiter, — schien anfangs einen durchschlagenden Eindruck gemacht zu haben. Auch Engländer und Deutsche waren vielfach der Meinung, diese klare und sachgemäße Darlegung werde die französische Volksvertretung dazu bestimmen, dem Verlangen der Radicalen nach augenblicklichen Hilfsmaßregeln Widerstand zu leisten und die Position der Regierung zu kräftigen. Das ist indessen nicht der Fall gewesen. Die Annahme des Clemenceau'schen Antrages hat im Gegentheil bewiesen, daß ein großer Theil der Bevölkerung und ihrer Vertreter in dem jahrelangen Stillstande der Socialgesetzgebung eine schwere der Ausgleichung bedürftige Unterlassung des Gouvernements und der hinter demselben stehenden bürgerlichen „Parteien" sieht. Ist es doch kaum zwei Jahre her, daß die Anhänger Gambetta's den von Felix Faure ausgearbeiteten, wohldurchdachten Gesetzentwurf über die Erweiterung der Haftpflicht und die Versicherung der Unfälle lediglich deshalb niederstimmten, weil dieses Elaborat von dem Ministerium Freycinet eingebracht worden war. Die vorgeschrittene Linke hat für nöthig gehalten, diese Verirrungen des eifersüchtigen Parteigeistes wenigstens „im Princip" auszugleichen, durch die Niedersetzung einer parlamentarischen Enquête-Commission den guten Willen der Volksvertretung zu beweisen und der Pariser Bevölkerung ein Unterpfand dafür zu geben, daß ihr Anspruch auf staatliche Theilnahme an dem Loose der durch die Krisis betroffenen Classen der Anerkennung nicht vollständig entbehre. Zurücknehmen läßt sich dieses Zugeständniß nicht mehr und nur noch darüber wird gestritten, ob dasselbe anreizend oder beruhigend wirken werde. — Dafür, daß die erste von den beiden Eventualitäten die wahrscheinlichere ist, liegen bereits gegenwärtig Belege der verschiedensten Art vor. Unter Anderen wird in Betracht kommen, daß die am Tage des Clemenceau'schen Antrages vom Senate beschlossene Streichung von Artikel 5 des neuen Associations- (Syndicats-) Gesetzes die Regierung in die peinliche Lage gebracht hat, sich auf das Scheitern des einzigen Gesetzes einrichten zu müssen, das seit Jahr und Tag zu Gunsten der Arbeiter geplant und demgemäß bei den verschiedensten Gelegenheiten als Paradepferd vorgeritten worden war. Die Arbeiter-Associationen als solche will auch der Senat zulassen — bedenklich erscheint demselben indessen das diesen Genossenschaften zugedachte Recht, sich unter einander „coaliren" zu dürfen. Die praktische Bedeutung dieses Rechts zur Verbindung unter verschiedenen Genossenschaften wird vielfach bestritten und dem Senate entgegengehalten, daß nichts die Arbeiter eines und desselben Gewerbes hindern könne, eine das ganze Land umfassende große Genossenschaft zu bilden, — zu Verbindungen zwischen verschiedenen Berufsgenossen fehle aber jede Veranlassung. Ob dieses Argument durchschlagen wird, ist die Frage. Besteht der Senat auf seinem Willen und kommt das Syndicatsgesetz demnach zu Falle, so würde das eine erhebliche Erschwerung der Lage der Regierung bedeuten, die ohnehin mit immer neuen Verlegenheiten zu kämpfen hat. Die Befriedigung darüber, daß der Fortgang der Tonking-Angelegenheit bis jetzt ein über alles Erwarten günstiger gewesen ist, wird durch immer wiederkehrende finanzielle Sorgen auf das Empfindlichste gestört. Von Tag zu Tag tritt deutlicher hervor, daß die von dem Bonapartisten Buffet den letzten republikanischen Verwaltungen zum Vorwurf gemachte Verschwendungslust eine unwiderlegbare Thatsache ist und daß auch mit der beschlossenen neuen Anleihe nicht zu helfen sein werde, so lange es nicht gelingt, das Maß der Verpflichtungen herabzusetzen, welche die Regierungen der letzten siebenziger

und der ersten achtziger Jahre mit thörichtem und unbegreiflichem Leichtsinn auf die Schultern des Staates gewälzt haben. Was es damit auf sich gehabt, lehrt ein Beispiel besonders deutlich. Herrn Ferry's eigene Freunde leugnen nicht mehr, daß das behufs Durchsetzung des neuen Volksschulgesetzes eingeführte System der Staatszuschüsse zu Gemeindeschulbauten die verderblichsten finanziellen Folgen gehabt und die bedenklichsten Consequenzen nach sich gezogen hat. Nahezu eine Milliarde ist für Bauten solcher Art verausgabt worden, ohne daß ein Ende sich absehen ließe. Was den Einen Recht gewesen, ist den Andern billig, und da diese Andern immer noch die reichliche Hälfte der Gemeinden des französischen Staates repräsentiren, liegt die Befürchtung nahe, daß es zur Beschwichtigung der Unzufriedenheit derselben einer zweiten Milliarde, mindestens einer Summe von 500 Millionen Francs bedürfen wird. Während das Gesetz vorschrieb, daß nur solchen Gemeinden Beihilfe gewährt werden solle, welche Opfer in der Höhe der von dem Staate erbetenen Summen nachzuweisen vermöchten, hat die üble Gewohnheit der Nachgibigkeit gegen einflußreiche Deputirte mit sich gebracht, daß in der Mehrzahl der Fälle von jeder Controlle über die Erfüllung der erwähnten Bedingung, ja über das Vorhandensein eines wirklichen Bedürfnisses abgesehen worden ist. Auf solche Weise ist eine große Anzahl entbehrlicher Schulpaläste hergestellt und ein Präjudiz geschaffen worden, von dessen verderblichen Folgen kaum mehr loszukommen sein wird. Während die „Segnungen" des Ferry'schen Unterrichtsgesetzes auf sich warten lassen und wegen des Mangels an der gehörigen Zahl geeigneter Lehrer noch längere Zeit ausbleiben dürften, liegen die durch dasselbe hervorgerufenen Unbequemlichkeiten klar zu Tage. Allen Ernstes ist bereits davon die Rede gewesen, der schwer bedrängten Casse der Unterrichtsverwaltung durch die Einführung localer Schulsteuern zu Hilfe zu kommen und dabei über die verfassungsmäßige Vorschrift hinwegzusehen, nach welcher die Ertheilung des Volksschulunterrichts unentgeltlich geschehen soll.

Neben den großen Schwierigkeiten haben verschiedene kleinere das Ansehen der Regierung vom März v. J. zu gefährden begonnen. Hierher gehört außer dem anscheinend wieder beigelegten Streit über die Pensionsbedingungen der nunmehr zu Staatsbeamten gewordenen Pariser Polizeiwächter, die viel besprochene Angelegenheit der Pariser Lumpensammler und der Schädigung, welche denselben durch eine vorschnell erlassene Vorschrift des hauptstädtischen Polizeipräfecten angedroht worden war. Nicht die Sache selbst, sondern die Lebhaftigkeit, mit welcher nahezu alle Schichten der Bevölkerung und die meisten Preßorgane gegen den Präfecten und den hinter diesem stehenden Minister des Innern Partei ergriffen, hat den Eindruck gemacht, als ob die Combination Ferry-Waldeck-Rousseau ihren Schwerpunkt überschritten habe und als ob die Prophezeiung sich erfüllen werde, nach welcher der angebliche große Sieg vom October v. J. lediglich eine Fristung auf sechs Monate bedeuten sollte. — In der Pariser Regierungssphäre thut man freilich, als ob das gouvernement autoritaire fester denn jemals früher dastehe und als ob die wirthschaftliche Krisis mit der politischen Lage nichts gemein habe. Ist es doch dabei geblieben, daß Socialisten und Monarchisten sich nicht ernstlich zu regen wagen und daß die den Kammern zunächst stehenden Kreise nach andern als rein politischen Dingen nicht fragen. An zuversichtlichen Mienen lassen die Ferry und Genossen es nicht fehlen. Die neuesten Vorgänge der Nachbarländer werden von der inspirirten Presse in einem Tone besprochen, wie er vornehmer nicht sein könnte, wenn Frankreich noch auf der Höhe seines früheren Einflusses stünde. Der im vorigen Monate vollzogene spanische Ministerwechsel ist ebenso ungnädig vermerkt worden, wie Englands unverminderte Abneigung gegen Alles, was zur Wiederherstellung des französischen „Condominiums" über Aegypten führen könnte. Noch vor wenigen Tagen wurde die Behauptung, daß alle über Englands ägyptische Stellung hereingebrochenen Schwierigkeiten von der Ausschließung Frankreichs aus dem Nilthale herrührten, von der Regierungspresse so apodiktisch aufgestellt, als ob Herr Ferry jeder Zeit in der Lage sei, ein Expeditionscorps nach Suakim senden und den Sudan wieder erobern zu können. — Käme es auf die heutigen Pariser

Machthaber allein an, so wäre die Möglichkeit freilich nicht ausgeschlossen, daß inmitten einer Zeit wachsender finanzieller und wirthschaftlicher Bedrängniß des Landes ein neues Unternehmen in tunesisch-madagassisch-anamitischem Stile in Scene gesetzt und der Versuch angestellt würde, Frankreichs Selbstgefühl und internationale Stellung durch eine der Diversionen neu zu festigen, die man dem vielgescholtenen zweiten Kaiserthum nachgemacht hat.

Wenn in Frankreich an die Möglichkeit einer Wiederaufnahme des ägyptischen Spiels gedacht worden, so hat das in der Lage der englischen Dinge seinen Hauptgrund. Der Zukunft des Ministeriums Gladstone droht dieselbe ägyptische Angelegenheit, der diese Regierung ihre wichtigsten Erfolge zu danken gehabt hat, verhängnißvoll zu werden. Der ungünstige Eindruck, den die in der Thronrede angekündigte Absicht, die Beherrschung Aegyptens durch Räumung des Sudan zu erleichtern, dem britischen Volke gemacht hat, ist durch die Nachrichten von General Baker's neuer Niederlage zehnfach verstärkt worden. Der Nationalstolz bäumt sich gegen den Gedanken eines würdelosen Zurückweichens vor einem siegreichen Barbarenheere auf und die Staatsraison will nichts davon wissen, daß man die Uebernahme der Verwaltung eines feindlich gesinnten Landes mit der Preisgebung einer der wichtigsten Provinzen desselben einleitet. Mr. Gladstone's eigene Freunde vermögen sich der Erwägung nicht mehr zu entziehen, daß eine Auslieferung Chartums an den Mahdi Macht und Ansehen der Aufständischen verdoppeln, die Behauptung des rings von feindlichen Elementen umgebenen Suakim erheblich erschweren und den gesamten Rest der Autorität aufs Spiel setzen würde, welche England durch die Bewältigung der Militärrevolte von 1882 im nordöstlichen Afrika erworben hatte. — Von Tage zu Tage wird zweifelhafter, ob die Regierung dem Sturm, welchen ihr schwankendes und unkluges Verhalten heraufbeschworen, zu widerstehen vermögen wird. — An und für sich betrachtet, ist der der Thronrede zu Grunde liegende politische Feldzugsplan klug genug calculirt, um den Tories auch für den Fall eines Sieges ihrer Partei in den auswärtigen Fragen eine ziemlich unbequeme Position zu bereiten. Die Wähler, die der Partei Gladstone im April des J. 1880 zu ihren Sitzen verholfen haben, gedenken die vorgeschrittenen Whigs dadurch an ihre Fahnen zu fesseln, daß sie das populäre Losungswort „Wahlreform" auf das Banner der Regierung geschrieben und eine Erweiterung des Wahlrechts in den Grafschaften (auf dem flachen Lande) in Aussicht genommen haben. Mit der von einem großen Theile der Bevölkerung getheilten Anschauung, daß die Zukunft Englands von einer rechtzeitigen Demokratisirung seiner Verfassung abhängig sei und daß der aus den Tagen der Cobden und Bright herrührende neue „Entwurf zum ewigen Frieden" nur unter dieser Voraussetzung der Verwirklichung entgegengeführt werden könne, — mit dieser Auffassung trifft der Gladstone'sche Reformplan entschieden zusammen. Unwillkommen erscheint es allerdings, daß die geplante Maßregel auf Irland ausgedehnt werden müßte, wo derselbe zunächst nur der Partei Parnell zu Gute kommen würde, — derselben Partei, die die letzten Siege des Mahdi mit einem wahren Jubelgeschrei begrüßt hatte. Diese Concession erscheint indessen unvermeidlich, wenn die Irländer zur Unterstützung der neuen Parlamentsreform bestimmt werden sollen, und im Uebrigen sagt man sich, daß, wenn Mr. Gladstone über das irische Bedenken hinweg zu kommen vermag, die Jünger nicht bedenklicher zu sein brauchten, als der Meister. Daß des britischen Premiers französische Freunde diesem Plane lebhaften Beifall spenden und daß sie in demselben ein geeignetes Mittel sehen, die von der Thronrede neu verkündigte entente cordiale und die Position des ihnen alle Zeit willfährig gewesenen Cabinets zu befestigen, versteht sich von selbst. — Ohne den leidigen ägyptischen Zwischenfall, der Tags nach Verlesung der Thronrede in London bekannt wurde, wäre Mr. Gladstone mit Hilfe dieser populären Verkündigungen seinen Gegnern wahrscheinlich gewachsen gewesen. Zu seinen Gunsten sprach es, daß die gegenwärtig in Europa herrschende politische Windstille, die englische Theilnahme an den internationalen Fragen auf ein Geringes beschränkt hat und daß an der traurigen Lage der irländischen Dinge durch einen Regierungswechsel nichts

geändert zu werden vermöchte. Damit hängt zusammen, daß eine Regierungsänderung im Sinne der Tories zunächst überhaupt noch nicht in Frage kommt. Treffen vom oberen Nil keine rettenden Posten ein, und wird das von der Opposition eingebrachte Tadelsvotum angenommen, so soll zu einer Parlamentsauflösung und zu sofortiger Ausschreibung neuer Wahlen geschritten werden. Die Regierungspartei würde unter dem Zeichen der Reform in die Wahlschlacht gehen und die Möglichkeit eines unter diesem Zeichen erfochtenen Sieges keineswegs ausgeschlossen sein; da der hochbetagte Führer der Liberalen sich bereits seit geraumer Zeit mit der Absicht trägt, in das Privatleben zurückzutreten, ließe sich unschwer eine neue whiggistische Combination ausfindig machen, welche dem nationalen Unwillen über die in Aegypten eingetretene Wendung die gehörige Rechnung trüge, ohne das System selbst zu gefährden.

Der peinliche Eindruck, den der resultatlose Ausgang der Verhandlungen über die Staatssprache in Oesterreich hinterlassen hat, ist rascher, als sich erwarten ließ, verblaßt. Die Verkündigung des Ausnahmezustandes für Wien und Umgebung, die daran geknüpften Debatten des Reichsraths-Ausschusses und die Mittheilungen, welche Graf Taaffe über Umfang und Bedrohlichkeit der socialdemokratischen Agitation gemacht hat, stehen so vollständig im Mittelpunkte der öffentlichen Aufmerksamkeit des westlichen Oesterreich, daß man die Schärfe und Unversöhnlichkeit der nationalen Gegensätze mindestens für einen Augenblick vergessen und sich der Empfindung hingegeben hat, daß es immer noch Angelegenheiten gebe, an denen alle Angehörige des vielgliederigen Kaiserstaates das gleiche Interesse haben. Von der wichtigsten dieser Angelegenheiten, dem der Gewerbe-Commission bereits zu Ende des vorigen Jahres zur Prüfung überwiesenen Gesetzentwurf betr. die Unfallversicherung, ist seit einiger Zeit nichts mehr zu hören gewesen. Die bei Gelegenheit der Generaldebatte erhobenen Einwendungen richteten sich vornehmlich gegen diejenigen Bestimmungen, in denen der österreichische Entwurf von dem deutschen abweicht, namentlich dagegen, daß die Arbeiter zur Aufbringung der Entschädigungskosten mit herangezogen werden sollten. An diesen Bedenken wird der Gesetzentwurf indessen nicht scheitern, da zur Widerlegung derselben außerordentlich wenig gehört. Bei uns konnte man auf die Beiträge der Arbeiter ohne Verletzung der Gerechtigkeit Verzicht leisten, weil die Krankencassen die Unkosten für alle, auch die durch Unfälle verursachten Erkrankungen während der ersten 13 Wochen, Sorge zu tragen haben, und weil die Arbeiter zu diesen Cassen beisteuern. Eine analoge Bestimmung ist für Oesterreich nicht möglich gewesen, weil die Ungleichartigkeit des Cultur- und Bildungszustandes in den einzelnen Reichstheilen eine einheitliche Regelung des Krankencassenwesens wohl noch für längere Zeit ausschließen wird. Die Unfallversicherung hat es wesentlich mit großen, fabrikmäßig eingerichteten Betrieben zu thun, deren Beaufsichtigung ungleich leichter auszuführen ist, als eine Controlle der beständig fluctuirenden, großen Theils auf niedriger Bildungsstufe stehenden Elemente des Kleingewerbes, die bei der Bildung des Krankencassenwesens mit in Betracht kommen. — Die gesteigerte Theilnahme der österreichischen Politiker an den Zuständen der arbeitenden Classen wird voraussichtlich dem Unfallversicherungs-Gesetze zu Gute kommen; ein Zustandekommen desselben würde auch in rein staatlicher Hinsicht als hoher Gewinn anzusehen sein und dem deutsch-österreichischen Elemente vielfache Gelegenheit zur Bethätigung des geistigen Uebergewichtes bieten, welche dasselbe in Anspruch nimmt. Die von den Vorgeschrittenen der „verfassungstreuen" Linken wiederholt angerathene Abstinenz-Politik erscheint darum im gegenwärtigen Augenblicke noch widersinniger, als sie es überhaupt ist. Wollte die deutsch-liberale Partei sich von der Theilnahme an der wichtigsten Arbeit ausschließen, die seit Jahr und Tag auf der Tagesordnung des Kaiserstaats gestanden, so würde sie sich mit den staatsfeindlichen Nationalitätsfanatikern der slawischen Gruppen auf die gleiche Stufe stellen. An der Möglichkeit, die gesunden Elemente der verschiedenen Gruppen zu einer österreichischen Staatspartei zu vereinigen und innerhalb derselben einem aus den Schranken des einseitigen Nationalismus herausgehenden Deutsch-Oesterreicherthum die führende Stellung zu sichern, an

dieser Möglichkeit braucht noch nicht verzweifelt zu werden. Kommt es erst zu der an und für sich unvermeidlichen Auseinandersetzung zwischen Slawen und Nichtslawen der östlichen Reichshälfte, so werden die Anschauungen über das Verhältniß der verschiedenen Rassen sich auch diesseits der Leitha verändern müssen und die hergebrachten alten Formeln vollends unzureichend werden.

Zur Zeit ist davon allerdings noch nicht die Rede. Auf die Periode der heftigen Erschütterungen innerhalb der süd- und westslawischen Völker scheint ein momentaner Rückschlag eintreten zu sollen. Die Schließung des kroatischen Landtags ist anscheinend folgenlos vorübergegangen, — in Serbien hat die Regierungspartei einen Sieg erfochten, dessen Früchte auch den benachbarten österreichisch-ungarischen Landschaften zu Gute kommen werden und der in Bulgarien fortdauernde Hader zwischen der Regierung und dem Vertreter der russischen Herrschaftsansprüche wird einstweilen als rein häusliche Angelegenheit behandelt. Dem russischen Gesandten in Sofia ist es gelungen, die der conservativen Partei angehörigen Mitglieder des im September v. J. gebildeten Cabinets zu verdrängen, die Ausweisung zweier Vertreter der officiösen Presse und die Aufhebung der bulgarischen diplomatischen Agentur in Petersburg durchzusetzen, — daß die öffentliche Strömung dem russischen Einflusse ungünstiger wird und daß Fürst Alexander I. sich in dem Vertrauen des Volks sichtlich befestigt, vermögen Herr Jonin und dessen Verbündete indessen nicht zu hindern. — Darüber, wie diese Politik der Unterminirung der in Bulgarien gesetzlich bestehenden Ordnung mit der vielbesprochenen Annäherung Rußlands an den mitteleuropäischen Friedensbund in Einklang zu bringen ist, schweigt die Geschichte. Man läßt es geschehen, daß die linke Hand nicht weiß, was die rechte thut, und begnügt sich einstweilen mit den an der russischen Centralstelle herrschenden friedlichen Dispositionen. Sollte die Nachricht bestätigt werden, nach welcher einer der hervorragendsten Vertreter der europäisch gesinnten Friedenspartei in Rußland, der bisherige Pariser Botschafter Fürst N. A. Orlow Herrn von Saburow's Nachfolger in Berlin wird, so tritt vielleicht auch in der Behandlung der südslawischen Dinge ein Wandel ein. Zur Zeit erinnert die Behandlung derselben noch unverkennbar an das System, welches Graf Ignatiew in Constantinopel befolgt hatte. Entscheidend wird auch in dieser Rücksicht die Gestaltung der inneren Verhältnisse Rußlands sein, deren Einfluß auf die auswärtigen Beziehungen der St. Petersburger seit dem Jahre 1876 beständig zugenommen hat. Für die Beurtheilung dessen, was aus dem Auf und Nieder der beständig wechselnden innerrussischen Stimmungen wird, fehlen freilich alle Anhaltspunkte. Aus der „conservativen" Kundgebung, zu welcher der Adel des Gouvernements Moskau bestimmt worden ist, lassen sich ebensowenig sichere Schlüsse ziehen, wie aus den neuerdings eingelaufenen Meldungen von einer bevorstehenden Zurücknahme des den baltischen Protestanten im J. 1865 gemachten Zugeständnisses betreffend die Glaubensfreiheit der in gemischten Ehen erzeugten Kinder. Die russischen Verhältnisse haben unverändert den fragwürdigen Charakter beibehalten, der ihnen seit sieben Jahren anhaftet, und an denen die Giers und Tolstoy ebensowenig zu ändern vermögen, wie früher die Loris-Melikow und Ignatiew.

Literarische Rundschau.

Goedeke's Grundriß.

Grundriß zur Geschichte der Deutschen Dichtung. Aus den Quellen von Karl Goedeke. Drei Bände. Dresden, Ls. Ehlermann. 1856—1881.

Ein großartiges Werk deutscher Gelehrsamkeit hat seinen Abschluß gefunden nach fünfundzwanzigjähriger Arbeit. Wer in deutscher Literaturgeschichte näher oder ferner zu schaffen hat, kennt Goedeke's „Grundriß" als das unentbehrlichste Arbeitszeug; nun das Werk abgeschlossen, wird es auch bei den Liebhabern, bei denen, welche unsere literarische Entwicklung in ihrer Mannigfaltigkeit und Massenhaftigkeit zu überblicken wünschen, sein Publicum finden. Will man feststellen, was eine wissenschaftliche Arbeit werth ist, so wird die beste Probe die sein, daß man sie aus der Welt hinwegdenkt, und fragt: was war vorher? Nur mit Schaudern vermag der Literarhistoriker gegenüber Goedeke's Buch sich in diese Vorstellung zu versenken: wo jetzt die Fülle herrscht, sieht er ein Vacuum (denn des alten Koch fleißige Arbeit ist längst unbrauchbar geworden), — und beruhigt kehrt er zum Besitze zurück, wo er denn im Rechte behaglich wohnen mag. Wer je eine literarhistorische Arbeit unternommen hat, empfand die Unentbehrlichkeit des Buches; der bequemste Ausgangspunkt, der nächste und selten trügende Rathgeber für Alle ist Goedeke.

Nicht als ob nun jede Notiz, jede Zahl und jeder Name unter den Tausenden, die Goedeke in nie vorher erreichter Menge mit dem zähesten Fleiße zusammentrug, unbedingt zuverlässig wäre! Im Gegentheil, mancher Irrthum hat sich eingeschlichen, und wer selbständig Einen bestimmten Zeitraum, das Schaffen Eines Schriftstellers erforscht, wird oft genug Gelegenheit zu Richtigstellungen haben. Aber es wäre höchst ungerecht, diese Einzelheiten aufzubauschen, höchst wohlfeil, auf sie überlegen herabzublicken, wo das Ganze als ein so einziges Werk hingebender Treue dasteht.

Mit Recht verwahrt sich der Verfasser dagegen, daß man seine Arbeit nur als ein Nachschlagebuch ansehe. Er ist kein trockener Sammler und Bücherwurm, sondern ein selbständiger Forscher von sehr ausgesprochenen Ueberzeugungen; und er meinte, als er einst die Arbeit begann, nur den Grundriß zu zeichnen für die eigene künftige Arbeit, eine Geschichte der deutschen Literatur, die auf den gezogenen Linien er selbst ausführen wollte. Diesen Plan hat er nun freilich aufgeben müssen, aber er hat in der Anordnung und Eintheilung des Ganzen, das sich von den ältesten Zeiten bis zur französischen Revolution von 1830 bewegt, in zahlreichen Urtheilen, die bald zur lebhaften Zustimmung, bald zum entschiedenen Widerspruch anregen, Gelegenheit genug gefunden, seine Individualität zur Geltung zu bringen. Goedeke's Jugend fiel noch in die Zeit, wo das junge Deutschland die lauteste Stimme führte; im Gegensatz zu der laxen Moral, welche dieses verkündete, hatte sich in ihm, ähnlich etwa wie in Julian Schmidt, eine strenge Neigung für das Gesunde und Sittliche ausgebildet, die das Entscheidende für sein Empfinden blieb. Sein ungerechtes Urtheil über Heine, den „verderblichsten aller neueren Poeten" erklärt sich hieraus. Mehr können auch wir Jüngeren ihm zustimmen, wenn er Grillparzer und Raimund zu den rechten Ehren verhilft. Ueberhaupt ist seine Behandlung der Wiener Dramatik, durch ihre übersichtliche Gründlichkeit musterhaft, und das Princip, nach Landschaften zu theilen, bewährt sich hier vortrefflich.

Doch wir wollen uns nicht in Einzelheiten verlieren, für die hier nicht der Ort ist, und zum Schluß nur noch die Hoffnung aussprechen, daß es Goedeke vergönnt sein möchte, auch die Fortsetzung seines Grundrisses auf die Gegenwart, zu dem er sich, wie es heißt, nun doch noch entschlossen hat, so glücklich zu vollenden, wie diese inhaltsreichen Bände.

Otto Brahm.

βϱ. **Logik.** Eine Untersuchung der Principien der Erkenntniß und der Methoden wissenschaftlicher Forschung von Wilhelm Wundt. Zweiter Band. Methodenlehre. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1883.

Kaum ist die lebhafte Discussion verhallt, welche der erste Band der Wundt'schen Logik erregt hatte, so werden wir durch das Erscheinen des zweiten Bandes erfreut. Der erste Abschnitt behandelt die allgemeine Methodenlehre; der zweite die Logik der Mathematik, der dritte führt die Ueberschrift von der Logik der Naturwissenschaften (Physik, Chemie, Biologie), der vierte endlich umfaßt die Logik der Geisteswissenschaften (Geschichtswissenschaft, Gesellschaftswissenschaft, Philosophie). Besonders die im zweiten, vorliegenden, Band behandelten Probleme, wie sie voller Schwierigkeit sind, stehen in engster Verbindung mit dem wissenschaftlichen Leben der Gegenwart. Ihre Bearbeitung erfordert außer philosophischem Sinn und logischer Schärfe noch eine beträchtliche Menge von Kenntnissen großer und weit von einander getrennter Gebiete. Dies Werk beweist auf's Neue, daß Wilhelm Wundt alle diese Forderungen der Sache ganz ausgezeichnet erfüllt. Freilich bedarf seine gründliche Vielseitigkeit nicht mehr unsrer Anerkennung, sie läßt sich nur wieder anstaunen. Wir glauben, daß diese Art philosophischer Arbeit und Darstellung nicht nur höchst sachgemäß, sondern auch vortrefflich geeignet ist, der Philosophie Ansehen zu verschaffen und die Zahl derjenigen zu vermehren, welche von jeder beliebigen Wissenschaft aus sich ihr zuwenden. Und dieser letztere Erfolg wäre gewiß höchst werthvoll.

σ. **D. M. Luther's Schmalkaldische Artikel.** Herausgegeben von Dr. Karl Zangemeister. Heidelberg, C. Winter's Univ.-Buchh. 1883.

Das Autograph der von Luther selbst geschriebenen Confession von 1537 befindet sich in der Universitätsbibliothek zu Heidelberg. Dasselbe wurde zwar schon mehrfach edirt, aber in theilweise mangelhafter Entzifferung. Die Hauptschwierigkeit machte das Titelblatt, das verwaschen und verblaßt ist, aber ein merkwürdiges Motto von Luther's Hand enthält, welches sagt, was der Verfasser mit seinen Artikeln wollte. Früher hat sich Marheineke, Professor der Kirchengeschichte in Heidelberg, ehe er nach Berlin kam, mit der Lesung dieser Zeilen bemüht, zuletzt Oberkirchenrathspräsident Dr. Hermann. Die richtige Entzifferung gelang aber erst dem gegenwärtigen Oberbibliothekar der Heidelberger Universität, Dr. Zangemeister. Er erkannte, daß der Schluß des Mottos ein Citat sei und da er das Wort malitia deutlich las, machte er mit Hilfe der Concordanz den Spruch Mth. 6, 34 als die angezogene Stelle ausfindig. Während Herrmann las: Ut non sit opus praeter has molestias fingere alias; quas novimus sufficiunt, ut sit malitiae finis, stellte Zangemeister den kräftigen Schluß wieder her: quia monemur: 'Sufficiat diei malitia sua'. „Es genügt, daß jeder Tag seine eigene Plage habe", übersetzte Luther diesen Spruch selbst und indem er ihn hier beizieht, bezeichnet er sein Bekenntniß als Schrift des Tages für das Bedürfniß des Tages. Auch andere Richtigstellungen des Textes geben Zangemeister's Arbeit einen hohen Werth. Das ganze Autograph Luther's ist in dem Buche facsimilirt, so daß jede Lesung des Heidelberger Paläographen controllirt werden kann. Durch die gleichfalls facsimilirten Unterschriften bietet die Edition zugleich Handschriftenproben der sämmtlichen namhafteren deutschen Reformatoren, so daß das Werk schon darum auf keiner Bibliothek fehlen dürfte.

βxφ. **Friedrich Preller.** Ein Lebensbild von Otto Roquette. Frankfurt a. M., Literar. Anstalt, Rütten und Loening. 1883.

Wer diese wohlgeordnete und behaglich geschriebene Biographie durchlesen hat, wird darüber mit sich einig sein, einmal, daß Preller's Leben der Aufzeichnung werth und zweitens, daß der Verfasser seiner Aufgabe gerecht geworden sei. Jedes Capitel hat seine Abrundung und besonderes Interesse, man steigt voll von den besten Gesinnungen für den werdenden Meister seine Ruhmesleiter mit ihm empor und freut sich über die bedeutende Stellung, die er in seinen letzten Jahren in Weimar einnahm, das ihn von Kindesbeinen an aufwachsen sah und wo er sein Leben lang gearbeitet hat. Unserem Gefühle nach sind die mitgetheilten Kunsturtheile Preller's sowie dessen italienische Tagebücher etwas zu breit, allein es ließe sich darauf erwidern, daß Bücher wie dieses eine gewisse räumliche Ausdehnung brauchen wenn sie die rechte Wirkung thun sollen. Auch wird Jedermann sich gern über eine italienische Reise umständlich berichten lassen. Da jedoch ähnliche Tagebücher über Preller's Reisen in nördlicher Richtung nicht vorhanden sind und da sein Talent in seinen nordischen Landschaften gewiß eben so kräftig zu Tage tritt als in den südlichen, so wird durch die literarische Bevorzugung der Reisen in Italien dem, was er diesem Lande verdankte, ein etwas zu starkes Gewicht gegeben. Vielleicht hätten, wenn Briefe gleich den aus Italien geschriebenen fehlten, eine Anzahl von Preller's bedeutendsten Darstellungen nordischer Natur beschrieben werden können. Ungemein anmuthig ist Preller's bescheidener Liebesroman mit seiner Frau in die Anfänge der Erzählung hineingeflochten.

ϱ. **Deutsche Lyrik der Gegenwart** seit 1850. Eine Anthologie mit biogr. u. bibliogr. Notizen. Herausgegeben v. Ferdinand Avenarius. Aus den Quellen. Zweite verbesserte u. sehr vermehrte Auflage. Dresden, Louis Ehlermann. 1884.

Der Herausgeber, der sich auch als geschmackvoller Dichter einen Namen gemacht hat, gibt uns in der vorliegenden Sammlung ein möglichst objectiv gehaltenes Bild der deutschen Lyrik seit 1850. Nicht der Zufall oder die Willkür haben bei der Herstellung dieses Werkes gewaltet: es ist eine sehr ernste, gewissenhafte Arbeit, nach festen Principien, welche der Herausgeber in den beiden Vorworten zur ersten und zweiten Auflage darlegt und denen er mit geringen Abweichungen treu geblieben ist. Gänzlich hat auch er sich von den conventionellen Namen unserer jüngsten Periode nicht frei machen können oder wollen; wogegen wir einen Lyriker ersten Ranges, wir meinen Franz Dingelstedt, in dieser Anthologie vermissen. Gedichte, wie die „Drei Stücklein aus dem Todtentanz zu München 1854", mit

dem herrlichen „Epilog“, oder eines und das andere der nach 1830 entstandenen „Hauslieder“, so das äußerst charakteristische „Meinen Enkeln in Triest“ durften in einer repräsentativen Sammlung nicht fehlen. Dagegen verdanken wir derselben die Bekanntschaft mit manch einem Talent, das eben erst aufgeblüht oder — schon wieder vergessen ist, wenn es überhaupt jemals recht zur Geltung gekommen. Durch den Hinweis auf den (1861) früh verstorbenen August Wolf und die Mittheilung mehrerer seiner Gedichte hat der Herausgeber sich ein Verdienst erworben, welches wir ihm hoch anrechnen. Dieser Dichter, der uns — wir wollen es gestehen — bis auf den Namen unbekannt war, ist eine Persönlichkeit; düster aber stark und männlich, gedankenreich, formvollendet, mit epigrammatischer Schärfe begabt: so tritt er uns schon deutlich aus diesen sieben Gedichten entgegen, deren Zahl in einer folgenden Auflage vermehrt werden dürfte. Der etwas in Mißcredit gekommenen Lyrik unserer Tage den Weg zu den höheren Lebenssphären der Gereiften und Gebildeten wieder zu eröffnen ist die schöne Aufgabe dieser Sammlung, der es an Erfolg nicht gefehlt hat, noch weiterhin fehlen wird.

ϱ. **The Scottish Review.** Nr. 4. September; Nr. 5. December 1883. Paisley and London, Alex. Gardner.

Fünf Bände dieser sorgfältig geleiteten und gut geschriebenen Vierteljahrsschrift liegen vor; über den ersten haben wir in einem früheren Bande der „Rundschau“ (XXXIV, S. 159, 1883) berichtet. In ihren wesentlichen Zügen ist die Haltung dieselbe geblieben; aber der Inhalt ist reicher geworden und das Interesse darum allgemeiner. Schottland und die Kirche sind in jedem dieser Bände vertreten und wie wir der Wahrheit gemäß hinzufügen müssen in einem nichts weniger als particularen und engen Sinn. Ein Wort, wie dasjenige, welches wir auf einer Seite des 5. Bandes finden: „Scotland is quite able, and should be willing, to maintain a literature of her own“, bestätigt unsern Vordersatz ohne den Nachsatz aufzuheben. Vielmehr haben die Schriftsteller dieser Revue, wiewohl man mit ihnen so zu sagen immer auf schottischem und kirchlichem Grund und Boden steht, dennoch einen weiten Horizont; auch das ihrem Standpunkt Entgegengesetzte behandeln sie mit Ernst und Achtung, ihre Polemik ist würdevoll und nirgends wird ihr ästhetisches Urtheil weder durch ihr nationales noch durch ihr religiöses Credo beeinflußt. Ihre hohe Schätzung Carlyle's verhindert sie nicht, nach der unglücklichen Publication von „Mrs. Carlyle's Letters“ auch die tiefen Schatten seines Charakters anzudeuten; andrerseits rehabilitiren sie, neueren Herabsetzungen gegenüber, das glänzende Bild Lord Macaulay's und erkennen willig, neben Tennyson und Browning, die repräsentative Bedeutung eines so „revolutionären“ Dichters wie Swinburne an. Selbst Zola wissen sie gerecht zu werden, indem sie zum Nutzen und Vergnügen ihrer Leser seine Schilderung eines Pariser Hauses aus „Pot-Bouille“ reproduciren. Besonders anzuerkennen sind die in der „Scottish Review“ enthaltenen Studien zur neuesten amerikanischen Literatur, von welchen der vierte Band in einem Essay über Walt Whitman ein sehr bemerkenswerthes Beispiel gibt. Ein Artikel (im fünften Band), über Renan's „Souvenirs d'Enfance et de Jeunesse“ verfährt nicht gerade schonend mit dem eminenten Schriftsteller, „who has renounced Christianity“, enthält schließlich aber auch nichts, was dem Verf. der „Vie de Jésus“ nicht schon, sogar von der freisinnigen deutschen Kritik gesagt worden wäre. Der Artikel desselben Bandes über Martin Luther ist sehr vernünftig und der über Charles Dickens zeigt, wie bereits jetzt, nicht volle vierzehn Jahre nach dem Tode des noch immer populärsten englischen Romanschriftstellers, das Urtheil über denselben sich zu verändern beginnt. In dem ausgezeichneten Aufsatz „the Irish Language“ wird der deutschen Sprachforschung, in einem andern, „The Theory of St. Paul“, der deutschen theologischen Wissenschaft eine warme Huldigung dargebracht und in den „Summaries of foreign Reviews“ auch die deutsche periodische Literatur hinreichend berücksichtigt. Diese Andeutungen werden genügen, um zu zeigen, wie mannigfaltig das neue „Quarterly“ ist, und wie sehr es der Beachtung des deutschen Publicums empfohlen zu werden verdient.

ϱ. Eine Reihe neuer, interessanter Publicationen der **„Collection of British Authors“** (Leipzig, Tauchnitz) liegt vor uns. Von Henry James, dem fruchtbaren amerikanischen Novellisten, erhalten wir ein Bändchen „French Poets and Novelists“, welches sich ganz angenehm liest. Wie man aber die beiden Ampère, Vater und Sohn, den berühmten Physiker und den ausgezeichneten Sprachforscher und Literarhistoriker, überhaupt unter die „Poeten und Novellisten“, und Turgenjew unter die französischen Poeten und Novellisten subsummiren kann, ist uns unerfindlich. Auch die Skizze über das Théâtre français gehört, streng genommen, nicht in diesen Zusammenhang, da sie nicht die dramatischen Dichter und ihre Stücke, sondern die darstellenden Künstler und einige neuere Aufführungen behandelt. Einheitlicher im Inhalt und in der Form ist Miß Thackeray's „A Book of Sibyls“, eine höchst liebenswürdige geistvolle Charakteristik der vier „Sibyllen“ Mrs. Barbauld, Miß Edgeworth, Mrs. Opie, Jane Austen, und in geistvoller Anspielung der fünften Sibylle, Mrs. Oliphant, zugeeignet. — Ein sehr anziehendes Buch ferner sind die „Reminiscences of Court and Diplomatic Life“ von Georgiane Baroneß Bloomfield, Gemahlin des bekannten englischen Staatsmanns, welcher zuerst (1844—51) außerordentlicher Gesandter in Petersburg, dann, von (1851—60) in Berlin und zuletzt (bis 1871) Botschafter in Wien war. Lady Bloomfield beobachtet fein und schreibt graziös und ihre Reminiscenzen gewähren die werthvollsten Einblicke in das Hof- und diplomatische Leben Europa's während der ereignißreichen Zeit von der Thronbesteigung der Königin Victoria (deren Bild den I. Band schmückt) bis zur Beendigung des deutsch-französischen Krieges. — „The real Lord Byron“ von J. C. Jeafferson ist in England nicht mit unbedingter Zustimmung aufgenommen worden; und eigentlich Neues enthält das dreibändige Werk nicht. Aber als eine geschickte Zusammenfassung alles dessen, was über den großen britischen Dichter bekannt

geworden, wird man es immerhin mit Antheil lesen, wenn es auch gleich den Schleier nicht hebt, der über manchem Punkte seines Lebens noch ruht. — Ouida ist durch einen Band „Frescoes and other stories", Rhoda Broughton durch den zweibändigen Roman „Belinda" vertreten; W. D. Howells durch „Their wedding party" und Frances Hodgson Burnett (wie man muthmaßt die Verfasserin oder Mitverfasserin des vor zwei Jahren so großes Aufsehen erregenden politischen Romans „Democracy") durch den in derselben Sphäre sich bewegenden Roman „Through one administration". Wir sind Herrn von Tauchnitz sehr dankbar dafür, daß er fortfährt, uns mit den hervorragendsten Erscheinungen der amerikanischen Literatur auf dem Laufenden zu erhalten. Aber auch die deutsche Literatur geht nicht leer aus. Die „Collection of German Authors" bringt in gelungener Uebersetzung die auch bei uns mit verdientem Beifall aufgenommene „Klytia" von George Taylor, einem Namen, der sehr englisch klingt, hinter welchem aber, wie wir versichern zu können glauben, ein ausgezeichneter deutscher Gelehrter sich verbirgt.

βρ. **Pindar:** the Nemean and Isthmian odes, with notes explanatory and critical, introductions, and introductory essays, by C. A. M. Fennell, M. A. Late fellow of Jesus College, Cambridge. Edited for the Syndics of the University press. Cambridge: at the University press. 1883.

Außer dem im Titel aufgezählten Inhalt enthält das Buch noch 274 Fragmente und 3 instructive Indices. Die Olympischen und Pythischen Oden sind in gleicher Weise in einem früheren Bande bearbeitet. Wir freuen uns, hier eine durchaus wissenschaftliche philologische Arbeit in Deutschland empfehlen zu können. Fleiß, Sorgfalt, gute Kenntnisse, gewissenhafte Benutzung der Literatur erwecken einen sehr günstigen Eindruck. Die gute Aufnahme, welche der erste Band auch in Deutschland gefunden hat, ist, meinen wir, dem vorliegenden Bande ebenso sicher. Die sehr ausführlichen Anmerkungen kommen besonders dem Anfänger auf's Beste zu Hilfe.

οβ. **Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts.** In Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1883.

Das dankenswerthe Unternehmen Seuffert's, von dessen glücklichem Anfang wir unsern Lesern seiner Zeit berichtet haben, ist in steter, ruhiger Ausbildung begriffen. Fünfzehn Hefte liegen bereits vor, welche Dichtungen aus verschiedenen Epochen unserer Literatur, von Klopstock und Gleim bis auf die Tage der Romantik in guter Auswahl und treuen Drucken dem modernen Publicum wieder vorlegen. Die brausende Werdezeit unserer classischen Literatur, welche man die Sturm- und Drangperiode zu nennen pflegt, ist in ihnen besonders bevorzugt. So ist von Heinrich Leopold Wagner, Goethe's Jugendgenossen, die übermüthige Satire „Voltaire am Abend seiner Apotheose", und das bürgerliche Trauerspiel „Die Kindermörderinn", in welchem er die Gretchentragödie geplündert hat, neu aufgelegt worden, so die „Frankfurter Gelehrten-Anzeigen von 1772", jenes kritische Organ, in dem einst der 22jährige Goethe sich seine Sporen als Recensent verdient hat. Wilhelm Scherer hat in diesem Blatte (Deutsche Rundschau, 1878, Bd. XVII, S. 62) zuerst Goethe als Journalisten lebendig geschildert und auf die reichen Schätze hingewiesen, welche in der Frankfurter Zeitschrift verborgen sind; er hat jetzt auch, im Verein mit B. Seuffert, die neue Ausgabe besorgt, die allen Freunden Goethe's eine unerschöpfliche Quelle von Anregung und Genuß sein wird.

σχ. **Goethe, Campagne in Frankreich.** Edition nouvelle avec une introduction, un commentaire et une carte par A. Chuquet. Paris, Ch. Delagrave. 1884.

Goethe's „Campagne in Frankreich" ist seit einiger Zeit der Gegenstand sorgfältiger Studien geworden, an denen sich von deutscher Seite besonders unser geehrter Mitarbeiter, Herr Professor Hüffer in Bonn, von französischer Seite M. A. Chuquet, der Redacteur der Pariser „Revue critique", betheiligte. Der letztere hat soeben eine sorgfältige Ausgabe des Buches veranstaltet, welche auch deutsche Leser mit Vergnügen und Nutzen zur Hand nehmen werden. Nicht nur daß Einleitung und Anmerkungen die Vertrautheit ihres Verfassers mit der deutschen Sprache und Literatur in erfreulicher Weise bekunden. Nicht nur daß die sachlichen Nachweisungen und Richtigstellungen manche willkommnen Aufschlüsse gewähren und das Urtheil über die Treue von Goethe's Aufzeichnungen bestätigen helfen. Es ist auch an sich werthvoll und wohlthuend, einem Franzosen zu begegnen, der sich mit wahrer Liebe als ein menschlich Theilnehmender und künstlerisch Nachempfindender in unsern größten Dichter vertieft und diese Erinnerungsblätter an einen Krieg durch eindringendes Studium fast zu einem Symbole des Friedens gemacht hat. Wenigstens wollen wir es nur im friedlichen Sinne verstehen, wenn er mit den Worten Goethe's schließt: „Die Vorsehung hat tausend Mittel, die Gefallenen zu erheben und die Niedergebeugten aufzurichten." Tausend Mittel, nicht bloß das eine der Revanche!

ρ. **Ariost's Rasender Roland.** Die schönsten Episoden des Gedichtes nach der Uebersetzung von Johann Diederich Gries. Zwei Bände. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1883.

Wie der Titel besagt, erhalten wir hier nur Episoden des berühmten Gedichtes in der Gries'schen Uebersetzung. Die mitgetheilten Stücke sind mit Verständniß ausgewählt und durch Inhaltsangaben vervollständigt. Der Leser lernt auf diese Weise die „schönsten Stellen" des Gedichtes kennen, und wird vielleicht angeregt, es nun in seinem vollen Umfang zu genießen, wie der Dichter es schuf. Zur ersten Einführung mag die vorliegende Auswahl genügen. Sie wird eingeleitet durch ein Essay über „Ariost und seine Zeit", welches sich vornehmlich auf die einschlägigen Werke von C. L. Fernow und Jakob Burckhardt stützt; sowie durch eine dankenswerthe Lebensskizze des Uebersetzers, J. D. Gries, welche den wesentlichen Inhalt einer bis jetzt nur als Manuscript gedruckten und nicht in den Buchhandel gekommenen Biographie reproducirt. Eine

vorzügliche Ausstattung, klarer Druck, festes weißes Papier und modester, aber geschmackvoller und haltbarer Einband gereichen dem Werke zur Empfehlung.

oβ. **Simplicitas** von Marie von Olfers. Berlin, Wilhelm Hertz. 1884.

Ein nach Gehalt und Form eigenartiges Werk. Die feinsinnige Erzählerin führt uns in märchenhafte Regionen und berichtet von den merkwürdigen Schicksalen der jungen Simplicitas, der Tochter eines hexenhaften Weibes, die in träumerischer Unschuld dahinlebt, mit einem Fluche, den sie nicht versteht, in die Welt geschickt wird, den Menschen Unheil zu bringen und die wirklich in Verderben und Tod jene führt, welche ihrer Schönheit Macht gehorchen. Denn das einfältige Kind will nur Freude und sonnige Tage für sich, sie weiß nicht was Liebe ist, sie flieht den Schmerz und das Leben in den Andern. Mannigfache Begegnungen, mit dem Müller und der Müllerin, mit einem Vogelfänger, mit einem Ritter aus altem Adelsgeschlecht erlebt Simplicitas, alle, auch die Ehe, die sie mit Sever schließt, schlagen zum Unheil aus, oft droht ihr der Tod, bis zuletzt die Mutterliebe ihr den Sinn aufschließt für die tieferen Mächte des Menschenlebens und sie, für ihr Kind sich willig opfernd, fällt und büßt. Wald und Kloster, Burgen und Felshöhlen geben das Local für diese Dichtung her, und auch sie leihen ihr den Charakter des Märchenhaften — obgleich Wunder und das Eingreifen eines Uebernatürlichen ausgeschlossen bleiben. „Zeit: die poetische", wie Hebbel sagt. Zuweilen verführt die Leichtigkeit der Formgebung die Verfasserin zur Breite, und auch manche der reichlich eingestreuten lehrhaften Reflexionen sähen wir gerne getilgt; aber doch folgen wir dankbar dieser seltsam-schönen Dichtung, die in reizvollen, stets wechselnden Rhythmen an uns vorüberzieht.

ϱ. **Deutscher Litteratur-Kalender** auf das Jahr 1884. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Sechster Jahrgang. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Der Kalender hat außerordentlich gewonnen, sowohl an Vollständigkeit als an Genauigkeit, seitdem er sich in den Händen des gegenwärtigen Herausgebers befindet; er ist in der That ein höchst nützliches, um nicht zu sagen unentbehrliches Nachschlagebuch für Alle geworden, welche zur deutschen Schriftstellerwelt gehören oder mit ihr in Verbindung stehen, und deren Zahl ist nicht gering. Sie beträgt, nach Ausweis der hier mitgetheilten Schriftsteller-Statistik, 21 571 Personen. Der Inhalt des Kalenders zerfällt in zwei Abtheilungen, deren erste die auf die lit. Rechtsverhältnisse bezüglichen Gesetze und Conventionen, die Statuten und Mitgliederverzeichnisse der lit. Vereine, Stiftungen und localen Vereinigungen, die Nekrologie, Mittheilungen über Denkmale, Preisausschreiben, Feste, Jubiläen u. dergl.; deren zweite das Adressenverzeichniß der deutschen Schriftsteller und Schriftstellerinnen, der deutschen Verleger, sowie ein Verzeichniß der Agenturen, Zeitungen, der deutschen Theater und ihrer Vorstände gibt. Das wohlgelungene Stahlstichporträt Paul Heyse's schmückt den auch sonst sehr hübsch ausgestatteten kleinen Band.

λδ. **Griechenland**, Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. Leipzig, Karl Baedeker. 1883.

„Das gesammte Material des hiermit zum ersten Mal erscheinenden Reisehandbuchs für Griechenland beruht auf persönlicher Anschauung an Ort und Stelle. Eine Reise nach Griechenland gehört auch für uns Deutsche seit 15—20 Jahren nicht mehr zu jenen außerordentlichen Glücksfällen des Lebens, welche nur einzelnen Begünstigten zu Theil werden." In diesen beiden ersten Sätzen des Vorwortes und der Einleitung ist der Charakter des Buches und die Begründung seines Erscheinens angegeben, wie umgekehrt seine Existenz sehr bezeichnend ist für das engere Verhältniß, in welches wir Deutsche im letzten Jahrzehnt zum Reisen überhaupt, und zum griechischen Orient insbesondre getreten sind. Der verdiente Herausgeber hat das Glück gehabt, in Dr. Lolling einen gewissenhaften und gewiegten Reisenden für Griechenland zu gewinnen; auch im Uebrigen hat er die competentesten Kräfte für sein Werk heranziehen können. So ist ein Handbuch entstanden, das nicht nur für den reisenden, sondern auch für den studirenden Europäer von hohem Werth ist, eine wahre Freude nach den vielen unvollkommenen Versuchen, mit denen man sich bis dahin großentheils hatte behelfen müssen. Nur etwa das französ. Handbuch von Joanne und Isambert kann neben diesem Werk noch ernstlich genannt werden. Wie durchaus auf der Höhe das Buch steht, zeigen am meisten eine Menge versteckter Einzelheiten, wie z. B. auf S. 198, wo schon vom Tempelrest der Artemis Proseoa auf Euboea die Rede ist, noch ehe derselbe wissenschaftlich bekannt gemacht war. Der Peloponnes wie Nordgriechenland — innerhalb der neuen politischen Grenzen — wurden auf 41 Routen durchzogen, bei denen nichts irgend Wesentliches übersehen ist. Wie bei allen Handbüchern der Firma ist der Grundzug auch hier: besonnene und klare Darstellung und praktische Brauchbarkeit. Wer da weiß, wie schwierig die Durchführung dieser Principien bei jedem neuen Reisehandbuche ist und nun vollends bei einem noch so vielfach uneuropäischen Lande wie Griechenland, das sich der Schablone entzieht, wird dem Herausgeber wie den einzelnen Verfassern nicht die Anerkennung versagen können, daß sie ihre Aufgabe vollständig gelöst haben. Die Griechen selber können für solche zusammenfassende Darstellung ihres Landes aus mehr als einem Grunde dankbar sein. Die hier besonders umfangreiche Einleitung gibt exacte Angaben über Land, Volk und Sprache; fast die Hälfte nimmt eine ausgezeichnete Skizze der griechischen Kunst von Prof. R. Kekulé ein. Im Text sind Athen und Attika, dann Olympia am eingehendsten behandelt. Wenn man Wünsche äußern sollte, so wären sie nur von der Art, wie sie naturgemäß erst in weiteren Auflagen befriedigt werden können: Vermehrung der Karten und Pläne, wie sie das Vorwort selber in Aussicht stellt, und dann Ausdehnung auf die bedeutenderen griechischen Inseln, die auch vom Touristen, der über etwas Zeit und Mittel verfügt, eine ganz andere Beachtung verdienen, als ihnen bis jetzt zu Theil geworden ist.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. Februar zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Aaberg. — Ferdinand Lassalle. Biographie von A. Aaberg. Leipzig, Polytechnische Buchhandlung.

Albert. — De villis Tiburtinis principe Augusto. Thesim proponebat facultati litterarum Parisiensi ad gradum doctoris promovendus Maurice Albert. Parisiis, Apud Ernest Thorin. 1883.

Arent. — Gedichte von W. Arent. Berlin, Kamlah'sche Buchhandlung. 1884.

Arnold. — Neue Novellen von Hans Arnold. Inhalt: Die kranke Familie. — Die Landpartie. — Schach der Königin. — Angenehme Gäste. — Papas Zahnschmerzen. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1884.

Arnold. — Geburtstagsfreuden. Schwank in einem Aufzuge von Hans Arnold. Breslau, Schletter'sche Buchhandlung. 1884.

Atlas to Accompany the monograph on the tertiary history of the Grand Cañon District by Capt. Clarence E. Dutton. Washington, Government Printing Office. 1882.

Aus zwei Welten. Von Tito und Idem. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1884.

Bartholomäus Krüger's Spiel von den bäurischen Richtern und dem Landsknecht. 1580. Herausgegeben von J. Bolte. Leipzig, Carl Reißner. 1884.

Bergbohm. — Die bewaffnete Neutralität 1780—1783. Eine Entwicklungsphase des Völkerrechts im Seekriege von Carl Bergbohm. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 1884.

Bestmann. — Die Anfänge des katholischen Christenthums und des Islams. Eine religionsgeschichtliche Untersuchung v. H. J. Bestmann. Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchhandlung. 1884.

Bibliothek für Ost und West. — Bd. I: Aus dem Kleinleben einer Großstadt. Wiener Genrebilder von V. Chiavacci. 1. Bd. Wien, Hugo Engel.

Bibliothèque des écoles françaises d'Athènes et de Rome. — Fascicule trentième: Etude sur les lecythes blancs attiques à représentations funéraires par E. Pottier. — Fascicule trente et unième: Le culte de Castor et Pollux en Italie par M. Albert. — Fascicule trente-quatrième: Terracine. Essai d'histoire locale par M.-R. de la Blanchère. — Fascicule trente-cinquième: Francesco de Barberino et la littérature provençale en Italie au moyen âge par Antoine Thomas. Paris, Ernest Thorin.

Bismarck. Zwölf Jahre deutscher Politik 1871—1883 von *.*. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung. 1884.

Boland. — La guerre prochaine entre la France et l'Allemagne. Par Henry Boland. Paris, D.-Rolland. 1884.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. Dreizehnte vollständig umgearbeitete Aufl. Mit Abbildungen und Karten. 95/100. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1883.

Bulthaupt. — Die Malteser. Tragödie in vier Acten, mit theilweiser freier Benutzung des Schiller'schen Entwurfes von Heinrich Bulthaupt. Frankfurt a. M., C. Koenitzer. 1884.

Christaller. — Ueber unser Gymnasialwesen von Ernst Christaller. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1884.

Chuquet. — Le général Chanzy. 1823—1883. Par Arthur Chuquet. Paris, Léopold Cerf. 1884.

Classiques Allemands. — Goethe. Campagne de France (23 août — 20 octobre 1792). Édition nouvelle. Avec une introduction, un commentaire et une carte. Par A. Chuquet. Paris, B. Delagrave. 1884.

Collection of british Authors. Tauchnitz Edition. Vol. 2199/2200: Altiora Peto by Lawrence Oliphant. — Vol. 2201: An Autobiography by Anthony Trollope. — Vol. 2209: The Girl of the Period, etc., by E. Lynn Linton. — Vol. 2211: Poems and Essays by Edgar Allan Poe, edited by John Edgar H. Ingram. — Vol. 2212: Tales by Edgar Allan Poe, edited by John H. Ingram. — Vol. 2217: New Italian Sketches by John Addington Symonds. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1884.

Conrad. Das Universitätsstudium in Deutschland während der letzten 50 Jahre. Statistische Untersuchungen unter besonderer Berücksichtigung Preußens von Dr. J. Conrad. Jena, Gustav Fischer. 1884.

Denis. — De la philosophie d'Origène, par M. J. Denis. Paris, Imprimerie Nationale. 1884.

Dittmann. — Das Realgymnasium von G. Dittmann. Stuttgart, Karl Krabbe. 1884.

Du Bois-Reymond. — Friedrich II. in englischen Urtheilen. — Darwin und Kopernicus. — Die Humboldt-Denkmaler vor der Berliner Universität. Drei Reden von Emil du Bois-Reymond. Leipzig, Veit & Co. 1884.

Dzieduszycki. — Der Patriotismus in Polen in seiner geschichtlichen Entwicklung. Von Isidor Graf Dzieduszycki. Krakau, R. Bartoszewicz. 1884.

Faucon. — Le mariage de Louis d'Orléans et de Valentine Visconti. — La domination française dans le Milanais de 1387 et 1450. — Rapport de deux missions en Italie (1879 et 1880) par M. Maurice Faucon. Paris, Imprimerie Nationale. 1882.

Fossati. — Ein Strauß aus dem k. k. österreichischen und k. italienischen Hof-Blumen-Salon Fossati. Gebunden von Hans Fossati. Wien, im Verlage des Verfassers.

Gaebler. — Special-Atlas der berühmtesten und besuchtesten Gegenden und Städte Deutschlands und der Alpen. 100 Karten. Herausgeg. und gezeichnet von Eduard Gaebler. Erster Bd. 7. Lfg. Leipzig-Neustadt, E. Gaebler's geogr. Institut.

Gestalten aus den Romanen von Georg Ebers. Nach Gemälden von L. Alma-Tadema, W. A. Beer, W. Gentz, H. Kaulbach, Ferd. Keller, O. Knille, Claus Meyer, C. Piloty, G. Richter, Laura Tadema, E. Teschendorff, Paul Thumann u. A. In photographischen Reproductionen. 1. Lfg. Stuttgart & Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Gewerbehalle. Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie. 1883. 22. Jahrg. Lfg. 1/2. Stuttgart, J. Engelhorn's Verlag. 1884.

Griswold. — Table alfabetique générale des matières et des noms des auteurs contenus dans les tomes 193—268 de la Revue des deux Mondes et 1—21 de la Nouvelle Revue par M. Griswold. Bangor, Qu. P. Index.

Grosse. — Ein bürgerlicher Demetrius. Roman in vier Büchern von Julius Grosse. Dresden, F. W. Steffens. 1884.

Hamerling. — Aspasia. Ein Künstler- und Liebes-Roman aus Alt-Hellas von Robert Hamerling. Illustrirt von Hermann Dietrichs. Dritte durchges. Auflage. Drei Bde. Hamburg, J. F. Richter. 1884.

Helbig. — Russische Günstlinge. Von G. Ad. W. von Helbig. Wortgetreuer Abdruck der Originalausgabe. Tübingen. In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1809. Stuttgart, J. Scheible's Verlagsbuchhandlung.

Hellwald. — Die Naturgeschichte des Menschen von Friedrich v. Hellwald. Lfg. 34/41. Stuttgart, W. Spemann. 1884.

Hellwald. — Amerika in Wort und Bild. Eine Schilderung der Vereinigten Staaten von Friedrich von Hellwald. Mit ca. 700 Ansichten. 16/20. Lfg. Leipzig, Schmidt & Günther. 1883.

Herbig. Frithiof und Ingeborg. Dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen von Otto Herbig. Berlin, A. Deubner. 1884.

Hirsch. — Geschichte der deutschen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte und zahlreichen Litteraturproben von Franz Hirsch. Lfg. 4/5. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1884.

Hirundo. — Irmengard. Eine Erzählung vom Chiemgau aus dem fünfzehnten Jahrhundert von G. Hirundo. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1884.

Holitscher. — Erzählungen von Ph. Holitscher. Budapest, G. Grill. 1884.

Jacoby. — Geist der griechischen Geschichte. Von Dr. Johann Jacoby. Nach dessen Tode herausgegeben von Franz Rühl. Berlin, Theodor Hofmann. 1884.

Jäger. — Geschichte der Römer. Von Dr. Oscar Jäger. Fünfte verb. Aufl. Erstes Heft. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1884.

Kralik. — Adam. Ein Mysterium von Richard Kralik. Wien, Carl Konegen. 1884.

Kunst und Gewerbe. Zeitschrift zur Förderung deutscher Kunst-Industrie. Herausgegeben vom bayrischen Gewerbemuseum zu Nürnberg. Redigirt von Dr. Otto Schorn. Siebzehnter Jahrgang. Nürnberg, G. P. J. Bieling.

Leroy-Beaulieu. — Das Reich der Zaren und die Russen von Anatole Leroy-Beaulieu. Autoris. deutsche, mit Schlussbemerkungen versehene Ausgabe von L. Pezold. Band I. Berlin, A. Deubner. 1884.

Lindau. — Monsieur et Madame Bewer. Par Paul Lindau. Avec une préface de M. Jules Claretie et une lettre a l'auteur par M. Émile Augier. Paris, Hinrichsen et Cie.

Lippert. — Allgemeine Geschichte des Priesterthums. Von Julius Lippert. Zweiter Band. Berlin, Theodor Hoffmann. 1884.

Maillard. — Simples réflexions sur la plupart des questions du jour par L. Maillard. Paris, Ernest Thorin.

Milde. — Die Musik im Lichte der Poesie. Dichterworte aus der Weltliteratur gesammelt von S. J. Milde. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1884.

Monographs of the United States Geological Survey. Volume II. Washington, Government Printing Office. 1882.

Naumann. — Illustrirte Musikgeschichte. Die Entwicklung der Tonkunst aus frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart von Emil Naumann. Lfg. 19/28. Stuttgart. W. Spemann.

Neubaur. — Die Sage vom ewigen Juden. Untersucht von Dr. L. Neubaur. Leipzig. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1884.

Norrenberg. — Allgemeine Litteraturgeschichte von Dr. Peter Norrenberg. Dritter Band. 7/8. Lfg. Münster. Ad. Russell's Verlag. 1884.

Oertzen. — Lieder und Leute. Von Georg von Oertzen. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung. 1883.

Perfall. — Die Heirath des Herrn von Rodenau. Novelle von K. von Perfall. Düsseldorf, Felix Bagel. 1884.

Peters. — Uebergangszeiten in den Reichslanden. Belletristische Skizze von F. Peters. Baden-Baden, Emil Sommermeyer.

Politische Correspondenz Friedrichs des Grossen. — Elfter Band. Berlin, Alexander Duncker. 1883.

Schäfer. — Deutsches Nationalbewußtsein im Licht der Geschichte. Akademische Antrittsrede von Dr. Dietrich Schäfer. Jena, Gustav Fischer. 1884.

Schmidt. — Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften von Dr. Erich Schmidt. Erster Band. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1884.

Second annual report of the United States Geological Survey to the Secretary of the Interior 1880—81 by J. W. Powell. Director. Washington, Government Printing Office. 1882.

Statistik der Deutschen Reichs-Post- und Telegraphenverwaltung für das Kalenderjahr 1882. Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei. 1883.

Staudinger. — Noumena. Die „transcendentalen" Grundgedanken und die „Widerlegung des Idealismus" von Dr. Franz Staudinger. Darmstadt, L. Brill. 1884.

Sturmhoefel. — Neulatein als Weltsprache. Ein Vorschlag von N. Sturmhoefel. Berlin, Walther & Apolant. 1884.

Taine. — Die Entstehung des modernen Frankreich. Von H. Taine. Autoris. deutsche Bearbeitung von L. Katscher. Zweiter Band: Das revolutionäre Frankreich. Zweite Abtheilung. Leipzig, Ambr. Abel. 1882.

The Imperial Review. — Quarterly. 1883. Melbourne. M'Kinley & Co.

Thézard. — Répétitions écrites sur le droit romain par Léopold Thézard. Quatrième édition. Paris. E. Thorin. 1883.

Transactions of the Cambridge Philological Society. Vol. II. For 1882—83. Edited by J. P. Postgate. London, Trübner & Co. 1883.

Treu. — Sollen wir unsere Statuen bemalen? Ein Vortrag von Prof. Dr. Georg Treu. Berlin, Robert Oppenheim. 1884.

Twelfth annual report of the United States Geological and Geographical Survey of the territories: a report of progress of the exploration in Wyoming and Idaho for the year 1878. In two parts. By F. V. Hayden. Washington, Government Printing Office. 1883.

Unser Wissen von der Erde. Allgemeine Erdkunde. Herausgegeben von hervorragenden Fachgelehrten. I. Bd. Allgemeine Erdkunde von Dr. J. Hann, Dr. F. von Hochstetter und Dr. A. Pokorny. 7/10. Lfg. Leipzig. G. Freytag.

Vierordt. — Neue Balladen von Heinrich Vierordt. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhdl. 1884.

Volkelt. — Ueber die Möglichkeit der Metaphysik. Antrittsrede von J. Volkelt. Hamburg & Leipzig. Leop. Voss. 1884.

Volkslieder. — In Bayern, Tirol und Land Salzburg gesammelt von August Hartmann. Mit vielen Melodien nach dem Volksmund aufgezeichnet von Hyacinth Abele. Erster Band: Volksthümliche Weihnachtslieder. Leipzig. Breitkopf & Härtel. 1884.

Wagener. — Erlebtes. Meine Memoiren aus der Zeit von 1848 bis 1866 und von 1873 bis jetzt. Von Hermann Wagener, Wirkl. Geh. Ober-Regierungs-Rathe. I. Abtheil. Berlin, R. Pohl. 1884.

Wandgemälde, die, der S. Georgskirche zu Oberzell auf der Reichenau. Aufgenommen von Franz Baer, Erzbischöflichem Bauinspector zu Freiburg i./Br. Mit Unterstützung der Grossherzoglich Badischen Regierung herausgegeben von Dr. Franz Xaver Kraus, o. ö. Professor an der Universität Freiburg, Grossherzoglichem Conservator der kirchlichen Alterthümer. Freiburg i./Br., Commission der Herder'schen Verlagshandlung. 1884.

Warncke. — Graf Oursel von Chateaurour. Eine wahre Geschichte in 5 Theilen. Herausgegeben von Elisabeth Warncke. Berlin. Hugo Steinitz & Comp.

Wechsler. — Der unsterbliche Mensch. Eine materialistische Dichtung in fünf Gesängen von E. Wechsler. Frei nach einer Sage über Moses Maimonides. Wien, Karl Konegen. 1884.

Wedde. — Grüsse des Werdenden. Gedichte eines demokratischen Redacteurs im neuen deutschen Reich. Von Johannes Wedde. . Hamburg, 1884. Selbstverlag.

Weise. — Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels. Vaterländische Dichtung in dreißig Gesängen von Carl Weise. Bevorwortet von Friedrich von Bodenstedt. Wittenberg, R. Herrosé Verlag. 1883.

Wellmer. — Die vegetarische Lebensweise und die Vegetarianer. Von Meta Wellmer. Zweite vermehrte und durchgesehene Auflage. Göthen, Paul Schettler's Verlag. 1884.

Werft. — Loreley. Eine Rhein-Mär von Leo Werft. Berlin und Leipzig. Oscar Parrisius. 1884.

Wetzstein. — Blütenlese in Lust und Leid. Gedichte eines Realisten von Albert Wetzstein. Berlin u. Leipzig. Oscar Parrisius. 1884.

Winther. — Die Flucht des Hirsches. Ein Gedicht von Christian Winther. Nach dem Dänischen von Wilhelm Honoré. Leipzig. Commissionsverlag von Carl Fr. Fleischer. 1884.

Wissen, das, der Gegenwart. Bd. XVIII: Kunst und Kunstgeschichte. Eine Einführung in das Studium der neueren Kunstgeschichte von Alwin Schultz. I. Bd. XIX.: Die pyrenäische Halbinsel von Dr. Moritz Willkomm. I. Bd. XX: Die Erde und der Mond. Von Paul Lehmann. Bd. XXI: Kunst und Kunstgeschichte. Von Alwin Schultz II. Leipzig, G. Freitag. Prag, F. Tempsky. 1884.

Woermann. — Neue Gedichte von Karl Woermann. Düsseldorf, L. Voß & Cie. 1884.

Wohlgemuth. — Jan Mayen und die österreichische arktische Beobachtungsstation. Geschichte und vorläufige Ergebnisse derselben. Nach den Aufzeichnungen und Berichten des Leiters, Linienschiffslieutenant E. von Wohlgemuth. Bearbeitet von Dr. Josef Chavanne. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1884.

Wolff. — Handbuch der Logik. neu dargestellt von Dr. Hermann Wolff. Leipzig, Denicke's Verlag. 1884.

Wolff. — Wegweiser in das Studium der Kantischen Philosophie. Von Dr. Hermann Wolff. Leipzig, Denicke's Verlag. 1884.

Wulckow. — Luther und die Musik. Ein Beitrag zur Luther-Jubelfeier von Dr. Richard Wulckow. Darmstadt, L. Brill. 1883.

Zabel. — Iwan Turgenjew. Eine literarische Studie von Eugen Zabel. Mit dem Bildniß Turgenjew's. Leipzig. Otto Wigand. 1884.

Zeit- und Streitfragen, Deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. von Kluckhohn, Redacteur A. Lammers, Prof. Dr. J. B. Meyer und Prof. Dr. Paul Schmidt herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Jhrg. XII. Heft 186/187: Der Spiritismus, die Narrheit unseres Zeitalters. Von Lic. Dr. Friedrich Kirchner. Heft 188: Gewalt oder Geist? Ein festliches Bedenken über die Zukunft von Luther's Kirche. Von Prof. Dr. P. Schmidt. Heft 139: Die Selbsthülfe des Arbeiterstandes. Von Dr. Ernst Hirschberg. Berlin, Carl Habel. 1883.

Zeitschrift, Historische. Herausgegeben von Heinrich von Sybel. Jhrg. 1884 2. Heft. München, R. Oldenbourg. 1884.

Zeitschrift, Internationale, für allgemeine Sprachwissenschaft. Unter Mitwirkung vieler Gelehrter des In- und Auslandes. Herausgegeben von F. Teschmer. I. Band. I. Heft. Mit über 80 Holzschnittfiguren und 7 lithogr. Tafeln. Leipzig, Joh. Ambr. Barth. 1884.

Zeroni. — Der Liebe Prüfung. Ein Lustspiel in drei Acten von Franz Zeroni. Mannheim, F. Nemnich. 1883.

Ziemssen. — Zum Tagesschluß. Neues Novellenbuch für Deutsche Familienkreise von Ludwig Ziemssen. 3 Bde. Berlin, Bernhard Simion. 1884.

Zur Umgestaltung des Preußischen Landtages. Von einem preußischen Beamten. Lindau und Leipzig. W. Ludwig. 1884

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Elwin Paetel** in Berlin.